Die Großen Bibliophilen

Erster Band

G. A. E. BOGENG * DIE GROSSEN BIBLIOPHILEN

G. A. E. BOGENG

DIE GROSSEN BIBLIOPHILEN

GESCHICHTE DER BÜCHERSAMMLER
UND IHRER SAMMLUNGEN

I. BAND

LEIPZIG MCMXXII
VERLAG VON E. A. SEEMANN

Druck von Ernst Hedrich Nachfolger, G. m. b. H., Leipzig

ERSTER BAND: DIE GESCHICHTE

I. ABENDLÄNDISCHE BUCHHANDSCHRIFTENZEIT

Im Altertum waren Archive und Bibliotheken anfangs nicht unterschieden, weil der Begriff einer Bibliothek als der einer aufgestellten Büchersammlung, die Literatur ordnete, von dem einer Literatur, als der Schrifttumsentwicklung, nicht zu trennen war. Alltagsbedürfnissen diente die Anwendung einer Schrift zuerst; nach und nach nur wurden die schriftlichen Aufzeichnungen zu Trägern geistiger und seelischer Schöpfungen, die in einer Buchform ihre dauerndere Verkörperung als Schrifttumswerke suchten. Die ägyptischen Papyrusrollen in frühester Zeit waren Archive der Behörden, vornehmlich der Steuerbehörden; sie bildeten die äußere Einrichtung der Bibliotheken vor, zumal da die äußere Form der Buchhandschriften und Urkundenhandschriften sich nicht erheblich unterschied. Vielleicht ist der ägyptische König Osymandyas, von dem Diodorus Siculus [I, 49, 3] berichtet, er hätte, der älteste benannte Bibliophile, seiner ἱερὰ βιβλιοθήκη die Aufschrift ψυχῆς ἰατρεῖον gegeben, nur eine Sage. Aber Bedeutung und Bezeichnung der Bibliothek, die aus dem Ägyptischen von den Griechen entlehnt zu sein scheinen, haben höchstwahrscheinlich schon im Nillande den Begriff einer Sammlung von Schriftwerken gewonnen, der seit der hellenistischen Zeit allgemein üblich wurde und der sich dann weiter auch auf die Buchtitel ausdehnte, die den Inbegriff einer Schatzkammer des menschlichen Geistes mit einem einzigen Worte nennen wollten. Doch bereits vor den Ägyptern und lange vor den Griechen hatten andere morgenländische Völker Anlagen, in denen ihre schriftlichen Aufzeichnungen bewahrt wurden. Ob man mit den darüber erhaltenen Nachrichten und mit den diese Archiv-Bibliotheken bezeugenden Resten, so mit den im Palast des assyrischen Königs Assurbanipal [7. Jahrhundert v. Chr.] in Ninive ausgegrabenen, in das British Museum gelangten, Keilschrifttontäfelchen und mit den auf Kreta gemachten Tontafelfunden, die, allerdings ohne daß sie bisher gelesen werden konnten, die Bibliothek des Königs Minos genannt worden sind, auch den

Beginn der Bibliophiliegeschichte rechnen will, ist eine Frage, der die Antwort zu finden der Phantasie überlassen bleiben muß. Reichen doch auch die ersten Nachrichten über Altgriechenlands Büchersammlungen kaum über einzelne Namen hinaus.

Allmählich erst war dem Altertum das Buch zu einem Kulturelement und Kulturrepräsentanten geworden. Die Antike, auch im Bereiche der klassischen Literatur, bedurfte für die Ausbreitung ihrer Bildung weit weniger der Buchvermittlung als der des gesprochenen Wortes. Von Anfang an wendeten sich die Dichter an die Hörer, nicht an die Leser. ‚Selber die Muse lehrt sie den hohen Gesang und waltet über die Sänger' (Homer). Der Notbehelf schriftlicher Aufzeichnungen blieb jahrhundertelang nur ein solcher. Die Ausgestaltung des Bühnenwesens, der Redekunst, des geselligen Vortrages, des wissenschaftlichen Zwiegespräches schuf die Formen einer Überlieferung, die zum Schrifttum wurden, ohne daß deshalb die weitere Wirkung des Wortes aufgehört hätte. Und auch den Philosophen bewegten Zweifel, ob das Buch ein Geschenk der Götter sei. Man höre Platos Meinung: Durch Bücher werde, infolge der Vernachlässigung des Gedächtnisses, in der Seele der Lernenden Vergessenheit hervorgerufen, da diese sich an die Schrift halten und sich mehr von außen her durch fremde Zeichen als innerlich aus sich selbst erinnern werden . . . Sie kommen so wohl zu Meinungen, aber nicht zur Wahrheit; denn vieles mögen sie aufnehmen und deshalb glauben, Vielwisser zu sein, während sie doch nichts gelernt hätten und Scheinweise geworden seien, nicht Weise . . . Etwas Arges sei an Bild und Schrift. Beider Hervorbringungen zeigten sich, als ob sie lebendig wären. Frage man sie, so antworteten sie mit vornehmem Schweigen . . . Sei das Wort niedergeschrieben, verbreite es sich überall hin, unter die, die es verständen, ebenso wie unter die, an die es nicht gerichtet wäre, und es habe dann keine Macht mehr darüber, mit wem es sprechen wolle, mit wem nicht. Werde es mißbraucht oder fälschlich gescholten, bedürfe es immer des Beistandes seines Vaters, selbst sei es nicht fähig, sich zu wehren oder sich sonst zu helfen. — Die Bedeutung des Buches und der Bücher, die das Gedächtnis der Menschheit werden— in bibliothecis loquuntur de-

functorum immortales animae [Plinius maior] — erkannten nüchternen, praktisch-realistischen Sinnes die Römer. Derart bezeichnete das Buch, die Bürgschaft menschlicher Unsterblichkeit, der ältere Plinius [hist. nat. XIII. 70], den Papyrus einen Erhalter insbesondere der geschichtlichen Erinnerung nennend, so die Begriffe Buch und Urkunde nicht mehr als etwas ganz und gar gleichartiges verbindend. Derart erschien auch dem Diodorus Siculus das Aufbewahren des Aufgeschriebenen für den Menschen und die Menschheit wichtig: „Wer wäre imstande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? Denn nur durch die Schrift erhalten sich die Toten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten miteinander als ständen sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugnis des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen und Völkern geschlossenen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft, und übergibt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unseres physischen Lebens anerkennen, aber als die Quelle unseres edlen, unseres geistigen Lebens die Schrift.“ [Übersetzt von L. Feuerbach.] In solchen Äußerungen von Autoren einer verhältnismäßig schon späteren Zeit läßt sich vielleicht am besten die Stellung des antiken Menschen zum Buche erkennen. Es war ein Verständigungsmittel, ein geistiges Werkzeug geworden, das Raum und Zeit überwinden ließ. Aber es blieb doch immer nur ein Ersatz für den persönlichen Verkehr. Nirgends begegnet, selbst bei den begeistersten alten Lobrednern des Buches, ein Ausspruch wie der eines modernen Philosophen, der ihren Verfassern deren Werke vorzieht, weil sie allein in diesen ihr bestes geleistet hätten, die Früchte ihrer Lebensarbeit ihm anvertraut hätten, die höchsten Leistungen ihrer Persönlichkeit. Das erst gibt dem Umgang mit Büchern seine Vollendung, daß ein kurzes Menschenleben, ausgenutzt, ausreicht, sich mit den größten Menschen aller Völker und Zeiten, soweit sie Schrifttumswerke hinterließen, unterhalten zu können. Dem Altertum war der Begriff des Buches weit weniger

eng mit dem des Schrifttums verwachsen, weil beides, Buch und Schrifttum in ihrem Gegenwartssinne, in ihm sich erst langsam ausbildeten.

Als ein Mittel der Politik zeigten sich die Anfänge griechischer Bibliophilie und Bibliotheken. Ausbreitung der geistigen Hegemonie, Glanz der Hofhaltung, Nationalbewußtsein mochten das Bedürfnis der Tyrannen nach eigenen Büchersammlungen, die zu Mittelpunkten geistigen Lebens wurden, geweckt haben. [Und die Entwicklungsrichtung führte von diesem Ausgangspunkte weiter; bis in die Neuzeit entstanden die großen Büchersammlungen zuerst in den großen absolutistischen Monarchien, nicht in den Demokratien.] Polykrates von Samos [Athenaeus I, 3 A] und der athenische Herrscher Peisistratos [Gellius N. A. VII, 17; Isidor. VI, 3, 3] sollen über Bibliotheken verfügt haben. Die Verdienste, die sich Peisistratos um das griechische Schrifttum erwarb, indem er die epischen Dichtungen sammeln und damit vor der Rhapsodenwillkür sichern ließ — auch die Herstellung eines Homertextes wird ihm zugeschrieben — ließen ihn, mit seinen Söhnen Hippias und Hipparchos, die Begründung von Athens geistiger Vorherrschaft durch Buchpflege gewinnen. Die Bedeutung seiner Büchersammlung erweist ihr Schicksal, sie soll von Xerxes nach Persien entführt, von Seleukos Nikanor den Athenern zurückgegeben sein. Doch hat sie nach der Pisistratidenzeit in der aufblühenden literarischen Produktion kaum noch ihren Rang einer beispielgebenden Sammelstelle behalten. Die literarischen Interessen vervielfachten sich in dem unter atheniensischer Führung sich gestaltenden geistigen Weltkampf der hellenischen Staaten; und im fünften Jahrhundert v. Chr. war bereits der Buchhandel zu einem Geschäftszweig, die Auslese der Bücher, die Bücherwahl des einzelnen, zu einer Verfeinerung der Sammlung aller vorhandenen Werke geworden. Die Literaturkritik, schon vor Platon sich regend, begann die festeren wissenschaftlichen Formen einer Philosophie anzunehmen. Ja dieser Philosoph selbst gilt manchen als derjenige Grieche, der als erster griechische Handschriften planmäßig gesammelt hat. Indessen wird der Anspruch des Aristoteles, der die Betriebsverfahren der Wissen-

schaften konzentrierte und organisierte, auf den Ruhm begründeter sein, zuerst mit bibliographischer Methodik in Griechenland eine Handschriftensammlung zusammengestellt zu haben. Der Polygraph, der Polyhistor brauchte nicht allein die Bücher für die Verfolgung der von ihm bestimmten Zwecke. Ihm konnte auch ein umfangreicher Büchervorrat nicht genügen, wenn dessen Art, wenn die Benutzung der aufgestellten Sammlung nicht seiner Systematik entsprach. Und wie er den Bereich der eigenen Schriften über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausdehnte, so wird ihm die Bibliothek zur Enzyklopädie geworden sein. Die Anregungen, die auch von seiner Bibliothekstechnik ausgingen, sind in den Einzelheiten unbekannt. Es bleibt nur zu vermuten, was und wieviel die großartigen Unternehmungen der Ptolemäer ihnen verdankten. Daß er selbst von den Ägyptern gelernt hat, Bücher als Büchersammlung zu verwenden, ist bei einem Denker, der die Vergleichungen liebte, wahrscheinlich. Er war die Persönlichkeit, in der sich die alten, orientalischen Traditionen mit den seinen Namen tragenden neuen verbanden. Auch in dieser Beziehung ist Aristoteles im guten oder im schlechten vielen kommenden Jahrhunderten Vorbild geworden. Aristoteles, der Bibliognost, der Bibliophile, der Bibliothekar war ein Bibliothekenschöpfer von so weitreichender Wirkung, daß an ihr gemessen die [von Strabon im 13. Teile seiner Geographie erzählte] Geschichte der Aristotelesbibliothek gleichgültig wird, obschon diese Büchersammlung lange noch erhalten wurde. Ihr Erbe war der Nachfolger in der Leitung der von Aristoteles begründeten Philosophenschule, Theophrast [Diogenes Laertios V, 52], der sie vermehrt dem Neleus hinterließ. Dieser verkaufte die Bibliothek selbst nach Alexandreia an die Ptolemäer, die Aristoteles- und Theophrast-Originale nahm er in seine Heimat nach Skepsis in Troas mit und hier wurden die unersetzlichen Werke von seinen Erben, denen ihr Wert unverständlich war, vergraben, um den Schatz vor der Büchergier der Attaliden in Pergamon zu wahren. Um 90/100 v. Chr. verkauften die Nachkommen des Neleus die Bibliothek dem Apellikon von Teos, einem Büchersammler, der nicht allein über reiche Mittel verfügte, sondern sich auch auf die

Behandlung der durch Feuchtigkeit und Wurmfraß stark beschädigten Buchrollen verstand oder dafür doch die Sachkundigen heranzuziehen wußte; ein Umstand, der auf die Ausbildung einer besonderen Bibliatrik unter den Buchbinderkunstfertigkeiten schließen läßt. Jedenfalls kam die Aristotelesbibliothek im Besitze dieses Bibliophilen wieder in Ordnung. Aus seiner und des Anakreon lydischen Vaterstadt nach Athen gekommen und hier Bürger geworden, nutzte er seine wissenschaftlichen Beziehungen, er war Peripatetiker, mehr wohl noch die des Finanzmannes, er war auch zweimal erster Münzmeister von Athen, um eine seiner Bücherlust würdige Büchersammlung zusammenzubringen. Das war damals am Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr., also in einer Zeit, in der die politische Geltung der griechischen großen Stadtstaaten vorüber war und die Bücherleidenschaft hellenistische Fürstenhöfe verfeindete, ein Wagnis, das nur jemand auf sich nehmen konnte, der der Machtentfaltung seines Geldes vertraute. Ihm verdankte auch Apellikon die Erfolge, die ihm zuteil wurden. Er war, wie die seit dem achtzehnten ahrhundert sich von Frankreich über England nach den Vereinigten Staaten von Amerika fortsetzenden Qualitäts-Quantitätssammler, ein Aufkäufer im großen, ein Mann, dem das Sammeln zum Sport wurde. Oder, wie das damals noch, als die Büchernutzung fast ausschließlich nach wissenschaftlicher Zweckarbeit strebte, sein Biograph Strabon [XIII 1, 54] ausdrückte: ἦν δὲ φιλόβιβλος μᾶλλον ἢ φιλόσοφος, mehr ein Bücher- als ein Weisheitsfreund. Aber er vertraute doch seinem Golde zu viel. Die Diebstähle in den kleineren griechischen Stadtarchivbibliotheken hatte er mit dessen Hilfe wieder gut machen können. Als ihn jedoch der mit solchen Erfahrungen gestärke Mut seiner Bücherraubsucht antrieb, aus dem atheniensischen Heiligtum der Göttermutter, dem Metroon, die alten Urkunden der Volksbeschlüsse zu entwenden, zwang ihn die Entdeckung seiner Untat, die er vielleicht selbst herbeiführte, weil er ohne den Bibliophilenneid seiner Mitsammler nicht leben mochte, zur eiligen Flucht vor der ihn bedrohenden Todesstrafe, einer Flucht, die sich ihm in ausgedehnte Bücherreisen wandelte. Auf ihnen entdeckte er den Aristoteles-Theophrast-Nachlaß in seinem Versteck und rettete mit ihm

eine Reihe schon unbekannt gewordener Werke der beiden Philosophen. Apellikon, dem die griechischen Unruhen die Rückkehr nach Athen zu seiner berühmten alten Iliashandschrift und den vielen anderen seiner Cimelien ermöglicht hatten, begnügte sich nicht damit, durch Ausbesserungen die Werke des Stagiriten wiederherzustellen. Er begann selbst die fehlenden Stellen zu ergänzen, so wenig galt damals noch bei einem Manne, der die authentischen Texte in seiner Büchersammlung vereinen wollte, die feste Grenze zwischen Interpolation und Restitution. Bedarf es eines besseren Beispieles dafür, daß die alexandrinischen Bemühungen um den überlieferten Wortlaut nicht überflüssig waren? Apellikon hatte in Athen sich dem Athenion angeschlossen, der, Peripatetiker wie er, ein großes Vermögen als volkstümlicher Wanderredner sich erworben hatte und nun, von dem König Mithridates VI. von Pontus als Stadttyrann eingesetzt oder doch gehalten, ohne allzu große Bedenklichkeiten die Nachkommen stolzester Bürger regierte. Von ihm erhielt Apellikon den ihm jedenfalls nicht unerwünschten Auftrag einer Brandschatzung des Tempels in Delos. Aber der ausgezeichnete Bankier bewährte sich nicht als Feldherr, er wurde von den Römern unter Orbius geschlagen und kaum konnte er selbst nach Athen zurückflüchten, wo er während der Belagerung der Stadt durch Sulla [86 v. Chr.] inmitten seines Bücherschatzes starb. Als Beute Sullas gelangte die Apellikon-Bibliothek nach Rom. Hier wurde sie von dem Lehrer Strabons, Tyrannion d. Ä., aufgestellt. Ihre Benutzung, dank der dem Andronikos von Rhodos die Wiederherstellung der in ihr geborgenen Aristotelesschriften gelang, verschaffte auch den Buchhändlern Roms die Gelegenheit, die Überlieferung klassischer Werke nach den echten Handschriften bei ihren Vervielfältigungen zu verwerten. Freilich eine Gelegenheit, die sie nicht gerade sorgfältig wahrnahmen. Denn die Abschriften, die sie herstellen ließen, waren allzuoft nachlässig. Aber nicht darin allein, daß die Aristotelesbibliothek ein Bindeglied literarischer Tradition geworden ist, liegt die Bedeutung ihres Begründers für die Bibliophilen späterer Jahrhunderte, sondern vor allem darin, daß die von ihm bestimmten Denkrichtungen, das von ihm ge-

schaffene Gefüge der Wissenschaften grundlegend wurde für die Bibliothekssystematik weit über die Epochen mittelalterlicher Scholastik hinaus.

Als die Blüte der hellenischen Nationalliteratur mit der der hellenischen Nationalpolitik zu verwelken begann, in einer Zeit, in der die griechische Kultur sich über den ganzen Umfang des von Alexander erträumten Weltreiches, das nach seinem Tode in die hellenistischen Staaten zerfiel, verbreitet hatte, das Griechische Weltsprache wurde, ging auch das von des großen Königs großem Lehrer noch allein beherrschte Reich der universalen Wissenschaft in Trümmer. Aus den einzelnen Wissenschaften entwickelten sich Fachwissenschaften, die eine enzyklopädische Bildung verband, deren Zentren die neuen Großstädte im Osten wurden. Die Enzyklopädisten dieser Epoche, die sogenannten Grammatiker, d. h. die Kritiker, Literaten, Philologen, traten an die Stelle der Philosophen und der Poeten, Fleiß und Gelehrsamkeit an die des Genies. Und da die Wechselbeziehungen zwischen dem Leben und der Literatur aufhörten, begann ein Erstarren im Formenwesen, die Kritik artete in die Krittelei, die Kunst in die Künstelei aus. Das alexandrinische Zeitalter, in dem die literarhistorische Aufnahme des Bestandes der klassischen griechischen Literatur sich vollzog, wurde zum Beispiel einer Epoche, in der das Buch dem Werk, dem es dienen soll, vorangestellt wird. Allerdings auch zu einem von der undankbaren Nachwelt verkannten Beispiel. Denn auf des Alexandrinertums Verdiensten beruhte die Erhaltung des griechischen Schrifttums, beruhte der Humanismus, in dem sich Antike und Moderne verbanden. Die ägyptische Stadt Alexandreia, die Lieblingsgründung Alexanders des Großen, die die geistige und politische Hauptstadt seines sich über den Osten ausdehnenden neugriechischen Reiches werden sollte, war durch ihre Lage der Mittelpunkt damaligen Weltverkehrs; ein Ort, an dem okzidentalische und orientalische Geistesströmungen zusammenflossen. Sie wurde die neue Pflegestätte griechischer Künste und Wissenschaften, die beherrschende Literaturzentrale. Das Hauptverdienst hieran hatte das Mäzenatentum der Ptolemäer, das in ihrer Stadt die größte öffentliche Büchersamm-

lung des Altertums entstehen ließ. Bereits der Gründer dieser ägyptischen Königsdynastie, Ptolemaios Lagi, besaß eine Büchersammlung. Doch erst Ptolemaios I. Soter [323—284/82] und vor allem sein Sohn Ptolemaios II. Philadelphos [283—247 v. Chr.] wurden die Stifter der alexandrinischen Bibliotheksanlagen, deren hervorragende Bibliothekare die bibliographisch-philologische Kodifikation der griechischen Literatur vollendeten, in der deren Überlieferung fortan wurzelte. Hier entstanden die ersten auf Kritik und Hermeneutik beruhenden Textrezensionen, die seit den Editiones principes der Wiegendruckzeit in den Büchersammlungen europäischer moderner Zivilisationen die antike Literatur repräsentieren. Der Phalereer Demetrios, ein Aristotelesschüler, der zehn Jahre lang [bis 307 v. Chr.] in Athen unter makedonischer Oberherrschaft regiert und im Jahre 297 v. Chr. in Ägypten Aufnahme und Schutz gefunden hatte, hatte für Ptolemaios I. Soter 50000 Buchrollen zusammengebracht, die zum Grundstock der von Ptolemaios Philadelphos nach seinem Rat errichteten Bibliotheken wurden, die sich an das in dessen Residenz Alexandreia erbaute Museion anschlossen. Eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster der peripatetischen Schule zu Athen, eine Anstalt, die Akademie der Wissenschaften, Forschungsinstitut, Universität nach heutigem Sprachgebrauch in sich vereinigte, gab den inneren Zusammenhang des Ganzen; die Berufungen in ihre Mitgliederzahl erregten Aufsehen und Neid, wie ihn die höhnenden Verse des Timon von Phlios bezeugen: „Viele werden gefüttert im völkerreichen Ägypten, traurige Bücherschmierer, die unaufhörlich verzankt sind, in dem Gehege der Musen." [Übersetzung von A. Gercke.] Die eigentliche Bibliothek des Museion wurde die in seiner Nähe, in einem an den königlichen Palast anstoßenden Gebäude im Quartier Brucheion, aufgestellte Büchersammlung, die die gesamte ägyptische, griechische, orientalische, römische Literatur aufnehmen sollte, die vollständige Weltliteratursammlung, wie sie sich Demetrios Phalereos wünschte. Die kleinere, zweite Bibliothek befand sich im Serapeion, das im Quartier Rhakotis lag; sie war, aus den Dubletten der großen Bibliothek vermehrt, besonders den Unterrichtszwecken dienstbar, die Universitätsbiblio-

thek neben der Zentralbibliothek. Das Bestreben des königlichen Buchgönners war es, möglichst die alten, echten Originale selbst zu erreichen. Er ließ abschreiben, begünstigt durch den neuen Beschreibestoff, den die Papyrusstaude lieferte, und aufkaufen, was er erreichen konnte. Der Sammeleifer, der ihn trieb, verschmähte auch nicht die Zwangsmaßregeln, die er durchsetzen konnte. Ein beliebtes Mittel war es, die Originale zu entleihen und statt ihrer Kopien zurückzugeben. Die Schiffe, die im Hafen von Alexandreia ankerten, wurden nach ihrem Büchergut durchsucht, um, wenn sich in ihm alte Stücke fanden, deren Tausch gegen neue zu vollziehen. Die von den Athenern, die sie notgedrungen hergeben mußten, gegen ein Pfand von 15 Talenten entliehenen Staatsexemplare der drei Tragiker gab der König Ptolemaios Euergetes ebenfalls nicht zurück. Er überließ den Athenern die Pfandsumme und das Begnügen mit den drei nach ihren Originalen angefertigen Buchabschriften. Da häuften sich dann die Cimelienreihen wie in dem Rollenschatz der in den entlegensten Orten aufgespürten Homerhandschriften. Deshalb blieben jedoch die namen- und ruhmlosen Schriften nicht unbeachtet. Auch sie, die im Buchhandel nicht verbreitet waren, deren Vervielfältigungen, wie die Nachschriften von Vorlesungen und Vorträgen, überhaupt nicht in den Handel gelangten, fanden in Alexandreia Beachtung und Platz. Dem methodischen Sammeln entsprach das methodische Sichten. Der Begründer der Homerkritik, Zenodotos aus Ephesos, ein Schüler des ersten Vorstandes der alexandrinischen Bibliothek, des dichtenden Gelehrten Philitas aus Kos, der die unverständlichen Worte [Glossen] alter Dichtungen zu erforschen sich bemüht hatte, Alexander aus Pleuron in Aitolien und Lykophron aus Chalkis besorgten die Vorarbeiten für die kritische Revision der Texte der epischen, tragischen, komischen Dichtungen. Um 270/40 vollendete man unter des Kallimachos aus Kyrene Teilnahme, der, ein Freund Theokrits, ihn bei den Zeitgenossen an Dichterruhm überragte, dessen größeres Verdienst aber doch wohl seine bibliographischen Leistungen waren, die Aufnahme der Bestände, deren Zählung etwa 42800 Rollen in der Serapistempelbibliothek und 400000 gebündelte Mischrollen, 90000 einfache Rollen in der großen Bibliothek ergab;

eine Zahl, die mit der Dubletteneinrechnung bis auf 700000 Rollen gestiegen sein soll. Die Herausgabe des Kataloges [Πίνακες] machte es dem Aristophanes aus Byzanz [† um 180 v. Chr.], einem Kallimachosschüler, möglich, aus der Übersicht, die das Verzeichnis bot, in grundlegenden Untersuchungen eine ästhetisch-kritisch-literarhistorische Ordnung des griechischen Schrifttums vorzunehmen. Die Dichter, deren gesammelte Werke, deren gesamter handschriftlicher Nachlaß in Alexandreia zusammengestellt waren, wurden nach der Art ihrer Dichtungen in Klassen getrennt und die hervorragendsten von ihnen unter Ausschluß der noch lebenden zu besonderen Gruppen vereinigt. Die besten Bücher galten von nun an als die Grundlage, als der Kanon literarischer Bildung. So entstand aus dem kanonischen Ansehen, das bestimmte Dichter und Dichtungen fortan genossen, der Begriff des Klassikers und mit ihm für die Nachwelt der des klassischen Altertums. Den bibliographisch-literarhistorischen Arbeiten der alexandrinischen Bibliothekswissenschaft mußte sich notwendigerweise die Dichtungserklärung und Textbearbeitung verbinden. Sie wandte sich zunächst auf Homer, den Klassiker κατ' ἐξοχήν. Aus der Beschäftigung mit ihm erwuchs die Philologie, der Dienst am Wort, die Gelehrsamkeit der Schrifttumsüberlieferung. Die Fassungen der Homertexte wurden verglichen, Auslassungen ergänzt, Berichtigungen vorgenommen. Das führte auf linguistische, metrische und andere Untersuchungen. Die Auffassung und Erläuterung eines Schriftwerkes gestaltete sich zu einer wissenschaftlichen Aufgabe, deren Lösung die Kommentare unternahmen, von denen die Vorlesungen ausgingen. Alle Einzelleistungen faßte die Homerphilologie in den großen kritischen Textausgaben zusammen, die von Zenodotos, Aristophanes und von dem hervorragendsten Philologen des klassischen Altertums, Aristarchos aus Samothrake [† 145 v. Chr.], bearbeitet wurden. Von seiner in je 24 Bücher eingeteilten, mit kritischen Zeichen erläuterten Edition der Ilias und Odyssee erschien eine zweite verbesserte Auflage, die weiterhin die maßgebende blieb. Die kritischen Ausgaben erhielten ihre Benutzer nach den Ergebnissen der Forschung auf der Höhe der Wissenschaft. Randschriften und sonstige Vermerke

fügten in kurzer, sich hierfür ausbildender Schreibweise, die zu einer Editionstechnik wurde, allerlei Anmerkungen hinzu. Es entstanden immer neue Ausgaben, von denen besonders diejenigen gesucht wurden, deren anmerkende Erklärungen [Scholien] die Interpretation den Lernenden und Lesenden erleichterten. Allmählich dehnte sich der Kreis der derart erklärten und herausgegebenen Texte immer weiter. Die Dramatiker, deren Metrik der Rezitation Schwierigkeiten machte, die Prosaiker, deren Schriftmassen eine eingehendere Gliederung verlangten, bedingten eine gesteigerte Sorgfalt. Die diakritischen Zeichen, die Unterscheidungszeichen für die richtige Aussprache der Wörter sowie zur Vermittlung des Verständnisses, vor allem die Interpunktionszeichen, wurden ausgebildet, die mit Buchstaben gesetzten Zahlzeichen wurden zu einem, allerdings ohne Null bleibenden, dekadischen System. Damit hatte sich die Entwicklung zum Buche im europäischen Gegenwartssinne vollzogen, die innere Buchform eines Literaturwerkes erschien in einer gefestigten Tradition, deren Art zu beachten auch die neueren Schriftsteller sich bemühten. Der äußeren Buchform war mit der Entwicklung ihrer Ausstattung und gleichmäßigen Herstellungsweise durch die Bedeutung der kritischen Rezensionen für den authentischen Text auch die eines unterscheidenden Ausgabenwertes gefunden. Es gab nun nicht lediglich gute und schlechte, schöne und unschöne Bücher, es gab jetzt auch sich unterscheidende gute und schlechte Ausgaben, deren Werte die Kenner und Liebhaber zu schätzen verstanden. Man war aus der archivalischen Epoche des Aufbewahrens in die bibliothekarische des Ordnens gekommen. Bibliographie und Literarhistorie übten ihren Einfluß auf Buchgewerbe und Buchhandel. Der Buchfreund aber, der Bücher sammelte, wählte nun die besten Bücher in ihren besten und schönsten Ausgaben. Daß die alexandrinische Bibliothek nicht als ein dauerndes Denkmal antiker Kultur erhalten blieb, gehört zu den großen Schicksalsschlägen in der Geschichte der Menschheit. Es ist, als ob die Ptolemäer in ihr von überallher die Reste der Vergangenheit geborgen hätten, um den kostbarsten Scheiterhaufen aufzubauen, der jemals errichtet worden ist. Nachdem die Hauptbibliothek im Mu-

seion schon mehrfach durch Brände verwüstet war, verbrannte sie im Jahre 47 bei den Straßenkämpfen, die unter Julius Cäsar gegen die Ägypter in Alexandreia geführt wurden. Allerdings soll Antonius der Kleopatra zum Ersatz die 200000 Bände der Bibliothek in Pergamon geschenkt haben und diese dürfte dann mit den Überresten der alten Bibliotheken untergegangen sein, als unter Aurelian eine Feuersbrunst den größten Teil des Bibliotheksstadtviertels eingeäschert hatte. Erhalten blieb als ein Hauptsitz griechisch-römischer Gelehrsamkeit und Schrifttumsüberlieferung allein die kleine Bibliothek im Serapistempel bis auf die Zeiten Theodosius des Großen. Sie wurde im Jahre 390 n. Chr. von über die Serapisfeier aufgebrachten Christen unter Führung des Patriarchen Theophilos von Antiocheia verheert und nicht erst bei der Eroberung von Alexandreia durch die Araber unter Omar 640 n. Chr. zerstört.

Andere Königshöfe waren bald dem Beispiel der Ptolemäer gefolgt. In Antiochien waren es die Seleuziden, in Pergamon die Attaliden, die in ihren Hauptstädten Musensitze errichteten. Eumenes I. und sein Nachfolger Attalos begründeten die Pergamenische Bibliothek, für die Eumenes II. [197—159 v. Chr.] in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts auf der Burg im Nordwesten des Athenatempels einen Prachtbau ausführen ließ [Strabon 13, 4, 2]. Unterstützt von Krates aus Mallos in Kilikien und Athenodoros trat er mit Alexandreia in einen Wettbewerb, dessen Formen nicht immer friedlich blieben. Als ein Ptolemäer [Physkon] ein Ausfuhrverbot für den ägyptischen Papyros erließ, um die Pergamenische Bibliothek von der Buchstoffzufuhr abzuschneiden, begann man in dieser, Beschreibstoffe aus Tierhäuten herzustellen und erfand das Pergamen[t].

Neben den beiden berühmtesten Bibliotheksanlagen der hellenistischen Zeit werden auch sonst in den griechischen Städten größere oder kleinere Büchersammlungen vorhanden gewesen sein. Die Nachrichten, die über sie erhalten blieben, finden sich zumeist in den Berichten über Kriegsbeute, die in die entstehende Hauptstadt des Imperium Romanum gelangten; im Verlaufe einer Entwicklung, die einen Vergleich mit dem ähnlichen Verhältnisse zwischen Europa

und den Vereinigten Staaten von Amerika im zwanzigsten Jahrhundert nahelegt. So brachte Aemilius Paulus [168 v. Chr.] nach der Besiegung des Perseus die Bibliothek der mazedonischen Könige nach Rom [Isidor, Orig. VI, 5, 1], während die bei der Einnahme Karthagos dort gefundenen Büchersammlungen von den Römern unter die einheimischen Fürsten verteilt wurden. [Plinius, Nat. hist. XVIII, 5, 22]. Italiens Latinisierung war durch Siege und Gesetzgebung im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt von den Römern erreicht worden; die lateinische Sprache, eine Komandosprache für Feldherren, eine Dekretalsprache für Administratoren, eine Lapidarsprache für das steinharte Römervolk, als welche sie Heinrich Heine kennzeichnete, bürgerte sich auch in den italienischen Landstädten ein, um dann die Verkehrssprache des Weltreiches zu werden und noch viele Jahrhunderte nach dessen Untergang Literaturweltsprache zu bleiben. Die Tiberstadt aber wurde zur Kosmopolis, für deren geistiges Leben nach der Unterwerfung Griechenlands der Hellenismus bestimmende Bedeutung gewann. Die Verschmelzung der hellenischen mit der römischen B ldung vollzog sich aber nicht nur durch Austausch und Wechselwirkung der Kulturideen; mit den Vermittlern der hohen Werte griechischer Kultur kamen auch deren Zeugen, Kunstwerke und Schriftrollen, in ungeheuerer Zahl nach Rom, die als Einzelstücke, häufiger noch als ganze große Sammlungen hierher überführt wurden. Das rasch reichgewordene Rom kaufte die Bildung Griechenlands mit allem ihrem Zubehör auf. Und ihre Abhängigkeit von der griechischen Bildung ging der römischen nie verloren, mochte auch die edle Auffassung sie bestimmen, die etwa Horatius vertrat: Du darfst uns reichen Hellas Edelsteine, Doch sei die Fassung immerdar die Deine, Willst du in Wahrheit treuer Dolmetsch sein, Mußt Du zuerst vom Wortdienst Dich befrein. [Übersetzt von C. Bardt.] Wie die Anfänge des römischen Schrifttums in griechischen Werken bestanden, wie die Anlehnungen an die griechischen Muster und die Übersetzungen oder Umarbeitungen griechischer Vorbilder in der lateinischen Literatur nicht aufhörten, so blieb auch dieser literarische Philhellenismus für die römischen Buchfreunde maßgebend, deren Büchersammlungen vor-

wiegend griechische waren, die das lateinische Schrifttum mehr aus Nationalstolz pflegten als aus der Überzeugung seines für die Privatbibliothek eines Römers höheren Wertes. Die Bibliophilen, die auch die lateinischen Originale schätzten, blieben in der Minderzahl; die Bevorzugung des Griechischen zeigte sich ebenso im Buchgewerbe, soweit es sich mit seinen Erzeugnissen an die Liebhaber wendete.

Nicht allein die Erbin der Bücher Griechenlands, auch die seiner Buchgelehrsamkeit wurde Rom, nachdem in Alexandreia der Autokrat Ptolemaios Physkon, in Pergamon der Tod des III., letzten, Attalos [† 133 v. Chr.] den Betrieb der Buchpflegestätten aufgehalten hatte. Krates, der in Pergamon den Alexandrinern auch darin widerstrebte, daß er der grammatisch-philologischen Interpretation das sachliche Erklärungsverfahren gegenüberstellte [das allerdings rasch in Realitätenphantasien ausartete], vermittelte die griechische Wissenschaft den Römern, als er [168 v. Chr.] im amtlichen Auftrage in Rom befindlich, durch einen Beinbruch dort zu längerem Aufenthalte gezwungen wurde. Der Aristarchgegner versäumte nicht die Gelegenheit, in Vorlesungen für seine Lehre zu werben und die Beziehungen zwischen Pergamon und Rom durch geistige Gemeinsamkeit zu verstärken. Der Erfolg seiner Bemühungen kam jedenfalls zunächst nicht darin zum Ausdruck, daß im öffentlichen von der Kriegspolitik in Anspruch genommenen Leben Roms das Bedürfnis hervortrat, eine Bibliothek als Kulturzentrum zu erschaffen. Der praktische Sinn des römischen Volkes neigte wenig zu einem verfeinerten Verlieren in der Theorie, als das ihm das alexandrinische und auch das pergamenische Literaturwesen erscheinen mußte. Die Beutebibliotheken, die die Feldherren unter ihren Triumphstücken heimbrachten [wie die Lucullusbibliothek, die Bücherei des Königs Mithridates, aus dem pontischen Raube] blieben unter den anderen Schätzen, die Siegeszeichen waren, an ihre Nutzung wurde nicht gedacht. Denn auch die Römer begannen mit der Aneignung der Äußerlichkeiten jener Dinge, die sie in der Fremde hochgeschätzt sahen. Der Besitz genügte ihnen vorerst, und es dauerte eine Weile, bis sie das Feingold griechischer Kostbarkeiten in gemeingültiges römisches Kleingeld umprägen lernten.

Die Besitzergreifung der geistigen Hinterlassenschaft blieb vorerst den Privaten überlassen. Ein Gelehrter, wie der Polygraph und Polyhistor M. Terentius Varro [116—26 v. Chr.], konnte ohne ausreichende Büchersammlung gar nicht so viel schreiben oder abschreibend übersetzen, daß seine unaufhörlich sich folgenden Werke eine Bibliothek für sich wurden. Die Privatbibliothek Varros ist während der Proskriptionen geplündert worden [Gellius N. A. III, 10, 17]. Daß ihr Ansehen auch in bibliothekstechnischer Hinsicht nicht gering gewesen ist, beweist der Auftrag, den ihm Julius Cäsar erteilte, die Begründung einer griechisch-römischen Büchersammlung zu leiten. Vielleicht war diesem Unternehmen in den cäsarischen Monarchieplänen eine Rolle zugedacht gewesen. Denn daß Cäsar unter den gewaltigen Plänen, deren Verwirklichung er nicht erleben sollte, auch den Gedanken einer allumfassenden, großen öffentlichen Büchersammlung gehabt hat, er, der im alexandrinischen Kriege die alexandrinische Bibliothek in den Flammen des Flottenbrandes untergehen sah, brauchte nicht mit seiner eigenen schriftstellerischen Tätigkeit oder mit seiner persönlichen Vorliebe für die Wissenschaften zusammenzuhängen, sondern konnte durchaus seinen Gedanken, die das Gefüge eines Imperium Romanum überlegten, wohl anstehen. Aber die Ermordung des Diktators vereitelte die Ausführung, zu deren Vorbereitung jedenfalls das [nicht erhalten gebliebene] Buch Varros „de bibliothecis" geschrieben wurde, das auch die Benutzung ähnlicher griechischer Bibliothekskunden durch ihn vermuten läßt. Des Adoptivvaters Plan nahm nun zwar Augustus sogleich auf, doch kam ihm Cäsars Freund, der angesehene Kritiker und Schriftsteller C. Asinius Pollio [76 v. Chr.—5 n. Chr.] zuvor, aus der Beute des Dalmatinischen Feldzuges stiftete er im Jahre 39 v. Chr. die erste öffentliche Bibliothek in Rom. Primus ingenia hominum rem publicam fecit, ein Lob des Plinius [Nat. hist. XXXV, 10], das die echt römische Auffassung dieser Tat bezeugt. Im Atrium des Libertastempels auf dem Aventin, das er hatte errichten lassen, fand die Sammlung ihre Unterkunft. Bildsäulen und Büsten der hervorragendsten Schriftsteller schmückten die Räume, eine bald für Bibliothekseinrichtungen vorbildlich werdende Mode, die

auch unter den Baukunstregeln des Vitruv nicht vergessen wurde. Allein Varro war unter den Lebenden solcher Bildsäulenehrung für würdig befunden — es wird der Dank an den geistigen Schöpfer dieser Bibliotheksgründung gewesen sein — unter den Denkmälern der großen Toten sein eigenes zu sehen. Die Anwendung einer griechischen Ausstattungsgewohnheit auf einen, dem Gedankengange eines Römers sehr genehmen, amtlichen Autor-Heroenkult in den Bibliothekstempeln kam jedoch nicht zu einer strengen Durchführung. Schon ein Jahrhundert später durfte sich der Allerweltsschmeichler Martial berühmen [9 prooem. 5], als Standbildchengönner den Büchersammler Stertinius zu haben. Ihr akademischer Charakter verblieb ihr indessen: am Ende des fünften Jahrhunderts noch wird eine derartige Poetenproklamierung erwähnt, die des Bischofs von Clermont, Sidonius Apollinaris, dessen Statue unter denen der Dichter in einer öffentlichen Bibliothek [in der bibliotheca Ulpia] aufgestellt wurde. Aus dergleichen Beziehungen gaben auch wohl die Bibliophilen dem Büstenschmuck ihrer Privatbibliotheken einen eigenen Sinn [Cicero ad Attic. 4, 10]. Ihr Mäzenatentum erstreckte sich nicht bloß darauf, daß sie den Verfassern die Dedikationen bezahlten und die Abschriften ihrer Werke von ihnen ankauften. Sie stellten ihnen sogar die Bildsäule auf, die in einer berühmten Büchersammlung urbi et orbi verkündete, welche Geistesgröße der Porträtierte sei und welcher Gönner von Kunst und Wissenschaft der Sammler selbst.

Der Bestand der Bibliothek im Atrium Libertatis scheint nicht allzulange gedauert zu haben, wenigstens hören die Nachrichten über sie nach der Zeit des Kaisers Vespasianus auf, sie verschwand im Schatten der neuen großen Staatsbibliotheken, von denen zwei noch Augustus gegründet hat, die beide die griechisch-römische Literatur umfaßten: die im Jahre 28 v. Chr. im Apollotempel auf dem Palatin eingeweihte [bibliotheca (templi) Apollinis], in der unter der Leitung des Pompeius Macer, später des Hyginus, hauptsächlich die Rechts- und die schönen Wissenschaften vertreten waren, und die in dem zu Ehren seiner Schwester 23 v. Chr. errichteten porticus Octaviae auf dem Marsfelde befindliche, die von Melissus gesammelt war.

Die Palatinische Bibliothek scheint erst in der Feuersbrunst des Jahres 363 n. Chr. untergegangen zu sein, die Octavische verbrannte bereits im Jahre 80 n. Chr., ist jedoch wiederhergestellt worden. Unter Tiberius entstanden zwei neue Bibliotheken, die beim templum Divi Augusti auf dem Palatin und die in der domus Tiberiana. [Wofern die Nachrichten über diese beiden Büchersammlungen, die die Feuersbrunst unter Commodus, 191 n. Chr., überdauert zu haben scheinen, sich nicht auf eine einzige Sammlung beziehen.] Und auch die folgenden Kaiser waren immer wieder bereit, die Bibliotheken, die in den zahlreichen Bränden zerstört wurden, durch andere zu ersetzen. Aber das, was sich in Alexandreia an einem Tage vollzog, der Untergang der wertvollsten Originale der klassischen Literatur, konnten oder wollten [denn der Plan, in gesicherter Lage der Stadt eine Zentralbibliothek zu errichten, scheint niemals ernsthaft erwogen zu sein] auch sie nicht verhindern. War Alexandreia ein Scheiterhaufen gewesen, auf dem die griechische Literatur schnell verbrannte, so war Rom der langsame Scheiterhaufen, in dem die Feuer Jahrhunderte hindurch die bisher geretteten Reste der Bücherschätze vernichteten, soweit sie nicht noch in den ländlichen Privatbibliotheken geborgen waren, wo Bürgerkriege und Eroberungsfeldzüge immer von neuem ihr Dasein bedrohten, bis auch sie zerbröckelten und zerfielen. Und doch verdanken wir dem Element, das uns den größten Teil der antiken Literatur geraubt hat, auch die Erhaltung der einzigen Bibliothek des Altertums, die bisher unseren Tagen dessen Bücher überlieferte: der im achtzehnten Jahrhundert im Herculanum ausgegrabenen, teils nach Neapel, teils nach Oxford gebrachten kleinen Privatbibliothek, die einst, eine bereits von Winckelmann ausgesprochene Vermutung, dem epikureischen Philosophen Philodemos, aus Gadara in Palästina, der schon um 55 v. Chr. als Dichter aufgetreten war, also einem Zeitgenossen Ciceros, gehört hatte. Ihre Überreste, die in der Villa der Pisonen vorgefunden wurden, sind allerdings die einer bescheideneren, einseitig angelegten Sammlung, sie lassen die Ausdehnung und Ausstattung der großen Liebhaberbüchereien Roms nicht erkennen.

Achtundzwanzig Büchersammlungen sollen in der Zeit Con-

stantins dem öffentlichen Gebrauche geöffnet gewesen sein, eine Zahl, an der nicht zu zweifeln ist, da ja die öffentlichen Gebäude von einiger Größe und Prachtentfaltung, die Tempel und Theater, die Thermen und Torbauten, Büchersammlungen einzuschließen pflegten. Doch selbst die Kunde, die von ihnen zurückblieb, besteht nur aus Nachrichtentrümmern. Der Biograph Domitians, Sueton, erzählt, der Kaiser habe in Alexandria durch Abschriften und Ankäufe den Bücherschatz Roms vermehren lassen. In dem östlich vom Forum des Augustus, hinter der Basilica Julia errichteten Prachtbau, dem Denkmal des Sieges über Judäa, den der ältere Plinius als eine der erhabensten Schöpfungen des Erdkreises pries, ließ Vespasian die bibliotheca in templo Pacis verwahren, die bis in das dritte Jahrhundert eine der größten Büchersammlungen war. Wonach anzunehmen ist, da der Friedenstempel und gleichzeitig mit ihm die sonst unbekannte Bibliothek auf dem Kapitol abbrannte, daß auch sie wie die meisten öffentlichen Bibliotheken Roms ihren Namen verschiedene Büchersammlungen tragen ließ. Am längsten scheint die von Trajan seinem Forum gestiftete bibliotheca Ulpiana sich erhalten zu haben, deren Spuren sich im Dunkel des untergehenden Rom verlieren. Nach der Beendigung des Bürgerkrieges hatte Augustus den Tempel des Kriegsgottes geschlossen und mit den von ihm begründeten Büchersammlungen die Tore zu den Tempeln der Weisheit öffnen lassen; Diokletian und Konstantin, die im Beginne des vierten Jahrhunderts das römische Weltreich vor dem Zerfall zu retten suchten, konnten das Ende nur verzögern. Aber obschon die politische Macht Roms zerstückelt wurde, obschon die neuen Teilreiche im Westen von den andrängenden Germanen, im Osten von den Arabern und Persern bedroht wurden, ihr kultureller Zusammenhang löste sich niemals ganz und gar. Ihn band das Buch, das einst die hauptstädtischen Paläste und die Villen der Vornehmen zierte, auch diesmal im Überdauern von Völkern und Zeiten seine Sendung erfüllend, ein Menschheitsmittler zu sein. Mochte auch der Bücherprunk unter Trümmerhaufen begraben werden, die echte Gesinnung, die ihn einst hervorrief, blieb und weckte in neuen Buchformen neues Leben.

Als die Bibliophilie zu einer Bildungsmode wurde, entstand der Luxus der griechisch-römischen Privatbibliotheken, der zum guten Ton gehörte. Die Bibliothek durfte neben der Pinakothek im Hause eines Vornehmen oder Vornehm-sein-wollenden nicht fehlen. Bauregeln bildeten sich dafür aus und die Bemerkungen des Vitruvius [VII, pr. 4] geben ein Bild dieser antiken Privatbibliothekseinrichtung nach dem Wohlanstande. An der Morgenseite des Hauses mußte die Bücherei liegen, Oberlicht sollte sie erhellen, die Verzierung ihrer Wände, beliebt waren Dekorationen orientalischer Ornamentik, lenkte nicht ab von den Schränken, in denen, geschützt mit purpurfarbigen Hüllen, die Rollen lagen. Büsten der Denker und Dichter sahen, um im ciceronianischen Pathos weiterzureden, auf den Besitzer dieser Herrlichkeiten herab, den tätigen und unterrichteten Mann, dessen besten Freunde die Bücher waren und dem die Büchersammlung ein Ort des Genusses, des Selbstvergessens und Sinnens, ein Gedankenheiligtum schien. Da saß der antike Bibliophile in seinem mit Elfenbein und Gold ausgelegten Sessel,* vor sich das Zedernkästchen, das gegen Mottenfraß die Rolle schützen sollte, die er eben entfaltet hatte, die neueste Erwerbung: ein altgriechisches Stück bester Erhaltung oder eine Prachthandschrift. So kann man sich den römischen Sammler vorstellen, wenn man nicht einigen Kontrast zwischen der Raumkunst Vitruvs und der Wortkunst Ciceros spüren möchte, Bibliophilie und Bibliothekenluxus nicht ohne weiteres verwechseln will.

Die Beschaffung der Bücher durch Kauf und Tausch war für den römischen wählerischen Büchersammler nicht allzu leicht. Besonders gute Abschriften lateinischer Werke ließen sich nur schwer auftreiben. Im Briefwechsel Ciceros wird das des öfteren beklagt. Er rügt, in einem Schreiben an seinen Bruder Quintus, die fehlerhaften und schlechten Ausgaben gerade der lateinischen Bücher; er ermahnt seinen Freund P o m p o n i u s A t t i c u s, der selbst Büchersammler war und ein großes buchhändlerisches Unternehmen, eine Schreiberfabrik, also eine Verlagsanstalt, hatte, bei der Übersendung einer ihm geschenkten Bibliothek ja die lateinischen Rollen gut zu schützen. Die begehrten alten Stücke, die echten Abschriften ver-

* Abb. 2—4

lockten den Altbuchhandel zu Fälschungen. Liebhaberpreise wurden bezahlt, prachtentfaltende Prunkstücke schmückten die Schränke der reichen Sammler, in denen die beiden griechisch-römischen Buchformen, die Rolle und der Codex, nach und nach nebeneinander ihren Platz suchten. Da die Aufnahme der griechischen Literatur die römische ausgestaltete, das griechische Schrifttum auch weiterhin im höheren römischen Studiengange vorherrschend für die allgemeinwissenschaftliche Bildung blieb, waren die griechischen Bücher, in den Privatbibliotheken wenigstens, vorherrschend. Hierin machte sich auch der Einfluß geltend, den von Anfang an die nach Rom gebrachten griechischen Büchersammlungen auf den Buchhandel übten, in dem die Abschriften griechischer Werke sehr viel zahlreicher waren. In der Aufstellung unterschied man jedoch die griechische von der lateinischen Sammlung. Wer etwas auf sich hielt, mußte daher zweierlei Privatbibliotheken haben, weshalb der Protz Trimalchio [in des Petronius Romansatire] auf seine griechische und lateinische Bücherei verweist. Und da jedes Landhaus, jeder Palast mit seiner eigenen Privatbibliothek ausgestattet sein sollte, besaßen die Bibliophilen, die sich einen solchen Aufwand gestatten konnten wie Cicero oder der Dichter Silius Italicus [nach dem Berichte des jüngeren Plinius] mehrere Privatbibliotheken.

Bibliophilennamen und Privatbibliotheken werden seit der Ciceronianischen Zeit von den Schriftstellern nicht selten erwähnt. Der äußere Umfang und der innere Wert mancher dieser Büchersammlungen ist nicht gering gewesen — die des älteren Serenus Sammonicus [um 200 n. Chr.], die sein Sohn dem jüngeren Gordianus vermachte, zählte 62000 Rollen, die des Grammatikers Epaphroditus [unter Nero und den Flaviern] 30000. Mehr noch aber als dergleichen Erwähnungen, deren Kürze bei dem Mangel weiterer Nachrichten nach zwei Jahrtausenden nicht mehr allzu viel besagt, verraten die Schilderungen und Spottreden, die sich gegen das Bibliophilenzerrbild, gegen den Bibliomanen, wenden, gegen den Bildung und Gelehrsamkeit heuchelnden Emporkömmling, der kaum die Büchertitel lesen kann; gegen den von der Büchersammelwut ergriffenen, dem die Büchertitelnahrung die köstlichste Speise ist,

für die er seinen Geist und sein Vermögen verschwendet. Lucius Annaeus Seneca, der sein Leben nach seinem Wahlspruche: „Otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura" lebte, hat, selbst ein Bibliophile in der Gesinnung des Philosophen, die Bibliophilie als die echte Freude am guten und schönen Buch immer von neuem in seinen Schriften gepriesen. Er, der mit seinen Büchern die meisten Gespräche führte, der erkannte, daß die Bücher des Weisen Lebenszeit weithin dehnen, pries den belebenden Umgang mit den Büchern: „Willst du täglich den Zeno, den Pythagoras, den Demokritus und die übrigen Meister des edlen Wissens oder den Aristoteles mit Theophrastus zu deinen vertrautesten Hausfreunden haben — da wird keiner von ihnen für dich nicht Zeit haben; keiner den Besucher nicht glücklicher und ihm inniger zugetan entlassen; keiner irgendwen mit leeren Händen von sich weggehen lassen. Bei Nacht wie bei Tage gestatten sie jedem Sterblichen den Zutritt . . . Welches Glück erwartet den, der sich in ihre Klientel begab . . . Sie zieht er tagtäglich über sich zurate, von ihnen hört er die Wahrheit ohne Beschämung und Lob, ohne Schmeichelei; ihnen ähnlich zu werden bildet er sich. Seneca warnte auch den unverständigen Leser: „Etwas anderes ist Auswendigwissen, etwas anderes ist Wissen"; wie er dem leichtherzigen riet: „Begrenzung des Lesens nützt, Abwechslung vergnügt nur" und mit häufigen heftigen Worten den Bücherprunk derjenigen tadelte, die allein Sammler waren, die inmitten so vieler tausend Bücher gähnten, denen die Einbände und die Titel an ihren Büchern am meisten gefielen. „Wozu unzählige Bücher und Büchersammlungen, deren Besitzer in seinem ganzen Leben nicht einmal ihren Katalog durchliest? . . . Das ist ein wissenschaftlicher Luxus und nicht einmal ein wissenschaftlicher, da er die Bücherei nicht aus Liebe zur Wissenschaft, sondern um ein Schaustück zu haben zusammengebracht hat . . . Bücher sind eine Auszierung der Speisesäle jener Vielen, die nicht einmal soviel wissen wie manche ihrer Sklaven." Ohne die Gravität des Moralphilosophen, der dem Buche nicht allein im Bücherfache, sondern auch in der Lebensweisheit den richtigen Platz auszufinden suchte, gab hundert Jahre später der syrische Literat Lukianos [† 180 n. Chr.] der Bibliomanenfigur des Bücher-

protzen ihre klassische Typisierung. Nicht ohne die Gehässigkeit eines persönliches Streites, immerhin aber in einer Verallgemeinerung, die in der satirisch verzerrten Gestalt des Büchernarren die Gewohnheiten griechischer und römischer Büchersammler der Spätzeit treffend schildert; im Grunde alles das vorausnehmend, was nach ihm über die Büchersucht, die ohne Sinn und Verstand den Bücherreichtum mit dem Buchreichtum verwechselt, wiederholt worden ist. Mit den Kunstgriffen ihrer Rhetorik, bald Beispiel auf Beispiel häufend, bald die Methode des Sokrates probierend, ist Lucians Spottschrift auf den bildungslosen Büchernarren trotzdem nicht eine zufällige Zusammenstellung von Anekdoten und Invektiven. Dadurch gerade beweist sie den amusischen Bibliomanen nicht als die Einzelerscheinung eines Mannes, dem das Bedürfnis, Bücher zu haben, zu krankhaftem oder verbrecherischem Verlangen wurde — eine psychologische Vertiefung, in der der Bibliomanentyp erst sehr viel später gesehen wurde — sondern als eine allgemeinere, gewöhnlichere Gestalt des gesellschaftlichen Lebens. Die Bücherprahlerei, der Ehrgeiz der Gelehrsamkeit, die den Bibliomanen Lucians treiben, finden sich auch bei anderen Liebhabern von Sammlungen und von schönen Künsten. Er ist das Kehrbild der Bibliophilen, die sich auf die Bücher und die Buchpflege verstehen, die, wenn sie selbst nicht ausübend Wissenschaften treiben können, deshalb doch nicht auf die Bücherlust verzichten wollen, die vielmehr in edler Selbstbeschränkung aus ihr zu Förderern des geistigen Lebens werden. Gerade in solcher Auffassung der sozialen Mißgestalt des Bibliomanen Lucians liegt nicht nur eine Kennzeichnung der Zeit, deren Kind dieser Schriftsteller war und in der das antik-klassische Ideal des buchfreudigen, weil weisheitsfrohen Schriftgelehrten, des Biblio-Philosophen, sich schon in das des erfolgreichen Sophisten gewandelt hatte, sondern auch eine Erklärung der Ausartungen, in denen die Bibliophilie von Griechenland und Rom selbst sich zu einem leeren Überfluß wurde, aufhörte, Kulturelement und -träger zu bleiben, nicht mehr als Mode einer verkümmernden Zivilisation war. Auch im Buchwesen mußte sich ein ethischer Umschwung vollziehen, der aus einer erneuerten Verinnerlichung des Wissens hervorging.

Wie es scheint, ist die Trajansbibliothek die letzte große Bibliotheksgründung der Kaiserzeit in Rom gewesen. [Schon in Byzanz entstand Julians Kaiserliche Sammlung.] Der bedeutendste Geschichtsschreiber der späteren Kaiserzeit, Ammianus Marcellinus, beklagt in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, daß die Bibliotheken Roms wie die Gräber geschlossen seien. Sie werden damals größtenteils kaum noch dem Bedürfnis einer öffentlichen Benutzung gedient haben. Das Christentum wurde über das Heidentum im Kampf der Weltanschauungen Sieger und seine Buchpflegestätten, die Klosterbibliotheken, übernahmen und verbreiteten die Werke der antiken Literatur. Freilich, jene hatten für deren Geistesschätze keine alexandrinische Sorgfalt mehr, nicht mehr die Mühewaltung eines alles bewahrenden und ordnenden antiken Bibliothekars. Denn ihnen erschienen sie neben der ekklesiastischen Literatur geringwertig. Die Bibel, ein einziges Buch, war der Grundstein einer anderen Literatur und ihrer neuen Sammlungen geworden. Der letzte Römer Magnus Aurelius Cassiodorius Senator [der chronologisch schon dem Mittelalter angehörte, u. 480—u. 575], hat die Entscheidung der Weltgeschichte anerkannt und erkannt. Als er, um die Mitte des sechsten Jahrhunderts, fliehend vor dem Leben, auf seinen Besitzungen in Calabrien, das Kloster Vivarium gründete, schrieb er für die Mönche eine Anleitung, das Schrifttum zu verstehen und zu verwenden, die letzte antike Literaturgeschichte: Institutiones divinarum et saecularium lectionum. Bereits ihr Titel bezeugt es, daß die Bibel und die von dieser ausgehende theologische Bildung auch Herrscherin aller Bücher geworden ist. Die Absicht seiner Schrift, die das Vorwort erklärt, war es gewesen, eine abendländische Hochschule, die zu errichten ihn der Krieg verhindert hatte, vorerst wenigstens zu ersetzen. Was er, der noch dem griechisch-römischen Altertum angehörte, dabei an außerhalb der Bibel liegender Bildung zugestand, lehrt der zweite Teil dieser seiner Unterweisungen in den kirchlichen und weltlichen Schriften.

Ausgehend von der Geltung der ‚Heiligen Schrift' sind Büchersammlungen der Christen schon in der Frühzeit ihrer Geschichte,

die noch der römischen zugehörte, entstanden. Waren doch die Schriften des Alten Testamentes bereits eine Bibliothek für sich. Dazu kam, daß die Christen, hierin den Juden folgend, eine Verpflichtung anerkannten, diese Schriften allen Gläubigen zugänglich zu machen. Die Erfüllung der Forderung gebot also den Gemeinden eine Büchersammlung für ihren Kirchendienst. „Seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts traten die Bücher des Neuen Testamentes hinzu und wir dürfen als sicher annehmen, daß im Laufe des dritten Jahrhunderts so gut wie sämtliche Bischofskirchen in den weiten Grenzen des römischen Reiches die mehr als sechzig heiligen Schriften beider Testamente vollständig oder fast vollständig besaßen. Zu ihnen kamen in der Mehrzahl der Gemeinden noch die sogenannten alttestamentlichen Apokryphen und in manchen auch neutestamentliche Apokryphen, ferner aber auch in den meisten noch diese oder jene wertvolle Schrift oder Briefsammlung, so daß die Anzahl der Bücher auch in der kleinsten Bischofskirche mindestens auf gegen hundert veranschlagt werden muß." [A. v. Harnack.] Allmählich reihten sich die Bücher des Kirchendienstes und der Kirchenlehre an. Zur Bibel kamen ihre Erläuterungen durch die Kirchenväter, zu den Kommentaren deren Umarbeitungen für Unterrichtszwecke. Aus der „bibliotheca sacra" entstand die bibliotheca christiana im weiteren Wortsinne. Wo eine antike Bibliothek — so diejenige des Claudian [Sidon. Apolloniar. epist. 4, II.] — die christlichen Schriften aufnahm, ersetzte die neue Dreiteilung in die Bibliotheca Romana, Attica, Christiana die bis dahin übliche Zweiteilung; auch äußerlich bekundend, daß, im Begriff, Europas geistige Herrschaft zu gewinnen, das Buch der Bücher die Literatur selbst sei. Allerdings, im Gegensatz zu den bisher gepflegten Nationalliteraturen, eine Universalliteratur, die sich über die Sprachgrenzen hinweg an alle erdbewohnenden Völker wenden wollte. Denn nicht in ihren Ursprachen vollzog die Bibel die Eroberung Europas in dem Mittelalter genannten Zeitraume. Mit der Autorität der auf sie das Dogma gründenden Kirche, deren amtliche Sprache das Lateinische blieb, übte sie ihre Gewalt aus. Nach des antiken Rom politischen Untergang noch viele Jahrhunderte

blieb das mehr und mehr zu einer internationalen Verkehrssprache der Bildung und Gelehrsamkeit gewordene Lateinische der Schrifttumsträger und -wahrer des Abendlandes, als solcher auch dem abendländischen Buchwesen maßgebend. [Eine klassische, tote Sprache wurde es erst durch und für den Humanismus.] Die nationalen Strömungen, die langsam neue Schrifttumsbildungen in den verschiedenen Volkssprachen hervorbrachten, ließen diese zunächst als geduldete Inseln in dem allumfassenden Bereiche der geistlichen Gelehrsamkeit, die dadurch mit der weltlichen Gelehrsamkeit eins wurde, daß sie alles in der göttlichen Lehre wurzeln ließ und überall auf sie zurückführte. Und wie die Bibel als ‚lex', als Richtschnur des Lebens, in der lateinischen Vulgataversion die Buchverkörperung der geistlichen Macht wurde, wurde das Corpus juris, das Rechtsbuch der Römer, diejenige der weltlichen. Die allmähliche Emanzipation von diesen beiden Büchern in ihrer Auffassung durch das ‚Mittelalter' äußerte sich in dem Ideenniederschlag langsamer Literaturbewegungen, der nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlte. Ihn benennen literarhistorische Bezeichnungen, die mehr einzelne Gegensätze hervorheben, als scharfe Trennungen von Weltanschauungen, wie sie diejenige der antiken von der christlichen Literatur bedeutete, vornehmen. Scholastik, Humanismus, Reformation und sonstige Epochensysteme sind letzten Endes geschichtswissenschaftliche Schlagworte, um Änderungen anerkannter Denkrichtungen chronologisch zu fixieren, an die die Anpassungen des Schrifttums und der Wissenschaften sich nicht gleichmäßig schnell vollzogen. Mit der Aufnahme der Bibel in den Grundstein der abendländischen Büchersammlungen ist deren Entwicklungsgeschichte auf lange Zeit hinaus festgelegt: sie ist der Magnetstein, der anziehend und abstoßend die neue Bücherwelt ordnet, von der die Bibliotheken zeugen.

Den Bemühungen um die Aufstellung einer bibliotheca sacra verbanden sich, ähnlich wie einst in Alexandreia, solche um die Beschaffung der besten Texte. Ebenso wie die antiken Philologen unterschieden die christlichen Theologen schon am Ende des zweiten Jahrhunderts zwischen alten und neuen, guten und schlechten

(Bibel)handschriften. Das setzte deren umfangreichere Verbreitung und Vervielfältigung voraus. Nicht allein die Anstalten und Einrichtungen der Kirche besaßen die gelesensten Schriften mehrfach, auch die Privatleute verfügten vielfach über eigene Exemplare. [Wobei daran zu erinnern ist, daß die abgeschlossene Bandform der Bibel, das dickleibige Buch in seiner seit dem Mittelalter selbstverständlichen Vollständigkeit, in der christlichen Frühzeit noch dem literarischen Bewußtsein, nicht allein der äußeren Form der Schriftrollen, fremd war.] Inwieweit in den Hauptstädten die Hauptwerke der christlichen Literatur in eigenen, den Kirchenanstalten eingegliederten, großen öffentlichen Sammlungen zusammengefaßt waren, läßt sich im allgemeinen nur durch Rückschlüsse auf den Büchervorrat, der den dort lebenden Kirchenvätern zur Verfügung gestanden haben muß, mutmaßen. In Alexandreia ist eine Bibliothek mit der christlichen Katechetenschule verbunden gewesen, die, dem Muster der von der alexandrinischen Judenschaft unterhaltenen hohen Schule nachgebildet, bereits in der Zeit des Commodus einen beträchtlichen Umfang hatte. Allerdings beschränkte sie sich nicht auf die engere christliche Literatur, sondern suchte derart auch die antike ihr beizufügen und unterzuordnen, daß sie diesen profanen Schriften den Charakter von Hilfswerken der Schrifterklärung und Nutzung zusprach, sie also in ein Bibliothekssystem einbezog, das das späterhin herrschende werden sollte. Die Einschätzung des Wertes dieser alexandrinischen christlichen Bibliotheksanlage zeigte Konstantins des Großen Fürsorge, der die älteren Papyrusrollen auf Pergament umschreiben ließ. [Eusebius, vita Constantini 4, 36.] Origines, der hervorragende Bibeltextkritiker [Eusebius, hist. eccl. V, 28], in dessen Persönlichkeit sich die alexandrinische Philologietradition mit der christlichen verband, hat, als er von seinem neidischen Bischof aus Alexandreia ausgewiesen wurde, eine nicht geringe Büchermenge nach seinem neuen Wohnort Cäsarea, der Hauptstadt Palästinas, mitgenommen und sie hier reichlich vermehrt. Nach seinem Tode [254] bildete diese Bibliothek mit der großen Rezension des Alten Testamentes, der Hexapla, und den eigenen Schriften des Origines, die Pamphilus [† 309] abschrieb, um

sie seiner eigenen, der Kirche von Cäsarea vermachten Büchersammlung von 30000 Rollen [Isidor, Orig. VI, 6, 1] einzuverleiben, die christliche Zentralbibliothek. Das Ansehen, das Pamphilus als Hanschriftenherausgeber, insbesondere bei der Überwachung von Bibelhandschriften, genoß, übertrug sich auch auf die von ihm besessenen Bücher. Der Bischof Eusebius von Cäsarea, auch dank der Bücherschätze dieser Stadt zum Vater der Kirchengeschichte geworden, hatte den Katalog der Pamphilus-Privatbibliothek [in dessen verlorengegangener Lebensbeschreibung] errichtet. Acacius und Euzoius hatten ihre in Verfall geratenen Bestände durch Auffrischungsarbeiten wiederhergestellt [Hironymus, Epist. 141], bis ins sechste Jahrhundert blieb sie nachweisbar. Die Erinnerung an sie und die ihr vorhergehende Originessammlung bleibt auch ein Gedenken an die Bibliophilie der frühen Christenzeit. Augustinus, der ebenso wie Tertullian zu den büchersammelnden Kirchenvätern gehörte, hat deren Wirkungskreis mit seinen Worten: ‚Lectio tunc utilis est, cum facimus ea, quae legimus' und ‚Scribendo multa discimus', umschrieben. Das Buch als der Heilquell der Seele, als der Wegbereiter sittlicher Lebensführung, die von dieser in jene Welt leiten sollte, verkörperte ihr die ethisch-religiösen Werte. Ein Gebot des Glaubens, ein Gesetz seiner Moral war es, alle Buchpflege in der Verbreitung des Buches gipfeln zu lassen, das gegen das Heidentum die Waffe war. Die Bibel zu verbreiten und zu vervielfältigen brachte Gotteslohn, war ein von der Kirche anerkanntes gutes Werk. Das ist die Anschauung, auf die sich bald auch die Klosterschreibstuben gründen sollten. Das Lernen durch Schreiben aber wurde zum Leseverfahren derjenigen Männer, die die ersten modernen Bibliophilen heißen müssen, weil ihnen die Entdeckung der durch ein Buch verdrängten Bücher wieder gelang, der Humanisten. [Sie suchten das antike Buchland, dessen verschüttete Zugangsstraßen sie ausgruben, so wiederzusehen, wie es die letzten antiken Bibliophilen verlassen hatten, deren Bücherreihen noch nicht im Schatten eines einzigen, alle anderen überragenden Buches verschwanden. Daß jedoch die Humanisten bis in diese ferne und fremde Vergangenheit vordringen konnten, dafür hatten sie und hat

die Nachwelt denen Dank zu sagen, die in ihrer Art die Erhalter nicht des griechisch-römischen Buches selbst, wohl aber des griechisch-römischen Schrifttums gewesen sind; in jener Auflösungszeit des römischen Reiches, die keine Übergangsepoche, sondern eine Umgestaltung der antiken Zivilisation war. Dabei ist die Überlieferung des alten Bücherschatzes an das Mittelalter obschon nie ganz unterbrochen, doch oft gehemmt und gelockert worden; nicht zum wenigsten auch deshalb, weil sie mit einer gänzlichen Umgestaltung der antiken Bibliotechnik zeitlich zusammenfiel.

Das Buchwesen des Mittelalters* wurde durch die Ausbreitung der neuen Buchform des Pergamentkodex zu einer Übergangszeit, die eine nicht zu unterschätzende Zersplitterung der Schrifttumspflege veranlaßte. Auch wenn man die Nebeneinander-Handhabung der beiden Buchformen, der alten und der neuen, mit ihren buchgewerblichen Hemmungen nicht überschätzen möchte und in der Übertragung der Schrifttumsmassen von den Papyrusrollen auf die Pergamentcodices, die doch mancherlei Änderungen auch der inneren Buchgestaltung hervorriefen, einen lediglich mechanischen Prozeß sehen will, so darf trotzdem der daraus auf die Bücherverbreitung und Büchervervielfältigung sich ergebende Einfluß nicht übersehen werden. Die Betriebsformen des Buchhandels und der Buchherstellung im alten Rom hatten das Buch notwendigerweise vereinheitlichen müssen, damit es allen seinen Käufern und Lesern verständlich blieb. Bildungsgemeinschaft war dafür eine notwendige Voraussetzung gewesen. Mit deren Fortfall, mit dem gleichzeitigen Verschwinden der billigen Bücher, denn den Papyrus hatte ja das kostspielige Pergament verdrängt, die Buchwerkstätten mit Sklavenarbeit hatten aufgehört, mußte eine Stockung in der Bücherherstellung und -verbreitung eintreten, die um so stärker werden sollte, je mehr das Bedürfnis der Buchverwendung und mit ihm das Buchverständnis schwand, je weniger die Kunstfertigkeit des Lesens und Schreibens im Alltagsleben vorhanden war. Sie blieb mit samt dem Buche nun ein Bildungsvorrecht, das die kirchliche Macht auszeichntee, die sich seiner in ihrem Sinne bediente. Die Einschränkung auf die Gebrauchsbücher des Kirchendienstes konnten im

* Abb. 5—10

niederen Klerus, die Entfernung von den Büchern auch in den Kreisen der vornehmen und wohlhabenden Laien nicht das Buch als das Element der Literatur erkennen lassen. Man hatte wohl Bücher und man gebrauchte sie auch, um in ihnen zu lesen oder sich aus ihnen vorlesen zu lassen. Aber selbst Ansammlungen von Büchern blieben solange dem Zufalle anheimgestellt, bis das Buch in den Klöstern wieder in den geregelten Kreislauf einer wissenschaftlichen Tätigkeit einbezogen wurde. Die Eigenbetriebe der Klöster hatten indessen nur geringe gemeinwirtschaftliche Rücksichten, ihre Schreibstuben arbeiteten für die Benutzung der Bücher in den einzelnen Klöstern. Derart verfiel zunächst nicht allein die Buchkunst der Schönschriftbücher, an deren Stelle die lediglich dem besonderen Gebrauchsweck dienenden Eilschriftbücher traten; es entstanden dazu rasch verschiedene Schriftprovinzen, denen der sieinende, in dem Bewußtsein einer gemeinsamen historisch-nationalen Tradition wurzelnde Zusammenhang fehlte. Eine Buchverschönerung, eng verbunden mit erneuerter Schriftverfeinerung, weil deutliche Lesbarkeit wichtig ist für die Herstellung richtiger Texte, kam um das erste Jahrtausend zu einer erfolgreichen Ausgestaltung des neuen Buches, auf dessen europäische Entwicklung in dieser Hinsicht der Osten entscheidenden Einfluß übte. Der beispielgebend von den Iren eingeführte Buchschmuck der Zierbuchstaben verdankte manches den orientalischen Anregungen, er bestimmte auch die festländische, der insularen folgende, Übung um so mehr, als die Verschmelzung der germanischen und der insularen Buchkunst in einer inneren Verwandtschaft Rückhalt fand. Aus dem Osten kam dann der neue Beschreibestoff, das Papier, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert nach Byzanz, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland. Mit der Anpassung des Schreibeverfahrens und der Schrift an ihn begann die Buchverbilligung und damit eine Erleichterung der Buchverbreitung. Das alles wirkte auf die Buchgestaltung und die Buchherstellungsverfahren zurück, das neue Buch entstand in seinen endgültigen Formen. Noch einmal, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, bekam es aus dem Morgenlande die Mittel zu seiner Vollendung, als von dort her, über Byzanz,

die Levante und Spanien, die Vergoldungszierverfahren und die Ziegenleder für den Bucheinband zur Einführung gelangten, die dessen Erleichterung und Verfeinerung ermöglichten. Mit dem Anbruch einer neuen Zeit um die Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, in der sich das politische Staatengefüge umgestaltete, die Bildung sich laisierte, die Universitätsgründungen den Wissenschaften und mit ihnen dem Buchwesen neue Sammelstellen schufen, die Macht der nationalen Strömungen im geistigen Leben anwuchs, hatte sich das ästhetische Gefühl, dem seelischen Stimmungsumschwung entsprechend, geändert. Ein Ausdruck dieser Bewegungen wurde das Buch der Gotik, deren Fortschritt gewaltsam von der neuen Anschauung der Antike, die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert aufkam, insofern unterbrochen wurde, als nun die Altertumsmuster den Gegenwartsschöpfungen vorgezogen wurden. Und wenn sich die Übernahme der Vorbilder des antiken Buches für das moderne auch über deren Alter getäuscht hatte, insofern irrte sie nicht, als antike Traditionen auch in den erreichbar gewesenen Vorlagen, so denen der karolingischen Epoche, weitergewirkt hatten. Der bewußt in den Dienst des Persönlichkeitsstrebens genommenen Buchhandschrift kam indessen ein rasches Ende durch die Erfindung Gutenbergs, durch den Buchdruck, das Massenvervielfältigungsverfahren, das mit geschäftlicher Geschicklichkeit beide Beispiele in ihrer Art weiterbildete, das gotische und das humanistische Buch.

Die Verbindung zwischen dem ost- und dem weströmischen Reiche hatte die scharfe Scheidung, die im Abendlande Altertum und Mittelalter trennte, im Osten sich in langsameren Übergängen vollziehen lassen. Die antike Bildung fand in Byzanz festere Stützpunkte ihrer Traditionen als in den Ländern des Westens, in denen eine Auseinandersetzung mit den heidnischen Überlieferungen teilweise auch darin bestand, daß man deren führende Sprache, die griechische, vergaß; was wiederum die Gegensätze zum orthodoxen Orient vertiefte, weil schroffer als Landesgrenzen Sprachengrenzen die sich nicht mehr verstehenden Völker schieden. Die Idee einer literarischen war mit der einer politischen Universitas zugrunde gegangen; in welcher Art sie nach alexandrinischem Beispiel von einer großen

Büchersammlung in Byzanz, die ihr Mittelpunkt hätte sein müssen, noch aufrecht erhalten wurde, lassen die darüber erhaltenen Nachrichten nicht ermitteln. Die kaiserlichen Sammlungen in Konstantinopel, die von Constantin gegründet waren, sind von Flavius Claudius Julianus Apostata [361—363] vermehrt worden. Er, der von sich bekannt hat, daß ihn seit seinen Knabenjahren eine wundersame Begierde, Bücher zu erwerben und zu besitzen, erfüllt habe, er, der durch das Christentum das Heidentum reformieren wollte, der ‚Romantiker auf dem Throne der Cäsaren', hat sicherlich nichts versäumt, um auch durch die Buchpflege eine Waffe im Kampfe der Meinungen, vielleicht nicht einmal mehr der Weltanschauungen, zu gewinnen. Aber welch einen Abstand von den Bemühungen eines immerhin kleinen antiken Fürstenhofes, wie dem der Ptolemäer, bezeichnet es doch, wenn ein Edikt von Valens [vom Jahre 372, Codex Theodosianus 14, 9, 2 und nicht mehr vom Codex Justinianus übernommen] bestimmte, daß sieben Antiquarii, vier für die griechischen und drei für die lateinischen Handschriften angestellt werden sollten, um die Bestände der Kaiserlichen Bibliothek zu ergänzen und wiederherzustellen. Die Mittel, auch die geistigen Mittel, reichten nicht mehr aus, um das Werk von Alexandreia zu wiederholen. Inwieweit in Byzanz frühere und spätere kaiserliche Bibliotheken miteinander zusammenhingen, wohin deren bei der Eroberung von Konstantinopel vorhanden gewesene Überreste gelangt sind, ist nicht einmal mit Vermutungen zu sagen. Und ebenso sind bis auf einige wenige Handschriften und Nachrichten die Spuren der alten byzantinischen geistlichen Bibliotheken, der des Patriarchats und der Mönchsklöster verweht. Konstantinopel, Alexandreia, Jerusalem, Athos, Sinai als Vororte der griechischen Kirche, die Klöster der koptischen Nationalkirche in Ägypten, die Basilianer-Klöster in Unteritalien waren an Büchersammlungen nicht arm, um die sich mancher Mönch als Bibliophile verdient gemacht haben wird wie jener Scholarius, der [um 1100] die eigene Bibliothek dem Erlöserkloster Bordonaro bei Messina vermacht hat. Ein byzantinischer Büchersammler ist es vor allen, dessen Nachlaß, teilweise noch in den großen europäischen Bibliotheken erhalten,

seinen Nachruhm wahrt: Arethas, der [um 900] Erzbischof in Cäsarea, der Stadt des Origines und Pamphilus, eine außergewöhnliche Sammlung antiker und theologischer Autoren besaß, der an Bedeutung nur die [im zwölften Jahrhundert entstandene, ähnlich zusammengesetzte] des Erzbischofs von Athen, Michael Akominates, gleichgekommen zu sein scheint. Man sollte auch den Klang ihrer Namen nicht überhören. Denn wenn wir von dem atheniensischen Buchfreunde lesen, er habe die Werke der alten griechischen Klassiker abschreibend seinen Bücherschatz vermehrt, erinnern wir uns daran, daß ebenso seine Geistesverwandten in Italien verfuhren, um wieder zum alten Rom vorzudringen. Was ihre Wege zum gleichen Ziele trennte, ist nicht der Unterschied einiger Jahrzehnte gewesen, sondern die geistige innere Auflösung des byzantinischen Staatswesens. Die hellenische Wiedergeburt, die der Kampf des Attizismus gegen den Asianismus im zweiten Jahrhundert und die in ihm hervortretende Führerpersönlichkeit des Dio Chrysostomos zu gewinnen versucht hatten, gelang nicht mehr. Kein Erinnerungswerk, nur ein Rettungswerk vollzogen die Byzantiner, die jahrhundertelang vor dem endgültigen Türkensiege die Bücherschätze griechischer Vergangenheit zu erhalten sich bemühten.

Der Begründer der abendländischen christlichen Philologie, als welchen man Cassiodorius Senator seiner vermittelnden Stellung zwischen dem alten und neuen Schrifttum wegen ebenfalls bezeichnen könnte, hat die Anstalten, die im Morgenlande, in Alexandreia und anderen ihrer Hauptplätze der christlichen Wissenschaft dienten, jedenfalls bei seinen Plänen nicht unberücksichtigt gelassen. Und die Buchpflege im Kloster Vivarium bei Scyllacium in Bruttium wurde ein Muster für das Handschriftensammeln und Handschriftensichten, dem sich vor allem der Benediktinerorden widmete. Es begann ein gelehrtes Umschichten der Büchermassen in die Klöster, die neuen Sammelstätten, in denen die antike Literatur ohne Unterbrechung ihrer Verbindung von dem späten Altertum bis zum frühen Mittelalter weiterlebte. Der einstigen Hellenisierung des Morgenlandes entsprach nun die Romanisierung des Abendlandes, die in

ihrem Verlaufe, schon vor der Völkerwanderung begonnen, als ein nicht leicht zu schildernder, da schwierig in seinen Verzweigungen zu übersehender geschichtlicher Vorgang erscheint, der das Geistesleben von Rom und Südwestgermanien in einen unmittelbaren Zusammenhang brachte. Aber Buchwesen und Schrifttum hatten hierbei ihre leitende Stellung immer mehr verloren, die Büchersammlungen, ihre Festungen [Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario], waren allzuklein und allzuwenig zahlreich. Der Bestand an Büchern in den kirchlichen Schatzkammern oder den klösterlichen Schreibstuben darf nicht überall und ohne weiteres einer Büchersammlung gleichgeachtet werden. Nicht allein die kleine Bücherzahl, die fehlende Ordnung, der mangelnde Plan widersprechen dem. Auch die Bestimmung dieser Bücher hatte mit der, einer Büchersammlung anzugehören, häufig nichts zu tun. Bald dienten sie dem Kirchendienst und blieben unter dessen Kostbarkeiten Wertanlagen, bald dem Erwerb durch Handschriftenherstellung. Die alten Handschriften waren mit den neu anzufertigenden meist im Skriptorium vereinigt. Lediglich die großen Klöster, die reichen Stifte besaßen Büchersammlungen, die als solche gelten konnten. Nicht nur deshalb, weil ihnen für deren kostspielige Unterhaltung die Mittel zur Verfügung standen, sondern auch, weil gerade sie den Gebildeten die Gelegenheit gelehrter Studien schufen. Darauf deutet schon die Entwicklung des Klosteramtes eines Armarius, eines Bücherverwalters, von der Stellung des auch die Abschriftgüte und -richtigkeit beaufsichtigenden Leiters einer Schreibstube zu einer bibliothekarisch selbständigen Tätigkeit, die in den Klosterregeln umgrenzt wurde. Die Beschränkungen des Klosterzwanges gestatteten indessen keineswegs überall eine freie Hingabe an die Bücherlust. Auch das Lesebedürfnis war meist nicht so stark, daß die Benutzung einer Büchersammlung deren Betrieb hätte beschleunigen müssen. Die Regel der Schottenmönche in Wien bestimmte, daß bei der alljährlichen, allgemeiner üblichen Bestandsprüfung der Bücher diejenigen Mönche, die ein neues Buch erhalten wollten, vor dem Abte eine Prüfung abzulegen hatten, ob sie das zurückgegebene Buch nutzbringend studiert hatten. Bestanden

sie diese Prüfung nicht, erhielten sie das abgegebene alte Buch wieder.

Klangvolle Namen künden den Ruhm mancher mittelalterlichen Klosterbibliothek. Die Abtei von Montecassino in Unteritalien, das von Alcuin gestiftete Martinskloster in Tours, die Abtei von Corbie und die von St. Gallen erfreuten sich ihrer Bücherschätze wegen des höchsten Ansehens, das durch die Jahrhunderte aufrecht zu erhalten ihnen nicht gelang. Wir wissen durch Boccaccio, in welche Verwahrlosung die Bücherei von Montecassino und durch Poggio, in welche Verwilderung die von St. Gallen geraten war. Eine eigene Entwicklung nahmen die Klosterbibliotheken der britischen Inseln. Nirgends stand die Schreibkunst in so hohem Ansehen als in Irland. Adamnan von Hi preist Columbans Beten, Lesen und Schreiben als dessen drei große Tugenden, Gelehrter und Schreiber waren eins. Irland hatte ein anderes Verhältnis zur antiken Kultur als das Festland, es stand ihr unabhängig, ja feindlich gegenüber und zeigte diese Selbständigkeit auch in seinem Buchwesen. Die Berührung mit Rom über Britannien war verloren gegangen; neue Wechselbeziehungen knüpften sich über Südgallien weiter nach den östlichen Ländern, als die Iren ihre Heimat verließen, um das Christentum zu verbreiten, überall Klöster anlegend. Bald erstreckte sich der irische Einfluß auf Britannien und Westeuropa. So war England zu einer mächtigen neuen Provinz im europäischen Buchlande geworden. Damals bestanden in Deutschland nur wenige Klöster, deren Reichtum ihnen die Anlage größerer Büchersammlungen gestattete. Das Benediktinerkloster Lorsch besaß im neunten Jahrhundert 600 Handschriften. Hersfeld, Fulda, Corvei, St. Emmeran in Regensburg, St. Blasien, Murbach, Reichenau, Weingarten, Heilbronn, Konstanz, Chur, Melk, Klosterneuburg, Heiligenkreuz und andere Klöster und Stifter wetteiferten mit ihm in der Buchpflege, der sich auch mancher deutsche Kirchenfürst widmete, so der Erzbischof Lullus von Mainz [753—787]. Ähnlich wie der Dom in Mainz hatten die bedeutenden Kathedralen ihre eigenen Bibliotheken. Von Spanien bis Skandinavien standen Büchereien in den Klöstern, ungleich an Wert, ungleich an Zahl, aber darin

einander ähnlich, daß sie theologische Fachbibliotheken waren, wie sie heute heißen würden, in denen die antike Literatur aufging, sich der christlichen unterordnend und in ihr verschwindend. Immerhin aber, wenn Hrabanus Maurus von der Büchersammlung in Fulda zu melden wußte, sie enthalte alles, was Gott von der Feste des Himmels in heiligen Worten verkündet, was die Weisheit der Welt im Wechsel der Zeiten hervorgebracht habe, lag in des Lobspruches Übertreibung doch auch eine nicht zu verleugnende Wahrheit, die auf ein Bibliotheksideal wies. Damit in ihre Heimat die Klassiker Roms von den sich über die Barbaren belustigenden italienischen Humanisten zurückgeführt werden konnten, mußten diese kostbaren Werke doch einmal erst von jenen geborgen gewesen sein. Das ist ein bisweilen übersehener Umstand [ähnliches gilt ja auch für die anderen nichtitalienischen Länder], der durchaus nicht auf ganz und gar vereinzelte Sammlungen eines bücherfeindlichen Mittelalters verweist. Denn ebensowenig wie der Scholastizismus in seinem Bemühen um die Vereinigung von Glauben und Wissen für seine rationalistische Theologie darauf verzichtete, die antiken Klassiker zu benutzen — gab er doch sogar dem Aristoteles die Stelle hinter der Bibel und unterschied er sich darin doch von dem Humanismus lediglich durch die Nüchternheit, mit der es ihm allein um den Sachinhalt der alten Werke zu tun war, während dieser die ästhetisch-formalen-philologischen Prinzipien zum festen Ausgangspunkt nahm — ebensowenig ist die antike Literatur überhaupt vergessen gewesen in jenem Wortsinne, den das Bild von den geöffneten Gräbern der Vergangenheit kennzeichnet. Anders nur als unwissend gewordene Mönche lernten die Humanisten die alten Schriften wieder lesen. Und anders auch als die Glaubenswissenschaft der klassischen Theologie verstand die Gefühlswissenschaft, die Mystik, das Buch, für dessen Erweckung sie in jener Umwertung des Denkens wirkte, in der die Bücher wieder zu Führern geistigen Lebens werden sollten.

Das Buch, das lateinische Buch, hatte um das Jahr Eintausend, seit der Epoche der sogenannten karolingischen Renaissance, eine gefestigte Stellung neu erreicht. Der Abschluß des deutsch-römischen Siedlungswerkes in den Völkerverschiebungen war teilweise

schon bis zu den Völkerverschmelzungen gediehen, in denen die Behauptung der alten Bildung gegenüber den sich ihrer bemächtigenden neuen Zivilisationen, die sie vorerst mit keinen gleichkräftigen Kulturwerten durchdringen konnten, gelang. Karl der Große [742—814], der das Abendland beherrschte — dem Bereiche des von ihm geschaffenen römischen Imperiums blieben auch geistig nur die britischen Inseln, Spanien, Süditalien entzogen — konnte in seinen Bemühungen die Bildung durch das Buchwesen zu fördern und innerlich zu vereinheitlichen, sich noch nicht auf ein deutsches Schrifttum stützen, das erst seit dem elften Jahrhundert Geschlossenheit gewann. Aber er dachte doch daran, daß dessen Anfänge vorhanden seien und er ließ die alten Heldenlieder, die alten Volkslieder aufzeichnen; bemühte sich um die Reform der Schrift ebenso wie um die des Bibeltextes, für die er Mitarbeiter aus allen Teilen des Reiches heranzog, auch Griechen und Syrer, die in dem von verrömerten Franken bewohnten Gallien in großer Zahl lebten. Die Aachener Kaiserpfalz wurde der Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen, deren Fäden von hier ausliefen und sich hier wieder zusammenflochten. An dem Hofe des Mannes, der sich Kaiser Konstantins Nachfolger dünken durfte, lebten in seiner nächsten Umgebung Dichter, Gelehrte, Gedichtschreiber, die in der antiken lateinischen Literatur zu Hause waren. Wenn der in Bewegung gebrachte und auf feste Ziele gelenkte Sammeltrieb bei der Bücherwahl den juristischen, historischen, theologischen Werken den Vorrang einräumte, wenn die ästhetischen Tendenzen noch zurücktraten, so lag das vielleicht weniger an einer Unkenntnis oder Unterschätzung der antiken Literatur überhaupt als an dem für sie geänderten Wertmesser in den neuen gesellschaftlichen Zuständen. Die Absicht des Kaisers, sich die guten Texte guter Werke zu besorgen, tritt überall hervor. Alcuin besorgt Bücher durch seine angelsächsischen Freunde; Handschriftengeschenke, die aus Italien kamen, waren dem Kaiser wohlgefällig; der Abschriftenbetrieb wurde geregelt, die an der kaiserlichen Pfalz bestehende Schreibstube gab wenigstens den ostfränkischen Kirchenklöstern das Vorbild. Auch die Buchschönheit, die Handschrift in ihrer Prachtentfaltung verstand der Kaiser zu schätzen. In der

Aachener Pfalz wurden Normaltexte zur allgemeinen Benutzung und Vergleichung ausgelegt, deren Lesarten an den Rand der mit ihnen verglichenen Manuskripte vermerkt wurden. Dauer entsprach solcher Vielseitigkeit nicht. Die von Karl dem Großen in Aachen begründete Bücherei hinterließ er den Armen, zu deren besten sie verkauft werden sollte; eine andere schenkte oder vermachte er der von ihm erbauten Abtei Isle le Barbe bei Lyon. Ein Brauch, den ebenso seine Nachfolger, soweit sie über einen eigenen Büchervorrat verfügten, übten. Die Bildung großer weltlicher Zentralbibliotheken gelang im lateinischen Mittelalter nicht, da die festen Residenzen der Fürsten noch fehlten und die allgemach sich ausbildenden hohen Schulen noch keine Hauptstädte im internationalen Reich der Wissenschaften, unabhängig von kirchlicher Vorherrschaft, sein konnten. Der Turmbau zu Babel hatte für die antike Welt und für die des Mittelalters nicht die Bedeutung gehabt, in der er den Nationen einer neuen Zeit erscheinen mußte, deren Bücher in allen Zungen zu reden anfingen, deren Büchermassen eine Welt für sich entstehen ließen, die zu durchforschen und zu übersehen ein Menschenleben nicht ausreichte. Die alten Büchersammlungen, so hoch ihre Bücherzahl gewachsen sein mochte, waren ein Kosmos gewesen. Nun aber begann sich die Bücherwelt im Chaos aufzulösen, wenn nicht der Begriff des Buches und mit ihm der des Schrifttums einen eigenen Mittelpunkt, einen selbständigen Sinn, erhielt. Ihn aufgefunden zu haben, war das Verdienst derjenigen, die zuerst erkannten, daß die Vertreter des geistigen Selbstbewußtseins aller Völker deren Bücher sind.

II. ITALIEN

Das Erbe der antiken Literatur war zerstreut worden, weil die Erben fehlten, die sich zu ihm als einem untrennbar verbundenen Ganzen bekannt hätten. In dem geschichtswissenschaftlich mittleren, als dem Bindeglied zwischen dem alten und neuen, Zeitalter europäischer Kultur waren deren antike Traditionen nicht verloren aber zerrissen worden. Sie als die klassischen zu einem humanistischen Ideal wieder zusammengefaßt zu haben war der Erfolg der nach diesem Ideal benannten geistigen Bewegung gewesen, in derem Verlaufe die Entdeckungsreisen in die Vergangenheit mit ihren Ergebnissen von neuem die Auffassung der beiden getrennten großen alten Zivilisationen, der griechischen und der römischen, als eine Einheit begründeten. Und damit die Durchdringung abendländischer, bereits von der morgenländischen befruchteten Bildung und Gesittung, Dichtung und Forschung mit internationalen und nationalen Elementen einleiteten. Die Auswirkungen des Humanismus folgten dem geschichtlichen Verlaufe des Verlorenwerdens antiker Kultur. Sie begannen, da im Abendlande allein die lateinische Sprache ihre Vorherrschaft gewahrt hatte, in Italien mit der Aufdeckung römischer Schrifttumsdenkmäler; sie setzten sich fort mit der Bergung byzantinischer Bücherschätze vor den Osmanen. „Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten, der junge Tag im Westen neu empor und auf Hesperiens Gefilden sproßten verjüngte Blüten Ioniens hervor.“ Diese Verse Schillers vertreten noch die Ansicht eines dunklen Mittelalters, die aufzuhellen seitdem die Geschichtswissenschaft sich bemühte, so daß die Buchhandschriftenzeit Europas nicht mehr wie in seinen Tagen als das Zeitalter verlorener Zivilisationen gilt.

In Italien mit seinen vielen Bildungsstätten, im Lande der heidnischen Überlieferungen und des Machtmittelpunktes der christlichen Kirche, vollzog sich zum zweiten Male die Aufnahme des Griechentums durch das Römertum im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Wenn Weltanschauungen wechseln, wenn im Aufdämmern einer neuen Welt die alte sich auflöst, herrscht ein Zwielicht, das alle klaren Umrisse verschleiert. Undeutlich nur ist der Ur-

sprung von Humanismus und Renaissance, von der Rückkehr zur Antike, in den Sehnsuchtstrieben nach der geistigen Wiedergeburt zu erkennen, die die Erlösung vom Dogma, der Christlichkeit von der kirchlichen Christenheit, wollten. Und damit die Bande lösten, in denen die Stellung des Einzelmenschen zum Gemeinschaftsgefühl und zum Gesamtbewußtsein der Gesellschaft gehalten wurde. Die, von der Autorität der Kirchenlehre befreiend, gegenüber der geschichtlichen Vergangenheit auch im Heidentum göttliche Vorsehung anerkennen mochten; eine angenommene Feindschaft zwischen Geist und Natur versöhnen wollten. Das gab den mannigfachen nationalen und religiösen gegenläufigen Strömungen ihre wilden Wirbel, aus denen vor den anbetenden Augen, wie nach der Sage die Göttin der Schönheit, die Antike emporstieg, das Altertum zur Gegenwart machend. — „Wert und Sache der Renaissance erhält zweifache Geltung, sei es, daß ein Volk sich auf die eigene Vergangenheit bezieht, sei es, daß sie auf die Vergangenheit eines anderen Volkes bezogen werden, dessen Rechtsnachfolge das erste anzutreten, dessen Leben es noch einmal durchzuleben brennt." [J. Nadler.] Italiens rinascita war ein Besinnen auf des Landes eigenes Leben. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts anhebend mit einer gewaltigen ethisch-religiös gerichteten Reformation, deren Träger Franz von Assisi wurde, der eine auf die geistige Weltherrschaft gerichtete innere Wiedergeburt des Menschen wollte, sie in der von ihm erweckten Sprache seines Volkes diesem predigte; sich weiter fortsetzend in ethisch-politischen Strebungen, die die nationale Idee des alten Italien, des alten Rom, wachriefen, weckte sie allgemach auch das Bewußtsein für den geistigen und künstlerischen Gehalt der Antike, den deren Bücher umschlossen. Zu diesen führte der Weg zurück über die Klosterschreibstuben, zu Cassiodorius, den letzten Römer. So war aus einem nationalen Bewußtsein die Bibliophilie der Humanisten in der Frührenaissance hervorgerufen worden; so war auch sie eine Gegenbewegung des lateinischen Volkes gegen das fremde Wesen der Eroberer geworden: ein Kampf für die Einheit und Freiheit Italiens, für deren Ideen zu gewinnen die klassische Literatur eine internationale Macht wurde. Daraus aber erklärt sich auch der

die Barbaren abwehrende geistige Hochmut der italienischen Humanisten, der unverständlich wäre, wenn sie nur die alten Bücher hätten hervorholen wollen, um sie in neuen Bücherstuben zu verwahren.

Dante, Petrarca, Boccaccio, die italienischen Dichter des Quattrocento, wurden auch seine führenden Humanisten, die Bejaher einer neuen Lebensauffassung. In Italien wandte man sich zuerst den antiken Buchdenkmälern wieder zu, hier kehrte man aus den Gefilden des Jenseits in die Gegenwart des Menschentums zurück, hier behauptete man kühn die Persönlichkeit, die sich jahrhundertelang zu eigenem Dasein emporgerungen hatte, gegen die Gesellschaft. Damit aber kam auch ein neuer Stand aus allen anderen Ständen wieder zu eigenem Recht im Gemeinschaftsleben, der der Gebildeten. Und der Bildungsträger wurde das Buch, dem, als der Hauptstrom des Humanismus in seinem Quellgebiete und in den von ihm durchzogenen Ländern um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts versiegte, der deutsche Gutenberg die neue Form einer Geisteswaffe und eines Geisteswerkzeuges schuf. Der Gegensatz zwischen Gelehrsamkeit und Unwissenheit, zwischen Laien- und Pfaffentum, verringerte sich und verschwand; man lernte lesen, vom Begreifen der Buchstaben bis zum Verstehen der Gedanken. Mächte und Menschen änderten sich durch die Anschauungen, die die Entdeckungsreisen und die Erfinderwerkstätten brachten. Die Denkrichtungen in den Geisteswissenschaften, die Erkenntnisse in den Naturwissenschaften bedingten einander. Nicht allein die Erde erweiterte sich dem Gesichtskreise, auch das Gedächtnis der Menschheit dehnte sich im Buche über Räume und Zeiten aus. Überall berichtigte man mit kritischen Maßstäben den gewaltig gewaltsam sich ausdehnenden Umblick. Die Fernen weiteten sich und ließen die Heimat schätzen, der Verkehr näherte die Völker und trennte sie auch wieder. Kosmopolität und Nationalität, Staatenstolz und Weltbürgertum wurden mit- und nebeneinander der Ausdruck des neuen geistigen und seelischen Wesens, das ebenso in den Landessprachen die Nationalpoesien weckte wie in den Wissenschaften das Ansehen der Glieder einer internationalen Gelehrtenrepublik bestimmte;

lange in dem einer akademischen Bildung als der vollendetsten nachwirkte. Mit dem Hervortreten der Persönlichkeit wuchsen die Verfasser und ihre Werke, kam die Rangordnung im Schriftum wieder zur Geltung. Es begann eine literarhistorische Neuordnung, die neben die Bibel und die Kirchenväter die antiken Klassiker stellte. Das Buch erhielt Eigenwert, weil sich in ihm Verfasser und Werk verkörperten. Das beflügelt gewordene gedruckte Wort gewann eine immer stärkere Stellung als ein Vermittler von Lehre und Zeitung; der Begriff der Gedankenfreiheit verschmolz mit dem der Freiheit der Presse. Die Philosophie, die als eine Emanzipation von der Theologie begonnen hatte, verschärfte sich bis zur Gegnerschaft gegen die Kirche, weil auch die Gegensätze zwischen antiker und christlicher Gesinnung sich langsam wieder verschärften. Humanismus und Renaissance wurden zur Reformation, zu der politisch-sozialen Auseinandersetzung, die im europäischen Norden beginnt, dessen Renaissance auf anderen Voraussetzungen beruhte als die italienische.

Die ästhetisch-formalen Interessen, die anfangs den Humanismus leiteten, machten auch die Bibliophilie und die klassischen Studien gleichwertig und gleichzeitig. Als die Geschichte der Handschriftenrettung aus Klostergräbern und vor der Türkengefahr beginnt der Humanismus, um durch Kritik der Texte und Methodik des Sammelns ohne pädagogisch-theologische Tendenzen zur Philologie, aus einer Weltanschauung zu einer Wissenschaft zu werden. Dem entsprach es, daß nicht die Fakultäten in Bologna und Salerno seine frühesten Pflegestätten geworden sind; daß er, von den Vertretern der freien Künste verkündet, von den Sophisten vergleichbaren Wanderrednern, sich allmählich erst dem staatlichen Universitätszwange unterwarf, wo dann das Ideal humanistischer Spätzeit, der Alleskönner und Alleswisser, der Universalist, über die Polymathie in die Polyhistorie zurückgelangte.

Die Bücherei Petrarcas ist einmal [von Voigt] die erste moderne Privatbibliothek genannt worden. Darin mag eine übertreibende Verallgemeinerung gefunden werden. Soviel bleibt aber an diesem Worte zu Recht bestehen, daß es den Bibliophilen-Humanisten

rühmt, dessen Büchersammlung und dessen Persönlichkeit sich nicht trennen lassen; der in seinen Büchern aufging wie sie in ihm; dem die Bücher, die er erwarb, zu Büchern wurden, die er kennen lehrte, nicht allein kennen lernte. Bewußt hat Petrarca in einer Bibliosophia, die sich überall in seinen gelehrten Werken zeigte, das Buch dem Menschen näher gebracht, es erhöhend in seinen Lebenswerten, nicht schreckend vor den Zweifeln, mit denen ‚Überlegung' die ‚Zufriedenheit' in jenem Zwiegespräche der Abhandlung: „De remediis utriusque fortunae" bedrängt, in der Petrarca, den aus der neuen Buchverehrung seiner Seele entstandenen Zwiespalt aufdeckend, die erste moderne Psychologie des Bibliophilen geschrieben hat. — „Freunde habe ich, deren Gesellschaft mir sehr wert ist. Allen Ländern und Zeiten entstammen sie, mit Ehren hat sie ihre Gelehrsamkeit überhäuft. Dabei ist es leicht, mit ihnen zu verkehren. denn sie stehen mir immer zu Diensten, immer sind sie willfährig, mir Antworten auf die Fragen zu geben, die ich ihnen stelle. Die einen berichten mir von den Geschehnissen vergangener Tage, die andern entschleiern mir die Geheimnisse der Natur. Von diesen lerne ich, wie ich zu leben, von jenen, wie ich zu sterben habe. Manche erheitern meinen Geist durch Munterkeit und scheuchen meine Sorgen hinweg. Andere geben meinem Geiste Kraft und lehren mich das Wichtigste, den Wünschen zu gebieten und auf eigenen Füßen zu stehen. Kurz, sie öffnen mir die Tore zu allen Künsten und Wissenschaften, auf ihre Belehrung kann ich mich immer verlassen. Und als Gegenleistung für alles das, was sie mir bieten, verlangen sie nichts weiter als einigen Raum in irgendeiner Ecke meines bescheidenen Hauses." — So bekannte sich Francesco Petrarca zu den Büchern, in dem Jahrhundert der Entdeckung des Buches, und mit ihm der europäischen „Literatur", einer seiner Entdecker, immer sein Diener und sein Herr, ein Bibliophile und ein Humanist. Die Alten waren ein Jahrtausend verstummt gewesen, nun begannen sie von neuem zu reden. Nicht zu allen, vorerst nur zu wenigen, die aus den Beschränkungen des Denkens unter theologischem Zwange zu einer allgemeinen menschlichen Bildung den Ausgang suchten. Indem diese Pfadfinder auf neuen Gedankenwegen die Bibel, das Buch

des ‚Mittelalters', in den Händen der Theologen ließen, bekamen sie die eigenen Hände frei, um die heidnischen Schriften aus deren Bücherverstecken herauszulesen. Das gab Bewegung der Sammelnden, ihrer Geister und Gemüter. Dadurch entstand aber auch ein anderes Verhältnis zu den Büchern, das noch auf anderen Empfindungen und Einsichten beruhte als auf der Anschauung: ein Buch sei nur Gedankenträger und Weiterträger; ein Notbehelf, um flüchtigen Worten Dauer und Zusammenhalt zu schaffen. Man begann, das Buch als eine eigene Einheit, als die Verkörperung eines Werkes zu betrachten; in seiner körperlichen Nähe die Persönlichkeit seines Verfassers zu spüren. Immer, wenn sie über ihren Umgang mit den Büchern reden, sprechen die Humanisten davon, daß sie ein freundschaftliches Verhältnis zu den Büchern haben. Und wenn sie sich beugen vor der Autorität des Buches, wenn ihre Buchverehrung sich ständig steigert, ist es die Ehrfurcht vor dem hohen Geiste, den das Buch hüllt und vertritt. Darum verehren sie die Buchgestaltung mehr als anderen Hausrat, mehr als andere den Menschen gegebene Verständigungsmittel. Denn aus der Enge eines Menschenlebens trägt sie das Buch, der Genosse ihres Lernens, in die Weiten, über die ihrem Dasein gezogenen Grenzen von Raum und Zeit. Es ist das Machtempfinden des menschlichen Geistes, das mit diesem Bundesgenossen sich den Sieg über das Universum träumend, zu einem Universalismus wird, dessen Grundbau ein allumspannendes Wissen in den Wissenschaften sein soll. Bis dann der Begründung und Eroberung des humanistischen Europa durch das Buch die Zweifel an der Möglichkeit eines solchen Wissens kamen, die den Humanisten noch Zweifel an ihrer eigenen Persönlichkeit gewesen waren und den Philosophen zu Zweifeln an der Ausdehnung der Grenzen der Menschheit wurden. Francesco Petrarca [1304—1374]* ist in seinen unruhigen Wanderjahren kein Bibliotaph gewesen, manches Büchergut mag ihm beim Verleihen und bei dem ständigen Wechsel seines Aufenthaltsortes verlorengegangen sein wie jene von ihm beklagte unbekannte Schrift Ciceros. Um 1337, als er sich in die Einsamkeit von Vaucluse bei Avignon zurückzog, um sich ganz den klassischen Studien zu widmen, dachte er daran,

* Abb. II, 13

seines Bücherreichtums sich in gelehrter Muße zu erfreuen. Aber die Dichterkrönung in Rom [1341], die er der gleichen ihm von der Pariser Universität angebotenen Ehrung vorgezogen hatte, die Beziehungen, die er zu Cola di Rienzo fand, der Tod Lauras trieben ihn in neue Unrast. 1353 verließ er Vaucluse, um an den Hof der Visconti nach Mailand zu gehen, von hier aus ein neues Wanderleben beginnend. Vor dem Kriege und der Pest fliehend war Petrarca im Sommer des Jahre 1362 von Mailand über Padua nach Venedig gekommen, wo er sich einen neuen, sicheren Wohnsitz gründete. Daß er fortan hier bleiben wollte, zeigte eine heute noch im Archiv von Venedig aufbewahrte Urkunde, in der er durch Vermittlung seines Freundes Benintendi, des Kanzlers der Republik, dieser das Angebot machte, seinen Bücherschatz der Markuskirche zu hinterlassen, unter der Bedingung, daß ihm eine ihm genehme Behausung zur Verfügung gestellt werde. Zwar entsprach der Große Rat dem Verlangen des Dichters, der in den Jahren 1362 bis 1367 [1369] den Palazzo di Due Torri an der Riva degli Schiavoni bewohnte, zu einer Erfüllung des Vermächtnisses aber ist es, wie lange eine Legende annahm, nicht gekommen. Mit seinen Büchern zog sich der Ruhelose nach Arquà in das Haus zurück, das er sich hier gebaut hatte; vermutlich seiner Gesundheit wegen, der das Klima der Lagunenstadt unzuträglich war und weil er hier Francesco da Carrara, dem Herrn von Padua, einem ihm ergebenen Freunde, nahe sein wollte. Da er als dessen Gesandter späterhin nach Venedig ging, darf daraus geschlossen werden, daß die Beziehungen Petrarcas zu der Republik die besten geblieben waren, daß auch der Dichter an dem einmal geschlossenen Vertrage festhielt. In seinem 1370 niedergeschriebenen Testamente erwähnt er seine Bücher nicht, mit Ausnahme eines Gebetbuches ohne hohen Wert, das er in Venedig gekauft hatte. Ein Umstand, der [nach Schreibers Vermutung] vielleicht zeigt, wie Petrarca die Bedingungen jenes Vertrages auslegte: seine Bücherei gehörte nach seinem Tode Venedig, soweit sie beim Vertragsabschlusse schon vorhanden war. Bücher sammelnd und Bücher schreibend, obschon die Bücherlust als eine Eitelkeit beklagend, ist Petrarca in einer Sommernacht des Jahres 1374 entschlafen. Am Morgen des 19. Juli

fand man ihn über einem Buche niedergesunken, tot. Damals befanden sich Carrara und Venedig in einem Kriegszustande, der es erklärlich macht, weshalb die Erbschaftsansprüche auf den Nachlaß Petrarcas, auf seine wenig wertvollen und wenig zahlreichen Bücher, wie er selbst sie in ihrem Angebot eingeschätzt hatte, nicht geltend gemacht werden konnten. Um so eifriger waren die Freunde des Dichters bedacht, dessen literarischen Nachlaß zu sichern; vor allem die noch unbekannten Werke, das lateinische Heldengedicht Africa, dessen Vernichtung Petrarca gewünscht hatte und die italienischen Trionfi. Aus solcher Sorge warnte ein Brief Boccaccios, den er im November 1374 an Petrarcas Schwiegersohn, Francesco da Brossano schrieb, vor allzuraschen Bestimmungen über das unschätzbare Büchergut. Mit der Ordnung und Verwahrung der eigenen Werke Petrarcas betraute Carrara dessen Freund Lombardo della Seta, er wird wohl auch die sonstigen 69 Bände des Dichters, die Hauptmasse von dessen Bücherei, erworben haben, die aber bald doch verkauft und zerstreut werden sollten. Das beklagte sechzig Jahre nach Petrarcas Tode Poggio in der Grabrede, die er einem anderen berühmten Bibliophilen-Humanisten, dem Florentiner Niccolo Niccoli hielt. Carrara war im Jahre 1388 von dem Verbündeten der Republik Venedig, Gian Galeazzo Visconti, Herrn von Mailand, besiegt worden. Zu den Beutestücken gehörte auch die Bibliothek Carraras, die so in die der Visconti nach Pavia gelangte. Unter diesen Büchern war auch die Homerübersetzung des Leontius Pilatus, die auf Kosten Boccaccios und Petrarcas angefertigt und mit des letztgenannten Randschriften versehen war, ein von den italienischen Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts vielgebrauchtes und vielgenanntes Werk.* Als dann der letzte Herzog von Mailand, Ludovico Sforza, Il Moro, 1500 von Ludwig XII. gefangen genommen wurde, kam seine Büchersammlung in die des französischen Königs nach Blois, mit ihr 1544 nach Fontainebleau und schließlich in die Bibliothèque royale nach Paris, in die heutige Nationalbibliothek. Den kostbarsten der Petrarcabände in der Sforzabibliothek hatte ein Bürger Pavias, Antonio di Pirro, vor der Plünderung gerettet, die Vergilhandschrift, in die der Dichter seine Eintragungen über Lauras Tod

* Abb. 12

und andere ihm nahestehende Personen gemacht hatte. Sie war an seinen Arzt Dondi dell' Orologio gelangt und vermutlich von dessen Neffen und Erben an Carrara verkauft worden. 1600 erwarb der Kardinal Francesco Borromeo das Buch für die Ambrosiana in Mailand, die er eben begründete, 1796 nahm es Napoleon nach Paris mit, 1815 wurde es der Biblioteca Ambrosiana zurückgegeben. Es war ein Lieblingsbuch Petrarcas und eines seiner ersten Bücher gewesen, eine Anmerkung seiner Hand erwähnt, daß es ihm am 1. November 1326 gestohlen und am 1. April 1338 zu Avignon wieder zurückerstattet worden sei.

Florenz wurde nach Petrarcas Tode die Hauptstadt des Humanismus, in der seine besten Freunde und hervorragendsten Schüler lebten, lehrten, sammelten: Luigi Marsili [1330—1394], der Gründer der Academia di Santo Spirito — der ersten Anstalt, in der die freie, die fröhliche Wissenschaft außerhalb der Kirche und der Universitäten eine Unterkunft fand — und redliche Theologe, Coluccio Salutati [1331—1406], der Kanzler der Signorie, der die Antike in das Staatsleben einführte, vor allem Giovanni Boccaccio [1313—1375].* Sein Vater hatte den Verfasser des Decamerone, des Buches, das seine Zeitgenossen lachend lasen und gelehrter Werke, derentwegen sie ihn bewunderten, zum Rechtsgelehrten gemacht. Er selbst aber bevorzugte die humanistischen Studien, die poetischen Tändeleien und das weltliche Treiben am lustigen Anjouviner Hofe in Neapel, bis er, nachdem er im Pestjahr 1349 seinen Vater verloren hatte, nach Florenz zurückkehrte und im folgenden Jahre Petrarca kennen lernte, seitdem ihm in enger Freundschaft verbunden bleibend, die in ihrer Bücherliebe und Sammelleidenschaft wurzelte. Zwar durfte der lustige Hans seinen Aufwand beim Bücherkaufen nicht so weit treiben wie Petrarca, der Geld genug hatte, um dann und wann mehrere Schreiber zu beschäftigen oder die Ausstattung einer Prachthandschrift zu bezahlen. Allein dem eigenen Fleiß hatte er die Vermehrung einer sehr ansehnlichen Bücherei zu verdanken,* was ihm sein Biograph Giannozzo Manetti hoch anrechnete: „copiam transcriptorum suorum intuentibus mirabile quiddam videri soleat hominem pinguiorem, ut eius

* Abb. 14, 15

corporis habitudo fuit, tanta librorum volumina propriis manibus exarasse, ut assiduo librario qui nihil aliud toto fere vitae suae tempore egisset satis superque esset." Daß der belesene Entdecker des Tacitus auf seinen Dienstreisen und diplomatischen Missionen die Gelegenheiten zu nutzen pflegte, verstand sich in jener bücherarmen Zeit von selbst. Man mußte wissen, wonach man suchte, wenn man den Eintritt in eine gar nicht geordnete Klosterbibliothek erhielt. Es waren ja auch meist nicht sehr beeilte Fahrten, auf denen Boccaccio die Kiste mit den Lieblingsbüchern mitnahm. Da das Abschreiben oder das Kaufen die beiden einzigen Möglichkeiten gaben, den Bücherschatz zu vermehren, war die Buchleihe eine Gefälligkeit nicht geringen Wertes und es hieß schon Bücher tauschen, wenn man sich verschiedene Werke gegenseitig zum Abschreiben anvertraute. 1362 brachte in die ungebundene Heiterkeit des Humanisten Boccaccio ein Kartäusermönch mit seinen Mahnungen die christliche Hölle, vor der der lebenslustige Mann erst allen weltlichen Anfechtungen entsagen und selbst auf die Bücherlust verzichten wollte. Einen Entschluß, den er mäßigte, um in Certaldo in der Einsamkeit unter seinen 200 Bänden zu weilen, die ihm Augenweide und Seelentrost blieben, seines Daseins Reichtum. „Plus cum alignibus meis libellis parvulis voluptatis sentio, quam cum magna diademate sentiant reges" bekannte er einmal, in einem Briefe an Zanobi da Strada. Er, der nicht wie Petrarca in für die Nachwelt bestimmten Briefen, in denen man für die Beziehungen zwischen Bibliophilie und Humanismus die psychologischen Erklärungen findet, über die Abenteuer seiner Bücherfahrten und Bücherträume geschrieben hat, bald die Enttäuschungen beklagend, bald die Funde bejubelnd. Den Auftrag der Stadt Florenz, Dantes göttliche Komödie öffentlich zu erklären, den er 1373 erhielt, hat Boccaccio nicht mehr lange ausführen können. Sich ihm widmend, die philosophisch-theologische Gelehrsamkeit des bewunderten Werkes auslegend, nicht dessen dichterischen Tiefsinn ergründend, ist der Mann gestorben, dessen Meisterwerk einst, unbewußt, Dantes Gesänge parodiert hatte. Mit ihm fiel die letzte der drei Kronen von Florenz ins Grab, unter deren Herrschaft lange noch Bibliophilie,

Humanismus und Poesie in Italien blieben. Seinem Beichtvater, Fra Martino da Signa, hinterließ Boccaccio seine Bücher unter der Auflage: ihre allgemeine Benutzung zu gestatten, durch ein Epitaffio, eine Gedenktafel, deren antike Mode auch weiterhin in den italienischen Sammlungen befolgt wurde, an den Buchfreund und Büchersammler zu erinnern, sowie sie als Stiftung dem Kloster San Spirito in Florenz, dem jener angehörte, zu vererben. Eine Bedingung, die der 1387 gestorbene Freund getreulich erfüllt hat. Aber Boccaccios Erbe war in die Obhut nachlässiger Mönche gekommen, die es nicht zu hüten verstanden, die es ungenutzt verstauben ließen. Bis es ein anderer Florentiner Bücherfreund, Niccolò Niccoli, noch einmal, es ehrfürchtig rettend, sammelte und die Handschriften, soweit sie noch vorhanden waren, in einem schönen, der Klosterbibliothek von ihm gestifteten Schranke aufstellen ließ, in dem sie der Feuersbrunst, die in der Nacht vom 21. auf den 22. März 1471 die Kirche von San Spirito vernichtete, entgingen, aus dem sie aber, vermutlich beim Klosterumbau gegen 1560, verloren und nur zu einem kleinen Teile wiedergefunden worden sind.

Boccaccio hat, in der Vorrede seiner „Genealogia Deorum", der Bücher Untergang und Verderben mit wehmütigen Worten beklagt. Mensch und Natur wüten gegen das Buch, Geiz, Nachlässigkeit, Rachsucht, Feuersbrünste, Überschwemmungen und die grausamste aller Bücherfeinde, die Zeit. Als er einst, nach einem Berichte seines Schülers Benvenuto da Imola, auf einer Reise in Kampanien, fröhlichen Herzens die berühmte Klosterbibliothek in Montecassino besuchte, hatte er sie weinend verlassen, weil er es nicht ertragen konnte, die geliebten Bücher in solcher Unordnung und Verkommenheit zu sehen, wie sie für ihren mißachtetsten Besitz den Mönchen noch gerade gut genug schien. Die bedachte Buchpflege hat in der großen humanistischen Bücherrettung keine geringe Rolle gespielt; sie hat die Ausbildung des Büchersammelwesens, in dem Florenz das Muster gab, gefördert. Auch darin ist die Bücherliebe Petrarcas und Boccaccios vorbildlich gewesen, die selbst in ihren Übertreibungen den richtigen Weg zeigte. Hatte nicht Petrarca, der kein griechisch konnte, seinen griechischen Homerkodex über alles verehrt?

Und hatte nicht Boccaccio, der kaum ein sehr viel besserer Gräzist war, dafür gesorgt, daß die lateinische Homerübersetzung des Calabresen Leontius Pilatus, dem er in Florenz einen Lehrstuhl für die griechische Sprache verschafft hatte, vollendet wurde und sie eigenhändig ins Reine geschrieben? So hat er, der Petrarca an kritischer und künstlerischer Fähigkeit, die Klassiker aufzunehmen, nicht gleichkam, darin doch das maßgebende Beispiel des Betriebes wissenschaftlicher Übersetzungen gegeben, desjenigen Verfahrens, durch das der Eintritt nach Hellas von den italienischen Humanisten gesucht wurde, die selbst nur selten sich entschlossen, die fremde Sprache in deren Heimatlande zu lernen. Die Erkenntnis des griechischen Ursprunges des römischen Schrifttums war noch rechtzeitig genug für das Rettungswerk der begeisterten Handschriftenforscher und Handschriftensucher gekommen, die nun im Hellenismus ihren humanistischen Idealen huldigten und die Denkmäler antiker Kultur und Literatur, die in den Balkanländern, in Byzanz vorhanden waren, nach Italien zu schaffen keine Kosten und Mühen scheuten. Der Vorort der neuen Richtung des Büchersammelwesens wurde Florenz, die Führung übernahmen die Medici. Manuel Chrysoloras [gestorben 1415 in Konstanz], den der Kaiser Manuel Paläologos 1391 nach Italien gesandt hatte, um hier Hilfe gegen die Osmanen zu werben, hatte 1396 sein Vaterland, ohne die Verbindung mit ihm zu lösen, verlassen und lehrte, von 1403 bis 1407 in seiner Heimat weilend, von 1408 bis 1410 das Griechische in Spanien, Frankreich, England, die übrige Zeit in verschiedenen Städten Italiens: Venedig, Florenz, Pavia, Rom. Die Gräzisten, die er in seiner Schule bildete, gaben den humanistischen italienischen Bücherreisen, deren feste Stützpunkte die florentinischen und venetianischen Handelsniederlassungen in der Levante wurden, ihren geistigen heimatlichen Rückhalt. Die Gönner der Unternehmungen aber wurden die Kaufherren, deren Mäzenatentum die Mittel schaffen mußte. Als Giovanni Aurispa [1370—1459], ein Sizilianer, Ende 1423 von einer zweijährigen Levantereise zurückkehrte, schickte er den Bibliophilen in Florenz, die die Medici dort um sich vereinten, einen Vorboten seiner Ankunft, jenen kostbaren Band, der sieben Tragödien des

Sophokles, sechs des Äschylus sowie die Argonautica des Apollonios barg und den heute die Biblioteca Laurenziana verwahrt. 238 Klassikermanuskripte hatte er von seiner Bücherreise heimgebracht, die zu erwerben er sein ganzes Vermögen hingeben mußte. Sogar seine Kleider hatte er verkauft und sich dem Bruder Cosimos de' Medici [1389—1464],* Lorenzo, mit 50 Goldgulden verschuldet. Sein Beispiel fand Nachahmung: Francesco Filelfo [1398—1481] brachte einige Jahre später aus Byzanz eine kleinere, mit jener ersten nicht zu vergleichende Sammlung nach Florenz, die ebenfalls Lorenzo sich zu eigen machte, so daß sie durch ihn an die Laurenziana überging.

Bauten und Bücher, diese Leidenschaften des Rinascimento und ihre Liebhabereien, mußten in dem bereits von Petrarca gehegten Gedanken einen gemeinsamen Ausdruck finden können, beides mit der Ausgestaltung öffentlicher Büchersammlungen zu vereinen. Wenn trotzdem nur Bücherkammern und Büchersäle entstanden, der Bibliophilie keine Monumente in der Form ihr dienender Paläste errichtet worden sind, so ist dafür die Erklärung unschwer zu finden. Die Büchermenge der einzelnen Sammlungen war doch noch zu klein, als daß sie schon die architektonische Prachtentfaltung gerechtfertigt hätte. Pläne, wie diejenigen Papst Nikolaus V., wiesen in die Zukunft. Aber der Gedanke, daß das Büchersammeln der Allgemeinheit zugute käme, blieb lebendig. Und aus der begeisterungsstarken Buchpflege der italienischen Humanisten entwickelten sich die meisten großen Büchersammlungen, die heute nicht wenige italienische Städte zieren. Am Ende seines Lebens dachte auch Lorenzo de' Medici daran, die Bücherschätze, die den Namen seiner Familie trugen, in einem Schatzhause zusammenzutragen; eine großzügige und hochherzige Absicht, deren Ausführung sein Tod verhinderte. Trotzdem bleibt er der eigentliche Stifter der Biblioteca Mediceo-Laurenziana in Florenz, die endlich doch noch aus den Büchersammlungen von S. Lorenzo und von S. Marco, aus der der Badia fiorentina bei Fiesole, aus der Medici Privatbibliothek und der Niccolò Niccolinischen Privatbibliothek hervorgegangen ist.

Die Bereicherungen, die die florentinischen humanistischen Privatbibliotheken den Medizäern, vor allem Cosimo, verdankten,

* Abb. 18

bestanden nicht nur in der Unterstützung einzelner Gelehrter, in der Handschriftenbeschaffung, die durch Abschriften den Forschern zugänglich wurden. Die Buchpflege, die die Macht und die Mittel der Medici ermöglichte, fand auch einen festen geistigen Halt in dem Beispiel, das deren Lebensführung gewährte, die die Gleichstrebenden verband. Wozu noch die geschäftliche Gewandtheit Cosimos hinzukam, der es verstand, wie ein Fürst Bücherlehen durch seine Hilfeleistungen zu verteilen, die nach der Sammler Tod durch das Gewicht des Goldes ihm anheimfielen. Auch in dieser Verbindung von Mäzentatentum und nüchterner Sachlichkeit, die die besten Kräfte an ihren besten Platz zu stellen wußte, zeigte sich die schöpferische Tätigkeit des Mannes, der mehr als mancher andere den Ehrennamen eines Bibliothekenstifters verdient. Sein erster Ratgeber war Niccolò dei Niccoli [1363—1437] gewesen, ein Bibliophile, der sein Leben, das erfüllt war von einer leidenschaftlichen Liebe zu den Büchern, ihnen ganz und gar geweiht hatte. Aus Padua hatte er Petrarcas Schriften geholt, um mit ihnen eine Sammlung zu begründen, deren Reichtum ihn in Armut und Schulden brachte, trotzdem er selbst die Mehrzahl seiner Codices geschrieben hat, sie nicht geistlos kopierend, sondern mit kritischer Sorgfalt rekonstruierend. Dem bedrängten Buchfreunde kam Cosimo zu Hilfe und gewann damit dessen Fleiß und dessen Kenntnisse für sich. Die Angestellten in den medizäischen Niederlassungen, die Florentiner, die auf weite Reisen gingen, die Gesandten: sie alle wurden mit Aufträgen versehen, nach bestimmten Handschriften zu fahnden. Und der literarische Minister Cosimos verstand es, diesen Bücherdienst dem kommerziellen wie dem politischen Bereiche des Medici-Hauses einzugliedern. An achthundert Bände hinterließ Niccolò dei Niccoli, die bedeutendste Privatbibliothek seiner Zeit. Den unschätzbaren Besitz hatte er ursprünglich dem Kloster S. Maria degli Angioli vermacht, aber wenige Tage vor seinem Tode widerrief er das Testament, um die Bestimmung über den Verbleib seines Bücherschatzes sechzehn von ihm ernannten Humanisten anzuvertrauen. Sie überließen Cosimo die freie Verfügung über das Erbe, der mit ihm die darauf lastenden Schulden

übernahm. 400 Bände wurden ausgewählt, um sie im Kloster S. Marco in dem von Michelozzo erbauten Bibliotheksaal auf 64 Lesepulten aufzustellen. 1441 ist das Gründungsjahr der ersten öffentlichen Bibliothek Italiens, der Marciana, die 1808 bei der Aufhebung der geistlichen Orden mit der Laurenziana vereinigt wurde, der nach 130 Jahren errichteten anderen großen Medicisammlung. Die Ergänzung und Vermehrung der Marciana ließ Cosimo sich ständig angelegen sein; für 400 Goldgulden kaufte er in Siena kanonische Literatur, von den Franziskanern in Lucca erwarb er für sie 49 theologische Werke. Dabei folgte er hier und bei seinen anderen Bücherkäufen dem Plane, den für ihn ein anderer berühmter Bibliophile-Humanist, Fra Tommaso Parentucelli [Papst Nikolaus V.] ausgearbeitet hatte, einer Bücherliste, die man den Kanon der humanistischen Literatur ihrer Zeit nennen kann, auch damit die Einheitlichkeit seiner Stiftungen bekundend. Von ihnen war die für die Badia unterhalb von Fiesole, dem Lieblingsaufenthalte des greisen Medizäers, dem Sitz der von Marsiglio Ficino geleiteten Platonischen Akademie, errichtete Bücherei, die 1783 in die Laurenziana aufgenommen wurde, ebenso eine buchgewerbliche wie wissenschaftliche Leistungsprüfung der florentinischen humanistischen Buchpflege. Ihre Herstellung wurde dem Cartolaio Vespasiano da Bisticci übertragen, der 200 Bände in 22 Monaten lieferte, die die kirchliche und die klassische Literatur in einer Auswahl des nach jenem kanonischen Kataloge besten umfassend, von 45 für diese Büchersammlungsgründung angestellten Schreibern gefertigt wurden. 200 Bände hatte Cosimo aus dem Erbe Niccolò dei Niccolis für seine Hausbibliothek zurückbehalten als Unterpfand für die diesem Bibliophilen und dessen Nachlaß gemachten Vorschüsse. Bücherfroh und bücherkundig hat er durch Einzelerwerbungen planmäßig auch diesen Schatz zu vermehren verstanden, den seine Nachkommen in seinem Sinne verwalteten. Sein Sohn, der Kardinal Giovanni kaufte die Sammlungen des Staatskanzlers Coluccio Salutati und des bibliographischen Columbus Poggio Bracciolini, sein Enkel Lorenzo il Magnifico [1448—1492]* beschäftigte überall, insbesondere aber in Rom an der Vaticana, Schreiber. Er

* Abb. 19

rüstete auch die große Bücherreise des Giovanni Lascaris in die Levante aus, die um 1490 ihm aus dem Peleponnes an 200 griechische Handschriften, darunter 80 unbekannte Werke, zuführte. Die Biblioteca Laurenziana zu einer öffentlichen aus einer privaten Bibliothek zu machen, hinderte Lorenzo der Tod; der Zug Karls VIII. von Frankreich nach Italien schmälerte sie nicht unerheblich. Als Piero, Lorenzos Sohn, aus Florenz vertrieben wurde und die Medici-Paläste der Plünderung anheimfielen, kam mit den Beutestücken auch manches Buch nach Frankreich. Die florentiner Regierung ließ zur Rettung der Sammlung sie in das Haus der Signorie und dann in das Dominikanerkloster San Marco überführen, mußte sie aber ihrer Geldnöte wegen zunächst dem Kloster für 2000 Goldgulden verpfänden und sie schließlich für weitere 1000 Gulden ihm zum Eigentum lassen. Dabei kam es zu Teilungen und Verlusten. Vieles erwarb 1508 der Kardinal Francisco della Rovere. Der Kardinal Giovanni de' Medici [Papst Leo X., 1475—1521], Bücher aus der Hinterlassenschaft des Vaters stückweise zurückkaufend, löste die Familienbibliothek wieder aus, um sie nach Rom schaffen und in seiner Villa am Monte Pincio aufstellen zu lassen, wo sie eine eigene Verwaltung erhielt. Er soll auch für sie den berühmten Kodex mit den fünf ersten Büchern der Annalen des Tacitus vom Kloster Corvei um 500 Goldgulden gekauft haben. Sein Tetamentsvollstrecker und Vetter Kardinal Giulio [Papst Clemens VII., 1523—1534] ließ die Bibliothek nach Florenz zurückbringen und beauftragte Michelagniolo mit der Errichtung eines Gebäudes, das unter dem ersten Großherzog von Toscana, Cosimo I., durch Vasari vollendet wurde. Am 11. Juni 1571 fand die feierliche Einweihung der Laurenziana mit ihren 3000 Handschriften statt, in der bereits die Bestände der Bibliothek von San Gimignano und viele andere der Bücher Cosimos ihr endgültiges Heim gefunden hatten. Die Bibliothekengründungen des Hauses Medici hatten nun ihren festen Mittelpunkt, um den sie sich nach und nach zusammenzogen.*

Abschreibend und bearbeitend befestigten die Bibliophilen-Humanisten ihren Bücherbesitz und vermehrten ihn, Büchersammler in anderer Weise als es die kommenden Druckwerkjahr-

* Abb. 20, 21

hunderte gewohnt wurden, in denen die Erschließung eines verlorenen griechisch-römischen Schrifttums vollzogen war. Dieses doppelten Unterschiedes wegen sind die humanistischen Sammelverfahren wirtschaftlich und wissenschaftlich sowohl von den antiken wie von den modernen verschieden. Im Altertum bedingten Apogramm und Autogramm noch für ein Manuskript und dessen Originalität eine Reihe von Zwischenstufen, die maßgebend für die Beurteilung eines Textes waren; der alexandrinische Klassikerkanon erwuchs aus Vergleichungen, die bekannte Werke werteten. Aber die enthusiastisch zu Irrtümern über das Alter der Codices geneigten Humanisten hatten es bestenfalls mit beglaubigten Büchertiteln zu tun, für die sie die Bruchstücke zusammensuchten, erst einmal den derart erzielten Gewinn auf die Richtigkeit und die Vollständigkeit hin überprüfend, dazu für die griechischen Schriften meist noch den Übersetzungenumweg notgedrungen wählend. Abschriften bedeuteten für sie Annäherungen an die Urschriften und demgemäß schätzten sie solche nach ihrem inneren Wert ein; das alte Manuskript, das ungenau und unvollständig war, bot ihnen weit weniger als das bessere neue, blieb eine Vorarbeit für dieses. Ihr Sammeln, Sichten, Suchen galt den noch unentdeckten verschollenen Werken; das Auffinden eines solchen bereicherte den Besitzer auch deshalb, weil er nun eine begehrte Vorlage für den Büchertausch in Händen hatte, die um so wertvoller wurde, je mehr er selbst imstande war, durch eigene Arbeit einen gebesserten und gemehrten Text herauszugeben, d. h. in Abschriften zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu lassen. Die buchgewerblich-wirtschaftliche Tätigkeit entsprach der wissenschaftlichen. Beccadelli erwarb einen Livius, den Poggio abgeschrieben hatte, für 120 Zechinen. Dieser konnte sich für den Erlös ein bei Florenz gelegenes Grundstück kaufen, jener sah sich zur Veräußerung einer Villa gezwungen. Alle diese Beschäftigungen der Bücherherstellung hat einmal [Ep. fam. XVIII, 5] Petrarca, sie preisend, geschildert: „Sic apud nos alii membranas radunt, alii libros scribunt, alii corrigunt, alii, ut vulgari verbo utar, illuminant, alii ligant et superficiem comunt.“ Die Arbeit des Büchersammelns, Bücherschreibens, konnte

eine literarische, lohnende Sondertätigkeit werden, die Berufsart einer Bibliophilie sich in solchem Zusammenhange zu einiger Selbständigkeit entwickeln. Alle die im Auftrage oder auf eigene Rechnung die Länder durchforschenden Büchersucher, deren Gelehrsamkeit nicht gering sein durfte, gewannen mehr oder minder auch ihren Lebensunterhalt durch ihren Sammlerfleiß, halb Schreiber und halb Schriftsteller. Etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die noch erreichbar gewesenen schriftlichen Überreste der Vergangenheit wohl geborgen, sie in Abschriften zu verbreiten den Buchhändlern ermöglicht, die ihrerseits jetzt in der äußeren und inneren Ausstattung der von ihnen für den Handel angefertigten Handschriften der Bücherliebhaberei großer Herren dienten, indessen die bibliographisch-kritischen Anstrengungen der Bibliognosten bibliothekarisch organisierend und zentralisierend sich ausgestalteten. Das Beispiel eines der hervorragendsten Bibliophilen-Humanisten, des Papstes Nicolaus V., bezeichnet diesen Kulminationspunkt. Indessen ihn die Ausführung seines großes Planes beschäftigte, in der Büchersammlung der Päpste eine Vereinigung aller Werke des Schrifttums zustande zu bringen, also die alexandrinische Idee einer Weltliteratur, die die geistigen Schöpfungen aller Völker und Zeiten eint, beschäftigte der Bibeldruck die Gutenbergwerkstätte in Mainz. Ein Ereignis, das allmählich erst in seiner eigentliche Wirkung sich geltend machte, in jener Übergangszeit der Handschrift in den Wiegendruck, die die andere Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts insofern bestimmend für Bibliophilie und Humanismus werden ließ, als es sie mit dem Bücherwesen von Grund aus veränderte. Papst Nicolaus V. ist noch ein Repräsentant der alten Bibliophilen, die auch, soweit sie in die neue Zeit hineinlebten, mit den jungen sich nicht verständigen konnten oder wollten. Dafür ist ein Beispiel der bedeutendste Buchhändler der letzten Generation, die noch im Bannkreise des geschriebenen Buches lebte, Vespasiano da Bisticci [1421—1498] aus Florenz. In der Übergangszeit der Buchhandschrift in das Druckwerk, die man das Wiegendruckzeitalter zu nennen pflegt, gehörte ein Vertreter der alten Bibliophilie, der Vespasiano war, aus Gründen, die die besten Bücherliebhaber und

Büchersammler dieser Epoche für die richtigsten halten mußten, zu den Anhängern der Buchhandschrift. Nicht nur seinen Beruf verteidigte der Capo der Schreiber Toskanas, wenn er sich mit Stolz gegen den Andrang der sich ausbreitenden Büchermassen wehrte. Das ästhetische Gefühl, gewöhnt an die Prachtentfaltung reichster Schreibmeisterwerke, war von der noch häufigen Armut der neuen buchgewerblichen Erzeugnisse verletzt. Auch die Buchdrucker hatten für ihre hervorragendsten Leistungen ja auf die Illuminatoren und Miniatoren nicht verzichtet. Und die Buchfreunde sind allmählich erst dadurch für die neuen Bücher gewonnen worden, daß deren Ausstattung, die Form einer Liebhaberausgabe gewinnend, die Druckwerke erlesenen Handschriften vergleichbar werden ließ, die Auflagengleichheit durch besondere Vorzugsausgaben beseitigte, die eine am Ausgange des Jahrhunderts sich neu entwickelnde Einbandkunst noch mehr persönlicher zu gestalten lehrte. Aber nicht allein allgemeine ästhetische Bedenken oder Bemühungen, ein Sammlerstück sorgfältigster Arbeit zu erhalten, wirkten auf den ursprünglichen Widerwillen der Bibliophilen gegen das gedruckte Buch ein. Mehr noch waren literarische Motive seine eigentliche Ursache. Einmal blieb die Auswahl der gedruckten Werke, die die Pressen lieferten, jahrzehntelang mehr nach weiteren Bedürfnisfragen und buchgeschäftlichen Zweckmäßigkeiten geregelt, vieles, was sich der Buchfreund wünschte, versagte ihm der Drucker. Sodann gab es oft allzuschlechte Texte, und der Humanist, der nicht auf die philologische Gewissenhaftigkeit verzichten wollte, mußte zur Handschrift greifen. Man war noch kein Bücherverschlinger und Schnellleser geworden, die Beschäftigung mit einem Buche füllte Wochen, Jahre, ein Leben aus. Die literarische Überlieferung wurzelte noch nicht ganz und gar im Buche, das eine Gedächtnishilfe war. Nicht wenige Schreiber, nicht wenige Schrifttumsgelehrte konnten ein berühmtes Werk Wort für Wort auswendig. Freilich, man bewegte sich auch im engen Kreise, die gleichen Schriftsteller mit ihren gleichen Schriften fanden sich in den Bücher- und Schreibstuben immer wieder. Eine Exklusivität des literarischen guten Tones herrschte, dem der Anspruch der Buchdruckereien, Buchware jeder

Art zu vervielfältigen, zuwider sein mußte. Da war es kein Wunder, daß die den Wissenschaften nützliche Kunst des Buchdrucks, so umgrenzte ein Brief des Johannes Lascaris an Piero de' Medici ihren Wert, nicht als eine solche empfangen worden ist. Sie begann unter mancherlei ökonomischen und technischen Hemmungen das Buch als Druckwerk erst auszubilden; was sie, mit der Buchhandschrift in Wettbewerb tretend, vorerst leisten konnte, waren nicht Herstellungsgüte und Herstellungsschnelligkeit, sondern Massenvervielfältigung. Und wenn Victor Hugo in seinem Nôtre Dame-Roman den gotisch denkenden Menschen prophezeien läßt, die Baukunst werde von der Buchdruckerkunst getötet werden, hat er auf das anschaulichste in diesem dichterischen Bilde ein Zeitempfinden zusammengedrängt, das die Beweglichkeit des neuen Buchgeistes in seiner Dämonie erkennen läßt.

Der Auftrag, Büchersammluugen möglichster Vollendung zu schaffen, ist Vespasiano da Bisticci zweimal zuteil geworden, zweimal mußte er seine Autorität beweisen, deren er sich in buchgewerblichen Dingen erfreute: als er für Cosimo de' Medici und für den Herzog Federigo da Montefeltro [1444—1482]* in Urbino einen Büchersaal einzurichten hatte. In eiligster Arbeit hat er dem Medizäer den Beweis seiner Leistungsfähigkeit gegeben, sie mit seinem Schreibvermerk: „Vespasianus librarius fecit fieri Florentie" in den eleganten Renaissancecodices seiner Schreibstube verbürgend, die auf feinem weißen Pergament, mit Randleisten, Wappen, Zierbuchstaben ausgeschmückt, die klare, neue Schrift trugen, welche man, sie der karolingischen Epoche entstammenden Manuskripten nachbildend, für eine echte Wiedergabe antiker Muster hielt. Ob nicht mehr Schönheit als Sorgfalt die Bücher des geschäftigen und geschickten Mannes auszeichnete, für den Janus Panonius warb: „In Italien kann man Bücher kaufen, so viel man will — schickt nur Geld nach Florenz, Vespasiano wird allein für das weitere sorgen", stehe dahin. Doch der Eifer, der seinen Betrieb leitete, sein Humanistenstolz waren echt. Kein schöneres Lob wußte er noch 1482, als er seine Lebenserinnerungen schrieb, in denen er seinen besten Kunden die prachtvollsten Ehrenmale setzte und die Namen der schlechten

* Abb. 24

verschwieg, dem Herzog Federigo zu finden, als dieses, er würde sich eines gedruckten Buches in seiner Sammlung schämen. Piero de' Medici, il Gottoso, Lorenzo il magnifico und dessen Bruder Giuliano gehörten zu denen, die Vespasiano keiner Vita würdigte. Sie mochten keine Sammler mehr nach seinem Sinne gewesen sein. Hatte nicht Piero de' Medici beim Tode des Königs Matthias Corvinus geäußert, die Scrittori würden jetzt eine Preisermäßigung eintreten lassen müssen, da nun er allein sie beschäftige. Das hieß denn doch das Bibliophilen-Mäzenatentum allzu sehr mit kaufmännischer Nüchternheit paaren und Vespasiano kränken. Herzog Federigo, in dessen Hofordnung der Bibliothekar nicht fehlte, feilschte nicht. Bei einem Buche nach dem Preise zu fragen, schien Vespasiano verächtlich zu sein. Man mußte sich freuen, es überhaupt erwerben zu können. Aber die barbarische Erfindung, die aus dem Norden kam, machte das Buch zu einer Ware für jedermann: das Büchersammeln hörte auf kostbare und kostspielige Kunstpflege zu sein.

30000 Goldgulden soll Herzog Federigo, der bereits als Knabe sammelte, für seine Bücherei ausgegeben haben. Das Ideal humanistischer Vollständigkeit suchte er zu erreichen, indem er von den anderen bekannten Bibliotheken deren Bücherlisten erbat und verglich, um zukaufen und zuschreiben zu lassen, was ihm fehlte; am Ende einer bibliographischen Epoche, in der sich die Bücher noch zählen ließen, aber die Meinungen über den Wert der Alten und ihrer Werke schon im Streite standen, als welcher nicht mehr um falsche oder richtige Texte ging, sondern um ihren falschen oder richtigen Inhalt, um die Autorität der Klassiker selbst. Der Einseitigkeit und dem Formenwesen des Humanismus waren die Männer entgegengetreten, die, wie der gelehrte Pico della Mirandola [1463—1494] in der Platonischen Akademie, deren Seele Marsiglio Ficino [1433—1499] war und die die Hofhaltung des prächtigen Lorenzo de' Medici schmückten, nicht allein den Aristoteles und Plato in Übereinstimmung zu bringen wünschten, sondern die Anschauungen der verschiedenen Völker und Zeiten. Nicht allein nur das Dogma vom klassischen Altertum wollte Pico della Mirandola gelten lassen, sondern ebenso die Lehren der arabisch-jüdischen Philosophen und

der Scholastiker. „Wir werden ewig leben, nicht in den Schulen der Silbenstecher, sondern im Kreis der Weisen, wo man nicht über die Mutter der Andromache oder über die Söhne der Niobe diskutiert, sondern über die tieferen Gründe göttlicher und menschlicher Dinge; wer da näher tritt, wird merken, daß auch die Barbaren den Geist hatten, nicht auf der Zunge, aber im Busen." Solche vergleichende Weltanschauungslehre zu rechtfertigen sollten die Büchersammlungen ermöglichen: Denkmäler des Geistes der Menschheit, im ständigen Aufbau begriffen, nicht lediglich Schatzkammern der Überreste einer großen Vergangenheit.

Hinter Florenz war anfangs Rom, der Ausgangspunkt der europäischen Politik, der Mittelpunkt der geistlichen Autorität, die große Zeugin für die Herrlichkeit der Antike, in der humanistischen Bewegung zurückgeblieben, bis die Florentiner Tommaso Parentucelli [Sarzana] und Enea Silvio Piccolomini [1405—1464], als Päpste Nicolaus V. und Pius II., ihre Aufnahme begünstigten. Jener, der Bibliophile, von dem seine Grabschrift künden durfte: „excoluit doctos doctior ipseviros", indem er der Erneuerer der Bibliotheca Vaticana wurde, dieser, indem er seine Jugend nicht verleugnete. Manchen Humanisten des päpstlichen Hofes zierte der Kardinalspurpur, ihn trug der Gräcist Basilios Bessarion [1395—1472], ein Bischof der oströmischen Kirche, und der Latinist Pietro Bembo [1470—1547], deren beider Namen mit der berühmtesten Büchersammlung Venedigs verbunden bleiben sollte. Bessarion hatte, kein Opfer scheuend, er soll 30000 Goldgulden in Handschriften umgetauscht haben, eine Bücherei entstehen lassen, damit sein unglückliches Vaterland, wenn es frei würde, das verlorene Schrifttum wiederfände. So sorgte er für einen diese Absicht gewährleistenden Aufbewahrungsort und fand ihn in Venedig, dessen Signorie sich zum Bau einer Bibliothek willig zeigte. Der Lagunenstadt hinterließ er, die Begründung seiner Stiftung in dem bekanntesten Bibliophilentestament der Renaissance gebend, seine Bücher, die zum Grundstock der Markusbibliothek wurden. Auch die sehr bekannte Büchersammlung eines anderen Bibliophilen-Humanisten, des Sekretärs von acht Päpsten, des glückbegünstigten Bücherfinders und

Bücherspähers Gian Francesco Poggio Bracciolini [1380—1459]* aus Florenz, blieb nicht in Rom, sondern gelangte in die Medizäerbibliothek seiner Vaterstadt; ebenfalls ein Zeichen, wie schwache Anziehungskraft damals die Büchersammlung des Heiligen Stuhles auszuüben vermochte. Die alten Büchersammlungen der Päpste waren zerstreut worden. Noch 1432 schrieb Traversari darüber an Niccoli: „Bibliothecam S. Petri videre volui, sperans aliquid inventurum novi. Audieram enim complura ibi esse volumina. Sed nihil omnino memoria dignum inveni.“

Der Begründer der Bibliothek des Vatikans ist Papst Nikolaus V. [1447—1455] geworden, jener Bibliophile, der, als er noch Tommaso Parentucelli [Tommaso von Sarzana] hieß, sich eines Mäcenas Macht und Mittel wünschte, um damit Bauten und Bücher[sammlungen] schaffen zu können. Sein Freund und vertrauter Ratgeber Vespasiano da Bisticci, der ihn [in den Lebensbeschreibungen] als das Licht und den Schmuck der Kirche und seines Jahrhunderts rühmte, berichtet: „Tommaso gab für die Bücher mehr Geld aus als er hatte. Für ihn arbeiteten mehrere der besten Schreiber, die aufzufinden waren, und er feilschte nicht um ihren Lohn. Denn seinem Glück vertraute er, hoffend, er werde nichts ermangeln. Also damals arm, besorgte er doch, daß die für ihn angefertigten Bücher in jeder Hinsicht schön würden. Da ereignete es sich dann wohl, daß dem gelehrten Tommaso das Geld ausging und er borgend Bücher kaufen und er, um die Kalligraphen und Miniatoren lohnen zu können, Schulden machen mußte, die er erst später tilgte. Bei den Buchhändlern von Florenz war er meistgesehen, alles Geld, das er auftreiben konnte, wandte er ihnen zu. Er besaß Bücher aller Fächer. Er hatte des heiligen Augustinus Werke in zwölf Bänden, die alle für ihn ganz neu geschrieben und verglichen wurden. Doch vernachlässigte er neben den Werken der Kirchenväter auch nicht die Arbeiten der Gelehrten neuer Zeit. Soweit das nur immer in seinem Vermögen stand, schaffte er Bücher an, von denen in seiner Sammlung nur wenige standen, die er nicht mit dem allergrößten Fleiße durchgelesen und mit Randbemerkungen in seiner schönen, zwischen dem antiken und dem modernen Stil sich haltenden Hand-

* Abb. 17

schrift ausgestattet hätte. Es befindet sich in der Bibliothek bei Santo Spirito in Florenz ein Manuskript, das er den Mönchen geschenkt hat, des heiligen Augustinus Buch gegen den Pelagianer Julianus und andere Irrlehrer. Es ist ganz und gar mit Anmerkungen, die er in der eben erwähnten Handschrift machte, versehen. Stets, wenn ihn eine Gesandtschaft mit dem Kardinal Albergati, den er ständig begleitete, aus Italien führte, brachte er ein neues hier noch unbekanntes Werk heim. Derartige Funde waren die Reden des Papstes Leo und die Postille des Thomas von Aquino zum Evangelium des Heiligen Matthäus, bisher in Italien unbekannte vortreffliche Werke sowie Werke neuerer Zeit. Denn alle griechischen und lateinischen Autoren waren ihm bekannt, keinen Schriftsteller in den Wissenschaften gab es, von dem er nicht gehört hätte. Deshalb war auch niemand besser geeignet als der gelehrte Tommaso, um eine Büchersammlung, die alle Wissenschaften umfassen sollte, einzurichten und zu ordnen. Bei der Begründung der Bibliothek von San Marco schrieb ihm Cosimo de' Medici, er möge ihm die hierfür zu befolgenden Regeln aufstellen. Das geschah auch, eigenhändig schrieb er sie auf und schickte sie dem Cosimo. In ihrer Befolg ungwurden die beiden Büchersammlungen eingerichtet, in San Marco und im Fiesolekloster, auch die Büchersammlungen des Herzogs von Urbino und des Alessandro Sforza richteten sich nach ihnen. Für die Begründung einer Bücherei ist dieser Kanon unentbehrlich."

Eine Anweisung bibliothekstechnischer Art sind freilich die Büchereiregeln des Magisters Tommaso Parentucelli nicht. Das Bedürfnis für eine Beschäftigung mit dem Betriebe einer Büchersammlung war damals weder bewußt noch überhaupt vorhanden. Sie sind eine auswählend die besten Werke aufzählende Bücherliste, die kennzeichnend in ihrer Zusammensetzung für den Geschmack eines höchstgebildeten humanistischen italienischen Klerikers ist, also dafür, welches Büchergut ein Theologe des fünfzehnten Jahrhunderts für unenthehrlich hielt, der in den weltlichen Wissenschaften seiner Zeit vortrefflich Bescheid wußte. Voran steht die Bibel, ihr folgen die Kirchenväter und die Kommentare. Aristoteles und seine Er-

klärer führen die Philosophie an, in der die arabisch-hebräischen [Averroes, Avicenna, Maimonides] und die anderen griechischen Meister [in lateinischen Übersetzungen] mit den Mathematikern [Boethius, Euclid, Vitulo, Ptolomaeus] ebenfalls ihren Rang haben. Den Beschluß machen die Bücher de studiis humanitatis, die zur Grammatik, Rhetorik, Poetik, Moral gehörenden Schriften, von denen Tommaso voraussetzt, daß sie dem Anfragenden ohnehin bekannt wären, weshalb er nur die ihm am wichtigsten erscheinenden römischen Dichter [Vergilius, Ovidius, Statius, Horatius, Lucanus], Dramatiker [außer Seneca; Epiker und Satiriker fehlen], Geschichtsschreiber, Grammatiker, Philosophen, Redner anführte.

Ein rascher Aufstieg, in drei Jahren [1444—47] wurde er Bischof, Kardinal, Papst, brachte Tommaso Parentucelli die Tiara und seiner Bücherliebe die Möglichkeit, sich in einer großartigen Schöpfung auszuwirken: in der Begründung der Vaticana, die Papst Nicolaus V. durch die Vereinigung der Bestände, die sein Vorgänger, Papst Eugen IV. hinterlassen hatte [etwa 350 Handschriften], mit dem eigenen ausgewählten Bücherschatz vollzog. Den weiteren Ausbau begünstigten die Zeitumstände, besonders das Jubiläumsjahr 1450, das die Kassen füllte. Sammeln hieß damals noch suchen nicht in der Art des Aufstöberns von Handschriften schlechthin, sondern in der des Zusammenbringens und Zusammenstellens der Texte. Die Bemühungen um deren Berichtigung und Vervollständigung, um das Erforschen noch unbekannter, verlorener Werke setzten ein System der Büchereivermehrung voraus ähnlich dem, das sich schon in Alexandreia und Pergamon bewährt hatte. Abschriften sollten besorgt werden, wenn die Originale sich nicht beschaffen ließen; ausgedehnte Bücherreisen sollten den Rohstoff gewinnen, den die Bibliothek sichtete; das Buchgeschenk, das entgegenkommende Handschriftenherleihen an sonstiger Zahlungsstatt angenommen werden. Die Bibliothekspolitik, die der Papst treiben konnte, mußte klug geleitet werden, um ihre Ziele zu erreichen. Nicolaus V. verstand sich auf sie. Seine Expeditionen gingen bis in den fernen Osten [nach Griechenland], bis in den hohen Norden [nach England, Dänemark, Preußen]; mit Gold und Gunstbezeugungen war er

nicht sparsam. Bisweilen war es nur ein Buchgerücht, das ein kostspieliges Unternehmen veranlaßte, wie die vierjährige Reise des Alberto Enoche aus Ascoli, der zur Entdeckung einer vollständigen Liviushandschrift auszog, versehen mit Empfehlungs- und Gnadenschreiben, in denen ausdrücklich bestätigt wurde: daß der Papst sich mit Abschriften begnügen und die Originale an Ort und Stelle lassen werde. Und wenn auch in diesem Falle das erhoffte Ergebnis ausblieb, der Papst die Rückkehr seines Buchgesandten überhaupt nicht mehr erlebte, so waren dafür anderwärts die entschlossen wahrgenommenen Gelegenheiten ihm desto günstiger. Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken veranlaßte eine weitausgedehnte Büchersuche, die gefährlich und deshalb diplomatisch im geheimen durchzuführen war. Der Erwerb griechischer Handschriften durch die Agenten des Papstes lohnte die für diese gezahlten hohen Preise. Mit Recht durfte Filelfo rühmen, Freigebigkeit und Großmut des einen Papstes Nicolaus V. habe Griechenlands Untergang verhütet, indem sie es nach Großgriechenland, wie einst Italien hieß, hinübergerettet hätten. Daneben gingen die Nachforschungen nach den Handschriften in hebräischer Sprache. Auf die Auffindung des Urtextes des Matthäusevangeliums hatte Papst Nicolaus V. einen Preis von 5000 Dukaten, ein großes Vermögen, ausgesetzt, das sich freilich niemand verdienen konnte. Und ebenso wie in der Fremde die Agenten des Papstes mit Mühen und Mut, dank seiner Freigebigkeit auch vor den kostspieligsten Ausgaben nicht zurückschreckend, ihm Abgaben und Steuern in Handschriftensammlungen heranziehend, die Geistesgüter der Vergangenheit bargen, waren in seiner Umgebung die gelehrtesten Männer und geschicktesten Schreiber tätig. Von überallher wandten sich Bücherwidmungen, die nach damaliger Gewohnheit auch ihren baren Lohn heischten, an ihn. Keinem Kaiser, keinem früheren Papste seien so viele Werke wie Nicolaus V. gewidmet worden, urteilte Enea Silvio. Eine echt humanistische Idee war es, das ganze griechische Schrifttum durch lateinische Übersetzungen für Italien zurückzugewinnen, an ihrer Verwirklichung arbeitete der Papst bis zu seinem Tode. Vespasiano meinte, hätte der Papst seine Absichten vollständig ins Werk setzen

können, dann würde die Bibliothek etwas Wunderbares geworden sein. In ihr sollte Rom der geistige Mittelpunkt der Erde werden. „Operam damus, ut pro communi doctorum virorum commodo habeamus librorum omnium tum latinorum tum graecorum bibliothecam condecentem Pontificis et sedis apostolicae dignitati" umschrieb Nicolaus V. diesen Gedanken in dem Empfehlungsschreiben an den Hochmeister des deutschen Ordens, das er dem Alberto Enoche mitgegeben hatte. Er durfte seinen großzügigen Plan nicht vollenden und auch den geplanten Prachtbau der Sammlung konnte er nicht mehr ausführen lassen. Seine Abschreiber, die er in seiner Residenz und sonst im Dienste hatte — es gab wenige Orte, wo seine Heiligkeit nicht Abschreiber gehabt hätten, sagt Vespasiano — und für deren Wohlergehen er ängstlich sorgte — als ihn 1450 die Pest aus Rom nach Fabriano vertrieb, behielt er die Schreiber und Übersetzer bei sich, damit sie ihm nicht wegstürben — waren auserwählte Schönschreiber, des Pergamentes würdig, das er ihnen anvertraute; seine Buchbinder mußten die Prachtbände, die sein Wappen zierte, mit allem Schmuck versehen, auf den sie sich verstanden. Die Aufwendungen, die Papst Nicolaus V. für diesen Bücherschatz in acht Jahren gemacht hat, sollen 40000 Scudi [nach Assemani, nach anderen 30000 Goldgulden] betragen haben. Rund 1200 Handschriften hinterließ er, die größte Sammlung seiner Zeit. 56 Bände, fast nur antike Klassiker, bildeten die Bibliothek seines Arbeitszimmers, die übrigen waren in acht Schränken in einem Raum mit einem breiten und hohen Fenster untergebracht, auf die sie, nicht ohne Rücksicht auf die Lieblingsbücher des Papstes, verteilt waren, der betrachtend, blätternd, lesend gern im Umgange mit seinen Büchern verweilte. Dem Papste Kalixt III. fehlte der Büchersinn seines Vorgängers, seine Regierungssorgen, die Türkengefahr, nahmen ihn vollkommen in Anspruch. Aber er war doch auch dem fein humanistisch gebildeten Bibliophilen Nicolaus V. verglichen eine amusische Persönlichkeit, mag das bissige Geschichtchen des Vespasiano nun richtig sein oder nicht: Als Calixtus die Regierung antrat und die zahlreichen ausgezeichneten Bände besah, von denen ein Halbtausend in karmesin-

farbiger Samtkleidung mit Silberbeschlägen sich prunkend zeigte, verwunderte er sich nicht wenig, weil ihm, dem Juristen, nur geheftete Akten vertraut waren. Beim Betreten des Büchereiraumes, da er den Verstand seines Vorgängers hätte preisen sollen, klagte er: „Seht her, wofür jener den Kirchenschatz verschwendete.“ Aber Calixt III. ließ nicht allein die kostbaren Einbände entfernen, um ihren Erlös in die Kriegskasse fließen zu lassen. Er bekümmerte sich auch sonst nicht um die Bibliothek. Aus ihr lieh er dem Kardinal Isidor von Rußland 51 Bände auf Lebenszeit, die kaum wieder zurückgegeben wurden. Erst Papst Sixtus IV. [1471—1484] trat das Erbe von Nicolaus V. an, das im Sacco di Roma [1527] noch einmal schwere Verluste erleiden sollte, die durch Rückkauf geraubter Handschriften teilweise wieder gut zu machen dem Kardinal Marcello Cervino gelang. Mit dem Bau, den Papst Sixtus V. [1585—1590] nach den Plänen Papst Gregors XIII. [1572—1585] für die codices und libri Vaticani vollendete, war die Bibliotheca Vaticana die 3650 Bände bei dessen Tode zählte, in ihre endgültige Entwicklung gelangt, in der sich ihr andere Büchersammlungen selbständig anfügten.*

Die Blütezeit Italiens, die man, mit einem Worte ihre Erscheinungen und deren Ursachen zusammenfassend, Renaissance nennt, ging nicht nur von den großen Stadtstaaten Florenz und Venedig, nicht nur von der großen Hofhaltung der Päpste in Rom aus. In dieser Schöpfung einer neuen Zeit fehlten auch nicht die kleineren Fürstenhöfe in Oberitalien, unter denen der der Este in Ferrara der hervorragendste war. Ihn zierten die Dichter Bojardo, Ariosto, Tasso, edle Geselligkeit zu einer geistigen Gemeinschaft im Gewinnen nationalen Reichtums für die Literatur erhöhend. Der Bestand einer Estensischen Hofbibliothek war schon im vierzehnten Jahrhundert vorhanden, aber erst mit dem Ende des fünfzehnten erweiterte sie sich. Im Ausleihen der Bücher war sie von ungewöhnlicher Freigebigkeit. Die Büchersammlung des Hauses Este wurde 1598 durch Herzog Cesare von Ferrara nach Modena überführt, als Clemens VIII. das Herzogtum Ferrara einzog, um, als Biblioteca Estense noch heute eine der hervorragendsten italienischen Samm-

* Abb. 16

lungen, diese Stadt zu zieren. Aber auch Ferrara besitzt in der Bücherei des Studdio publico mit dem 1801 hierher von S. Benedetto gebrachten Grabmal Ariostos ein Denkmal seiner Glanzzeit, aus der mancher Bibliophilennamen unvergessen blieb. Die Bibliothek des Lilio Gregorio Giraldi [1479—1552], die der Dichter Giovanbattista Giraldi Cinthio [1504—1573] erbte, war damals die Akademie der Buchfreunde Ferraras gewesen, in der man häufig die ausgezeichnete Bücherkennerin Olympia Fulvia Morata [1526—1555] traf, die später den deutschen Arzt Andreas Gruthler aus Schweinfurt heiratete und 1554 bei der Plünderung dieser Stadt ihre ansehnliche nach Deutschland mitgenommene Privatbibliothek verlor. Alte Überlieferungen verschmolzen mählich mit den Ansprüchen einer neuen Buchzeit in den anderen Bildungsstätten und Fürstensitzen Italiens, die, obschon die Macht ihres politischen Ansehens geschwunden war, noch immer die feine, höfisch-vornehme Weise des Umganges mit den Büchern übten, die die humanistischen Verkehrsformen eines Bibliophilen-Cortegiano gewesen sind.*

Die Bedeutung des Buches für den Buchfreund humanistischer Gesinnung lag darin, daß es der Vermittler einer geistigen Verständigung mit den Großen der Vergangenheit war. Deshalb gerade gestaltete sich der Umgang mit den Büchern in der veredelten Weise, die alle Geselligkeit belebte und beseelte. Nicht allein ein Weisheitskünder und Wissensschöpfer blieb das Buch, in ihm verkörperte sich die Persönlichkeit eines Werkes. Bibliophilie und Humanismus wurzeln darin in der gleichen Grundanschauung, daß sie im Buche den Menschen sich zu entdecken mühen, der sein Verfasser war, daß sie Lebendigem nachspüren. Es ist eine Abkehr vom Buche und sein Wiederauffinden. Eine Abkehr, weil man die Autorität des Buches nicht hinnahm wie einen gesetzlichen Zwang, ein Wiederauffinden, weil man dem überlegenen Geist des Buches gehorchen wollte. Als Luther im sechzehnten Jahrhundert die Bibel übersetzte, als Milton im siebzehnten Jahrhundert seine Areopagitika schrieb, waren sie weit mehr Bibliophilen-Humanisten als die gelehrten Philologen ihrer Zeit, die das Erbe von Griechenland und Rom verwalteten. Vielleicht ist es gerade das Aufgehen des Humanismus in

* Abb. 26

der Wissenschaft der Philologie gewesen, seine äußere Geschichte, die ihn immer mehr mißverstehen ließ. Der Enzyklopädismus der Humanisten war etwas anderes als die antike Polymathie, als die polyhistorischen Anstrengungen des siebzehnten und die enzyklopädischen Bemühungen des achtzehnten Jahrhunderts; war weit weniger ein Wissen aus Büchern oder über Bücher als ein Verlangen nach dem Ebenmaß geistiger Wesenheit aller Bücher und des einen, das den Leser gerade beschäftigte. Es gibt kein schöneres Beispiel für die Auffassung der Buchgeselligkeit im humanistischen Verstande als Machiavellis Beschreibung seines Tagewerkes. 1513 auf seinem geringen Landsitz La Strada bei Florenz lebend und den ‚Principe' schreibend, teilte er seine Stunden in wohlerwogener Abwechslung ihres Inhalts. Alle bereiteten sie ihm Daseinsfeste, die der Arbeit und die des Ausruhens. Und aus den Beschwerlichkeiten und Leiden, die der Mißverstandene tragen mußte, rettete er sich am Ende in die Gesellschaft von Seinesgleichen, feierlich sie begrüßend und feierlich von ihr empfangen. Mit Sonnenaufgang trieb es ihn in den Wald, in dem der Jäger den Körper erfrischte und weitete, um ermüdet die Quelle aufzusuchen, an der er die Krammetsvögel wußte. Sein Begleiter war ein Buch, Dante oder Petrarca oder ein anderer Dichter nicht so hohen Ranges, Tibull, Ovid, ihnen verwandte. Hier blieb seine Bücherlust ein genießendes Spiel, ein ergötzendes Schwelgen in den eigenen Erinnerungen, zu dem ihm die dichterischen Schilderungen der Liebschaften und Schwärmereien verhalfen; die Vorkost der Mahlzeit, die ihn nach Hause rief. Dann mochte er der Menge gehören, sich gern in den Nachmittagsstunden mit den Bauern und ihrem Zeitvertreib beschäftigen. Wenn aber der Abend kam, fand er ihn daheim, bereit in die Bücherei zu treten. „Angemessen gekleidet schreite ich in die Hallen der Vorzeit. Aufgenommen mit Wohlwollen, kann ich mich hier mit jener Nahrung sättigen, die allein mir schmeckt, weil ich für sie geboren bin. Ich habe keine Scheu, mit den Alten umzugehen und sie nach den Gründen ihrer Handlungen zu befragen. Sie sind so gütig, mir zu antworten, für vier Stunden ist die Langeweile vergessen, sind die Leiden verschwunden." Machiavelli beschreibt den Tag eines ein-

samen Mannes und die Einteilung, die er seinem Tage gibt, ist die eines südländischen Temperamentes. Ein Geistesverwandter in höheren Breiten, der gleich ihm den Verkehr mit klugen Büchern den mit dummen Menschen vorzog, Arthur Schopenhauer, hätte mancherlei an dieser Einteilung zu tadeln gefunden, die nicht die frischesten Stunden für die Niederschrift der eigenen Gedanken vorbehielt. Indessen Machiavellis Mustertag ist ja auch nicht ein solcher für seine humanistischen Zeitgenossen gewesen und sein Zeugnis nur angerufen worden, um damit zu bekunden, wie feinfühlig man damals die Bücher zur Hand nahm, je nachdem man sich ihnen als Freunden oder Führern näherte. Die Kunstfertigkeit des Lesens war auch eine Kunstfertigkeit des Umganges mit anderen Persönlichkeiten. Oder vielmehr, auch sie gehörte einem gesellschaftlichen Idealismus an, in dem das Buch neben dem Menschen stand. Der Bibliophile blieb frei vom Zwange blinden Buchglaubens und blinder Buchvergötterung; Anteil ihres inneren Wertes erschien ihm die äußere Bücherpracht. Darin trat eine Änderung nicht zum Besseren ein, als Büchermenge und Wissensschwere wuchsen. Beweis der Gelehrsamkeit wurde die auf Vollständigkeit weisende Bücherzahl. An den Wänden standen, wartend, aufgereiht die Bände, eingeteilt nach den Fächern ihrer Wissenschaften. Doch nicht ohne Müdigkeit sah der gelehrte Sammler sie sich vermehren, wenn er, die Begehrlichkeit des Besitzenwollens von Büchern, ihrer Kenntnisse und Kunde, mit seiner Lebenszeit verglich. Leichter nahmen solche Zweifel jene Bücherliebhaber, die heiteren Sinnes die Bücher als Schmuckstücke ihrer Wohnung erwählten, sich an ihrem Anblicke bereits ergötzend. Die Aldusoffizin* hatte das Beispiel gegeben, auch dem Druckwerk Ausstattungsprunk zu verleihen, der den einzelnen Abzug aus der gleichmachenden Auflage hervorhob. Vorerst aus geschäftlichen Gründen waren ihre Vorzugsausgaben auf gewählten Papieren oder Pergament entstanden: das besondere Buch sollte den Buchfreunden der alten Schule auch in seiner neuen Druckwerkgestalt erhalten bleiben, ein Einzelstück persönlichen Ranges sein. Und das Bedürfnis der Gelehrten, die einen breiten Rand für ihre handschriftlichen Vergleichungen und Vermerke brauchten,

* Abb. 27—29

sollte das Großpapier befriedigen. Daraus entwickelte sich eine eigene Art der Bücherliebhaberei, die die neue Einbandkunst unterstützte. Die Bücherlust des geschmackvollen Sammlers weckte es, wenn er auswählend und auszierend die Bücher seiner Umgebung bestimmte, sich ihm in schöner Gestalt zu zeigen, die sie farbenfreudig aus dem Alltagsgrau hervorleuchten ließ. Er konnte und wollte nicht mehr alle Bücher haben, die ihm erreichbaren aber sollten auch nach etwas aussehen. Barockes Empfinden und Renaissancegefühl verbinden sich schon; das Buch in der Form einer Liebhaberausgabe erhielt den Liebhaberwert eines Sammlerstückes, den die anderen Kenner neid- oder teilnahmsvoll zu schätzen wußten und trennte sich derart schon von seinem Besitzer durch den unvermeidlichen Verlust der allernächsten persönlichen Werte, die ihn mit diesem verbinden. Das Leben war zu vielseitig geworden, als daß es im Umkreise einer Bücherrunde verbleiben konnte. Da gewann sich der eine die glänzenden Bände zurück als eine Bereicherung seiner Bücherträume, der andere erblickt in ihnen einen Rang, Reichtum erhöhenden Schmuck. Berühmt ihrer kunstfertigen Einbände wegen sind besonders zwei italienische Liebhaberbüchereien geworden, die von Tommaso Maioli [u. 1500—u. 1550]* und die von Demetrio Canevari [1559—1625],* der seit 1590 Leibarzt des Papstes Urbans VII. war. Aber die beiden Namen sind uns nicht viel mehr als die Bezeichnungen dieser Einbände. Wir wissen nicht, ob und inwieweit Maioli selbständigen Anzeil an der Schöpfung eines neuen Einbandstils nahm, als dessen eigentlicher Vertreter ein französischer Buchfreund gilt, Jean Grolier. Und der Besitz Demetrio Canevaris an Prachtbänden, der mit seiner Bibliothek bis 1823 in Genua zusammenblieb, ist von einem uns unbekannten Vorgänger ererbt oder gekauft gewesen. Maioli und Canevari waren beide nicht die einzigen Italiener des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die als Einbandliebhaber sich den Ruf sorgsamer Buchpflege erwarben. Auch des Kardinals Michael Bonelli [1541—1598] Namen hat deshalb heute noch einen guten Klang und die Liste ließe sich verlängern, ohne weiterreichende Werte zu zeigen. Denn die neue Einbandkunst fand in Frankreich ihre Heimat, wo der kunst-

* Abb. 30—32

sinnigen Sammelfreudigkeit in der Mode eine starke Verbündete erstand, wo das Schrifttum, sich einer machtvollen nationalpolitischen Idee unterordnend, selbst zu einer glänzenden Machtstellung emporwuchs, indessen es mit dem Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts in Italien verfiel. Dem Lande, in dem das politische Freiheitsbewußtsein von den Spaniern, das philosophische und religiöse von den Jesuiten, das sprachliche von der 1582 gegründeten Akademie der Crusca in Florenz unterdrückt wurde, deren Zensur einen Kanon der italienischen Klassiker aufrecht erhielt, den sie aufgestellt hatte und bis in die von ihr als gut oder schlecht bezeichneten Ausgaben überwachte. Das führte zu einer Beschränkung der Bücherwahl, zu einer Regelung der Büchereien nach Zitaten. Man bemächtigte sich müder der Schätze der Vergangenheit, da man sie in gesicherter Wahrung zu halten meinte. Der Überfluß der alten und neuen Bücher hatte andere Sammler als die aufraffenden, doch auch weitergebenden Humanisten werden lassen. Die Bibliophilen, die Bibliotheken ersten Ranges gründen wollten, mußten deren Ausmessungen weit und immer weiter bestimmen; ihr Ziel zu erreichen gelang ihnen nur, wenn sie ordnend und sichtend ständig in der Beschäftigung des Sammelns nicht erlahmten. Darin wurde die Bibliophilie mehr und mehr zu einer bibliothekarischen Tätigkeit, die eine eigene Wissenschaft vom Buche erforderlich machte.

In Padua hatte Gian-Vincenzio Pinelli [1538—1601]* die bedeutende Bibliothek gesammelt, in der sich die Buchfreunde dieser Stadt zu treffen pflegten, so daß sie einer ununterbrochen den Künsten und Wissenschaften eröffneten Akademien verglichen worden ist. Alle Fächer waren in ihr wohl besetzt, nur die der Rechtswissenschaften nicht, die Pinelli leer ließ, da ihm sein Vater Paolo, ein vornehmer und sehr wohlhabender Genuese, das juristische Studium aufgezwungen hatte. Dafür dankte er seinem Vater ein erhebliches Vermögen, das ihm ein Büchersammeln nach seinen Neigungen gestattete. Der Beschaffung neuer Bücher diente ein über Europa sich ausdehnender Briefwechsel mit führenden Gelehrten, das neue Sammlungsverfahren, das die Unvollkommenheiten des internationalen Buchhandels wettmachen sollte. Weiterhin hatte

* Abb. 33

Pinelli seinen Agenten in den großen italienischen Städten den Auftrag gegeben, allmonatlich die Runde in den Pergament verarbeitenden Werkstätten zu machen, um Manuskripten und Manuskriptfragmenten nachzuspüren. Auch dieses blieb noch in den verschiedenen Ländern lange eine lohnende Art des Bücherkaufens, war aber jedenfalls dazu ein Zeichen, wie rasch die Ausbreitung des Buchdrucks die Einschätzung des Buches vernichtet hatte und wie sehr der Kodex, das Humanistenideal, als eine Kostbarkeit in seiner volkstümlichen Wertung gesunken war. In Padua hatte Pinellis Sammeleifer nur einen einzigenNebenbuhler zu fürchten gehabt, seinen Freund Paolo Aicardo. Ein Vertrag beseitigte ihren Wettbewerb, nach dem die Bibliothek des Erstverstorbenen dem Überlebenden zufallen sollte. Derart erbte Pinelli Aicardos Büchernachlaß. Als er dann selbst seinen Bücherschatz den Erben lassen mußte, beabsichtigten diese, die Bibliothek nach Neapel, Pinellis Geburtsstadt, zu bringen; ein durch die venetianische Regierung vereiteltes Vorhaben, die die Beschlagnahme von etwa 200—300 Handschriftenbänden, die in die Markusbibliothek gekommen sind, bestimmte, weil sich in ihnen Kopien von Dokumenten zur venetianischen Politik befanden, die nicht ins Ausland gelangen sollten. Die anderen Bestände, die freigegeben wurden, sollten großenteils in drei Schiffsladungen von Genua nach Neapel verfrachtet werden. Eines dieser Schiffe wurde von Piraten aufgebracht, die die unerwartete Beute der ‚Bibliothek Neptuns' schenkten, so daß nur wenige Bände aus diesem Seeabenteuer gerettet wurden, indessen der glücklich in Neapel angekommene Rest dort, lange vernachlässigt, in Ballen verpackt blieb, bis er in der Ambrosiana vom Kardinal Borromeo wieder erlöst wurde. Die noch in Padua zurückgebliebenen Bücher gaben den Grundstock einer anderen Pinelli-Privatbibliothek, die sich der im Levantehandel reich gewordene Zweig der Familie schuf und deren letzter Besitzer der 1785 in Venedig gestorbene gelehrte Buchdrucker und Buchhändler Maffeo Pinelli* gewesen ist. Der angesehene Bibliograph J. Morelli hatte ihre 11861 Bände in einem ausgezeichneten Katalog beschrieben und die Londoner Buchhändler Messrs. Robson & Edwards hatten sie für 13000 Zechinen

* Abb. 34

[oder ungefähr 7000 Pfund] 1788 erworben. Aber die Auktion, die im März und April 1789, im Februar und März 1790 in der englischen Hauptstadt stattfand, blieb eine verfehlte Spekulation. Die 14778 Nummern brachten nur 9356 Pfund, eine Summe, die nach Abzug der Unkosten die Auktionatoren keinen erheblichen Gewinn machen ließ. Immerhin war diese bibliographisch-merkantile Operation für die Verlegung des Schwergewichtes im internationalen Büchersammelwesen kennzeichnend: sie zeigte, daß Italien aufgehört hatte, der Mittelpunkt zu sein, in dem die Bücherschätze der Erde zusammenflossen, die hierher die Bibliophilen-Humanisten leiteten.

Der Kardinal und Erzbischof von Mailand Conte Federico Borromeo [1564—1631],* der für 60000 Lire die in Neapel befindlichen Bücher Pinellis angekauft hatte, um sie der von ihm 1602 aufgestellten und 1609 der Benutzung eröffneten, nach dem Mailändischen Schutzpatron genannten Biblioteca Ambrosiana zuzuführen, ist der letzte der Büchereigründer Italiens gewesen, der noch größere Handschriftenmassen, wie einst die Humanisten, zusammenbringen konnte. Aber der Plan der Anstalt, den er nicht ohne Eigenwilligkeiten entworfen hatte, so verbot er die Drucklegung von Katalogen, war doch schon durch andere Anschauungen beeinflußt und bestimmt, die auf die Entwicklung eines öffentlichen, staatlichen, wissenschaftlichen Büchersammelwesens wiesen. Nach dem Beispiel der Domherren an den Kathedralen wollte er eine wissenschaftliche Behörde einsetzen, die Doctores Bibliothecae Ambrosianae, ein Gelehrtenkollegium von sechzehn Mitgliedern, die in ihren Fächern die Anschaffungen beraten und überwachen, die Arbeiten der Bibliotheksbesucher unterstützen und selbst bibliographisch-bibliothekarisch die Bücherschätze verwerten sollten. Mangel an Mitteln schränkte diesen Plan ein. Immerhin aber enthielt er die fortan geltenden Grundsätze für den Auf- und Ausbau sowie die Benutzung öffentlicher Büchersammlungen in seinen Grundzügen und verwies darauf, daß die Büchermassen eine Umstellung der Büchersammelverfahren herbeiführen mußten, daß ein einzelner nicht mehr der Herr aller bekannten Bücher sein konnte, sondern nur noch ihr Diener in der Gestalt des eifrigen Bibliothekars, der in

* Abb. 35

den Katalogen verwaltete. Wer es noch anders wollte, wer sich nicht damit begnügte, auswählend, genießend, lernend mit den Büchern Umgang zu haben, versank noch bei Lebzeiten in das Büchergrab wie jener Florentiner, den man allein deshalb nicht einen Bibliomanen nennen möchte, weil das Ergebnis der ihn beherrschenden Sammelleidenschaft solch ein Urteil verhindert.

Der absonderlichste aller Florentiner Büchersammler ist Antonio Magliabechi [1633–1714]* gewesen, von dem man behauptete: er habe nie ein Buch zu Ende gelesen und doch gäbe es keinen anderen, der gleich ihm die Bücher und ihren Inhalt kenne. Schon den armen Knaben zog, lange bevor er lesen lernte, ein gewaltiger Trieb zum Buche. Ein auf ihn aufmerksam gewordener Buchhändler nahm sich des jungen Magliabechi an und nun entwickelten sich dessen Bibliophilentalente in ihrer ganzen Einseitigkeit und in ihrer ganzen Stärke. Der Bibliothekar des Großherzogs Cosimo III., Michele Ermini, ebnete ihm weiter den Weg zu den Wissenschaften; die großherzogliche Gunst unterstützte ihn. Als der einundachtzigjährige, seit 1673 Amtsnachfolger Erminis, die Augen schloß, verlor Florenz seinen merkwürdigsten Mitbürger und gewann eine neue Büchersammlung europäischen Rufes, die Biblioteca Magliabechiana, die ihr Stifter dem Großherzog vermacht hatte. Ihre 30000 Bände, seitdem reichlich vermehrt, wurden 1859 mit der Palatina, der großherzoglichen Privatbibliothek in der Biblioteca Nazionale zusammengeschlossen. Den alten Buchfreunden seiner Vaterstadt, die er nur zweimal zu kurzen Ausflügen verließ, läßt sich der Bücherzusammenschlepper Magliabechi nicht vergleichen, mögen sein Fleiß, seine Genügsamkeit, seine Kenntnisse auch lobenswert scheinen. Denn er war nur ein Diener des Buches gewesen, während jene seine freien Herren waren, die, gewohnt, weit über die Buchseiten in die Welt hinauszuschauen, von den Büchern, die ihnen aus allen Zeiten und in allen Zungen reden sollten, das Geheimnis der den Geist beflügelnden Schwingen entlehnten. Es ist ein gar kläglicher Gegensatz zwischen den Bibliophilen-Humanisten und dem Büchersklaven Magliabechi. Doch nicht allein ein Gegensatz der Charaktere, auch ein Gegensatz der Epochen.

* Abb. 38

Magliabechi, dessen Gelehrsamkeit ein Anagramm seines Namens, das der Pater Finardi ausgedacht hatte, kennzeichnete [Antonius Magliabechius — Is unus Bibliotheca magna], war auch seiner verwunderlichen Lebensweise wegen, in die ihn seine leidenschaftliche Bücherliebhaberei zwang, eine von keinem Besucher der Arnostadt ausgelassene Sehenswürdigkeit geworden und die Magliabechiana könnten einen dicken Band füllen, in dem bald über das fabelhafte Gedächtnis dieses Mannes, bald über seine Unreinlichkeit berichtet wird, die sein starker Schnupftabaksverbrauch noch verstärkte. Oder über die Einrichtung seiner Wohnung, in der die Bücher auch die Dienste des Hausgestühls zu leisten hatten. Oder darüber, daß Eier seine Hauptnahrung waren, daß er nur drei, vier Stunden, und zwar auf oder zwischen seinen Büchern schlafe usw. Alle diese anekdotischen, einander nacherzählten Schnurrpfeifereien lassen freilich auch in ihren Übertreibungen nicht verkennen, wie eigenwillig diese Persönlichkeit gewesen sein muß und wie ihre Beschränkung auf das Leben in Büchern, ihr Bücherwissen, ihre Lese- und Sammelwut sie mit seltsamen Zügen ausstattete. Einen Besuch bei dem Wunderlichen beschreibt ein, aus Rom vom 15. März 1692 datierter, Brief des Heinrich Bartsch folgendermaßen: „Zu Florenz war ich an den berühmten Bibliothekar Magliabechi von Herrn Professor Schurzfleisch rekommendiert, welcher mich gut aufnahm und mir und meinen Gefährten ungemeine Höflichkeiten erwies. Er ist drei ganze Tage mit uns herumgelaufen und hat uns alle Memorabilia, insonderheit die Groß-Herzogliche Bibliothek gezeigt. — Endlich führte er uns auch in seine eigene Bibliothek; darinne sah es gar wunderlich aus, und habe ich niemals eine solche Unordnung gesehen, werde sie auch nicht wieder sehen. Der Mann lebt ganz allein, hat keine Frau, Magd oder einen Jungen, sondern läßt sein Essen bei den Nachbarn zurichten. In seinem Hause [Parva sed apta domus, in der Gasse della Scala, hinter der Dominikaner-Kirche gelegen] findet man nichts als Bücher. Alle seine Mobilien bestehen aus sechs Stühlen [auf welchen Bücher liegen] und aus einer Matratze, auf der er schläft. Wenn man ins Vorhaus kömmt, liegen Bücher, eins über das andere, fast bis an

den Balken, so daß nur ein Gang für Eine Person gelassen ist. So sieht es auch in den anderen Kammern aus. Die Treppe ist gleichfalls mit Büchern belegt, so, daß man oft auf dieselben treten muß. Der Stall ist voll Bücher. Die Repositorien sind drei-doppelt mit Büchern angefüllt. Im Hofe steht ein Brunnen, auf dessen Rande rund umher Bücher liegen. Und doch weiß er auch das geringste Buch sogleich zu finden. — Sein Geld, was er hat, erstreckt sich nicht über 20 Skudi, und das liegt zerstreut zwischen den Büchern. Kömmt ein Bettler, so schickt er ihn zuweilen an den Tisch und sagt, er soll nehmen, was er findet. Er hat in seinem Hause gern noch einmal so viel Bücher, als auf der Großherzoglichen Bibliothek zu finden sind. Bei dem Großherzog ist er sehr gelitten und kann von ihm soviel Geld bekommen, als er will, aber er achtet kein Geld, es sey denn, Bücher dafür zu kaufen. Schnupftabak ist seine größte Delikatesse, welches wir schon erfahren hatten, deswegen wir alle Tage eine Dose füllten, welche auch aufging. Davon hat er sich die ungeheuere Nase so verdorben, daß sie aussieht wie ein ungefegter Schornstein. Wenn wir dieses und jenes fragten, so diskurierte er so lange und so vehement, daß ihm das Maul schäumte. Er redet schlecht Latein, darum er schwer dazu zu bringen ist, sondern meist Italienisch."

Das Bildnis des Buchmannes Magliabechi armseliger Herkunft und geringer Lebensgewohnheiten hat in der Porträtgalerie der italienischen Bibliophilen einen einsamen Platz. Die stolzesten Fürstengeschlechter verschmähten es vordem nicht, durch ein Büchereidenkmal sich ihre Ehren zu erwerben. Alte angesehene, begüterte Familien in Italien, die für die Ausstattung ihrer Paläste und Villen Büchersammlungen unterhielten, Sammlungen, die wechselten, weil sie durch Erbteilungen auseinandergerissen oder zusammengefügt wurden, Sammlungen, die vergessen und verkauft wurden, Sammlungen, die heute noch verschlossen und vorhanden sind, waren seit dem Bücherlust und Kunstfreude fast eine Pflicht der vornehmen Welt geworden, zahlreich. Aber alle diese Büchersammlungen sind doch eigentlichen Liebhaberbüchereien nur in jenem Sinne zu vergleichen, in dem man einen jahrhundertelang angesammelten Kunst-

besitz eine Kunstsammlung nennt, weil der Bestand einer solchen in ihr überreich vorhanden ist, weil sie, geordnet und verzeichnet, eine Kunstsammlung werden würde, die als ein Ganzes selbständig sich zeigt. Und sogar dann, wenn einzelne Bücherliebhaber einem ererbten Bücherschatz, ihn ordnend und vermehrend, eine Zeitlang das Gepräge ihrer Persönlichkeit verliehen, das rasch nach ihrem Tode verloren ging, da die erneuerte Sammlung durch Teilungen wieder zerfiel, ist ihr Platz in der Geschichte der berühmt gewordenen Privatbibliotheken nur schwer aufzufinden, da die Nachrichten über sie ausführlicheren Bericht versagen, sie kein Glied in der Kette einer Überlieferung bildet. Deshalb würde eine Aufzählung dieser Büchereien, soweit da und dort sich ein Hinweis, eine Urkunde, ein Verkaufsverzeichnis finden läßt, nicht mehr sein als eine lange Liste von Namen und Zahlen ohne rechten Zusammenhang. Als das Beispiel einer altberühmten Familienbibliothek ist die, 1892 in Rom versteigerte, Biblioteca Borghese anzuführen, die kennzeichnend ist für die großen, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Rom vorhandenen vornehmen Hausbüchereien. Ihre Gründer waren der Kardinal Camillo Borghese [geb. 1552, Papst Paul V. 1605—1621]* und sein von ihm adoptierter Neffe Scipione Caffarelli-Borghese [1576—1633], der mit sechsundzwanzig Jahren Kardinal und Bibliotecario di S. Romana Chiesa geworden war. Damals begannen Macht und Mittel der Geschlechter, die noch vor wenigen Jahrzehnten um Herrschaft und Reichtum gestritten oder sich verbündet hatten, schon zu schwinden und selbst den Begünstigsten die kirchliche Ehrenlaufbahn sich zu verlangsamen. Der erblassende Glanz des literarischen Mäzenatentums strahlte nicht mehr weit über die engeren Staats- und Stadtgrenzen hinaus; die humanistische Universalität verdrängte allmählich ein literarischer Lokalpatriotismus, der sich zum einigenden Nationalismus erst wieder im neunzehnten Jahrhundert zusammenschließen sollte. In den Akademien und ähnlichen gesellschaftlichen Vereinigungen lebte die Literatur als Mode weiter, doch meist nur Treibhauspflanzen starben ihre üppigen Wucherungen mit dem Tage, der sie erzeugt hatte. Langsam verliefen die Wellen, deren Flut die Büchertempel

* Abb. 36

aus dem Meere der Vergangenheit emporgetragen hatten: die Begeisterung für das Buch war vor den Bücherläden keine Heldentat mehr.* Das Buch war eine Jedermannsware geworden und bekam auf den Umwegen über die Kuriosität und die Rarität erst im achtzehnten Jahrhundert wieder neue Sammlerreize. Um so schärfer traten jetzt die Gestalten solcher Buchfreunde hervor, deren Büchereien sich von der Büchermasse trennten, indem sie die überflüssig und unmöglich gewordene Vollständigkeit durch eine Auswahl ersetzten, die Höhepunkte des Buchwesens und Schrifttums widerspiegeln wollte. Büchersaal und Bücherstube hatten nicht mehr das humanistische Ideal Vollständigkeit. Immer weiter schieden sich die Wissenschaften und die Bücher und Büchersammler mit ihnen. Wo der Gedanke einer allumfassenden Bibliothek sich hervorwagte, wendete er sich mit Entschiedenheit ihrer öffentlichen Zweckerfüllung zu. Die Ähnlichkeit öffentlicher und privater Sammlungen minderte sich immer schneller bis zu einem Gegensatz, und gegeneinander sonderten sich auch die Gruppen der Privatbibliotheken. Die Berufsgelehrten und die Liebhaber wurden die eigentlichen Sammler. Jene, aus der Not eine Tugend machend, ihr Arbeitsmittel mit ihren Bedürfnissen ausgleichend, denen sich noch die großen öffentlich werdenden Sammlungen versagten, diese, indem sie das Buch selbst aus seinen Eigenschaften zum Sammlerstück erhoben. Muster, die die anderen Privatbibliotheken nachahmten. Um alte Familienbibliotheken so weiterzuführen, wie ihre Anfänge es ihnen bestimmt hatten, war ein Aufwand erforderlich geworden, den man meist nicht mehr bezahlten konne oder wollte. So stockte ihre Fortführung. Oder aber die früheren Bestände dieser Büchersammlungen, soweit sie sich nicht ganz und gar auflösten, mußten neueren Einrichtungen weichen. Auch darin äußerte sich die überwiegende Vermehrung der Personalbibliotheken, die meist nicht mehr Generationen überdauerten, da den Erben ihre Verwertung durch die Ausbildung eines Büchermarktes erleichtert wurde.

Amt und Ansehen der Kirchenfürsten bedingten ebenso den Besitz einer Bücherei wie er ihnen, die mehr und mehr dem Adel Italiens entstammten, zu einer gesellschaftlichen Gewohnheit wurde.

* Abb. 39

Die Kardinäle, deren Residenz Rom war, liebten es, hier oder auf ihrem Landsitz eine Repräsentationsbibliothek aufstellen zu können, die nach ihrem Tode vielfach dem Familienbesitz zufiel oder einer kirchlichen Anstalt, einem Kloster etwa. Derartige Büchereien erweiterten sich gelegentlich wohl auch zu einer Liebhaberbücherei, wenn ihr Sammler oder ihr Verwalter einen ausgesprochenen Büchersinn hatte, zu einer Privatbibliothek höherer Ordnung, wenn sie wissenschaftliche Zwecke erfüllen sollte. Dann aber unterschied sie sich nicht weiter von den ihr ähnlichen Büchersammlungen anderer Länder ihrer Zeit, es sei denn, daß ihre Bände, mit einem Kardinalswappen oder gar einem Papstwappen prunkend späteren Besitzern die Erinnerung an eine geschichtlich bekanntgewordene Persönlichkeit erhielten. Bibliophilenprovenienzen, die das Andenken an Buchfreunde wahren, die als Bücherkenner und Bücherpfleger sich auszeichneten, sind sie meist nicht. Schon der Kardinal Domenico Capranica [gest. 1458], der neben Bessarion in der ersten Reihe der römischen Büchersammler jener Tage stand, hatte seine Bücherei mitsamt seinem Palaste zur Begründung eines neuen Kollegiums hinterlassen. Soweit seine Stiftung Nachahmer fand, wählten diese ähnliche Zwecke der Fortnutzung ihrer Sammlungen, überließen sie sie durch Vermächtnis einer bestimmten geistlichen Anstalt, einem bestimmten kirchlichen Orden. Aber erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, 1614, ist von einem Bibliophilen, Angelo Rocca [1545—1620], Bischof in partibus von Tagaste, die erste öffentliche Bibliothek Roms gegründet worden, die allen, die es wünschten, zugänglich sein sollte. Noch standen die Alessandrina, die Chigiana, die Corsiniana, die Casanatense, die Vallicelliana, die Barberiniana* nicht zur Verfügung wissenschaftlicher Forschungen, die Vaticana erschloß sich nur auf besondere Erlaubnis, die Klosterbüchereien dienten ausschließlich den Ordensmitgliedern. Da war die Biblioteca Angelica, wie sie nach ihrem Stifter hieß, für die Gelehrtenrepublik im Kirchenstaate eine erwünschte Zufluchtsstätte. Künstlerischer Lebensgenuß und Musendienst in den Wissenschaften gab den Haushaltungen der Kirchenfürsten noch hohen Glanz. Doch nicht die humanistischen Ideale waren es, die ihn als Sonne

* Abb. 37

leuchten ließen, sie waren in der Altertumskunde zusammengeschrumpft, der einzigen auf dem archäologischen von Poggio entdeckten Boden der Tiberstadt geltenden profanen Wissenschaft. Sonst herrschte die Theologie wieder über alles andere Wissen, seine Pfleger und Pflegestätten. Sie war die amtliche römische Wissenschaft, deren Gebiet freilich nicht mit allzu engen Grenzen umzogen wurde. Das alles gab auch dem römischen Büchersammelwesen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts einen besonderen eigenartigen Zug. Um die Wende dieser Jahrhunderte mehrten sich die Bibliotheksstiftungen für das Gemeinwohl. Der Kardinal Hieronymus Casanatta [1620—1700] vermachte seine Büchersammlung öffentlicher Natzung, sie wurde. mit der der Dominikaner vereinigt, im Riesensaal der Minerva aufgestellt. Denn die architektonische Einheit des Büchereiraumes galt in Italien noch viel,* man liebte es, die Einheitlichkeit einer großen Büchersammlung durch ihre Ordnung sinnlich wahrnehmbar zu machen, Raumteilungen zu vermeiden, Akademien und Konservationen inmitten einer das Auge erfreuenden Bibliothekspracht zu halten, den Büchersaal als den gegebenen Ort gelehrter Geselligkeit anzusehen. Derart entstand allmählich aus der Gewährung der Benutzung größerer Privatbibliotheken an einzelne ihre Umwandlung in dem öffentlichen Gebrauche geöffneter Sammlungen, die für einige der bekanntesten dieser Bibliotheken kennzeichnend blieb. Kardinal Renato Imperiali [1651—1737] hinterließ seine im Palast bei S. Apostoli befindliche Büchersammlung, die vom Kardinal Slusio stammte und von Justus Fontanini katalogisiert war, ebenfalls der Öffentlichkeit. Ein Menschenalter später wurde die Biblioteca Angelica mit der bedeutendsten im achtzehnten Jahrhundert in Rom entstandenen Liebhaberbücherei, der des Kardinals Passionei, verbunden.

In diesem Jahrhundert galten in Italien und anderswo reiche Büchersammlungen noch als Sehenswürdigkeiten. Aber bereits war die Beschäftigung der Gelehrten mit den Büchern zu wissenschaftlichem Sammeln geworden. Das Auswählen, nicht mehr so sehr das Beschaffen der Bücher verlangte ebenso wie die zu ihrer Nutzung erforderliche Ordnung, wenn die Bändezahl wuchs, eigene Fachkennt-

* Abb. 22, 23

nis. Aus den Bibliognosten des siebzehnten Jahrhunderts, deren eigenwillige Gelehrsamkeit sich in den aufgehäuften Büchermassen zurechtfand, hatten sich die Bibliothekare des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt, deren Beruf sich eben fester bildete, um im neunzehnten Jahrhundert der eines Verwaltungsbeamten zu werden. Aus den Belustigungen der Kuriositäten- und Raritätensucher entstand, ihre Methodik und Systematik festigend, sich mit buchgeschichtlichen Forschungen verbindend, die Bibliographie, eine Quellenkunde aller Wissenschaften. Ein Altbüchermarkt mit seinen internationalen und nationalen Liebhaberwerten bedingte, daß die Bibliophilen, mochten sie ihre eigenen Bibliothekare sein oder Männer von Ruf gewinnen, es an buchhändlerischer Geschäftigkeit und Geschäftlichkeit nicht fehlen ließen. Es genügte nicht, Abschriften zu bestellen; man mußte die Ausgaben eines Werkes kennen und finden, die mühselige Einzelarbeit stetig auf das Ganze gerichtet halten, um bei der Organisation einer großen Privatbibliothek, die sich vor anderen auszeichnen sollte, Glück zu haben. Alte Buchhandschriften hohen Wertes ließen sich nur durch günstige Zufälle verschaffen. Dafür fand sich die ihnen folgende Buchschicht, die der Wiegendrucke, noch in reicher Zahl und das Bestreben der Büchersammlungen war darauf gerichtet, sie zu erfassen, die Editiones principes der Klassiker zu vereinen; dazu die Bücher, die in den einzelnen Wissenschaften einen Rang hatten, zusammenzubringen. Die Bedeutung des Begriffes der Seltenheiten umgrenzte sich: derjenigen Drucke, die aus irgendeinem Grunde gesucht, aber schwierig zu erlangen waren. Eine Bibliothekornamentik, ergänzten sie unter den Zimelien und waren schon mehr als die immerhin den Käufern sich noch anbietenden kostspieligen Prachtwerke, die keinem Bibliothekenluxus fehlen durften. Derart erscheint das achtzehnte Jahrhundert eine Übergangszeit von der Büchergelehrsamkeit zur Bücherkunde. Im Büchersammelwesen vollzog sich die Trennung zwischen den Liebhaberbüchereien und den Bibliotheksmagazinen, die das Verlangen nach Vollständigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Anlage für den öffentlichen Gebrauch zu Anstalten werden ließ, die zugleich wissenschaftliche Arbeitsstätten sein sollten

und Speicher, die die Bücher der Vergangenheit der Zukunft erhielten. Das umschreibt Goethe, wenn er den beabsichtigten Übertritt eines berühmten Gelehrten aus der bibliothekarischen Tätigkeit bei einem berühmten deutschen Büchersammler in die bei einem berühmten römischen Sammler schildert: „Und so war auch die literarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Kardinal Passionei empfahl. Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust, merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorratskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Wert oder Unwert der Schriften zu unterrichten Ursache hat und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die fürs Ausland verloren wären."

Um das Amt eines Bibliothekars beim Kardinal Domenico Passionei [1682—1761]* anzutreten, war 1755 Johann Joachim Winkelmann [1717—1768] nach Rom gekommen. 1756 erst ließ er sich ihm vorstellen, um von da an, im Genusse einer der erlesensten Büchersammlungen der Tiberstadt, sein Hausfreund zu bleiben. Passionei war bei aller seiner wissenschaftlichen Bildung durchaus kein Stubengelehrter, sondern ein weltgewandter Mann, von großer Freiheit des Geistes und der Umgangsformen; ein Mann, der es verstand, seinen Bibliophilie-Passionen eine vornehme weltlichere Wendung zu geben, ohne das zu vernachlässigen, was seinen Ämtern und Würden anstand; das Beispiel eines die Bücher hochschätzenden Kirchenfürsten, der mit ihnen lebte und leben ließ.

* Abb. 40

Die Eigenheiten, die auch ihm aus solchen Eigenschaften erwuchsen, verändern das Bild einer Persönlichkeit nur wenig, die das Muster jener Art von Büchersammlern gewesen ist, die die Phantasie sich gern in der Gestalt eines gesellschaftlich hochstehenden Geistlichen vorstellt. Angefangen hatte der Conte Passionei den Aufbau seiner Bibliothek unter der Anleitung des Paters Tommasi, dem er die Lehre verdankte, bester Gebrauch von Geld und Kenntnissen sei ihre Verbreitung, schon in den römischen Studienjahren. Wie er denn überhaupt darin sehr geschickt gewesen ist, sich mit bedeutenden Leuten zusammenführen zu lassen und das einmal gefundene glückliche Verhältnis durch einen Briefwechsel aufrecht zu erhalten, der ihn mit samt seiner Bücherei in den Mittelpunkt eines sich über die europäischen Länder ausdehnenden Gedanken- und Schriftentausches stellte. Die diplomatischen, erfolgreichen Wanderjahre führten ihn seit 1706 durch Frankreich, Holland, England. Als der apostolische Legat 1713 aus Utrecht nach Rom zurückkehrte, begleitete ihn nicht allein der Ruf eines bewährten Vertreters des Heiligen Stuhles. Auch der Bibliophile erfreute sich eines in den Hauptstädten wohlangesehenen Namens. Er fand jetzt, von Papst Clemens XI. in einer Ministerstellung verwendet, die ihn eine führende Rolle in politischen Sendungen und Verhandlungen von Wichtigkeit spielen ließ, die Muße, um die Ordnung seiner sehr angewachsenen Bibliothek vornehmen lassen zu können. Der Nachfolger dieses Papstes, Innocenz XIII., ernannte ihn jedoch 1721 zum Nuntius in der Schweiz, wo er bis zum Jahre 1730 blieb. Anekdoten möchten behaupten — in seinen Briefen spricht auch der Präsident De Brosses von ihnen — der amtliche Einfluß hätte Passionei in den Stand gesetzt, die alemannischen Klosterbibliotheken um kostbares Büchergut, vor allem um wertvolle Handschriften zu bringen. Inwieweit ihren Ausschmückungen tatsächliche Vorgänge zugrunde lagen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls aber hätte der in kleinen Listen geübte Diplomat, dessen Verbindlichkeit so groß war, daß sein Dank stets das Angebot überholte, sich in derartigen heimlichen Bücherjagden nicht so plump ungeschickt zeigen können, wie es ihm diese Geschichtchen zuschreiben. Es sind Bibliophilen-Legenden,

die in immer neuen Wandlungen bald von diesem, bald von jenem Büchersammler erzählt werden. Daß Passionei einmal Besuchern, die sich über seinen unfähigen Bibliothekar verwunderten, die Antwort gegeben habe, seine Bibliothek sei sein Serail, über das er nur von Eunuchen wachen lasse, ist die Aufwärmung eines längst bekannten Witzwortes. Dagegen war die Abneigung, die Passionei gegen die Jesuiten hatte, echt. In seiner Bücherei duldete er kein Werk eines Jesuiten. 1730 wurde Passionei von Papst Clemens XII. zum Nuntius in Wien ernannt, 1737 zum Sekretär der Breven und zum Kardinal, allerdingst erst, nachdem ein Brief Kaiser Karls VI. den Papst darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der um die Kurie sehr verdiente Diplomat schon längst der Auszeichnung durch den Purpur würdig gewesen wäre. Passioneis sehr selbständiges Wesen, das letzten Endes auch seine Papstwahl verhinderte, mag nicht schuldlos an solchen Störungen seiner amtlichen Laufbahn gewesen sein, während der er, weshalb wenigstens andeutend auf sie verwiesen werden sollte, viele Jahre lang auch einer der berühmtesten in deutschen Landen lebenden Büchersammler gewesen ist. Der neue Ehren- und Pflichtenkreis, in den Passionei bei seiner endgültigen Rückkehr nach Rom eintrat, brachte mit der Aufsicht über die Propaganda, den Index, die Korrektur der orientalischen Bücher ihn in eine engere Verbindung mit dem amtlichen Buchwesen der römischen Kirche. Seit 1754 war der Capolibraro von Europa, wie er sich selbstgefällig-selbstironisch nannte, Bibliotecario di Santa Madre Chiesa, und förderte mit seinen Erfahrungen und Kenntnissen auch die Sammlungen des Vatikans, für dessen Bibliothek er die von Baron Philipp von Stosch [1691—1757] in Florenz nachgelassene Handschriftensammlung hinzukaufen ließ. Eine Autorität in bibliographischen und literarhistorischen Fragen starb Passionei neunundsiebzigjährig in seiner Villa in Fraskati, wo seine kleinere Privatbibliothek stand, aus Schmerz darüber, nach des Abbé Goujet Meinung, daß er das Mesengnys Exposition de la doctrine chrétienne verdammende Breve unterzeichnen mußte. Die Büchersammlung Passioneis, die 1721, wie ihr Besitzer an G. B. Ottio schrieb, 60000 Bände zählte, nachdem ihr 1719 die Druckwerke der Büchersamm-

lung Cassiano del Pozzos einverleibt waren, deren Handschriften an die Vaticana veräußert wurden, ist für 32000 scudi romani weiterverkauft worden, sie befindet sich jetzt in der Biblioteca Angelica in Rom. Die antiken Klassiker und die Archäologie, die dogmatische und die historische Theologie bildeten die Hauptmasse ihres Inhalts. Der Kardinal, dessen Begehren es gewesen war, Diener aller europäischen Gelehrten zu heißen, allerdings unter Bevorzugung der ausländischen, denn die Römer konnte er wenig leiden, hatte seine Bücherei seine Frau genannt. „Doch bedeutete dies nur seine ausschließliche Leidenschaft, nicht den ausschließlichen Gebrauch." Erfuhr er von wissenschaftlichen Arbeiten, schickte er unaufgefordert Auszüge. Dieses Ergötzen an der gelehrten Hilfeleistung war es, das ihn bestimmte, seine Bücherei nicht in eine geregelte Ordnung mit Nummern kommen zu lassen. An ihn selbst sollte man sich wenden, er allein wollte wissen, wo die Bücher stünden. „Er freut sich, wenn ich ihm Gelegenheit gebe," bemerkte einmal Winckelmann, „zu zeigen, daß er seine Bücher besser kennt, als sein armer Bibliothekar, der ein französischer Abbé ist: er klettert selbst herum, um mir das verlangte zu suchen."

Die Gestalt des hilfswilligen Kardinals auf der Bücherleiter ist die des letzten italienischen Büchersammlers europäischen Ruhmes gewesen. Weder die antiken noch die italienischen Klassiker konnten im neunzehnten Jahrhundert ihren alten Vorrang in den Liebhaberbüchereien wahren. Das Buch Italiens hatte aufgehört zu herrschen. Um 1800 war, dank Bodoni, eine Zeitlang zwar die Buchkunst Italiens von internationalem Einfluß gewesen, aber das Buchwesen und mit ihm das Büchersammelwesen Italiens stand im neunzehnten Jahrhundert noch unter allzu starken äußeren Hemmungen, als daß es eine einheitlich emporstrebende Entwicklung hätte nehmen können. Wenn bald die kirchlichen, bald die weltlichen Behörden mit Bücherverboten, deren Nichtbeachtung unter Umständen für den Sammler gefährlich werden konnte, ihm entgegentraten; wenn die Grenzen ihn daran erinnerten, daß es kein Italien gäbe, dann mochte er in der nationalen Vergangenheit nicht ohne Zukunftsgedanken verweilen. Die Bewegung des

Humanismus und die des Risorgimento haben hierin in der Bibliophilie mit ihren politischen Tendenzen eine Ähnlichkeit, daß sie in den Büchern nicht allein ein geistiges Vaterland wiederfinden wollten. Die Ausgaben der Dantereihen auf dem Ehrenplatz der Büchereien italienischer Sammler zeigten auch derart die Einheit des Volkes, Literatur und Politik verknüpfend. Der Altbuchhandel konnte, obschon die Bücherschätze Italiens den anderen Ländern noch immer reichlich zuflossen, nach außen hin nicht zu einer vollen weiten Wirkung gelangen, erst im neuen Staate gewann er eine gleiche internationale Bedeutung wie in England, Frankreich, Deutschland, bis ihn im zwanzigsten Ausfuhrgesetze einschränkten.* Aber die Bibliophilie Italiens, mochte sie auch als eine einheitliche Erscheinung nicht glänzend hervortreten, ist trotzdem nicht verschwunden, bedeutende alte und neue Sammlungen, bisweilen allgemeiner bekanntgeworden durch ihre Versteigerungen oder Verzeichnisse, häufiger noch in stiller Verborgenheit gedeihend, zeugen für sie. Und noch immer ist es ihr Stolz, sich als Erben jener Humanistentradition zu fühlen, die verkündet wird von Petrarcas Worten: Libri medullitus delectant.

* Abb. 41

III. FRANKREICH

Die Anfänge der Bibliothèque Nationale in Paris, der Büchersammlung des französischen Volkes, reichen weit zurück, bis in die frühen Librairies der Könige von Frankreich. Darin mag man ein bezeichnendes Merkmal der Bibliophilieentwicklung dieses Landes erkennen: das der nationalen Tendenz, die nicht nur in einer geistigen Übereinstimmung vorhanden war, sondern bald in einer Hauptstadt, in einer Hofhaltung dauernde Unterstützung fand. Für die Bibliophiliemode, für alle jenen äußeren Formen, die eine Erstarkung des Büchersammelwesens zeigen, auch noch durch Übertreibungen die Ausbreitung einer Buchkultur verraten, ist Paris rasch tonangebend geworden. Hiermit hängt es wohl zusammen, daß das ästhetische Element der modernen Bibliophilie französischen Ursprungs war, indessen das ethische Element aus dem Glaubensbekenntnis der Humanisten hervorwuchs: Anerkennung der von edlen Werken offenbarten Schönheit und Wahrheit durch Buchdenkmäler zu einer Anschauung sich erheben zu lassen, die von Buchdenkmälern versinnlicht wurde. Die Huldigung der Humanisten galt dem Buche, die Büchersammlung erschien in dessen Hintergrunde als das humanistische Ideal der Vollständigkeit des Wissens. Anders schon betrachteten die Bibliophilen Frankreichs ihre Bibliothek und deren Bücher, als sie im sechzehnten Jahrhundert eine selbständige Stellung gewonnen hatten. Damals war bereits das Druckwerk zur Herrschaft gelangt. Wenn sie es, durch Ausstattung einzelner Ausgaben, einzelner Bände, in die feinen Formen geschmackssicherer Liebhaberei einbezogen, lösten sie es nicht aus der Sammlung, befestigten sie es vielmehr in ihr noch weiter, durch Besitzmerkmale besonderer Art die Zugehörigkeit eines ausgezeichneten Einzelstückes zum Ganzen hervorhebend. Nicht darauf kam es ihnen an, den Abzug der Buchdruckerwerkstätte in ein Kunstwerk zu verwandeln, das der Prachthandschrift gleichwertig wurde. Die Ausstattung des Buches war ihnen nicht allein mehr ein Mittel, ein Buch zu vervollkommnen, sondern auch, um dessen Eingliederung in die Sammlung, die sie sich wünschten, zu vollenden. Das deutet auf eine Wandlung

des Bibliotheksideals. Nicht Vollständigkeit schlechthin, sondern Vollständigkeit in der Auswahl des Besten und Schönsten sollte erreicht werden. Und auf eine andere Auffassung des Bibliotheksorganismus selbst als eines solchen. Es handelte sich hier nicht mehr um das Ansammeln und Aufstellen, sondern um die Benutzung der Bücherei im ganzen. Die Bibliophiliemode verkleidete einen bibliothekstechnischen Wunsch: die Einheit aller Bücher durch die aus ihnen erlesenen zu finden und in der Büchereieinheit zu schaffen. Der Besitz einer Bücherei war damit noch anders gerechtfertigt als bei den Humanisten. Blieb sie dort eine aufzuzehrende reiche Vorratskammer des Wissens, so erhielt sie nunmehr eigenen Rang eines Werkzeuges der Wissenschaften. Derart erklärt Michel de Montaigne den Besitz einer Bücherei, die kein Überfluß, keine Verschwendung wäre, sogar dann nicht, wenn sie den Leser nicht unterhielte oder unterrichte. Dieser Besitz erscheint ihm in einer ganz anderen psychologischen Perspektive als den Humanisten, die sich rühmten, die Bücher auswendig zu wissen. Die Bibliothek Montaignes sollte sein Alter und seine Einsamkeit trösten, ihn von der Last müßiger Langeweile befreien, ihn vor unangenehmer Gesellschaft schützen und den Stachel der nicht gar zu ernsten Leiden und Leidenschaften abstumpfen. Wenn er gewöhnlich von ihrem Vorhandensein keinen besseren Gebrauch mache als andere, denen Bücher unbekannt blieben, so erfreue es ihn doch, wie den Geizigen sein Goldschatz, seine Bände zur Hand zu haben, durch die Beruhigung des Bewußtseins, sie brauchen zu können, wann und wie er es wolle, durch die Hoffnung, er würde sie kennenlernen und sich mit ihnen verständigen. Damit war ausgesprochen, daß nicht alle Bücher zu allen Menschen paßten; daß nicht alle Bücher gelesen zu werden brauchten; daß die Benutzung des Buches weiter reiche als bis zum fleißigen Lesen und Wiederlesen einiger Bände. Montaigne hielt die Bücher für den besten Vorrat, den man auf die Lebensreise mitnehmen könne und beklagte alle, die sie entbehren müßten. Er gab, auch schlechte Bücher nicht verschmähend, den guten den Vorzug, er erkannte, daß, wenn die Menschen Fehler hätten, auch ihre Bücher nicht ohne Fehler sein könnten, daß eine Bibliothek, die

jederzeit und überall die höchsten Wünsche erfülle, eine unmögliche Utopie sei und daß die Bände einer Bücherei gerade durch diese einen Ausgleich ihrer Unvollkommenheiten finden würden. Eine Bücherei zu haben hieß fortan nicht mehr, alle Bücher zu kennen und zu lesen; es hieß, aus der Bücherei eine höhere Einheit des Buches zu schaffen, die äußeren und die inneren Grenzen der unaufhörlich wechselnden Bücherwelt zu regeln. Hatte der Humanismus das Buch individualisiert, so individualisierte solcher Bibliophilenskeptizismus die Büchereien, weil er in ihnen selbst die Persönlichkeiten ihrer Sammler richtunggebend für ihre Anlage, Ausdehnung und Ausstattung werden ließ. Wissenschaftliche Zweckgedanken leiteten die Fachbüchereien der Gelehrten, die methodisch und systematisch sich desto mehr von den sonstigen Privatbibliotheken schieden, je mehr sich ihre Wissenschaften in den Fakultätswissenschaften selbst trennten. Die großen Sammlungen, die sich einen eigenen Repräsentationsstil schufen, gingen auf eine gleichmäßige Vollständigkeit in der Auswahl des besten aus allen Fächern aus, bedingt durch einen bibliographischen Kritizismus, der die Büchermassen siebte. Der Eklektizismus kam in der neuen Form der Liebhaberbücherei zur Geltung, die den alten Gedanken der freien Künste auf das Bücherhaben und Büchernutzen anwandte; mit jener Freiheit des Sammlers zu dem Seinen, die Montaigne verteidigte, mit jener kunstsinnigen Art, sich den begehrten Besitz anzueignen, für die Grolier vorbildlich wurde. Damit ist die Bibliophilenbibliothek ein ästhetisches Ideal geworden, weil sie das Ebenmaß ihrer äußeren Geltung und ihres inneren Wertes im Verhältnis zu dem Buchfreunde, dem sie dient, gewinnt und auf ihn einschränkt, eine Individualität wie er selbst wird. Nirgendwo aber waren die Bedingungen für die Entwicklung derartiger Liebhaberbüchereien, die sich verhältnismäßig rasch vollzog, günstiger als in Frankreich. Denn hier gelangte man bald zu einem Ausgleich zwischen der Freiheit des persönlichen Lebens und gesellschaftlichem Regelzwang; fand in der Mode und in der Tradition einen festen Halt, eine Sicherheit des Lebens, die gerade auch in den Liebhaberbüchereien zum Ausdruck kommen mußte, die bald jenes vornehme

Wesen gewannen, das ein Erbe von Generationen gleichartiger Gesinnung ist.

Der Bücherschatz König Philipps VI. und König Johanns II., des Guten, war nicht groß. Als dieser, 1364, starb, hinterließ er seinem Sohne und Thronfolger König Karl V., dem Gelehrten [1337—1380], etwa ein Dutzend Handschriften, das Karl auf etwa 900 Bände vermehrte. Er war einer der besten Buchfreunde und einer der größten Büchersammler in jenen Tagen, nach den hier übereinstimmenden Urteilen seiner Zeitgenossen. „Ne dirons-nous encore, de la sagesse du roi Charles, le grand amour qu'il avait à l'étude et à la science. Et qu'il soit ainsi, bien le démontrait par la belle assemblée de notable livres et belle librairie qu'il avait de tous les plus notables volumes." [Christine de Pisan.] Oder aber [in der Anrede des Raoul de Presles]: „Vous avez toujours aimé la science et honoré les bons clercs et étudié continuellement ces divers livres et sciences; et vous n'avez eu d'autre occupation." Ursprünglich war die Librairie du Roi in seinem Palaste aufgestellt, 1367 oder 1368 kam sie in das Château du Louvre, in die unter Leitung Raimonds du Temple neu oder umgebaute Tour de la Fauconnerie, in der sie drei Stockwerke einnahm. Die Wände im ersten Stock waren ganz mit irländischem Holz ausgekleidet, einem Geschenk des Hennegau Seneschalls, die Deckenrundung war mit zyprischem Holze geziert. Der Eingang in jedes der Bücherzimmer war durch eine sieben Fuß hohe, drei Fuß breite und drei Daumen dicke Tür verwahrt. Die Einrichtung war aus dem Palast hinübergenommen. Dreißig kleine Leuchter und eine Lampe von Silber waren, nach den Berichten Félibiens und Sauvals, an der Decke angebracht; sie erlaubten es, auch bei Dunkelheit oder in der Nacht zu lesen und schreiben. Diese königliche Librairie überdauerte ihren Stifter nur wenige Jahrzehnte. Ihre Bände wurden teilweise zerstreut, sie bereicherten, da Karls V. [1423 verstorbener] Sohn Karl VI., der Wahnsinnige, ihnen keinen Schutz gewähren konnten, die Büchereien der Herzöge von Anjou und Berry, ergänzten sich aber durch neue Büchergeschenke an den König, so daß sie schließlich wieder das Neunhundert erreichten, als sich ihrer der [1435 gestorbene] Regent von Frankreich, John,

Duke of Bedford durch eine Art von Scheinkauf für 1200 livres bemächtigte und sie [1429] nach England bringen ließ, von wo nur einige wenige später in die Bibliothèque Nationale zurückgekehrt sind. Vielleicht wäre damals schon, ohne diese politischen Zufälle, eine Bibliothek in Frankreich entstanden, die die gleichzeitigen italienischen weit hinter sich zurückgelassen hätte. Denn auch der Duc Jean de Berry [1340—1406]* ist ein Bücher- und Kunstfreund außergewöhnlicher Bedeutung gewesen, „der erste moderne Sammler im großen Stil, der nicht bloß ausdrücklich oder der Kuriosität halber seinen Schatz mit Kunstwerken füllt." [J. v. Schlosser.]

Eine neue Bibliothèque du Roi de France bildete König Ludwig XI. [1423—1483], indem er die in den königlichen Residenzen vorhandenen Bücher im Louvre vereinigte, denen er die Bücherei seines Bruders, des Duc de Guyenne, und einen Teil der Bücherei der Ducs de Bourgogne hinzufügte und für die er sich die Bücherei des Duc de Berry zurückgeben ließ. Karl VIII. [1470—1498] und Ludwig XII. [1462—1515]* brachten als italienische Kriegsbeute vieles auch in ihre Bibliothek, der eine die Sammlung des Königs Alfonso von Aragonien aus Neapel, der andere die der Sforza aus Pavia. Unter Ludwig XII., dessen libraire et relieur Guillaume Eustache war, begann auch, mit dem Übergange der Gotik in den Renaissancestil, die neue Art der Einbandprunkentfaltung, mit der die Büchersammlung der französischen Könige im sechzehnten Jahrhundert glänzte. Um 1500 zählte sie kaum 2000 Bände, darunter 200 Druckwerke. Der König hatte sie aus dem Louvre in das Schloß von Blois überführen lassen, wo schon die Bücherei seines Vaters, des Dichters Charles d'Orléans, Comte d'Angoulême [1391—1465] vorhanden war, die dieser mit den aus England heimgebrachten Handschriften sich gegründet hatte. Hierher kam nun auch aus Brügge eine der ausgezeichnetsten Liebhabereibüchereien des fünfzehnten Jahrhunderts, die der König von Jean, dem Erben und Sohn ihres Sammlers Louis de Bruges, Seigneur de la Gruthuyse, prince de Steenhuyse, Lord Wincester [gest. 1492] erworben hatte. Franz I. [1494—1547]* besaß bereits eine eigene Bücherei in Fontainebleau und ließ auch die Bibliothèque du Roi de France

* Abb. 42—44

aus Blois hierher kommen, sie mannigfach vermehrend, indessen Heinrich II. [1519—1559]* nur wenig für sie tat. Franz II., Karl IX., Heinrich III.,* Heinrich IV. standen der Büchersammlung ihres Hauses, die jetzt schon einer selbständigen Verwaltung sich erfreute, gleichgültiger gegenüber. Die Bibliophilie an Heinrichs IV. Hofe fand ihre Förderung durch die Frauen, zumal durch die erste Gemahlin des Königs Marguerite de Valois [1552—1615],* wie schon an Heinrichs II. Hofe die Damen, die ihm am nächsten standen, auch die Bücher geliebt hatten.

Catherine de Médicis [1519—1589],* den Familienüberlieferungen treu bleibend, eine Freundin der Künste und Wissenschaften wie ihr Gemahl, Heinrich II., und ihr Schwiegervater, Franz I., hat eine sehr beträchtliche eigene Bücherei hinterlassen, die sie nicht ohne die den Medici eigene Gabe, Geschäftsangelegenheiten glücklich mit dem Musendienste zu vereinen, zustande gebracht hat. Als bei der Belagerung von Thionville 1558 der Marschall Pietro Strozzi gefallen war, behauptete sie, dessen Büchersammlung sei ein alter Medicibesitz, den sie nunmehr zurückforderte. In seiner Art berichtet Brantôme [Vies des Capitaines étrangers] darüber: „Ce grand capitaine Strozzi avoit une très-belle bibliothèque, dont on ne sauroit dire de lui comme le roy Louis XI disoit d'un prélat de son royaume qui avoit une très-belle librairie et ne la voyoit jamais, qu'il ressembloit à un bossu qui avoit une belle grosse bosse sur le dos et ne la voyoit pas. Mais Monsieur le maréchal visitoit, voyoit et lisoit souvent en sa belle librairie; elle lui estoit venue du cardinal Ridolphe [Ridolfi-Medici] et fut acheté après sa mort; il estoit très-savant prélat; elle estoit estimée plus de quinze mille escus pour la rareté des beaux et grands livres qui y estoient. Après la mort dudit maréchal, la royne mère la retira avec promesse d'en récompenser son fils et de la lui payer un jour; mais jamail il n'en a eu un sol. Je sais bien ce qu'il m'en a dit d'autrefois en estant fort mal content.“ Die Königin, die als Bibliophilin auch in einem Lobgedichte Ronsards schwungvoll angesungen wurde, hatte ihren von überall her vermehrten Bücherschatz, der an 4—5000 griechische, lateinische, hebräische, arabische, französische, italienische Werke, darunter die

* Abb. 46—48

alten kostbaren achthundert Klassikermanuskripte der Ridolfi-Strozzi-Sammlung zählte, vermutlich in ihrem bei Paris gelegenen Schlosse Saint-Maur verwahrt. Aber nach ihrem Tode bedrohten auch diesen Besitz, den eine amtliche Schätzung aus dem Jahre 1597 auf 5400 écus bewertete, ihre zahlreichen Gläubiger und es bedurfte erheblicher Anstrengungen des Hofes, um ihn 1599 für die Bibliothèque du Roi zu erlangen. Etwas gewaltsam, wie die Aneignung der Bücherei Strozzi, geschah das freilich auch. J. A. de Thou, der eben erst das Amt eines Garde de la Bibliothèque du Roi zu verwalten begann, führte die Rettung der wichtigen Sammlung, nach allen Seiten hin ausgleichend, durch, und Heinrich IV. brauchte nur 5400 écus aufzuwenden. Die Bestände, großenteils heute noch in der Bibliothèque Nationale geborgen, und die Verzeichnisse zeigen, daß die Auswahl der Bände und deren Erhaltung hier die Benennung einer Liebhaberbücherei rechtfertigen. Die Dichtung, auch die neuere Dichtung, war reich und reichhaltig vertreten, die damals durch ihre Massen noch in den angesehenen großen Privatbibliotheken überwiegenden schweren wissenschaftlichen Schriften waren im Verhältnis zum Ganzen geschmackvoll verteilt, so daß es sich wohl annehmen läßt, die königliche Sammlerin habe mit der Unterhaltung ihrer von ihrem Beichtvater und Bibliothekar Benciveni, abbé de Bellebranche geleiteten Bücherei nicht nur für einen vornehmen Hausschmuck gesorgt, sondern auch für ihre Leselust. Daß ihre Einbandliebhaberei den Luxus von Prachtbänden nicht verschmähte, verstand sich nach der Königin Kunstliebe und der Mode von selbst, immerhin dürften ihre Geldnöte sie verhindert haben, auch hierin sich alle Wünsche zu erfüllen, denn die Bezahlung der Buchbinder war nicht so einfach gewesen wie der Ankauf der Strozzisammlung, deren Handschriften erst Heinrich IV. neu binden ließ. Die Bücherei der Diane de Poitiers, duchesse de Valentinois [1499—1566],* der ältesten Tochter eines Bibliophilen, des Jean de Poitiers, seigneur de Saint Vallier, im Château d'Anet, hatte eine weit engere Verbindung mit derjenigen Heinrichs II. als die seiner Gemahlin. Wenigstens hat man das daraus schließen wollen, dass ihr Bandzeichen, das D der Mondsichel, sich auf den Einbänden ihres könig‑

* Abb. 45

lichen Geliebten, dessen Handbücherei fast vollständig in der Bibliothèque nationale aufbewahrt wird, in dessen H eingestellt wiederfinde, woraus sich dann die Deutung einer Bibliophilenhuldigung ergab. Unvermehrt und unversehrt blieben die Bücher der schönen Diana lange im Schloß Anet stehen, bis sie 1724 aus dem Nachlasse der damaligen Schloßherrin, der Anne de Bavière, die Anet 1718 ererbt hatte, versteigert wurden. Bei dieser Gelegenheit kaufte J. B. Guyon de Sardière die meisten der schönen Bände, die mit seiner Bibliothek in die des Herzogs von La Vallière kamen.

Der Einfluß Italiens auf die Büchersammlungen des französischen königlichen Hauses der Valois ist, obschon nicht der alleinherrschende, nicht gering gewesen. Aber das Beispiel, das die italienische Renaissance mit ihrer Sammelleidenschaft gab, mit den auch durch sie großwerdenden Namen der Medici, Guidobaldi, Della Rovere, Sforza, Farnese, Gonzaga, fand in Frankreich vorerst keine so weitreichende Nachahmung. Um 1500 konnte sich Paris mit Rom, wo 39 Kardinäle 39 Museen in ihren Palästen hatten, schwerlich vergleichen. Dazu wirkte die nationale Tradition dem entgegen, daß die französische und die italienische Renaissance sich schlechthin verschmolzen. Der Einfluß der von Franz I. herbeigerufenen Italiener war keineswegs stark genug, um das französische Kunst- und Sammelwesen sich unterzuordnen. Deshalb sind überall die Ansätze, auf denen die neue Zeit begründet wurde in der französischen Vergangenheit vorbereitet, auch in der Bücherei und im Buchgewerbe ist das ‚à l'entique' aus der ‚mode françoise' entstanden. Das Buch durfte in der Form des alten oder kostbaren Manuskriptes neuer Arbeit gewiß nicht fehlen, wenn sich ein reicher, vornehmer Herr, dessen Hausrat Sammlungen werden, sein Schoß einrichtete, wie es um 1504 mit dem Château de Bury Florimond Robertet, dit le Grand, tat, der [1532 verstorbene] Schatzmeister Karls VIII., Ludwigs II., Franz' I. Und die Buchhandschriftenzeit hat in Frankreich ihre köstlichste und längste Nachblüte gehabt.* Immerhin jedoch war die Aufnahme des neuen, aus Deutschland kommenden Buches weit weniger als in Italien ein Widersprechen gegen die mindere Art des Druckwerkes, weit mehr ein Bemühen, es buch-

* Abb. 66

gewerblich zu veredeln und zu verschönern. Daß das Buch, dank der Einbandkunst, in das Kunstgewerbe einbezogen wurde, gab der neuen Art der Bücherliebhaberei Frankreichs die Grundlage einer natürlichen Entwicklung. Diese Bibliophiliemode brachte einen neuen Buchkunstzweig zur Blüte, das Druckwerk erhöhend, weil dessen Buchformwerte erweiternd. Die Begierde, Schönes und Seltenes zu besitzen, um damit das Leben zu verzieren: diese einer Renaissance verbundene Sammlerlust war nicht allein in Paris, war ebenso in den Provinzstädten, in Rouen, Lyon, Tours, Dijon, Troyes und anderen vorhanden, wo die Cabinets der Curieux sich mit Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten ausstatteten, den Büchern keinen geringen Platz gewährend. In der Beschreibung, die der Dichter André de Rivaudeau, seiner Cousine Marie Tiraqueau zu Ehren, von dem Kabinett, das ihr Vater Michel, der berühmte Jurist, ein Freund von Rabelais, in Bel-Esbat [bei Fontenay] besaß, gab, heißt es über die Bibliothek:

> .... Un recueil de force liures bons
> Tirez de mille endroits de la France et du fons
> Des briz Ausoniens, des presses de Venise,
> Et du pais soufflé par l'haleine de bise.

Gerühmt wird der Sammler, der das Seine von überallher zu holen weiß, gerühmt wird Venedig, der Vorort feinen Buchgeschmackes und geschmackvoller Bücherliebhaberei. Unter den vielen damals sich in Frankreich bildenden Büchersammlungen, die durch ihre Auswahl sich bemühten, dem Buch seine Geltung unter dem Gerät einer vornehmen Haushaltung zu wahren, die die Einbandprachtentfaltung liebten, um auch äußerlich diese Geltung zu zeigen, ist gerade keine ihres Einbandprunkes wegen in späteren Zeiten berühmter geworden als diejenige Groliers.

Aber man muß sich doch vergegenwärtigen, daß dieser berühmte Bibliophilenname, der auch für die Bucheinbandkunstentwicklung, für den Zusammenhang zwischen der französischen und der italienischen Bucheinbandkunstgeschichte von erheblicher Wichtigkeit wurde, daß dieser Name, in dem sich die Bibliophilietradition einen

Heros erschaffen hat, den Zeitgenossen keineswegs die Persönlichkeit eines Buchfreundes sondergleichen, vielmehr den eines berühmten Kunstfreundes verkörperte, der auch Bücher sammelte. In der Beschreibung, die Jacques Strada in seiner „Epitome du Thresor des antiquitez" [Lyon: 1553] von den Sammlungen des Schatzmeisters gibt, stehen die Bücher an letzter Stelle: „J'ay esté encores plus esmerveille, et non sans cause, de l'industrie de M. le Thresorier Jean Grollier demourant à Paris, homme noble et docte . . . pour ce qu'il ha amassé un nombre presque infini de pieces d'or, d'argent et de cuiure, petites et grandes, toutes entières sans estre gastees, dignes d'estre accomparees à grans thresors. Ce qui lui ha donné un bruit par-dessus les autres, avec le bonté et vivacité de son esprit orné de doctrine, dont il s'est acquis ceste tant belle science. Dauantage est à louer, de ce (combien qu'il soit assez aymé et honoré sans cela), qu'il met toute diligence d'acquerir de tous costez toutes sortes d'anciennes figures, tant de cuiure, que de marbre, y employant gens expressément, pour en retirer de tous endroits, les plus singulieres: des quelles il ha un nombre merveilleux, et principalement de medaillons qui valent une richesse infinie. Il n'est seulement recommandable pour icelles antiquitez, mais aussi fort louable, pour une tres grande multitude de liures, tant grecs que latins."

Mag nun die Überlieferung auch dem Bibliophilen Grolier manches zugedichtet haben, was keineswegs als seine Sinnes- und Sonderart zu betrachten ist — wie denn auch der Besitzvermerk: . . . et amicorum eine nicht ungewöhnliche Wendung unter humanistischen Buchfreunden war — mag auch die Auswahl der Bibliothek Groliers noch ganz dem Geschmacke entsprochen haben, der die Antike zu einem Ausgangspunkte der Renaissanceideen werden ließ, mag Grolier kein bahnbrechender Neuerer gewesen sein, der beispielgebend für die Bücherwahl die Bibliophilie weiterleitete, in einem ist er, gleichviel ob das schon in seinen Tagen hochgeschätzt worden ist, für die Bücherliebhaberei vorbildlich geworden: in der Anerkennung des Druckwerkes durch dessen [nach heutigem Sprachgebrauch] kunstgewerbliche Ausstattung. In der Übergangszeit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Bibliophilen noch

den Prachthandschriften treu geblieben, erst die Alduswerkstätte in Venedig hatte die Formen einer Liebhaberausgabe modernen Stils, die den gewöhnlichen Druck von den Vorzugsausgaben trennte, aufgefunden. Der erste, oder doch einer der ersten bedeutenden Büchersammler, der dieser neuen Bibliophiliedoktrin im großen huldigte und der sie aus Italien nach Frankreich verpflanzte, war Grolier. Der Buchkunstfreund und Einbandliebhaber hat in Grolier einen Vorgänger gehabt, der mit Recht Jahrhunderte nach seinem Tode als solcher entdeckt worden ist, unabhängig von den kaum noch aufzuklärenden Beziehungen, die die Einbände der Grolierbibliothek mit den seinen Bestrebungen nachfolgenden Bibliophilen Frankreichs verbanden.

Bei der Begründung der berühmten französischen Liebhaberbüchereien wird schon im sechzehnten Jahrhundert deutlich, allerdings noch nicht als Sammeln von Büchern berühmter Abstammung, daß sie miteinander insofern in einem sehr engen Zusammenhang stehen, als die Auflösung einer solchen Sammlung fast immer den anderen die in ihrer Geschichte bemerkenswertesten Bereicherungen bringt. So wurzeln auch in diesem tatsächlichen Sinne fast alle bedeutenden französischen Liebhaberbüchereien des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in derjenigen Groliers. Jean Grolier de Servin, Vicomte d'Aguisi wurde 1479 in Lyon geboren, lebte als Schatzmeister des Königs von Frankreich Franz I. 1510—1533 in Mailand, ging 1534 als sein außerordentlicher Gesandter an den Hof des Papstes Clemens VII. und wurde von dort 1537 als einer der vier Staatsschatzmeister [1538] nach Paris berufen, wo er 1547 Generalschatzmeister von Frankreich wurde, ein Amt, das er auch unter den Königen Heinrich II., Franz II. und Karl IX. bis zu seinem Tode [1565] bekleidete.* Der alternde Grolier hatte noch manche amtliche und geschäftliche Verdrießlichkeiten, zu deren Überwindung ihm die Hilfe des Parlamentspräsidenten De Thou von großem Nutzen war. Durch diesen, den Vater des Geschichtsschreibers und Staatsmannes, J. A. de Thou, sind die Namen der beiden berühmtesten französischen Bücherfreunde des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in eine persönliche Beziehung gebracht, wenn auch

* Abb. 52—56

die schönen Bände, die Grolier dem Präsidenten de Thou geschenkt hatte, nicht in die Bibliothek J. A. de Thous gelangt zu sein scheinen. Das: et amicorum, mit dem Grolier die 3000 Bände seiner Bücherei in den Dienst seiner Freunde stellen wollte, ist aber jedenfalls für ihn keine leere Höflichkeit gewesen. Mag er es auch nicht wörtlich befolgt haben: mit Büchergeschenken ist er nicht sparsam gewesen, denn er liebte es, eine Anzahl schön ausgestatteter Abzüge neu erscheinender Werke zu verteilen wie er die ihm selbst dargebrachten Buchgaben der Verfasser und Verleger gut zu lohnen pflegte — ein Zug in dem Bilde eines Bibliophilen-Mäzens, der modern war, weil ihn erst das Druckwerk ermöglicht hatte. Nach Groliers Tode wurde sein Nachlaß unter den Erben geteilt, wobei jedenfalls manche Bücher verkauft worden sind. Aber der eigentliche Bestand seiner Bücherei [3000 Bände] kam in den Besitz seines Schwiegersohnes, des Garde des sceaux de France, Méry de Vic, Seigneur de Ermén ouville,* und ging nach dessen Tode [1622] in den seines Sohnes Dominique, des Bischofs von Auch, über, der 1661 gestorben ist. Die von diesem ansehnlich vermehrte, in einem Palaste der Rue St. Martin aufgestellte Bibliothek wurde 1676 im Hôtel de ville von Lyon verkauft, und dieses Jahr bezeichnet den Zeitpunkt, in dem Grolierbände in größerer Zahl Ware des Altbüchermarktes wurden. Die bedeutendsten Bücherfreunde, die damals den Besitz Groliers unter sich teilten, waren J. A. de Thou, Pierre Pithou, Paul Petau, Ballesdens und der Kanzler P. Séguier. Auch der P. Ménestrier, damals bibliothécaire de Lyon, machte Einkäufe für die ihm anvertraute Bibliothek der Stadt Lyon. Bonaventure d'Argonne hat die Versteigerung beschrieben: die Tatsache, daß er, ein armer Mönch, einige schöne Bände erstehen konnte, zeigt, daß die Preise kaum sehr hoch gewesen sein werden.

Damals gab es schon zwei Richtungen in der französischen Bibliophiliemode, eine anerkannte, seriöse, die Gelehrsamkeit mit Geschmack und Würde zu vereinen strebte, woraus das Ideal der Repräsentationsbibliothek fast allzu rasch sich ausbildete und eine neue, deren Anhänger, nach Etienne Dolets häufig angeführtem Wahlspruche sammelten: Livres nouveaulx, livres vielz et antiques.

* Abb. 65

Die Dichter und ihr Anhang in der vornehmen Welt mochten sich nicht damit zufrieden geben, daß man bloß die alten Bücher ehre und schätze. Mit den Pierre Ronsard und Philippe Desportes kommt eine literarische, moderne Richtung in die französische Bibliophilie. Hatte Arthur Gouffier, seigneur de Boisy, noch der Einbandliebhaberei im italienischen Stil gehuldigt, so kaufte sein Sohn Claude, grand écuyer de France, der spätere Duc de Rouannais, schon ohne Strenge die Dinge, die ihm schlechthin Freude machten: Autogramme und Porträts, schöne Druckwerke und Handschriften, die Neuigkeiten des französischen, italienischen, spanischen Büchermarktes. Als Bibelot wurde das Buch salonfähig, die schönen chasseresses des bouquins schlossen sich aus dem Bibliophilenreigen nicht aus. Damit waren die Beziehungen der Bücherliebhaberei zum alten und neuen, zum guten und schönen Buch umschrieben und vorbereitet. Das Buch in der Mode lockte den Buchfreund, dem es Vergnügen machte, die Bücher seiner Gegenwart sich anzuschaffen und nach seinem Wohlgefallen auszustatten; den auch die Kuriositäten, zumal die verbotenen Schriften, reizten: Bücher, über die man sich zu unterhalten verstand. Die gewichtigen Bände, die Kostbarkeiten und Seltenheiten, stellten sich in die immer mehr bibliographisch beherrschte Ordnung der großen Sammlungen, die der Stolz ihrer Besitzer und der Neid von deren Nebenbuhlern wurden. Bescheidenere begnügten sich, die Ansammlungen ihrer Bücher frei von dem Regelzwange alles Sammelns zu betrachten. Das tat mit seinen viertausend Bänden der das Leben, wie es kam, hinnehmende lustige Marschall François Baron de Bassompierre [1579—1676]. Und ein Weiser entdeckte, daß nur der ein besinnlicher Bücherfreund werden könne, der den Abstand zwischen Buch und Mensch überall richtig zu schätzen verstände.

Der Beobachter der Menschen und ihres Treibens, der Verfasser der ‚Essais', Michel de Montaigne [1533—1592], in welchem Werke er der Bibliosophie eines der anmutigsten und geistvollsten Kapitel widmete, das mehr noch eine Psychologie des Bibliophilen als der Bibliophilie scheint, worin sich der Abstand von den Meditationen Petrarcas über denselben Gegenstand zeigt, hatte

nach seiner eigenen Versicherung ein Bändetausend auf seinem Landsitze, „eine der schönsten unter den Dorfbüchereien." Einzelheiten über den Bücherschatz des Philosophen sind nicht vorhanden, aber eine [über ein Vierteltausend Titel nachweisende, von Pierre Villey unternommene] Bibliotheksrekonstruktion läßt die Montaignesammlung nach ihrem Gehalte immerhin schätzen. Die italienischen und lateinischen Werke blieben weitaus in der Mehrzahl. Zwar kannte Montaigne und verwahrte in seiner Bücherei auch schon Bände einer sich eben erst entfaltenden französischen Nationalliteratur. Aber die Dichtung und Geschichtschreibung in einer lebenden Sprache, die den gebildeten Leser jener Tage doch noch vor allem anderen entzückte, blieb das Italienische. Und das Lateinische war das internationale Verständigungsmittel der Gelehrten, der ernsten Werke wissenschaftlicher Art, von deren Fakultätsgravität allerdings Montaigne ohne Respekt sprach, wie denn auch die Fachgelehrsamkeit in seinen Büchereien meist fehlte. Dafür galt die Humanistenkonfession auch diesem Menschenkenner und Weltmann moderner Artung. Die Alten bevorzuge und bewundere er vor den Neueren, schrieb er, der festen inneren Geschlossenheit ihrer Anschauungen, ihrer schriftstellerischen Haltung wegen. Dieser Anerkennung antiker Kultur fehlte jedoch nicht eine Einschränkung. Ihm galten, anders als F. Rabelais, die Autoren der Griechen nicht* viel, indessen er die Römer liebte. Hiervon mögen persönliche Gründe die eigentliche Ursache gewesen sein, denn das Griechische hatte er nie gut erlernt, während schon der Knabe ein fertiger Latinist war. Demgemäß befanden sich in seiner Bücherei nur wenige Werke in griechischer Sprache. Die bedeutenden französischen Büchersammlungen des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts sind besonders in der noblesse de la robe zahlreich gewesen, Familienbibliotheken, die das Ansehen der Familie erhöhten und Fachsammlungen, die deren Mitgliedern nützten, in sich vereinigend. Aber auch Liebhaberbüchereien, weil die Anpassung an die Forderungen gesellschaftlich guten Tones, die Anerkennung schöngeistiger Bestrebungen damals in diesen Kreisen sehr verbreitet waren. Wozu noch kam, daß, wie die Ämter gleichsam durch Erbgang in der Familie blieben, auch

* Abb. 57, 58

die Büchereien sich gewissermaßen als notwendige Unterstützung einer solchen traditionell bestimmten amtlichen Stellung vererbten. Unter diesen Beamten-Familienbibliotheken ist die berühmteste die Bibliotheca Thuana gewesen, Gelehrten- und Liebhaberbücherei auf einem ihrer Entwicklungshöhepunkte zeigend. Gilt die Bibliotheca Grolierana als die glänzendste Liebhaberbücherei, die im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich vorhanden war, läßt sich aus gleichen Gründen gleicher Ruhm der 1573 begründeten, 1789 aufgelösten Bibliotheca Thuana für das siebzehnte Jahrhundert zumessen. Diese beiden meistgenannten französischen Privatbibliotheken ihrer Art sind beispielgebend für die Entwicklung des Geschmackes in Bücherdingen in ihren Jahrhunderten, für die erste Epoche der modernen französischen Bibliophilie; kennzeichnend für die Ausbildung einer künstlerischen und wissenschaftlichen Bewertung der Druckwerke durch die Buchfreunde. Die Anregungen, die hier das Grolier-Vorbild gegeben hatte, blieben für die Auffassung und Auswahl einer französischen Liebhaberbücherei richtunggebend, d. h. für diejenigen Privatbibliotheken, die neben dem Gebrauchsnutzen ihrem Besitzer noch andere Vorteile bringen sollten, von dem Stolz, den die Aufnahme eines erlesenen Bücherschatzes in den Hausratprunk verlieh bis zu den feineren und feinsten Genüssen, die sich aus solcher Buchpflege gewinnen ließen. Der Gegensatz zwischen der Arbeits- und der Zierbücherei, gemildert durch Ausgleichsversuche, die das dem Gelehrten nützliche und das dem Liebhaber angenehme vereinen wollten, hervorgehoben durch die Bücherwahl, die schärfer die Schrifttumsgebiete nach den Gattungen leichter und schwerer Lektüre voneinander trennte, wird erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts merkbarer, als mit der Mode der Privatbibliotheken auch die Scheidung der lateinischen, wissenschaftlichen von den französischen schönwissenschaftlichen Schriften begann. Für die Grolier und De Thou-Bibliotheken ist er in ihrer Entstehungszeit nicht gegeben gewesen und daraus erklärt sich die verschiedenartige Einschätzung, die sie erfahren haben. Entdeckt sind sie als Liebhaberbüchereien erst im neunzehnten Jahrhundert; vorher waren sie in hohem Ansehen, weil sie das Mäzenatentum vornehmer

Würdenträger im Musenreiche zeigten, weiterhin schätzte man sie als die Äußerungen eines besonderen Bibliophilentemperamentes ein und ehrte die ihnen entstammenden Bände deshalb folgerichtig als Provenienzexemplare hohen Wertes. Auffassungen, die einander insoweit ergänzen, als sie den Ergebnissen der Sammeltätigkeit gelten, die die beiden Büchereien schuf: den sorgfältig behandelten Abzügen, den sorgfältig gewählten Ausgaben, kurzum der besonnenen Buchpflege.

Unter den letzten Valois, von Ludwig XII. an, und den ersten Bourbons, unter Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. gehörten die De Thou zu den großen Familien des Parlamentsadels. Der hervorragendste ihres Namens, Jacques-Auguste de Thou, Baron de Meslay [1553—1617],* als Geschichtsschreiber und Staatsmann ausgezeichnet, ist der eigentliche Begründer der seinen Namen tragenden Büchersammlung gewesen. Von seinem [1582 gestorbenen] Vater Christophe de Thou, premier président au parlament de Paris, hatte sein jüngster Sohn auch das Erbe der Bücherliebe überkommen. Schon Christophe de Thou, ein Freund Groliers, den dieser mit fünf Bänden kostbarer Buchgeschenke einst erfreut hatte, war ein eifriger Urkundensammler gewesen, in der Absicht, eine Geschichte Frankreichs zu schreiben. Beides, das Sammeln und das Schreiben, sollte aber erst Jacques-Auguste so verwirklichen, wie es in der Absicht seines Vaters gelegen haben mochte. Ursprünglich war er, gegen seinen Willen, dem geistlichen Stande bestimmt worden und 1573, zwanzigjährig, in das von seinem Onkel, Nicolas de Thou, dem Kanonikus der Kirche Nôtre Dame geleitete Nôtre-Dame-Kloster eingetreten. Hier begann er seit 1574 an seiner Bücherei zu sammeln, die er auf Reisen in Frankreich, Italien und den Niederlanden vermehrte. Darüber heißt es [in den ‚Mémoires']: „A Venise il s'occupa dans les boutiques des libraires, et y trouva entre autre plusieurs livres fort rares en France, dont il enrichit sa bibliothèque qu'il avoit déjà commenceé . . . A Lyon il acheta bien des livres de Jean de Tournes et de Guillaume Rouillé . . . A Anvers il alla chez Christofle Plantin." Als sein Onkel Bischof von Chartres wurde, verzichtete Jacques-

* Abb. 59

Auguste auf die Kanonikatspfründe zugunsten seines Neffen. Da aber die älteren Brüder Jacques Augustes frühzeitig starben, entsagte dieser 1584 dem geistlichen Beruf und empfing von Heinrich III. das Amt eines maître des requêtes. Im folgenden Jahre verließ er mit seiner Bücherei das Nôtre-Dame-Kloster, um dem Wunsche seiner Mutter gehorchend in deren Pariser Haus in der rue des Poitevins überzusiedeln, das sie ihm 1587 hinterließ. Hier stand nun und wuchs, indessen die amtliche Laufbahn ihren Besitzer immer höher führte, die Bibliotheca Thuana. Freilich nicht glänzend aufgestellt in einer prachtvollen Zimmerflucht, sondern recht und schlecht untergebracht in einigen anscheinend nicht einmal zusammenhängenden Räumen. Dafür war der Aufwand, mit dem die Bände dieser Bibliothek gehegt wurden, ein ungewöhnlicher und auch ihr innerer Wert wurde ebenso wie die Zahl ihrer Bücher von den Zeitgenossen bewundert. „Belle et rare, plus dans la bonté des livres que dans la belle reliure“ nannte sie 1644 Lefèvre d'Ormesson, und im gleichen Jahre schrieb, ihren Bestand erheblich unterschätzend, der P. Jacob über sie: „Cette bibliothèque possède plus de 8000 volumes des plus rares et curieux, qui ont été recherchez dans l'Europe avec une despense excessive, lesquels sont reliés en maroquin et veau dorez.“ Freilich, den Einbandprunk der Groliersammlung konnte die Bibliotheca Thuana nicht entfalten, ihre Einbände waren gut, ohne Liebhaberprachtbände zu sein.* Und auch die Ausschmückungen der bibliographischen Legende, J. A. de Thou habe sich die neuerscheinenden Werke auf Papier mit seinem eigenen Wasserzeichen drucken lassen, übertreiben das berechtigte Verlangen des Gelehrten, breitrandige Abzüge zu bekommen, um bequem auf ihnen seine Randschriften eintragen zu können. Dafür hatte J. A. de Thou immer gesorgt und hierin eine gewisse Verschwendung gezeigt, indem er die Großpapiere bevorzugte. Er wollte Bücher auf gutem Papier haben, die Vorzugsausgabe als solche lockte ihn nicht. Nur zwei Pergamentdrucke barg die Bibliotheca Thuana. Daß der Abstand der Zeiten, der dergleichen Gewohnheiten verschiedenartig beurteilen läßt und das als einen Aufwand betrachtet, was man früher nur für die beste Er-

* Abb. 60, 61

füllung eines Buchnutzzweckes hielt, auch für die verschiedenartige Einschätzung des Inhalts von Büchersammlungen gilt, ist für das Urteil über die Bibliotheca Thuana ebenfalls nicht zu vergessen. In ihren Jahren war sie eine mit den besten und neuesten Büchern versehene gelehrte Sammlung, in der die [heute meist verachteten und veralteten] lateinischen Schriften überwogen, obschon auch die Bücher geringeren Grades, die Romane, die Kleinliteratur in den Sammelbänden und sonstige, gut vertreten waren. Damals bedeutete es schon etwas, die im Auslande veröffentlichten Bücher rasch und vollständig für die Bibliothek zu gewinnen und weit weniger Wert legte man auf die bibliographisch-historischen Raritäten, die alten Drucke als solche. Besaß doch die Bibliotheca Thuana nur wenige Wiegendrucke und unter ihren vielen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker nur vier Editiones principes.

Unterstützt war Jacques-Auguste de Thou bei der Ordnung und Verwaltung seiner Bücherei vermutlich von Bibliothekaren-Sekretären, deren Namen unbekannt sind, ein Zeichen, daß seine eigene Persönlichkeit auch in seiner Privatbibliothek herrschte. Am Ende seines Lebens standen ihm die beiden, ihm befreundeten und verwandten, als seine Hausgenossen mit ihm lebenden Brüder Pierre [1582—1651]* und Jacques [1586—1656] Dupuy hilfreich zur Seite, die beide angesehen, der ältere Königlicher Staatsrat, der jüngere Titularprior von Saint-Sauveur-les-Bray, waren und wohlhabend genug, um 20000 écus auf ihre eigene Privatbibliothek verwenden zu können. Auch nach ihres Begründers Tode blieb die Bibliotheca Thuana unter ihrer Leitung, bis sie 1645 die Nachfolger von Nicolas Rigault als Gardes der Bibliothèque du Roi wurden.

Über seinen Bücherschatz, den er in mehr als vierzig Jahren mit den größten Kosten und Mühen zusammengebracht habe, hatte in seinem Testamente [vom 13. Juli 1616] J. A. de Thou verfügt, daß er dessen Erhaltung als Ganzes wünsche, damit sie seiner Familie und den Wissenschaften nütze. Er verbiete, daß die Sammlung aufgeteilt, verkauft oder sonstwie auseinandergerissen werde. Verbunden mit dem numismatischen Kabinett solle sie im Gemein-

* Abb. 63

besitz derjenigen seiner Söhne verbleiben, die im Gelehrtenstande wären, indessen ihre Benutzung allen anderen dazu befähigten ebenfalls verstattet werden müsse. Sein Freund Pierre Dupuy solle bis zur Großjährigkeit der Söhne die Verwaltung haben. J. A. de Thou hatte drei Söhne hinterlassen, die beiden kinderlos gebliebenen François-Auguste, der als Anhänger des Herzogs von Orléans am 12. September 1642 in Lyon mit dem Marquis des Cinq-Mars hingerichtet wurde, Achille-Auguste, conseiller au parlament de Bretagne, der 1635 starb und den dem Vater gleichnamigen Jacques-Auguste de Thou [1609—1677],* der als Geistlicher in Rom lebte, als ihn das Schicksal seines ältesten Bruders in die Heimat zurückführte. Zum Familienhaupt geworden trat er in das parlament de Paris ein und sicherte sich [durch das Versprechen der Zahlung von 10000 livres an seine Schwester Louise de Pontac — 2. Mai 1643] den alleinigen Besitz der Bibliotheca Thuana, die er, unterstützt von den Brüdern Dupuy, auf das Doppelte vermehrte.

Die amtliche Laufbahn des vornehmen Mannes, dessen ersten 1646 geborenen Sohn Louis-Auguste die Königin Regentin und der Kardinal Mazarin aus der Taufe hoben, war rasch, schon 1647 wurde er président de la première chambre des enquêtes; 1657 ernannte ihn König Ludwig XIV. zum französischen Gesandten im Haag, ein Amt, dessen Aufwande de Thous Vermögen nicht gewachsen war. 1662 abberufen, seine Frau hatte inzwischen voreilig die Präsidentenstelle verkauft, war de Thou gezwungen, von neuem als einfacher Rat in das Parlament einzutreten und nicht mehr imstande, seine Schuldenlast zu tilgen: er mußte die Bibliotheca Thuana, das Erbgut der Familie und der Wissenschaften 1669 zum Verkauf stellen und, da sich sein Vermögenszusammenbruch nicht aufhalten ließ, sie der Genossenschaft seiner Gläubiger überlassen.

Die Verkaufsverhandlungen, die 1669 mit abgelehnten Angeboten an den König und an Colbert begonnen hatten,* blieben ergebnislos, die Bibliotheca Thuana wurde noch in diesem Jahre in die Gesamtmasse der Schulden einbezogen. Dagegen wendete sich 1672 ein auf das Testament J. A. de Thous I. gestützter Einspruch Louis-Augustes und der anderen Söhne J. A. de Thous II., der eines

* Abb. 62, 64

Formfehlers dieses Testamentes wegen nichts nützte und 1675 abgewiesen wurde. Die Bibliotheca Thuana, um deren Ordnung und Vermehrung sich J. A. de Thou II. unter den obwaltenden Umständen seit 1669 kaum noch gekümmert hatte, blieb den Gläubigern überlassen. 1679 wurde der Palast in der rue des Poitevins verkauft, wo die Bücherei aufgestellt war und hiermit begann auch ihre Auflösung. Die Handschriftensammlung, bestehend aus den 1000 Urkunden, die J. A. de Thou I. zusammengebracht hatte und den 837 Manuskriptbänden, die der überlebende der beiden Brüder Dupuy 1656 an J. A. de Thou II. vermacht hatte, erwarb für 4500 livres der [1718 verstorbene] président à mortier Jean-Jacques Charron, Marquis de Menars, der seinerseits die alten Handschriften an seinen Schwager Colbert weiter verkaufte und lediglich die neuen für sich zurück behielt. Aber auch die Druckwerke kaufte der Marquis in ihrer Mehrzahl an. 1679 war das von Quesnel bearbeitete Verzeichnis in den Druck gegeben worden, 1680 mit dem Buchhändler Jacques Villery und dessen Geschäftsgenossen vereinbart worden, daß die von ihnen übernommene Versteigerung drei Monate hindurch stattfinden solle. Wie es scheint, hat aber bereits am Ende des ersten Versteigerungstages, des 5. April 1680, der Marquis de Menars, nachdem er, neben dem Bischof von Avranches, Daniel Huet als der Hauptkäufer der ausgebotenen Lote [nicht Einzelstücke] aufgetreten war, den ganzen Rest der Sammlung einschließlich der Karten für 20061 livres erworben. Damit war die Bibliotheca Menarsiana aus der Bibliotheca Thuana entstanden, die nach Huets Urteil kaum ein Drittel jener Summe erlöste, die J. A. de Thou auf die Einbände verwendet hatte. „Bibliotheca Thuana nunc Menarsiana, — Menarso, qui suam hanc fecerit, ne venditis sparsim voluminibus evanesceret, gratiam acto“, dieses in der Elegie Santeuls verkündete Lob tönte weiter und weiter, der Präsident de Menars war durch seine entschlossene Freigebigkeit zum hervorragendsten Bibliophilen in Paris geworden. Saint-Simon sah die Sachlage etwas nüchterner an, er schrieb: „Maupeou fut président à mortier à la place de Menars, frère de Mme. Colbert, qui avait fait sa fortune, mort en ce temps-ci en ce beau lieu de Menars-sur-

Loire, près de Blois. C'étoit une très belle figure d'homme, et un fort bon homme aussi, peu capable, mais plein d'honneur, de probité, d'équité et modeste, prodige dans un président à mortier. Le cardinal de Rohan acheta sa précieuse bibliothèque, qui étoit celle du célèbre M. de Thou, qui fut pour tous les deux un meuble de fort grande montre, mais de très peu d'usage." Ob der Marquis de Menars vor 1680 eine nennenswerte Privatbibliothek besaß, steht dahin; jedenfalls aber sammelte er seitdem, die Bibliotheca Thuana vermehrend und mit Vorliebe ihre zerstreuten Bände zurückholend, weiter. Um 1700 war er jedoch ihrer überdrüssig geworden und suchte für sie einen neuen Freund, der sich in dem Fürstbischof von Straßburg, Msgr. Armand-Gaston-Maximilien de Soubise, dem späteren [seit 1712] Cardinal de Rohan [1674—1749] fand, der sie [um 1705] [für 36600 livres?] ankaufte. Die Bibliotheca Thuana-Menarsiana wanderte aus dem Hôtel de Guise weiter, erst in das Pariser Hôtel Soubise [das heutige Palais des archives], dann in das Hôtel de Rohan [die heutige Imprimerie Nationale]. Eine Anzahl Bände der Bibliotheca Thuana hatte der Präsident de Menars sich ausdrücklich zurückbehalten. Mit ihnen und einem Abzuge des Bibeldruckes von 1462 gründete er die ansehnliche neue Liebhaberbücherei, die von seinen Erben holländischen Buchhändlern verkauft und 1720 im Haag versteigert worden ist. Die noch aus der Bibliotheca Thuana stammenden, von Menars mit 2250 livres bezahlten Handschriften, die Msgr. de Soubise nicht erworben hatte, verkauften 1720 die beiden Töchter und Erbinnen des Marquis de Menars für 25000 livres dem procureur général Joly de Fleury, der sie 1754 für 60000 livres an die Bibliothèque du Roi abtrat. Damit kamen endgültig die alten Manuskripte, die aus Colberts Sammlung 1732 hierher gelangt waren, mit den neuen der Bibliotheca Thuana wieder an einem Ort zusammen.

Der Kardinal de Rohan vermachte die Bibliotheca Thuana mit seiner eigenen Büchersammlung seinem Neffen, dem Günstling der Marquise de Pompadour, Charles de Rohan, Prince de Soubise, maréchal de France [1715—1777]. Nachdem dieser darauf verzichtet

hatte, auf dem Schlachtfelde Sieger zu sein, wollte er wenigstens als der unbesiegliche französische Büchersammler gelten. Er verwendete ungeheure Summen, sich eine einzigartige Bücherei zu schaffen; oft kaufte er ganze Bibliotheken, um sie mit großen Verlusten wieder zu veräußern, nachdem er seine Auswahl getroffen. Dabei entstand eine Liebhaberbücherei, die der des Herzogs von La Vallière beinahe ebenbürtig war. Sie wurde 1788 aufgelöst, ein großer Teil ging in die Sammlung des Comte d'Artois über. Daß gerade Auguste Leclerc die Auktion der ehemaligen Bibliotheca Thuana leitete, war ein unglücklicher Zufall, denn dieser Pariser Buchhändler haßte schöne Bücher und gewählte Ausgaben, für ihn hatten Bücher nur ihres Inhaltes wegen Gebrauchswert, und darum vermied er jeden Hinweis darauf, daß er eine der gewähltesten französischen Liebhaberbücherei zum Verkauf bringe, so bewußt oder unbewußt viele dieser wertvollen Bände dem nahen Untergange preisgebend. Es bedarf keines besseren Beweises für die buchhändlerische Kläglichkeit dieses Mannes, als den, daß er allein die Londoner Ausgabe des Hauptwerkes J. A. de Thous von 1733 mit dem Zusatze auszeichnete: „et autres editions latines". Diese anderen Ausgaben der Thuani Historia waren die Bände der Ausgaben von 1605, 1606, 1618 und 1620 mit den Besitzvermerken ihres Verfassers, die alle unter der Nummer 6939 zusammengefaßt, mit 17 Franken bezahlt wurden. Das war das Ende der Bibliotheca Thuana.

Der Buchfreund und Büchersammler war in der Hauptstadt Ludwig XIV. und sogar an seinem Hofe eine nicht ungewöhnliche, vielmehr wohlbekannte Erscheinung. Dom Jacob zählte 1644 hundertzehn Namen von Pariser Büchersammlern oder doch bibliographischen Kuriositätenliebhabern auf, eine Mazarinade nannte 1649 siebenundsiebzig mit Namen, an weiteren Zeugnissen in Briefen nnd Tagebüchern fehlt es nicht, sogar das Adreßbuch de Blegnys, das als Livre commode für 1693 zum ersten Male den Gedanken eines gesellschaftlichen Tout Paris durch eine Liste bekannter Persönlichkeiten erläutern wollte, kannte hundertvierunddreißig ‚fameux curieux' allein in der Hauptstadt. Der Begriff der Bibliophilenbibliothek mit ihren ‚livres choisis' erhielt nun einen

bestimmteren Gegensatz zu den fachwissenschaftlichen, gelehrten Büchersammlungen; das Buch fing an, in der Gesellschaft ‚guter Ton' zu werden, Bücherluxus, Büchermode blieb nicht allein mehr die reiche Repräsentationsbibliothek vornehmer Würdenträger. Das alte, auch das neue Buch gewann als Einzelstück für die Sammler Geltung, die sich bei den Büchertrödlern, auf der Bücherstraße des Seine-Ufers trafen. Es war die Zeit, in die sich Gaspard de la nuit zurückträumte, die in den Äußerungen eines eben erst entstehenden Buchgeschmackes, der Eigentümlichkeiten einer ästhetisierenden und historisierenden Bücherliebhaberei die Richtung auf die schönen Wissenschaften zu nahm, in der Bibliophilie ein kommendes Bildungsideal verkörpernd. Noch waren auf die Folianten und Quartanten der antiken Klassiker die Büchersammlungen gegründet, die Rang haben sollten, noch schlossen die Fakultätswissenschaften fest die Materien einer Privatbibliothek von Ruf zusammen. Aber schon begannen auch die Duodezbändchen, die die Werke der Klassiker der Nationalliteratur enthielten, ihren Platz zu suchen, um ihn von nun an immer weiter in den französischen Liebhaberbüchereien auszudehnen.*

Die ‚Curiosité' als eine feine Form gesellschaftlicher Lebensgewohnheiten, als eine elegante Mode, ist im Königreich Ludwigs XIV zu einer Ausbildung des Sammlergeschmackes geworden. Kennerschaft gehörte zum feinen Benehmen. Man begnügte sich nicht mit dem Besitz von Kostbarkeiten, Merkwürdigkeiten, Seltenheiten zu eigenem Ergötzen. Man stellte sie auf und den Besuchern aus, plauderte über ihre Werte, zeigte sie unter dem Hausrat, der prunkt. Da konnte La Bruyère auch den leeren Bibliothekenluxus nicht vergessen, wenn er, in dem Abschnitte seiner ‚Caractères', der über die Mode handelt, auf die „Tannerie" zu sprechen kam, auf die Bibliotheksgalerie mit ihrem Maroquinparfüm, die sich in das Endlose einer gemalten Bibliotheksperspektive verlor und die ihr Besitzer nur betrat, um sie unter den Merkwürdigkeiten seines Hauses zu zeigen. Der Abstand zwischen der Bestimmung einer Bücherei und dem Büchersammler, der sich damit zufrieden gibt, den Ruhm ihres Vorhandenseins auf sich beziehen zu dürfen, ist seit

* Abb. 70, 73, 74

Lucian nicht größer oder kleiner geworden. Aber ein Unterschied besteht doch zwischen dem antiken Büchernarren und dem des grand siècle: dank der Einbandkunst konnte dieser ganz anders die aufgestellten Bücher zur Geltung bringen als jener. Die breiten und hohen Bücherwände, die die Prachtbandreihen zieren, sind die Angriffsfläche seiner Eitelkeit. Der kostspielige Prachtband erscheint fortan als das Sinnbild der Verwechslung äußerlicher und innerer Buchwerte, als ein beliebtes Mittel, Bibliophilie-Eleganz und Bücherweisheit zu vergleichen. Aber sollten inmitten des Aufwandes ihrer Lebensführung die glanzgewöhnten vornehmen Weltleute nicht auch etwas von ihrem Reichtum ihren Büchern gönnen? Und sollten die feinsinnigen Buchfreunde deshalb den Schmutz und Staub der Bücher lieben, um nicht mit jenen Roturiers verwechselt zu werden, die, weil sie sich nicht auf das Maß der Dinge verstanden, durch Übertreibungen ihre Unkenntnis verrieten? La Bruyères Spott traf die Gerechten mit den Ungerechten, wenn er ihn selbst nicht gerade auf die Ausnahme von einer guten Regel hätte beziehen wollen, deren Befolgung die ersten Männer des Hofes nicht verschmähten, denen der Herzog von Orléans [1608—1660] ein bewundertes Beispiel gab. Von seiner Mutter hatte der dritte Sohn Heinrichs IV. die Liebe zu den Büchern ererbt, der für die eleganten Pariser Bibliophilen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts tonangebend wurde. Sein Bibliophilenporträt zeichnete Dom Jacob: „Monseigneur Jean Baptiste Gaston de France, duc d'Orléans et de Chartres, fils d'Henry le Grand, frere de Loüys le Juste, et oncle de Loüys XIV., lieutenant-general du royaume de France et gouverneur du Languedoc, donne de l'estonnement et de l'admiration à toute l'Europe, pour la parfaite cognoissance qu'il a des medalles anciennes: et ie puis dire de ce prince sans flatterie, que ny Alexandre Seuere, empereur des Romains, ny Atticus, grand amy de Ciceron, ny le tres docte Varron, n'ont eus une cognoissance des dites medalles comme luy: et sa curiosite ne se termine pas en icelles, mais encore dans la recherche des bons liures, desquels il orne sa tres riche et splendide bibliothèque, qu'il a dressé depuis peu dans son hostel du Luxembourg, au bout de cette admirable gallerie, ou toute la vie de la feüe reine Marie

de Medicis a esté depeinte par l'excellent ouvrier Rubens. Or, cette bibliothèque n'est pas seulement remarquable pour l'ornement de ses tablettes, qui sont toutes couuertes de velours verd, avec les bandes des mesme estoffe, garnies de passemens d'or, et les crespines de mesme, pour toute la menuiserie qui se void, elle est embellie d'or et de riches peintures. Mais outre cella les liures sont de toutes les meilleurs editions qui se peuuent trouuer; et quant à leur relieure, elle est toute d'vne mesme façon, avec les chiffres de son altesse reale. Ce prince fait tous iours une grande recherche des meilleurs liures qui se peuuent trouuer dans l'Europe; donnant des memoires pour ce sujet, par la solicitation de M. Brunier, son medecin et bibliothecaire, qui travaille continuellement à la perfection de ce tresor des livres et des medalles." Auch in Blois, wohin er später sich zurückzuziehen gezwungen wurde, vermehrte der Herzog diese Sammlungen, die er Ludwig XIV. hinterließ.

An der bescheidensten Stelle seiner Eloge des Herzogs von Orléans gibt Dom Jacob auch dem Bibliothekar dieses Grand-Seigneur seinen Platz. Der Bibliothekarposten in den großen Privatbibliotheken des sechzehnten Jahrhunderts war ein von den Gelehrten gern gesuchtes Amt gewesen. Es verschaffte ihnen eine bequeme Benutzung der Bücher, die damals nur Auserwählten in Ausnahmefällen von den wenigen halböffentlichen Sammlungen zugestanden wurde, obschon die Benutzungsbestimmungen dieser Sammlungen einen sehr viel weiter reichenden Zutritt zu gewährleisten schienen. Dazu kam, daß die bibliothekarische Tätigkeit als Vertrauensmann einer im öffentlichen oder wissenschaftlichen Leben einflußreichen Persönlichkeit, die die Besitzer derartiger umfangreicher Büchereien meist waren, allerlei Anwartschaften auf die Förderung der eigenen Laufbahn bot. Im siebzehnten Jahrhundert traten die Privatbibliothekare immer mehr aus ihrer früheren Anonymität heraus. Denn sie waren jetzt die eigentlichen Bibliothekenschöpfer, Bibliophilen, die im Auftrage und dank den Mitteln, die ihnen zur Verfügung gestellt wurden, die großen Sammlungen als ihr ureigenes Werk zusammenbrachten. Das gilt auch von den Privatbibliotheken der hervorragendsten Minister des Sonnenkönigs.

Der Sammeleifer des Kardinals A. J. Du Plessis de Richelieu [1585—1642] begnügte sich nicht mit dem, was der Pariser Büchermarkt zur Bereicherung seiner Bibliothek darbot. Sein Sekretär, Michel le Masle, Abbé des Roches, mußte auch die Pariser Privatbibliotheken durchsehen, um durch Kauf oder Tausch, wenn es nicht anders ging, auch durch Androhung von Zwangsmaßregeln, die Bücherei des großen Staatsmannes zu vermehren. Daneben hatte Richelieu zwei ständige Agenten für seine Bibliothek in Italien [Jacques Gaffarel] und in Deutschland [Jean Tilleman Stella]. Auch politische Situationen nutzte er großzügig aus: die Bibliothek von La Rochelle konfiszierte er nach Einnahme der Stadt, um sie seiner Bücherei einzuverleiben, die von Louis XIII. den Erben des Herrn de Bièvres abgekauften 1000 orientalischen Handschriften verwahrte Richelieu in seiner Privatsammlung, und manches andere Beispiel ließe sich hier noch anführen. Allerdings entschuldigte bei ihm der Zweck die Mittel, denn nur der Tod verhinderte ihn an der Ausführung seines großen Planes, Frankreich mit der ersten großen öffentlichen Bibliothek zu beschenken. Von ihm erbte sein Urneffe L. F. Armand de Wignerot du Plessis, duc de Richelieu [1696—1788] die Bibliothek, der sie nach seinem Tode, dem Wunsche des Begründers gemäß, der Sorbonne vermachte, die allerdings einen Teil der von Richelieu entliehenen Bücher der Bibliothèque du Roi herausgeben mußte.

Der Italiener Kardinal Jules Mazarin [1602—1661]* ist der geistige Nachkomme der altrömischen Sammler großen Stils, der geistige Vorfahr der amerikanischen neuester Zeit gewesen. Einmal, indem er den Bereich seiner Sammlungen über alles ausdehnte, was kostbar und wertvoll schien, sodann, weil er in der Art, wie er seine Schatzkammern füllte, sich ihnen ähnlich zeigte. Macht und Mittel waren die Hebel seiner Sammlungen, aber kaufmännisch klug angewandte Macht und Mittel. Trotz allen Aufwandes dachte er über seinen Kunstbesitz sehr wirtschaftlich, nicht nur darin, daß er ein Meister des billigen Kaufens war, daß ihm die diplomatische Intrigue häufig einen hohen Preis ersparte. Vor allem deshalb, weil er sich mit geschickter Vorsicht darauf beschränkte, der Leiter der

* Abb. 76

Mazarinkollektion zu bleiben und die Einzelheiten den Sachverständigen überließ, denen er seine Sammlungen anvertraut hatte. Der Kardinal war Kenner aus Leidenschaft und Sammler aus Überlegung, aber in seinem Wesen hatte immer der Geschäftsmann das letzte Wort. Darüber berichten mancherlei die Mazarinaden, dafür ist nichts so bezeichnend als der Abschied des Sterbenden von seinem Besitz, den Brienne, sein Sekretär [Mémoires, II, XIV] geschildert hat: „Je me promenois dans les appartements neufs de son palais. J'étois dans la petite galerie ou l'on voyoit une tapisserie toute en laine qui réprésentoit Scipion . . . Le cardinal n'en avoit pas de plus belle. Je l'entendis venir au bruit que faisoient ses pantoufles qu'il traînoit comme un homme fort languissant et qui sort d'une grande maladie. Je me cachai derrière la tapisserie, et je l'entendis qui disoit: „Il faut quitter tout cela!" . . . „Et encore cela! Que j'ai eu de peine à acquérir ces choses! Puis-je les abandonner sans regret? . . . Je ne les verrai plus où je vais!" Je fis un grand soupir que je ne pus retenir, et il m'entendit. „Qui est la? dit-il, qui est la?" „C'est moi, monseigneur . . ." — „Approchez, approchez" me dit-il d'un ton fort dolent . . . et revenant à sa pensée . . . „ah! mon pauvre ami, il faut quitter tout cela! Adieu, chers tableaux, que j'ai tant aimés et qui m'ont tant coûté . . ." Und die mir so teuer waren. — Die Auslegung im doppelten Sinne, die Mazarin solchen Worten gab, könnten den Sammlerruhm des großen Staatsmannes verkleinern. Aber hat er nicht auch, indem er sich bereicherte, den Staat bereichert, dem er Bücher und Kunstwerke höchsten Wertes erhielt, hat er nicht, auch damit ein Kulturpolitiker, beispielgebend das Sammlerwesen zu beeinflussen sich bemüht, hat er nicht in der Absicht seine Bücherei gefördert, Richelieus Plan wieder aufnehmend, sie zu einer gemeinnützigen Anstalt auszubauen? Mazarin besaß nacheinander zwei Büchersammlungen, die auf Befehl des Parlaments 1652 verkaufte und eine neu begründete, die er 1661 dem Collège Mazarin hinterließ und die den Grundstock der heutigen Bibliothèque Mazarine bildet. Die bedeutendere erste war ganz das Werk seines gelehrten Bibliothekars Naudé gewesen, des erfolgreichsten Bibliothekenorganisators dieser Zeit. Gabriel Naudé,* 1600 in Paris geboren, worauf er in den Titeln

* Abb. 67

seiner Schriften stets großen Wert legte, studierte in seiner Vaterstadt Medizin, unterbrach jedoch, von seiner großen Bücherliebe getrieben, kaum zwanzig Jahre alt, dies Studium, um eine Zeitlang Bibliothekar des Präsidenten de Mesmes zu werden, und beendigte es in Padua. In Rom wurde er Bibliothekar des Kardinals Bagni, um dann in gleicher Eigenschaft dem Neffen des Papstes, dem Kardinal Barberini zu dienen. Den kaum Zweiundzwanzigjährigen rief Kardinal Richelieu als seinen Bibliothekar nach Paris zurück. Da Richelieu schon 1642 starb, betraute ihn Mazarin mit der Ausführung des Planes, den Richelieu nicht hatte verwirklichen können: mit der Begründung einer öffentlichen Bibliothek. Oder vielleicht richtiger, ließ sich nach und nach von Naudé für eine solche Absicht gewinnen. Naudé, der völlig freie Hand für die Verwendung der reichen ihm zur Verfügung gestellten Mittel hatte, kaufte zunächst als Grundstock die 6000 Bände umfassende Bücherei des 1642 gestorbenen Kanonikus Jean Des Cordes, die dieser von Siméon Dubois erworben hatte. Er vermehrte sie in einem Jahre bis auf 12000 Bände und stellte sie, systematisch geordnet, in einem Saale des Palais Mazarin auf, zu ihrer Benutzung die Gelehrten einladend. Wenn auch diese Bücherzahl stattlich genug war, so konnte sie doch nicht dem der Bibliothèque Mazarin gesetzten Ziele genügen. Naudé schloß deshalb kurzerhand den Büchersaal, um in ausgedehnter Reise in ganz Europa Bücher aufzukaufen, wobei er den Inhalt der Läden der Buchhändler vielfach im ganzen erwarb, indem er einfach die Bücherständer mit der Elle abmaß. Da er sich aber wie Mazarin selbst aufs Handeln verstand und, den Buchhändlern wenig gewogen, ständig die Büchersammler warnte, ut caverent a calliditate bibliopolarum, verschaffte ihm dies eigenartige Verfahren einen großen Bücherstock zu einem wohlfeilen Preise. So konnte er 1647 in dem inzwischen erweiterten und verschönerten Palais Mazarin eine Sammlung von 45000 Büchern geordnet aufstellen, für deren Benutzung sein Reglement bestimmte: „Elle sera ouverte pour tout le monde, sans excepter âme vivante, depuis les huict heures du matin jusques à unze, et depuis deux jusques à cinq heures du soir; il y aura des chaires pour ceux qui ne voudront que lire, et des

tables garnies de plumes, encre et papier pour ceux, qui voudront escrire; et le bibliothèquaire avec ses serviteurs seront obligez de donner aux estudians tous les livres, qu'ils pourront demander, en telle langue ou science que ce soit, et de les reprendre et remettre à leurs places quand ils en auront fait, en leur baillant les autres dont ils auront besoint." Als am 8. Januar 1649 das arrêt de proscription gegen Mazarin erging und am 16. Februar das Parlament die Konfiskation und den Verkauf aller Güter des Kardinals anordnete, sah Naudé seine wertvollste Lebensarbeit gefährdet. Zwei Jahre konnte er die bibliothèque Mazarin, deren Bibliothekar er geblieben war, noch als „Hypothek der Pariser Gelehrten auf Mazarins Vermögen", wie eine Mazarinade es nannte, erhalten. Nachdem aber Mazarin Paris zum zweiten Male hatte verlassen müssen, ordnete ein neuer Parlamentsbeschluß [vom 30. Dezember 1651 und 6. Januar 1652] ihren Verkauf an, von deren Erlös „[sera] par préférence pris la somme de 150000 livres, laquelle seroit donnée a celui ou ceux qui répresenteroient ledit cardinal à Justice, mort ou vif, ou à leurs héritiers." Weder Naudés Widerspruch noch eine würdige Antwort, die Mazarin selbst gab [„Il sera beau de voir dans l'histoire que le cardinal Mazarin ayant pris tant de soins pendant trente ans, pour enrichir des plus beaux et des plus rares livres du monde une bibliothèque qu'il vouloit donner au public, le Parlament de Paris ait ordonné, par un arrest, qu'elle seroit vendue, et que les deniers qui en proviendroient seroient employés pour faire assassiner ledit cardinal"], konnten das Mißgeschick verhindern. Trotz Naudés furchtlosen formellen Protestes und J. A. de Thous II. besonnener Warnung wurde die erste Bibliothèque Mazarin aufgelöst; zur großen Freude der Pariser Bibliophilen, da der Verkauf ohne Rücksicht auf den Wert der Bücher, ohne gedruckte Kataloge zu sehr billigen Preisen stattfand, aber zum großen Schmerze ihres eigentlichen Begründers, der sein geringes Vermögen darauf verwendete, die in ihr enthaltenen 3000 medizinischen Werke für sich zu erwerben. Naudé ging nun als Bibliothekar der Königin von Schweden nach Stockholm, von wo ihn der wieder zur Macht gelangte Mazarin nach Paris zurückrief, um eine neue Bibliothèque Mazarin zu begründen. Er starb

jedoch auf der Reise am 29. Juli 1653 in Abbeville, ohne den Kardinal wieder zu sehen, der für seine neue Büchersammlung die 8000 Bände starke Bibliothek seines ersten und besten Bibliothekars zur dauernden Erinnerung an dessen Dienste erwarb.

Jean Baptiste Colbert de Torcy [1619—1683],* der Leiter der Politik Ludwigs XIV. in ihrer glänzendsten Periode, ein Zentralisator sondergleichen, ist als Büchersammler selbst unermüdlich gewesen, obschon er in seiner Jugend zu gelehrten Studien keine Zeit gehabt hat und sogar das Lateinische erst ziemlich spät beim abbé Gallois, dem Gründer des ‚Journal des Savants', erlernte. Zum Lesen freilich kam er nicht, das blieb eine Hoffnung des beschäftigten Bibliophilen. Dafür verstand er es, fast mehr noch als Richelieu und Mazarin, die anderen für sich mitsammeln zu lassen. Die diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande, die französischen geistlichen Kongregationen mußten durch Büchergeschenke sich ein geneigtes Ohr verschaffen. Wer nicht Bücher zu schenken hatte, schickte wenigstens wie die Konsuln in der Levante Maroquinfelle, die damals in Europa noch nicht hergestellt wurden. Der Bibliothekar des Ministers, Etienne Baluze, verwaltete die Sammlung seines Patrons mit großem Geschick und hielt die Fäden der Organisation, die ihm die in den verschiedenen Ländern erschienenen neuen Bücher rasch verschaffte, straff in seinen Händen. Alte vergriffene Bücher zu kaufen, war damals umständlicher als heute, die Bibliotheken großen Stils pflegten deshalb gern wertvolle Bibliotheken als Ganzes in ihren Besitz zu bringen, um in zahlreichen Dubletten genügende Tauschmittel zu gewinnen, wie sie auch die fehlenden Bibliographien durch den Austausch ihrer Kataloge zu ersetzen versuchten. So kaufte Colbert u. a. die Bibliothek des gelehrten André Duchesne [1584—1640], später die Sammlungen Chandelier [1674], Claude Hardy [1675], die Handschriften aus dem Besitze Ballesdens' [1676]. Unter den Nachkommen des Ministers war der Erzbischof von Rouen, Jacques Nicolas Colbert [1654—1707], der Colberts Privatbibliothek 1690 geerbt und bedeutend vermehrt hatte, ebenfalls ein passionierter Bibliophile. Aber schon dessen Erbe, C. L. Cte. de Seignelay löste fünfundvierzig

* Abb. 72

Jahre nach dem Tode ihres Begründers die Bibliotheca Colbertiana auf. Die 15000 Bände Manuskripte, darunter die 8000 Ergebnisse der von Colbert angeordneten historischen Untersuchungen [nunmehr Fonds der Bibliothèque nationale, die als Cinqcents (sc. volumes) und Cent soixante-douze bekannt sind], kaufte Ludwig XV., der 100000 écus bezahlte, für die Bibliothèque du Roi, während die 50000 Bände Druckwerke 1728 versteigert wurden.

Als maître de la Bibliothèque du Roi, in welchem Amte er seinem Bruder folgte, als dieser 1666 Bischoff von Luçon wurde, reorganisierte Colbert auch die große Königliche Büchersammlung. Unter [Karl IX. und seinem Bruder] Heinrich III. war diese aus Fontainebleau, in dessen Abgeschiedenheit die Stürme erregter Zeiten an ihr vorübergegangen waren, nach Paris zurückgebracht worden. Hier blieb sie in den Kämpfen der Liga nicht unversehrt; zumal auch die Aufsichtsstrenge versagte oder der erforderlichen Zwangsmittel entbehrte, so daß die nicht ausreichend bewachte Sammlung zur bequemen Beute heimlicher Plünderer werden konnte. Dazu schmälerten sie die Umzüge. Als die Jesuiten aus Paris vertrieben waren, hatte Heinrich IV. seine Bücher in deren Collège de Clermont schaffen lassen, das schon 1604 dem wieder zurückgerufenen Orden überlassen werden mußte. Casaubonus, dem der König nach J. A. de Thous Tode die Oberaufsicht über seinen Bücherschatz verliehen hatte, versuchte die 17000 Bände zunächst im Couvent des cordeliers unterzubringen. Die Mönche, in der Benutzung ihres Hauses behindert, boten als Ersatz ein ihnen gehörendes Haus in der rue de la Harpe an, in das die Bibliothek während der Regierungszeit Ludwigs XII. [1601—1645] übersiedelte. Den Umzug leitete der damalige grand maître Jérôme Bignon, unterstützt von den Brüdern Pierre und Jacques Dupuy. Die Beziehungen der Könige zu ihrer Hauptbücherei waren damals nur noch lose. Einerseits waren die Bourbonen weit weniger Bücherfreunde als die Valois, andererseits hatten sie in ihren kleineren Privatbibliotheken in ihren Schlössern und in der Bibliothèque du Cabinet du Louvre eine besondere Schausammlung. Dazu kam, daß seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts eine straffere Verwaltung eingeführt, die bis dahin trotz

mancher Ordonnanzen nur mangelhaft durchgeführte Abgabe aller im Königreiche gedruckten Bücher in einem Abzuge an die Bibliothèque du Roi in Verbindung mit der Zensur strenger gehandhabt wurde, so daß der amtliche Charakter der Bibliothek mehr hervortrat als der eines königlichen persönlichen Besitzes. Der sich jetzt rasch ausdehnenden, selbständige Geltung gewinnenden Bibliothèque royale gab dann Colbert den für ihre Ausgestaltung erforderlichen Raum, indem er sie aus der rue de la Harpe in zwei seinem Ministerhotel benachbarte Gebäude der rue Vivienne bringen ließ, in denen ebenfalls die Akademie einen ihr angemessenen Platz fand. Damit war auch äußerlich die Bibliothèque royale, die 1666 rund 35000 Bände enthielt, als ein Mittelpunkt des nationalen geistigen Lebens gekennzeichnet, der sie fortan bleiben sollte.*

Die Bewegung der Büchersammlungen im Bücherumlaufe war meistenteils im Paris des siebzehnten Jahrhunderts schon recht schnell, ein Menschenleben überdauerten nicht allzu viele Privatbibliotheken. Der abbé de Sainte-Colombe Mathurin Mangot, der sich 1658 das Leben nahm, gehörte zu den glücklichsten Sammlern seiner Zeit. Über ihn vermerkte der P. Jacob: „L'abbé Mangot a une grande cognoissance des bons livres qu'il a recherchés pour orner sa bibliothèque, qui a pour le présent [1644] environ six mille volumes bien choisis et des meilleures impressions." Und auch die ‚Rymaille des Bibliotières de Paris' stellte ihn an eine erste Stelle: „Mangot, Thou, l'Aisné et Gomin/Fournissent le Zoar-Rabin." Trotzdem konnte 1677 Marolles [in seiner ‚Description rimée de Paris'] verkünden: „La d'Estampes n'est plus en ses jours si nombreuse / Et l'on ne parle plus de la Mangotte heureuse." Das bedeutete indessen kein Abnehmen der Bücherliebhaberei, wohl aber eine Änderung der Sammelrichtungen und Sammelverfahren, die auch die äußere Gestaltung der Büchereien veränderte. Die bibliothèque-galerie der Vornehmen, in der nun der Prachtwerkprunk des siebzehnten Jahrhunderts mit den Bandreihen kostspieliger Kupferstichwerke sich entfaltete, in der die Wappen der Würdenträger auf den teueren Ziegenlederbänden funkelten, eine Augenweide des Besitzers und seiner Besucher, trennte sich von der bescheideneren

* Abb. 113

bibliothèque de travail des Gelehrten, die durch Ordnung und planmäßige Anlage zu einer Auseinandersetzung mit der unübersehbar werdenden Bücherzahl wurde, trennte sich von dem cabinet des Amateur, der, in Buchdingen einen empfindlichen Geschmack gewinnend, Befreiung von der Bücherlast derart fand, daß er keine große Sammlung, keine Vollständigkeit mehr sich wünschte, sondern seinen Aufwand in der Auswahl suchte. Er ist jetzt der eigentliche Kenner geworden, ihm gehörte recht eigentlich das Sammlerstück; sei es, daß er die alten Ausgaben bibliographisch nach ihren Unterschieden wertete, sei es, daß er die neuen mit aller Sorgfalt sich auszustatten verstand, wobei ihn die Buchbinder durch ihre Kunstfertigkeit unterstützten. Es war ja die Zeit einer vom Nationalstolz anerkannten Literaturblüte. Und wenn man auch damals die „édition originale" der „grands écrivains" als solche nicht in die Büchereien aufnahm — dazu gehörte eine retrospektive Bibliographie — so kaufte man doch die modernen französischen Werke, die etwas galten, ließ es sich gefallen, daß die Corneille, Molière, Racine schon bei Lebzeiten ihre „Oeuvres" den Privatbibliotheken erreichbar werden ließen. Im achtzehnten Jahrhundert kam dann die elegante Buchmode der „livres à figures", eine Form der Liebhaberausgabe, die die ganze Weltliteratur nach französischem Geschmack anspruchvollsten Buchfreunden darbot, die einen Höhepunkt des schönen Buches erreichte, rasch emporsteigend und rasch verfallend, weil die Vervielfachung der „éditions de luxe" das Buchbild zum Überdruß werden ließ, eine Veräußerlichung der echten Buchwerte der Illustration herbeiführte.

Das Beispiel der von einem französischen Bibliophilen und Großwürdenträger des siebzehnten Jahrhunderts errichteten bibliothèque-galerie ist die Bibliotheca Seguieriana. Der Kanzler Pierre Séguier, comte de Gien, duc de Villemor [1588—1672],* der achtunddreißig Jahre hindurch das wichtigste Ministerium des alten Frankreich verwaltet hat, der einer der gelehrtesten Juristen seiner Zeit war, von umfassender allgemeiner Bildung, wie die zahlreichen ihm gewidmeten Werke beweisen, die ihn als Mäzenas feiern, der Richelieu

* Abb. 71

im Protektorate der Akademie folgte, mit diesem und Mazarin eng befreundet war, fügte seinen historischen Ehrentiteln noch den hinzu, die reichhaltigste Privatbibliothek gesammelt zu haben, die man bis dahin in Frankreich kannte. Seit der Begründung der Académie française [1634] zu ihren Mitgliedern gehörend, wurde seine Bücherei der Festsaal der Akademiker, soweit sie tätigen Anteil an den Arbeiten der Akademie nahmen. Nach Richelieus Tode fanden die Sitzungen der Akademie in Séguiers Palast statt. Für den Ausbau seiner Büchersammlung, die alles den Künsten und Wissenschaften Nützliche beherbergen sollte, wußte der Kanzler nicht allein seine höfischen Beziehungen und seinen gelehrten Briefwechsel zu nutzen; besondere Beauftragte von ihm bereisten auf der Büchersuche dauernd Europa. Sogar einen eigenen Levantedienst hatte er organisiert, und die nach dem Morgenlande gehenden Kaufleute, besonders häufig jüdische Händler aus Marseille, erfreuten sich seines Schutzes und seiner Kommissionen; der P. Athanasius verschaffte ihm griechische Handschriften aus dem Orient. Eine Kontrolle aller für den Kanzler wichtigen bibliophilen Ereignisse übte sein amtlicher Briefwechsel, besonders mit den intendants de province. Das Ergebnis einer solchen einheitlichen, mit allen Hilfsmitteln jener Zeit — der Kanzler pflegte gern zu scherzen: Si l'on veut me séduire, on n'a qu'à m'offrir de livres — geförderten Sammelarbeit, die in einer allen Gelehrten geöffneten Bücherei nutzbar gemacht wurde, entsprach dem Werte dieser Arbeit: 4000 Handschriften, hauptsächlich orientalische und griechische, neben rund 20000 Druckwerken. Die Aufstellung der Bücherei im Palast der Rue Bouloi, der Salon Séguier, wie er der Akademie vor ihrer Übersiedlung in den Louvre diente und wie ihn die Königin Christina von Schweden bei ihrem Besuche sah, entsprach dem Werte der herrlichen Sammlung. Die Büchergalerie, deren Dekorationen Dorigny in einem Kupferwerke veröffentlicht hat, verband zwei prachtvolle Gartenanlagen. Die Decken waren mit Mosaiken auf goldenem Grunde nach Entwürfen von Vouet geschmückt. In ihrem Obergeschoß waren 12000 Bände aufgestellt, die übrigen befanden sich in den anstoßenden Räumen; eine geräumige Halle enthielt das diplo-

matische Archiv. Eine große Porzellansammlung war, nach der 1684 erschienenen Beschreibung, über den Bücherständern an den Wänden verteilt und in kreuzförmig angeordneten Pyramiden auf dem Fußboden aufgestellt, so daß der ganze Raum mit seinen von Chinaporzellan umsäumten Bücherreihen den schönsten Anblick bot. In einer Damen-Bibliothek, halb Bücherraum, halb Grotte, wurden die Quartanten von einer Vasen-Palissade geschützt, die in prächtige Türme auslief; die Oktavbände umkränzten Teetassen der verschiedensten Art und die Foliantenreihen liefen in große Gefäße aus Chinaporzellan aus, die aufeinandergetürmt ein Wunderwerk der Porzellanarchitektur schienen. Nach des Kanzlers Tode kam seine Bibliothek durch Erbgang in den Besitz seines Urenkels Henri-Charles de Cambout, duc de Coislin [1664—1732], Fürstbischofs von Metz. Dieser war abbé de Saint-Germain-des-Près und ließ sie in diese Abtei bringen, der er sie vermacht hatte, als in einen der bequemsten und sichersten Plätze der Republik der Wissenschaften. Eine Feuersbrunst vernichtete 1793 viele Druckwerke, manches mag in der Revolutionszeit verloren gegangen sein, der Handschriftenstamm aber ging mit den übrigen Druckwerken 1794 in den Besitz der Bibliothèque nationale in Paris über.

Ohne den Ehrgeiz einer reichen Schausammlung war Peiresc, von dessen Bücherei man wissen wollte, daß sie die größte Pariser Privatbibliothek ihrer Tage gewesen sei, eine Annahme, die bei ihrer Auflösung indessen nicht bestätigt worden ist. Dom Jacob weiß von Peirescs Sammeleifer zu berichten, daß „aucun navire n'entrait dans un port français sans amener pour son cabinet quelque rareté d'histoire naturelle, des marbres antiques, des manuscrits coptes, arabes, hébreux, chinois, grecs, des fragments trouvés dans les fouilles de l'Asie et du Péloponnèse.“ Es war der Eifer eines Gelehrten, der über große Mittel verfügte. Nicolas-Claude Fabri de Peiresc [1580—1637],* conseiller au Parlament de Provence, schon in früher Jugend wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt, dann auf einer großen europäischen Reise persönliche Beziehungen mit den bekanntesten seiner Zeitgenossen anknüpfend, Beziehungen, die er durch einen ausgedehnten und weitreichenden Briefwechsel erhielt und er-

* Abb. 68, 69

weiterte, blieb mehr Anreger als Ausführer. Mitarbeiter an wissenschaftlichen Werken der verschiedensten Art, hat er selbst, ein Fanatiker der Wahrheit, kein Buch geschrieben, aber in seinen Briefen den Kern zahlreicher Bücher, die andere schreiben sollten, gesät. Und neben dieser internationalen Wirksamkeit ging die nationale. Seine Amtspflichten ließen ihm noch Zeit, ein Archiv und Museum zur Geschichte der Provence zu begründen, eine große Handbücherei anzulegen. Seine Bibliothek entbehrte auch nicht eines gewissen äußeren Prunkes, und für die Herstellung ihrer einfachen, mit seinem Besitzvermerke gezierten, aber vornehmen Einbände in rotem Ziegenleder unterhielt er ständig einen, zeitweise mehrere Buchbinder in seinem Hause. Dazu kamen die von ihm angestellten Schreiber in der Vaticana und im Escorial, seine Agenten in den europäischen Ländern und im Orient — er hatte in Smyrna einen von ihm besoldeten Angestellten zur Beschaffung von Büchern — so daß sich wohl sagen läßt, daß diese von einem Gelehrten unterhaltene Privatbibliothek allein in dem Aufwande für ihre bibliothekarische Verwaltung sehr erhebliche Ausgaben bedingte, die erst die Ausgestaltung des buchhändlerischen Verkehrs zu vermindern mochte; Summen, die bei den Vergleichen der Buchpreise der guten alten Zeit meist vergessen zu werden pflegen, da sie in den Buchpreisen selbst nicht enthalten sind. Peiresc war nicht nur ein eifriger Büchersammler, sondern auch ein eifriger Bücherleser, der die Ränder seiner Bücher mit handschriftlichen Bemerkungen füllte, wie er auch die libri cum notis manuscriptis clarissimorum virorum besonders suchte. Mit seltener Freigebigkeit hat er Bücher aus seiner Sammlung verschenkt oder auf Nimmerwiedersehen verliehen, besonders gern solche, die er durch neue Ankäufe rasch ersetzen konnte; trotzdem hinterließ er eine noch recht stattliche Bücherei, die zehn Jahre nach seinem Tode von den Erben nach Paris gebracht und dort zum Verkaufe gestellt wurden, mit Ausnahme von 100 Bänden, die er seinem Freunde Gassendi vermacht hatte.

Das Besorgen der Bücher, mehr der neuen noch als der alten, war im siebzehnten Jahrhundert für die Gelehrten eine eigene und zeitraubende Arbeit. Die Besichtigungen und Verzeichnisse anderer

Bibliotheken mußten ebenso wie der Briefwechsel erst einmal feststellen, welche wichtigen Veröffentlichungen anzuschaffen waren; jeder Auftrag eines Bücherkaufes außerhalb des eigenen Wohnortes wurde zu einem eigenen kleinen kostspieligen Unternehmen. Die bibliographischen Details, die An- und Rückfragen, die sich so häufig in den Gelehrtenbriefen dieses Jahrhunderts wiederfinden, bekunden, wie aufhaltend dergleichen unvermeidliche Besorgungen waren, zumal bei einiger notwendiger Sparsamkeit. Auch die bescheideneren bibliothèques de travail hatten ihren Sammlern erhebliche Kosten und Mühen verursacht. Da durfte man sich im glücklichen Besitze wohl der Mühewaltung erfreuen und konnte ein Bibliosoph werden gleich Guy Patin, der einmal einem Freunde schrieb: Mit meinen Büchern und ein wenig Zeit fühle ich mich glücklicher als Mazarin mit seinem Golde und seiner Unrast. Si panem et aquam habuero, de felicitate cum ipso Jove certare paratus sum. Aber gesund muß man sein und etwas Muße haben, damit es sich studieren läßt und überlegen, wieviel Geduld Gott mit den Menschen hat und dem Wirrwar der Welt von heutzutage zusehen zu können, der närrischer ist, als er jemals war. Guy Patin [1602—1672],* Arzt wie seine bibliophilen Freunde Naudé und Camille Falconet — er war Professor der Medizin am Pariser Collège Royal, dessen medizinische Bibliothek der Arzt Karls VII., Jacques de Pars, durch Vermächtnis seiner Handschriftensammlung begründete — hatte gegen Ende des Jahres 1650 eine gewählte Büchersammlung von 10000 Bänden zusammengebracht, als er, um sie in würdiger Weise aufzustellen, im Dezember dieses Jahres ein geräumiges Haus an der place du Chevalier-du-Guet erwarb. Wie er hier seinen Bücherschatz „quae est lumen oculorum et laborum solatium" unterbrachte, hat er selbst in seinen zahlreichen Briefen, in denen er fast ohne Unterlaß Nachrichten über seine Bücher gibt, beschrieben. Sein „estude" war ein großer hellerleuchteter luftiger Saal, der in Verbindung mit einem kleineren Raume stand. In der großen Bücherei hatte Guy Patin, obwohl selbst wenig fromm, eine Kreuzigung über dem Kamin angebracht, das Geschenk eines von ihm glücklich operierten Malers; rechts und links davon hingen sein eigenes Bildnis und das seiner Frau, in den Ecken

* Abb. 79

die Porträts von Erasmus und Scaliger. An einem sehr großen Balken, der den Saal in seiner ganzen Breite teilte und die Decke trug, waren 24 Gemälde befestigt. Eine Ausstattung, die von dem Salon-Bibliothèque der französischen Büchersammler des zwanzigsten Jahrhunderts merklich unterschieden ist. In Patins Bibliothek fanden sich neben einer großen Zahl medizinischer Werke auch zahlreiche schönwissenschaftliche Bücher der klassischen und modernen Literaturen, mit neueren Schriften bedachte seine „bibliomanie" [er gebraucht diesen Ausdruck in einem Briefe vom 1. Mai 1654] auch gerne die Freunde, weshalb er z. B. von d'Aubignés Tragiques fünf Exemplare erwarb. Nur eine „passion malheureuse" machten ihm manche seiner Zeitgenossen zum Vorwurfe: er sammelte mit Eifer die „livres licencieux", ein Eifer, den sein Sohn Charles [geboren 1633, gestorben als Professor der Medizin in Padua] anscheinend geerbt hat und der diesem, nach Bayles Bericht, verhängnisvoll werden sollte, als er einen Auftrag Colberts, einige Libelle in Holland aufzukaufen und zu vernichten, so ausführte, daß er eine Anzahl Exemplare nach Paris mitbrachte, weshalb er aus seinem Vaterlande fliehen mußte.

Betrachteten die Gelehrten das Arbeitsmittel ihrer Büchereien, damit es sich brauchbar erhielt, auf seine Ergänzung zur Vollständigkeit in ihren Fächern hin — woraus dann die Entwicklung von Spezialbibliotheken sich ergab, die in ihrer Art, obschon den allgemein angelegten Sammlungen sonst unterlegen, diese in einem Fache wenigstens zu übertreffen vermochten — so lockte den nicht von einem wissenschaftlichen Zwange geleiteten Amateur, der zu eigenem Ergötzen und Nutzen sich der Bücherlust hingab, nicht mehr die Quantität. Um so mehr suchte er die hohe Zahl, auf die er verzichten mußte, durch die Qualität zu ersetzen. Nicht die Ansammlung einer möglichst universalen Bibliothek, sondern die Auslese einer geschmackssicheren Auswahl von Kabinettstücken war das Ziel. Bibliophilentemperamente, die einen modernen Bibliophilentyp entstehen ließen, zu dessen frühesten Vertretern Henri-Louis Habert de Montmor [1600—1679],* maître des requêtes und Akademiemitglied, gehörte, der die in seinen Besitz gelangte Bücherei des

* Abb. 75

[übrigens nicht mit ihm verwandten] Pariser Kanonikus Isaac Habert zum Grundstock einer Sammlung werden ließ, bei der er auf Einband und Erscheinung eines jeden Bandes nicht geringen Wert legte.

Das Bedürfnis einer besonnenen Buchpflege zeichnete auch jenen Hélie du Fresnoy [1614–1698]* aus, dessen Besitzerzeichen die Bücher, die einst ihm gehörten, zu einer Abstammung anerkannten hohen Ranges macht. Man weiß freilich nicht allzuviel über sein Leben und seine Liebhaberbücherei. Weit weniger als seine, auch von Madame de Sévigné beklatschte, schöne Gattin ist er in der Gesellschaft von Paris hervorgetreten und die Bücher werden ihm ebenso die Erholung von der amtlichen Arbeit — er war ein erster Ministerialbeamter und Schatzmeister des Ordens vom Heiligen Ludwig — gewesen sein wie ein Trost für kleinere Mißverständnisse in seiner Ehe, die ihm nicht erspart geblieben zu sein scheinen. Jedenfalls aber ist auch er jenen Kennern einzureihen, deren Bücherschrank im Gegensatz zu den mondänen Privatbibliotheken seine Türen nur einem allseitig erprobten Buche öffnete. Jenen Kennern, die im siebzehnten Jahrhundert der französischen Liebhaberausgabe des achtzehnten Jahrhunderts die Wege wiesen, indem sie Bücher um sich zu haben wünschten, die in schlichtvornehmen, schönen Einbänden die Hand ihrer Leser zierten. Jener Kenner, die einige Gelehrsamkeit und einige Koketterie miteinander verbanden, wenn sie ihre nicht ausgedehnten, jedoch ausgesuchten Bibliotheken sich einrichteten und die nicht so sehr Sammler im strengen Wortsinne gewesen sind als einfach gebildete, geschmackvolle Buchfreunde und Bücherleser. Du Fresnoy war ein in seinem Berufe sehr beschäftigter und ein sehr vermögender Mann. Als er sich um 1650 seine Bücherei aufstellte, die französischen und lateinischen Werke bevorzugend, ließ er ihnen rote Ziegenlederbände geben, die sein Namenschiffre und sein Wappen trugen. Vielleicht ist das nicht ohne Absicht geschehen, vielleicht wollte er damit eine ungewisse Verwandtschaft zu der altangesehenen Familie de Fresnoy betonen. Jedenfalls machte er nicht viel Aufhebens von seinen Büchern, deren elegante Korrektheit ihm, seiner Lebensführung ent-

* Abb. 77

sprechend, zur Selbstverständlichkeit wurde. Darin hatte er eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Baron de Longepierre.

Einer bekannten Familie der Bourgogne entstammend, wurde Hilaire-Bernard de Requeleyne [seit 1680] Baron de Longepierre [1659—1721] im Jesuitenkolleg seiner Geburtsstadt Dijon, wo sein Vater als Conseiller du Roi, Maître ordinaire en la Chambre des Comptes lebte, erzogen. Frühreif zeigte er eine besondere Vorliebe für die griechischen Klassiker, die er schon als Vierzehnjähriger las, was ihm eine ehrenvolle Erwähnung in Baillets Abhandlung: „Des enfants devenus célébres par leurs études ou par leurs écrits“ [Paris: 1688] verschafft hat. Wenig geneigt dem lauten Gesellschaftstreiben beendete das Wunderkind in Paris seine gelehrten Studien, sich, ein Bücherwurm, in die Haut eines pedantischen, doch auch gut unterrichteten, Poeten einspinnend. Denn sein Vater hatte ihm als Gegenmittel gegen das Übermaß der gelehrten Kost das Versemachen angewöhnt. So übertrug denn der junge Edelmann die griechischen Erotiker in gereimte Prosa oder in prosaische Reime, obschon er, wenn er sich am Hofe zeigte, damals selbst nichts von der behenden Leichtigkeit seiner Favoritautoren hatte. Und bewies das auch mit den zehn eigenen Idyllen, die den halben Band seiner Bion-Moschus-Übersetzung ausfüllen, ersten Versuchen, denen er bald eine zweite Idyllenreihe folgen ließ. Über sein von ihm sehr ernsthaft aufgefaßtes Dilettantentum ist der Baron de Longepierre nicht hinausgekommen; er hatte zwar die Feinfühligkeit, indessen nicht die Reproduktionsfähigkeit eines Artisten, wie wir heute vielleicht sagen würden, gleichwohl jedoch im hohen Maße den Ehrgeiz der Originalität. Daß seine Gaben und ihre gelehrte Nutzung ausreichten, Ansehen als bel esprit zu gewinnen, erweist sein naher Umgang mit Racine, dem ihn wohl die gemeinsame Vorliebe für die Griechen näher brachte, die sie im Streite der Alten und der Neuen die Partei der Alten nehmen ließ, die Longepierre in seinem ‚Discours sur les anciens' verteidigte. Auch die oft enthusiastisch geäußerte und gedruckte Bewunderung des Dichterlings wird dem Dichter nicht gerade fatal gewesen sein. Von dem guten Abbé Baillet aufgefordert, für dessen „Jugemens des Scavans“ Corneille und Racine zu ver-

gleichen, schrieb der eifrige Besucher des Théâtre françois für den neunten Band dieser kritischen Zeitschrift [Paris: 1686] die Abhandlung, der die Anhänger Corneilles mit dem Einwande begegneten, der Silbenstecher anakreontischer Liedlein ermangele allzu sehr des poetischen Gefühls, um Poesie beurteilen zu können. Eine längst vergessene Polemik, an die wieder zu erinnern trotzdem nicht überflüssig war, weil sie erkennen läßt, daß der bibliophile lettré auch in den Kreisen der hervorragenden Pariser Schriftsteller eine beachtete und bekannte Erscheinung gewesen ist, und durch solche Beziehungen ausgezeichnet vielleicht der einzige gegenwärtig noch berühmte Buchfreund und Büchersammler dieser Glanzzeit französischen Schrifttums. Zwei Jahre später [Paris: 1688] ließ Longepierre seine Übertragung von fünfzehn Idyllen des Theokrit als en regard-Ausgabe erscheinen, damit andeutend, daß er auf diese seinem Lieblingsdichter gewidmete Arbeit, deren Schwierigkeiten geziert die Vorrede hervorhebt, besonderen Wert lege. Wie es scheint, machte Longepierre sich einige Hoffnungen darauf, durch seine literarischen Schäferspiele in die Akademie zu kommen. Keineswegs allzu eingebildete Hoffnungen, da er in ihr einflußreiche Freunde hatte. Aber er ist damals und auch später nicht in sie berufen worden. Dafür wurde er 1687 zum Prinzenerzieher gewählt, wozu ihn Gelehrsamkeit, Lebenswandel und Stand sehr befähigten. Er wurde dem Gouverneur des Grafen von Toulouse beigeordnet, in eine Hofmannsstellung gebracht, mußte nun immer seinem Schüler zur Seite stehen und blieb damit auch bei Hoffesten, auf Reisen, ja sogar während der Feldzüge in der nahen Umgebung des Sonnenkönigs. Eine Intrigue ließ ihn sein Amt verlieren. ‚Ce Longepierre homme de peu et bel esprit de profession' [schrieb der ihm mißwollende Duc de Saint Simon] hatte gegen den Wunsch des Königs die Heiratsabsichten des Grafen unterstützt. Er trat jetzt in den Dienst des Hauses Orléans, versuchte sich ohne Erfolg als Bühnendichter, wurde 1718 vom Regenten zum gentilhomme ordinaire und secrétaire des commandements ernannt und blieb bis zu seinem Tode ein ergebener und geschickter Beistand der Familie Orléans. Die Beschäftigungen des Hofmannes ließen den Gelehrten nicht allzu

viele ruhige Muße, sich seinen Büchern zu widmen. Ohne Sammler schlechthin zu sein, denn er erwarb meist gut ausgestattete neue Bücher, ließ er sie sorgfältig einbinden und mit seinem Bandzeichen, dem Toison d'or, verzieren.* Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts verheiratet, im Faubourg Saint-Honoré wohnend, hatte er hier [1703] seine Bibliothek aufgestellt, deren Bild Baron Roger Portalis nach den Heiratsurkunden über die Vermögensauseinandersetzung zwischen den Ehegatten wiederherzustellen versuchte. Man trat aus einem Vorzimmer, das sechs Gobelins und zwölf gestickte Sessel, eine kunstfertige Standuhr und bronzierte Gipsbüsten sowie Porzellanvasen für die Blumen schmückten, in das grand cabinet des eleganten Mannes im roten Damastanzuge mit den feinen Spitzenverbrämungen, den sein Porträt zeigt. Auch in diesem Raume waren vier Gobelins an den Wänden angebracht, dazu Bildnisse und Gemälde. Hier stand der Ebenholzschreibtisch mit Bronzebeschlägen. Auf den zwölf „tablettes garnies de drap vert à cloux d'or", „avec des rideaux d'étoffe de la même couleur" befanden sich die zwölfhundert Bücher, deren Wert man auf sieben bis achttausend livres schätzte. Sessel mit Stickereibezügen, hohe Spiegel, holländische Porzellane vervollständigten das Ameublement. Der Maler seines Bildnisses, Fr. de Troy, hatte ihn ausdrücklich vor die Bücherwand gestellt und ihm ein Buch in die Hand gegeben. Das war eher eine Huldigung für den Dichter und Gelehrten als für den Sammler. Immerhin, sie konnte auch auf dessen Stolz deuten, eine erlesene Liebhaberbücherei sein eigen zu nennen. Longepierre vermachte seine Bücher dem Erzbischof von Paris, Kardinal Louis-Antoine de Noailles [1651—1729], dem und dessen Familie er freundschaftlich verbunden war. Dessen Bibliothek erbte der Marschall Adrien-Maurice de Noailles [1678—1766]. So in die Noailles-Sammlungen gekommen und mit diesen vermischt, sind auch die Longepierrebände zerstreut worden, ohne daß sich ein Katalog der Longepierre-Bibliothek erhalten hätte. Ihr genauer Inhalt ist, da kein Verzeichnis vorhanden ist, unbekannt. Doch läßt sich sagen, daß Longepierre die antiken Klassiker in den guten und schönen Ausgaben besaß, die damals eben in Frankreich und Holland erschienen; dazu die

* Abb. 78

Werke der ihm genehmen französischen Dichter seiner Zeit, die meist zu seinen Freunden oder Bekannten gehört haben und schließlich auch noch mancherlei Tagesliteratur über die religiösen Kontroversen. Ebenso fehlten ihm die Klassiker der Theologie nicht. Dagegen scheint er das Kupferstichprachtwerk nicht geschätzt zn haben.

Die alten Druckwerke als solche, die Erzeugnisse des Wiegendruckzeitalters, begann man erst im achtzehnten Jahrhundert zu beachten und zu sammeln. Dem kam die Bibliographie der Inkunabeln zu Hilfe, deren grundlegendes Werk die 1719—1741 veröffentlichten fünf Bände der ‚Annales Typographici‘ Michael Maittaires* wurden, um das sich die Ergänzungen und Verbesserungen der verschiedensten Verfasser stellten, bis endlich G. W. Panzers ‚Annales Typographici‘, die 1793—1803 zu Nürnberg in elf Bänden erschienen waren, die Arbeiten des achtzehnten Jahrhunderts auf diesem Gebiete beschlossen, die mehr oder minder noch unvollkommene Versuche geblieben sind. Der Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Inkunabelnforschung wurde erst Ludwig Hains ‚Repertorium Typographicum‘, dessen vier, in Stuttgart 1826—1838 herausgekommenen, Bände der Forschung neue Wege und Ziele wiesen. War allgemein an die Stelle der Editio princeps die Inkunabel getreten und in ihrem Gefolge überhaupt das alte und seltene Buch, so verbanden sich damit dennoch keine richtigen Schätzungen von dessen vollen bibliographischen und buchgeschichtlichen Werten. Sogar die schon sehr viel besser unterrichteten englischen Sammler am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, die ihren Inkunabelnsport sich Geld, Mühen und Zeit genug kosten ließen, entfernten noch die alten, gut erhaltenen Einbände, um sie durch moderne, aber prunkvolle Bibliothekbände ersetzen zu lassen. Das war im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, in dem der Wappenband zum guten Ton vornehmer Privatbibliotheken gehörte, ganz und gar üblich. Einer der ersten französischen Bibliophilen, der methodisch die Monumenta typographica sammelte, ist der Bischof von Toulouse, später von Sens, Kardinal Etienne-Charles Loménie de Brienne [gestorben 1794] gewesen, der sich allerdings schon bei Lebzeiten von seiner Sammlung trennen mußte.

* Abb. 284

Am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gehörten im gesellschaftlichen Leben von Paris die großen Sammler, die Crozat und Gaignières, zu den in der feinen Mode tonangebenden Vertretern des Weltstadtluxus. Die Comtesse de Verrue kam nach Kosmopolis, um jährlich 100000 livres für ihr Kabinett auszugeben, der Regent selbst stellte sich mit seiner Galerie im Palais Royal an die Spitze der Kunstwerkliebhaber. Auch das Buch, soweit es ein Gegenstand der Prachtentfaltung werden kann, änderte sein Aussehen: die gewaltigen Kupferstichwerke, die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. bändereichen Foliantenprunk den Hofberichten dienstbar machten, verzierlichen sich, es entstand jene Vignettenleichtigkeit und Leichtfertigkeit, die bald zur kurzen Blüte des Pariser Rokokobuches sich entfaltete. Die Buchgönner wurden zahlreich, sogar der Herzog von Orléans verschmähte es nicht, mit den Buchkünstlern in Wettbewerb zu treten. Aber auch die Vorboten einer neuen Weltanschauung wurden zahlreicher, die Vorläufer einer geistigen Bewegung, die das Jahrhundert in politischen Wirren ausgehen lassen sollte. Zunächst waren es jedoch die ökonomischen Störungen, die Sammler und Sammlungen von Grund aus veränderten, weil die raschen Vermögensveränderungen einer schweren Wirtschaftskrise die Beruhigung eines ‚erwirb es um es zu besitzen‘ vereitelten. Sammlungen bildeten sich ebenso rasch wie sie sich auflösten; die Versteigerungen vervielfachten sich, das Sammeln wurde zum Spekulieren. Der amateur-marchand und der brocanteur bereicherten nicht allein das Wörterbuch mit den Namen der neu kennzeichnend für den Kunstmarkt werdenden Erscheinungen; Handel und Liebhaberei verwuchsen in einem Geschäftszweige, der für die Bewohner Europas seinen Mittelpunkt in Paris hatte. Das französische Buch gelangte in dem Maße zur Vorherrschaft, in dem auch französische Sitten und französische Sprache den Vorrang gewannen, in dem der Export französischer Ideen zunahm. Auf Frankreich oder vielmehr auf Paris, wohin sich auch die französische Provinz mit ihrem Gedanken- und Geldreichtum zurückzog, übte die äußere Gestaltung der Börse für alle der Lebensgenußverfeinerung erwachsenden Liebhabereien einen Einfluß, der tiefer und weiter reichte als bis zu den

Einrichtungen einer Großstadt, den An- und Verkauf von Liebhaberwerten zu vermitteln. Der Sammlersinn veränderte sich, man wünschte sich das elegante, das flüchtige, das reizende, das den Augenblick erhöhende und fesselnde, das, im ursprünglichen Wortsinne, galante. Man wünschte den Kostspieligkeiten nicht noch den Stolz auf hohe Werte zuzumessen. Und während die Fremden Bildhauerarbeiten und Gemälde nach Hause trugen, vergnügte man sich mit dem bric-à-brac, brachte dem Porzellan die gleiche Verehrung entgegen, wie die Holländer sie für die Tulpen hatten. In diesem Capricenwirrwar hatten die nicht allzu vielen Kunstverständigen, die der Tageslaune nicht untertan wurden, Mühe, sich ihren sicheren Geschmack zu wahren. Daß dabei nicht wenige Bibliophilen sich selbst treu blieben, daß die Bibliothekenmode trotz alledem wenigstens einen eigenen Stil behauptete und bisweilen mustergültig weiterbildete, ist unter diesen Umständen für die Einschätzung der Bibliophilie als Kulturelement und Kulturträger nicht unwesentlich.

Wer im achtzehnten Jahrhundert in Paris eine Büchersammlung von Rang gründen wollte, mußte reich sein. Es genügten nicht mehr Begeisterung, Bildung und Geschmack. Die Buchbinderrechnungen und die Bücherpreise waren gestiegen, die alten Bücher ihrem Werte nach mehr gekannt und geschätzt, die neuen wurden in kostspieligen, sich an die Liebhaber wendenden Vorzugsausgaben veröffentlicht. Dazu kam, daß eine derartige Sammlung nicht allein die anerkannten bibliographischen Merkwürdigkeiten beherbergen, ein Museum literarischer Altertümer sein mußte. Sie bedurfte zu ihrer Abrundung auch noch einer nicht geringen Bücherzahl, die allein schon die Ausgabenreihen der Klassiker, die man vollständig haben sollte, in die Höhe trieben. Um den Grundstock und dessen Vermehrungen zu schaffen, gehörte, wofern man nicht ein langes Leben darüber verlieren wollte, das Bücherkaufen in Masse. Um ganze Büchereien zu erwerben und sie nach getroffener Auswahl zu veräussern, wenn auch mit starken Verlusten, um in den Versteigerungen die vielen Wettbewerber überbieten zu können, gehörte vor allem Geld. Das brachten auch die vornehmen Fremden nach Paris und sie wurden

ebenfalls zu den in Frankreich nach französischer Weise sammelnden Buchfreunden. Mancher von ihnen hatte seinen dauernden Wohnsitz in der französischen Hauptstadt oder war seiner amtlichen Stellung wegen in Paris seßhaft. Das gilt auch für jenen deutschen Sammler, der eigentlich der erste der drei großen sächsischen Büchersammler des achtzehnten Jahrhunderts ist. Da aber Karl Heinrich [seit 1711] Graf von Hoym [1694—1736]* seine Bücherei in Paris und nach Pariser Vorbildern schuf, da sie in Paris aufgestellt blieb und in Paris versteigert worden ist, dürfen ihn wohl eher die Annalen der französischen Bibliophilie den ihren nennen als die deutschen. Von 1714 bis 1717 hatte Graf Hoym schon in Paris gelebt, als er 1720 zum sächsischen Gesandten am französischen Hofe ernannt wurde, um 1729 gegen seinen Wunsch nach Dresden zurückberufen zu werden. Dem Grafen Brühl verfeindet, vermochte er es nicht, sich gegen dessen Kabalen zu behaupten. Ein Kampf, der seine letzten Lebensjahre ausfüllte und an dessen für ihn schlimme Wendung er durch eigene Verfehlungen nicht schuldlos gewesen sein mochte. Gefangenschaft auf dem Sonnenstein wechselte mit einer nur kurzen Rehabilitation, am 21. April 1736 endete der einundvierzigjährige durch Selbstmord. Mit einem Aufwande von etwa 100000 livres und in etwa zehn Jahren hatte Graf Hoym die Sammlung geschaffen, die in seiner Pariser Wohnung in der rue Cassette schon zwei Räume füllte; die ihn, nachdem er Paris hatte verlassen müssen, dort verpackt erwartete und die er durch neue Ankäufe, für die er Aufträge aus Deutschland gab, ständig vermehrte, in der Hoffnung, sie bald in Paris wiederzusehen. Er kam nicht mehr dazu. Und ebensowenig konnte Graf Hoym den kurz vor seinem Tode gefaßten Plan, die Sammlung nach Deutschland bringen zu lassen, verwirklichen. Sie ist vom 12. Mai bis 2. August 1738 in Paris versteigert worden. Der Erlös der 59 Auktionstage betrug nur 85000 livres, etwa 30000 livres weniger, als die Sammlung dem Grafen Hoym selbst gekostet hatte. Damals erfreute sich die Hoym-Provenienz noch nicht der hohen Wertschätzung, die sie, der schönen und sorgsamen Einbände, der erlesenen Exemplare wegen, sich seit dem neunzehnten Jahrhundert erworben hat. Wozu noch kam,

* Abb. 189. 190

daß die Bibliothek Hoym letzten Endes doch nur eine noch entstehende Privatbibliothek großen Stils gewesen ist, noch nicht diejenige Abrundung und Ausgeglichenheit erreicht hatte, die bereits andere berühmte Büchereien in Paris auszeichneten. Unter den Erwerbungen, die Graf Hoym in seiner glücklichen Pariser Zeit machen konnte, waren besonders wertvoll seine Ankäufe auf den Auktionen der Bibliotheca Fayana [1725] und der Bibliotheca Colbertiana [1728] gewesen. Charles Jérôme Cisternay du Fay [1662—1723], Kapitän in der Garde des Königs, sammelte seltene Bücher jeder Art, er war der erste französische Bibliophile, der eine Kollektion der alten Ritterromane zusammenbrachte. Daß ihm seine Auslese mit Geschmack und Glück gelungen war, bewiesen die hohen Preise, die auf seiner Versteigerung gezahlt wurden.

Der Anfang der berühmtesten französischen Liebhaberbücherei des achtzehnten Jahrhunderts verknüpfte sich mit dem Ende der Hoymschen auf deren Auktion. Wenn Bücherkaufen und Büchersammeln gleichbedeutend wären, dann dürfte Louis-César de la Baume-le-Blanc, Duc de la Vallière [1708—1780],* den sein freilich sehr grämlicher Bibliothekar, der Abbé Rive, für einen Dummkopf erklärte, der weder Gelehrsamkeit noch Geschmack habe, der ausgezeichnetste Büchersammler des achtzehnten Jahrhunderts heißen. Ob dieser Grandseigneur ein Bibliophile war, den der Ehrgeiz, führend in einer Mode zu glänzen, trieb, die Laune einer Sammellust, die sich ein großer Herr wie andere Launen befriedigen durfte oder aber ein Buchfreund, den herzliche Teilnahme für seine Bücher mit ihnen verband, das alles sind Fragen, deren Beantwortung die Geschichte seiner Bibliothek gibt. Aber die Großzügigkeit und Hartnäckigkeit, mit der er seinem Ziele zustrebte, die bedeutendste französische Privatbibliothek sich zu verschaffen, die Art seines Sammelns, die große Mittel verschwendete, weil sie Zeit sparen wollte, machen ihn zum ersten Beispiel jener Büchersammler, die späterhin ihre hauptsächlichen Vertreter in den Vereinigten Staaten von Amerika finden sollte. Aufkaufen und Ausscheiden, die Bibliothek in den Mittelpunkt finanzieller Transaktionen stellen, darin bestand das neue Sammlungsverfahren, das ihm seine Erfolge finden ließ. Wenn er dabei

* Abb. 82

in einem rein geschäftlichen Sinne nicht auf seine Kosten kam, mehr ausgab, als er einnahm, so lag das durchaus nicht an seinem Verfahren selbst, sondern daran, daß ihm, dem französischen Herzog und Hofmann des achtzehnten Jahrhunderts, die Gedanken eines Geschäftsmannes fremd waren, der auch einen Bücherschatz als eine Kapitalsanlage betrachtet, mit der keinerlei Verschwendung zu treiben ist. Der Herzog de la Vallière gehörte noch zu einer Zeit, deren Liebhaber nicht rechneten, bevor sie sich ihrer Leidenschaft überließen.

Jedenfalls aber ist die Geschichte der Liebhaberbücherei, die seinen Namen trug, zum großen Teile die Geschichte der französischen Bücherliebhaberei im achtzehnten Jahrhundert. Und auch in ihrer Anordnung und Aufstellung vereinte sie die beiden Formen in sich, die noch heute die Sammlungen französischer Bibliophilen unterscheiden: aus den Cimelien seiner Bibliothek, die ihrem Plane nach einen universellen Charakter haben sollte, hatte der Herzog ein besonderes Kabinett bilden lassen. Als die Bücherschätze des Grafen Hoym unter den Hammer kamen, begann, dreißigjährig, La Vallière mit der Begründung seiner Sammlung, um sie in den Versteigerungen der folgenden Jahre mit ungeheurem Kostenaufwande zu vermehren. Er ist der unüberwindliche Sieger auf den ventes Bellanger [1740], Maréchal Duc d'Estrées [1740]; Lancelot [1741]; von der Harley auction [London 1743] führt er zahlreiche Beutestücke nach Frankreich. Auf der Versteigerung der Bücherei des gelehrtesten französischen Sammlers seiner Zeit, des Abbé de Rothelin aus dem Hause der Orléans Longueville und Dunois [1746] weiß er seinen Platz als erster Bibliophile Frankreichs zu behaupten. Zehn Jahre später, inzwischen waren die ventes Gluck de Saint-Port, der die Bücherei des Bernard de la Monnoye erworben hatte [1749] und als Liebhaber der Mme. de Verrue in der Auslegung der Bibliophilen-Freundschaft sehr weit gegangen war, des kunstsachverständigen Experten Gersaint [1750], Secousse [1755, hier kaufte La Vallière für 2500 livres 530 Mappen mit mehreren tausend Flugschriften zur französischen Geschichte], die hauptsächlichsten Quellen für die Vermehrung der Bibliothek des Herzogs

gewesen, erschien der „Catalogue des Livres du Cabinet de Mr. G. avec une table des auteurs et des éclairissemens sur la rareté des livres et sur le choix des éditions. Paris, G. Fr. Debure: 1757“, der die erste Bibliothek Girardot de Préfonds verzeichnete.

Paul Girardot de Préfond hat zwei Büchersammlungen besessen. Die ebenerwähnte erste, die er auf Anraten seines Arztes, Hyacinthe Baron, der selbst ein begeisterter Bücherliebhaber war, zu sammeln begann, um seine Melancholie zu heilen, die ihn, den an rege Tätigkeit gewöhnten Holzhändler, befiel, als er sich von den Geschäften zurückzog. Nach der Versteigerung dieser ersten Bücherei begründete er eine zweite, die an geschmackvoller Auswahl die erste fast noch übertraf, so daß Charles Nodiers begeistertes Lob [Un volume qui porte à la garde dans un médaillon fort gracieux orné EX MUSAEO PAOLI GIRARDOT DE PREFOND n'a presque plus de valeur fixe."] wohl begründet war. Den größeren Teil dieser zweiten Bücherei, darunter die kostbar ausgestatteten Reihen der editiones in usum Delphini und cum notis variorum aus Gascq de la Landes Besitz, verkaufte er 1769 für 50000 Fr. an den Grafen Mac Carthy. Neben seinen zahlreichen Käufen auf der vente Girardot de Préfond erwarb der Duc de la Vallière 1759 die ganze Bibliothek Guyon de la Sardière und fast zu gleicher Zeit für 35000 Lire die in dreißig Jahren zusammengebrachte, 3000 Bände zählende, Bibliothek des britischen Konsuls in Livorno, Jackson, mit 215 wertvollen Handschriften und vielen Beständen aus den Bibliotheken Joe Smiths und des Marchese Capponi. Aber erst Ende des Jahres 1768 bekamen die planlos von überallher zusammengetragenen und allzuoft, namentlich von den bibliophilen Freunden des Herzogs, Gaignat und Randon de Boisset, geplünderten Schätze, die außerdem noch durch den Verkauf einer großen Sammlung naturwissenschaftlicher Prachtwerke an die Bibliothèque du Roi und durch eine Dublettenversteigerung, unter deren 5633 Nummern kaum die Hälfte Dubletten zu kläglichen Preisen um wertvolle und unersetzliche Stücke gemindert worden waren, einen Bibliothekar, den Abbé von Sainte-Geneviève, Jean-Joseph Rive [1730—1791], der zusammen mit dem Ratgeber des Herzogs, Mercier de Saint-Leger,

als der eigentliche Schöpfer der Bibliothèque La Vallière zu rühmen ist. Der aber auch von da an ihr eigentlicher Herr blieb. Die Sammeltätigkeit des Besitzers beschränkte sich darauf, die Rechnungen zu bezahlen. Nach dem Tode des Herzogs, für seine Dienste wenig entlohnt, folgte er 1786 einem Rufe nach Aix, um die Leitung der Büchersammlung zu übernehmen, die der Marquis de Méjanes den Etats de Provence hinterlassen hatte. Kurze Zeit vor der Berufung des Abbé Rive als Bibliothekar des Herzogs war Jean Louis Geignat, ehemals receveur-général des consignations, aus Gram um den Verlust dieses Amtes, um das ihn eine Intrigue der Duchesse de Mazarin, die er auf einer Porzellanversteigerung überbot, gebracht hatte, gestorben: einer der begeistertsten französischen Sammler des achtzehnten Jahrhunderts, der außer einer großen Kunstsammlung eine der schönsten Liebhaberbüchereien seiner Zeit besaß, für die er 279381 livres aufgewendet hatte, während ihr Verkauf nur 227597 livres brachte. Auf der vente Gaignat, die am 10. April 1769 begann und 28 Tage dauerte, kaufte der Abbé Rive für La Vallière die Hauptschätze [darunter manches von Gaignat dem Herzog entliehene Stück] und bezahlte sie mit rund 90000 livres, wie er auch 1770 in der von De Bure geleiteten Versteigerung der Bücherei des Duc de Brancas-Lauraguais zahlreiche Erwerbungen machte. 1772 ging die 853 [rund 900 mit den Doppelstücken] zählende Bibliothek Bonnemet sehr billig en bloc [für 14598 livres] ein paar Tage vor ihrer Versteigerung in den Besitz du Vallières über und bildete den bedeutendsten Teil der modernen Bücher in der Sammlung des Herzogs.

Bonnemet, ein reichgewordener, 1770 gestorbener, Seidenhändler aus der rue Saint-Denys, hatte kaum ein Bändetausend zusammengebracht. Obwohl wenig gebildet, er pflegte zu behaupten, daß er nur éditions princesses erwerbe, wußte er doch die schönsten der damals erschienenen éditions de luxe auszuwählen, die er, ein Vorbild des heutigen amateur moderniste, aus losen Bogen zusammenstellte und von Derome le jeune prachtvoll binden ließ. Im übrigen duldete er ein Betreten seiner Bücherei nur, wenn ihre Reinigung nötig war und hielt streng darauf, daß seine Dienstboten

Handschuhe trugen, wenn sie seine Bücher anfaßten. Im Januar 1773 war eine neue Guillaume De Bure fils aîné anvertraute, 2812 Nummern ausbietende Dublettenversteigerung nötig geworden und vom Abbé Rive hauptsächlich aus den Beständen der Sammlungen Bonnemet, Guyon de Sardière, de Bombarde bestritten worden. In dieser letztgenannten, von La Vallière gegen 1760 en bloc erworbenen Bücherei befanden sich auch die Überreste der Familienbibliothek der Urfé, die auf dem Schlosse La Bastie insbesondere von Claude d'Urfé vermehrt worden war. Indessen brachte diese Dublettenversteigerung keine sehr hohen Preise, woran der sie leitende Buchhändler die Hauptschuld trug. In den Jahren 1772 bis 1775 fanden wenige bemerkenswerte Versteigerungen statt, die Bibliotheken Mancini, Boullongne, de Varenne de Béost, Dejan, Floncel, de la Condamine, Delaleu, Pont-de-Vesle, u. a. boten keine allzu reiche Beute, und auf der Askewauction [London 1775] fand La Vallière in den reichen englischen Bibliophilen ebenbürtige Gegner. Auch bis zum Tode des Herzogs bot sich nur wenig Gelegenheit, seine inzwischen sehr vollständig gewordene Bibliothek zu ergänzen. Bemerkenswerten Zuwachs brachten ihr nur die Versteigerungen des ‚Cabinet' des Duc de Saint-Aignan [1776], der Bibliotheken Randon de Boisset [1777], Crébillon fils [1778], Präsident de Brosses [1778], des Buchhändlers Chardin Filheul [1779], Mac Carthy [1779, Dublettenauktion, veranlaßt durch den Erwerb der zweiten Bibliothek Girardot de Préfonds]. Inzwischen hatte auch eine dritte Dublettenversteigerung der Bibliothek La Vallière stattgefunden. Büchereierwerbungen und Büchereiversteigerungen verschafften dem Herzog nicht die einzigen Gelegenheiten zur Vermehrung seiner Bücherschätze. Sein hoher Rang, der ihm sogar den Tauschverkehr mit der Bibliothèque du Roi ermöglichte, gab ihm die Möglichkeit, ein begehrtes Buch unter Umständen auch mit Gewalt an sich zu bringen. Zumal aus den Bibliotheken der geistlichen Orden hat er manches Stück zur Besichtigung eingefordert, das er nicht wieder zurück gab, dann allerdings als Grandseigneur ihnen auch eine hohe Entschädigungssumme bietend. Durch ein ähnliches Machtmittel kam

der einzigartige Band aus der 1763 versteigerten Bibliothek des Generalpächters La Riche de la Popelinière [gestorben 1762] in seinen Besitz, das Exemplar der ‚Tableaux des Moeurs du Temps' mit den eigenartigen Miniaturen. Der Herzog hatte eine lettre de cachet vom Könige erwirkt, das Exemplar konfiszieren und vernichten zu lassen, begnadigte es aber dann vom Feuertode zur Haft in seiner eigenen Sammlung. Noch kurze Zeit vor seinem Tode scheint sich der Duc de la Vallière mit dem Gedanken getragen zu haben, seine Bibliothek als Ganzes zu erhalten. Doch wurde diese Absicht nicht verwirklicht, seine Gattin und seine Tochter, die Duchesse de Châtillon, brachten sie zum öffentlichen Verkaufe, nachdem sie noch manche wertvollen Werke den Bibliotheken, denen sie der Herzog entlehnt hatte, zurückgegeben hatten. Die Versteigerung des Kabinetts der Bücherei La Vallière führte die berühmtesten Büchersammler Europas oder ihre Agenten in Paris zusammen: sie begann am 12. Januar 1784 und dauerte bis zum 5. Mai 1784; in 81 Tagen wurden 5668 Nummern für 464677 livres 8 sols verkauft. Den größten Ertrag brachte der 1. März, 20762 livres, 12 sols; an diesem Tage kaufte die Duchesse de Châtillon die ‚Guirlande de Julie' für 14510 livres zurück. Gegen Ende des Jahres 1784 erschien der zweite Teil des diesmal von Jean-Luc Nyon, l'aîné, redigierten Auktionskatalogs, der 26537 Nummern enthielt. Indessen kam es nicht zur Versteigerung. Der Marquis de Paulmy erwarb den Inhalt des Kataloges en bloc und machte ihn so zum Grundstock der heutigen Bibliothèque de l'Arsenal.

Der Gouverneur des seit 1758 von ihm bewohnten Arsenals, Marc Antoine-René de Voyer d'Argenson, Marquis de Paulmy [1722—1787] hat in den mit A.G.Constant d'Orville herausgegebenen 69 Bänden seiner ‚Mélanges tirés d'une grande bibliothèque' [Paris: 1779—1788] einen Auszug jener 50000 Bände begonnen, die ihn seine sich gegen die mächtigeren Mitbewerber behauptende Bibliophiliepassion in einem Menschenalter zusammentragen ließ; eine Arbeit, die unmöglich gewesen sein würde, wenn nicht auch er durch Aufkäufe schon ausgewählten Sammlergutes seine Bücherwände hätte errichten können. Eine Auswahl vor allem der Bibliotheken Bour-

gogne [1748], Secousse [1755], Prince d'Isenghein [1756], Guyon de Sardière [1760], seines Onkels d'Aguesseau [1766], Gaignat [1769], Conrart [1769], Barbazan [1771], Picart [1780], Roger de Gaignères [1780], Boucot [1780], Esmonin de Dampierre [1780], Lacurne de Sainte-Palaye [1780], Baron d'Heiss [1781], J. B. Paulin d'Aguesseau [1785] sowie derjenigen einiger Abteien, insbesondere der der Zölestinermönche in Colombier und der Augustinermönche in Lyon verband sich mit den Erwerbungen, die er ständig bei den Buchhändlern, bei den Büchersammlern, bei den Versteigerungen machte, unterstützt von seinen literarischen Agenten und Bibliothekaren. Der Betrieb dieser, seit 1767 der allgemeinen wissenschaftlichen Benutzung erschlossenen Büchersammlung näherte sich immer mehr dem einer öffentlichen und der Marquis, um sie nach seinem Tode zu erhalten, verkaufte sie 1785 für 412000 livres an den Comte d'Artois, den späteren König Karl X. [1757—1836]. Das war kein zu hoher Preis für ihre 60000 Druckwerke [in 52657 Bänden], ihre 2412 Handschriften, ihre 592 Kupferstichmappen, ihre allein schon auf 15000 livres geschätzte Münzsammlung. Allzu viel Zeit blieb dem neuen Besitzer dieses Bücherschatzes nicht, ihn noch zu vermehren. Die Bastillenstürmer des 14. Juli 1789 zogen auch vor das Arsenal, um die Bücher dieses verhaßtesten Mitgliedes des königlichen Hauses zu vernichten, die allein die Geistesgegenwart des Bibliothekars Saugrain rettete. Am 2. September 1792 wurde die Arsenalbibliothek als achtes Dépôt national littéraire de Paris erklärt, am 28. April 1797 zum Eigentum des Volkes, am 20. Mai 1798 zur dreimal wöchentlich geöffneten öffentlichen Sammlung, der das [indessen erst 1840 geordnete] Archiv der Bastille, soweit es gerettet werden konnte, übergeben wurde. Am 25. April 1816 bekam der comte d'Artois „ci-devant Émigré" seine inzwischen beträchtlich vermehrte Büchersammlung zurück, die nun am 16. September 1824 eine Bibliothèque Royale wurde und seitdem ihrer alten Bestände wegen, die das Vermächtnis Prosper Enfantins [1796—1864] mit der bedeutendsten Saint-Simonistischen Privatbibliothek vermehrte, zu den wichtigsten Bibliotheken von Paris gehört. Manches auch der Nationalbibliothek

fehlende Buch ist allein in der Arsenalbibliothek aufzufinden, in deren Räumen sich die Bibliophilen immer wieder trafen und unter deren Bibliothekaren so viele bekannte Buchfreunde des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sind: Charles Nodier, Le Roux de Lincy, de Montaiglon, L. Paris, Paul Lacroix, Maria de Hérédia u. a. So ist die Arsenalbibliothek, die Schöpfung eines der hervorragendsten französischen Büchersammler des achtzehnten Jahrhunderts, die einzige größere Privatbibliothek dieser Epoche geblieben, die die Revolutionsstürme überdauerte, die letzte der in der Absicht, sie zu einer Bibliotheksstiftung als Ehrendenkmal seines Namens auszugestalten, von einem grandseigneur des ancien régime errichteten Bücherburgen. Die gleiche Absicht hatte auch noch der genialste Mann der französischen Revolution gehabt, Honoré Gabriel Riquetti Comte de Mirabeau [1749—1791], der Lessings Meinung teilte, daß es kein unnützes Buch gäbe, weil ein schlechtes Buch wenigstens noch durch seine Fehler Gutes wirken könne. Mit dem ihm eigenen leidenschaftlichen plötzlichen Ungestüm war er ans Werk gegangen, dessen Ausführung sein früher Tod verhindert hat. Er hinterließ eine in zwei Jahren entstandene, sehr ansehnliche Privatbibliothek, deren Versteigerungsverzeichnis vom Jahre 1791 ein Bedauern erweckt, daß nicht er zum Napoleon des von den Revolutionsstürmen erzeugten Bibliothekenchaos geworden ist. Allerdings lassen sich die Beziehungen zwischen Bibliophilie und Revolution nicht lediglich in der gewaltsamen Büchereienzerstörung, in der Änderung des Büchersammelwesens aus wirtschaftlichen Ursachen auffinden. Weit wichtiger erscheint der geistige Auflösungsprozeß, dessen destruktive Tendenzen am deutlichsten in der Abkehr vom alten Buche sich zeigten, weil es Vergangenheit sei. Im achtzehnten Jahrhundert hat in Frankreich die ästhetisierende Bibliophilie sich rasch gewandelt. Anfangs eine Eleganz, die historisierend modern war, weiterhin ein das Buch der Gegenwart in der Form der Liebhaberausgabe fördernder Luxus, schließlich das Verlangen, von dem Ballast retrospektiver Bibliotheken ganz und gar frei zu werden. Es gab schon Bücherliebhaber, denen nicht die Sammlung selbst, sondern deren rühmliche Versteigerung das

Ziel war. Eine Auffassung der Bibliophilie, die ganz gewiß nicht der Büchereienprunksucht vorzuziehen wäre, die Buch und Bücherei nicht zum Spekulationsobjekt herabwürdigte, sondern, obschon vielleicht nur der Eitelkeit wegen, gerade ihre hervorragendsten Vertreter die freilich meist mehr spielerisch sich äußernde Verwirklichung dieses Zweckgedankens erstreben ließ, bleibende Büchersammlungen zu schaffen. —

Der Führer, den Voltaire in seiner Reise zum Tempel des Geschmackes wählte, war der Abbé de Rothelin:

Cher Rothelin, vous fûtes du voyage
Vous que le goût ne cessa d'inspirer,
Vous dont l'esprit si délicat, si sage,
Vous dont l'exemple a daigné me montrer
Par quels chemins on peut, sans s'égarer,
Chercher ce goût, ce Dieu que dans cet âge,
Maints beaux esprits se font gloire d'ignorer.

Er hätte keinen besseren finden können als Charles d'Orléans, Marquis de Rothelin, abbé de Cormeilles [1691—1744],* dessen Bibliophilensalon in seinem Landhause bei Paris in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Kennern und Liebhabern geöffnet war; den Lehrmeister des Grafen Hoym, den ausgezeichneten Numismatiker und liebenswürdigen Menschen. Der Kardinal Polignac, mit dem er 1724 in Rom gewesen war, hatte ihm die Herausgabe seines Anti-Lucretius anvertraut; man schätzte seinen Geist ebenso wie seine Gelehrsamkeit und seinen Geschmack, der auch dem schweren Bücherwissen anmutige Leichtigkeit zu geben wußte. Von den Fächern der Theologie hatte sich seine Büchersammlung über die der Altertumskunde und Geschichte ausgedehnt. Den Ansprüchen des Gelehrten an seine Bücher, die der Abbé de Rothelin stellte, verband er die des Liebhabers an ihr Äußeres. Seine Bände waren vortrefflich geleimt und gewaschen, dazu regliert; er vertraute sie den besten Buchbindern an und ließ sie mit seinem Wappen zieren. Wäre nicht der ernste, fachwissenschaftliche Ton in seiner Bücherei der vorherrschende gewesen, dann würde sie unter den Kabinetten

* Abb. 80

der modernen Sammler unbestritten an erster Stelle gestanden haben. Ihre Versteigerung, schon für den April 1746 angesetzt, fand erst im März 1747 statt; das nach dem eigenen Kataloge Rothelins von Gabriel Martin redigierte Verzeichnis zählte 5036 Nummern, darunter die Reihe der grands et petits voyages, die dem Abbé 3000 livres gekostet hatte und für nur 813 livres verkauft wurde.

Das „exemplaire le plus bel connu" war den Sammlern neuer Bücher eher erreichbar als denen der alten Drucke, für die eine aufkommende Elzevieromanie dergleichen Unterscheidungen ebenfalls schon zu bedingen begann. Da der Amateur, wenn er die einfachen recht und schlecht hergestellten Verlegereinbände in Kalbleder verschmähte, seine Abzüge in rohen Bogen erhielt, die noch zu leimen waren, da die Beschaffung der feinen Ziegenleder Kosten und Umstände machte, war die Herrichtung eines neuen Buches zum „exemplaire d'amateur" immerhin eine Sammleraufgabe für sich. Vorbildlich widmete sich ihr der garde de sceaux Nicolas Berryer [gestorben 1762]. Er kaufte von manchen neuen Werken mehrere Abzüge, um deren beste Bogen auszusuchen, er vertauschte die Exemplare von alten Werken immer von neuem gegen bessere, kurz, er trieb diese Art von Bibliothekenluxus soweit, als man sie nur treiben konnte; freilich mit feinem Geschmack und nicht wie einige seiner bekannter gewordenen Nachahmer dabei zum bloßen Schaubuchsammler werdend. Seine Bücherei gelangte nach seinem Tode in die seines Schwiegersohnes, Chrétien-François de La Moignon [gestorben 1789] und damit in eine der besten Familienbibliotheken Frankreichs, die im siebzehnten Jahrhundert von dem Pariser Parlamentspräsidenten Guillaume de La Moignon und dessen Bibliothekar, dem gelehrten Baillet, gegründet, von seinem Sohn Chrétien-François erheblich ausgestaltet worden war, so daß er in ihr schon [1709] an Chrétien-François 1550 Handschriften hinterließ. Dieser ließ eine einheitliche Ordnung seines Bücherschatzes, den auch er reichlich vermehrte, vornehmen und, in fünfzehn Abzügen, ein von L. F. de la Tour bearbeitetes Verzeichnis drucken. Doch sollte ihn die Bücherei nicht allzulange überdauern, sie wurde mit Ausnahme der französischen juristischen Werke an den Londoner Buchhändler

Mr. Payne verkauft, der sie nach England überführen und versteigern ließ, während der Rest der Sammlung, von der Th. Fr. Dibdin mit Recht urteilte, sie wäre eine der bedeutendsten Privatbibliotheken des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, 1797 in Paris zerstreut wurde.

Ebenso wie die Amateure in ihren Kabinetten einzelne Ausgabenreihen bevorzugten, wie die Kabinette als deren Auslese sich in den großen Privatbibliotheken zu kleinen Schatzkammern umbildeten, so entstanden auch in eben diesen Privatbibliotheken, je nachdem sie auf dem einen oder dem anderen Sammlungsgebiete stärker waren oder die Vorliebe ihrer Besitzer ihnen solche Wege wies, Sondersammlungen, derentwegen sie noch einen eigenen Ruf erhielten. Im geselligen Paris des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verband sich leicht ein Literatur-Mäzenat mit dem des Theaters, zumal da auch das Dilettieren in den Bühnenkünsten, das Salontheater, zu den bei der Hofgesellschaft beliebtesten Unterhaltungen gehörte. Ihr verdankte auch die unter dem Namen des Duc de La Vallière veröffentlichte, von dem Abbé Mercier Saint-Leger, Marin, Capperonnier und dem Abbé Boudot bearbeitete ‚Bibliothèque du Théâtre-François' [Dresde (Paris): 1768] ihre Entstehung, deren drei Bände eine Übersicht der französischen dramatischen Literatur versuchten, die in der Büchersammlung des Herzogs einen sehr ausgedehnten Raum erhalten hatte. Recht eigentlich eine Bibliotheca dramatica war auch die dazu reichhaltig mit Romanen versehene Bücherei der Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de Pompadour [1721—1764].* Das lag nicht nur daran, daß die Favoritin des Königs für die Begründung ihrer eigenen Bibliothek die des Verfassers der ‚Recherches sur le Théâtre en France', de Beauchamps, angekauft hatte. Denn die Bände ihrer Sammlung sollten sie nicht allein unterhalten, sondern ihr Anregungen geben, die königliche Phantasie mit immer neuen Vergnügungen zu beschäftigen. Diese meist aus französischen und italienischen Werken bestehende rechte Rokokobibliothek einer geistreichen Frau, deren Bandwappen mit den drei Türmen das einer wirklichen Bücherfreundin war, ist also keineswegs nur ein Schmuckstück der Appartements der Marquise gewesen, sondern eine Festung,

* Abb. 83

von der aus sie ihre von überallher angegriffene Stellung zu verteidigen wußte. Ihr Bruder und Haupterbe, der Marquis de Marigny, konnte allerdings mit der Nummer 18 des Inventars, unter der es heißt: ‚Ma bibliothèque y compris nombre de manuscrits 12500 francs' nichts anfangen. Er brauchte immer Geld und ließ die Bücher sogleich versteigern.

Die Auktionssensationen zu genießen, als etwas, das den Augenblick erheiterte, ein echtes Rokokogefühl erzeugte, und das der Badauderie die Gelegenheit gab, sich mit der Beschäftigung eines gesellschaftlichen Müßigganges zu erfreuen: dieses Verlangen hat den französischen, insbesondere aber den Pariser Versteigerungen seit dem achtzehnten Jahrhundert eine Eigenart gegeben, die sie von den Bücherschlachten jenseits des Kanals und des Atlantischen Ozeans, in denen die geschäftsmäßige Kühle vorwaltet, noch immer unterscheidet. Der Bücherklatsch, das gefällige Gerücht umgaben ebenso die Vorbereitungen einer Auktion von Rang, wie sie lange nach der Vente in Kataloganekdoten und Provenienzexemplarnotizen noch nachwirkten; eine Buchgeschichte aus persönlichen Erlebnissen von Vorbesitzern zusammenwebten. Ist da und dort in der Bibliophilietradition Englands die Katalogreferenz eine sachliche Verweisung auf gedruckte oder geschriebene Preislisten, so ist sie in derjenigen Frankreichs ein heiteres Blättern in Memoiren, die aus einem nicht gerade belangreichen Geschehnis, aus einem lachenden Witzwort einen Erinnerungsreichtum zu machen wußten. Die Beschreibung, die ein einsichtiger Mann von den Auktionen, die um 1780 in Paris stattfanden, gegeben hat, sie paßt auch heutzutage auf die Stimmungsreize, die die Atmosphäre eines Versteigerungssaales bilden, vortrefflich. [Réflexions sur la peinture et la gravure, accompagnées d'une courte dissertation sur le commerse de la curiosité et les ventes en général, par C. F. Joullain fils aîné. Metz: 1786]: „L'homme que la simple curiosité attire à une vente, est toujours surpris de voir succéder en un instant sur un même objet, la chaleur à l'indifférence, la lenteur des enchères sol à sol la marche rapide des pistoles, des centaines de livres. Il se plaît à contempler sur le visage de l'amateur cette indécision qui accompagne visi-

blement son goût le plus décidé, le désir qu'il auroit que l'on prolongeât l'intervalle des enchères. Il sourit de la figure composée du marchand qui feint à chaque instant d'abandonner un objet qu'il brûle d'avoir en sa possession, et qui n'agit ainsi que pour presser de plus en plus l'amateur à se déterminer; conduite d'autant plus adroite qu'il sait que par un pareil moyen, ou il lui fera sauter le fossé, ou il l'en empèchera entièrement. Le zèle de l'huissier-priseur n'échappe point à son oeil observateur; car celui-ci le redoublant à proportion de la somme attachée à l'article, a grand soin de réveiller l'engourdissement de l'amateur par les répétitions continuelles de ces mots: „dites vous; dit-on? M. dit-il? Personne ne dit mot? je vais adjuger; vous ne dites mot, M., je vais adjuger, etc.", sans cependant aller aussi vite qu'il paraît le promettre, espérant toujours que la valeur augmentera, ainsi que son bénéfice, et, par contre-coup, celui de la bourse commune. Enfin, dans une vente publique, tout est également susceptible d'intéresser; depuis l'officier en exercice qui adjuge, jusqu'à celui qui ne vient que pour se chauffer ou dormir, tout sert de leçon aussi utile qu'agréable."

Das achtzehnte Jahrhundert ist, besonders in Frankreich, durch das Bestreben, Allgemeinbildung zu gewinnen, ausgezeichnet, der Charakter der Enzyklopädien, der Bayleschen [um 1700], der d'Alembert-Diderotschen [um 1750] und der Agasse-Panckouckeschen [gegen 1800] prägte sich auch in dem der Privatbibliotheken aus. Dadurch aber bekamen die Fachbüchereien etwas vom Wesen der Liebhaberbüchereien, die Berufsbücher hatten in ihnen kaum noch das Übergewicht, wofern sie nicht schon gelehrte Sondersammlungen wurden. Die Bibliothekenmode gehörte zur literarischen Mode, zum guten Ton, die Anzahl mittlerer Privatbibliotheken in Paris und in den Provinzen war nicht gering. Eine bibliographische Statistik, die Daniel Moret [1910] versuchte, wobei er 500 zwischen 1750 und 1780 veröffentlichte Kataloge französischer Privatbibliotheken zugrunde legte, von denen 330 unter 1000 Bänden, 424 unter 2000 Bänden, etwa 140 zwischen 2000 und 3000 Bänden, etwa 30 über 3000 Bände zählten, zeigte zunächst eine gewisse Gleichmäßigkeit aller dieser Büchersammlungen, eine Art gesellschaftlicher

Übereinstimmung ihrer Bücherwahl. Ihre Besitzer, unter denen 62 Angehörige des hohen und 34 Angehörige des niederen Adels, 45 Geistliche, 29 höhere Verwaltungsbeamte, 8 Notare, 43 Rechtsanwälte, 14 Ärzte und Apotheker, 16 Universitätslehrer, 2 Offiziere, 2 Baumeister, 74 mittlere Beamte, 1 Kaufmann, 1 Maler, 63 ohne Berufsangabe und 106 nicht zu ermittelnden Namens und Standes waren, repräsentierten nicht den Beruf ihrer Sammler, sondern deren Bildung. Die Juristen, Mediziner, Theologen besetzten die Fächer ihrer Wissenschaften mit den notwendigsten gelehrten Schriften; eine Sparsamkeit, für die sie sich schadlos hielten durch die Bevorzugung jener Bücher, die die modernen Gedanken vertraten. Ein Wandel in der Zusammensetzung der Büchersammlungen, der sie, denen des sechzehnten und ziebzehnten Jahrhunderts verglichen, in einer inneren Auflösung zeigt. Es fehlte ihnen der feste, methodisch gesicherte Mittelpunkt, nach dem sich ein Bibliothekensystem richten konnte. Man hatte viel mehr Büchereien als damals, weit weniger geschlossene Sammlungen als früher.*

Abwehr oder Anerkennung der revolutionierenden Ideen unterscheiden die 500 Bibliotheken durch ihre Auswahl. Doch sind die Zahlen zufälliger, weil sie sich auf Privatbibliotheken recht verschiedenen Umfanges und Wertes beziehen. Der Bayle war noch das Hauptwerk, ihn besaßen 288 Bibliotheken [in 299 Exemplaren]. An Beliebtheit stand ihm nur der Buffon nach, den 202 Bibliotheken hatten. Seine Zoologie war also neben dem freidenkerischen Dictionnaire das eigentliche französische Bibliothekswerk dieser Epoche, da die eben erscheinende große Enzyklopädie, die in 82 Bibliotheken zu finden war, vielen zu teuer gewesen sein wird. Verhältnismäßig wenig war Voltaire beliebt. Die ‚Henriade' fand sich [mit 249 Exemplaren] in 181 Bibliotheken vertreten. Ausgaben seiner ‚Oeuvres' waren in 171 Bibliotheken [mit 207 Exemplaren] vorhanden. Selbst die bekanntesten geschichtswissenschaftlichen Bücher Voltaires fehlten den meisten dieser Privatbibliotheken. [Siècle de Louis XIV.' in 167 Bibliotheken, Histoire de Charles XII.' in 150 Bibliotheken.] Die verbotenen, aber in einer stattlichen Auflagen- und Nachdruckreihe verbreiteten ‚Lettres philosophiques' hatten

* Abb. 85, 86

sich 41 Bibliotheken verschafft. Ähnliche Verhältnisse zeigten sich für Rousseau. Sein epochemachendes literarisches Auftreten fand in den Privatbibliotheken nur einen schwachen Wiederhall. Den ,Discours sur les Arts et les Sciences' hatten 15 erworben, den ,Discours sur l'Inégalité' 76, die ,Nouvelle Héloise' 165, Ausgaben der ,Oeuvres' 33. Der ,Émile' fehlte in den Katalogen als verbotenes Werk zunächst und wurde er angeführt, so geschah das in der hierfür üblichen Weise, indem man auf seinen Titel durch eine punktierte Zeile verwies, die zwischen die Titel ihn bekämpfender Schriften gestellt wurde. Indessen ist der ,Émile' auch von 1773 an [bis 1778] nur achtmal vorhanden gewesen und der ,Contrat social' nur einmal in einem Kataloge des Jahres 1778. Den ,Discours sur l'économie politique' hatten fünf Bibliotheken erworben. Ebenso sind die anderen ,Modernen' nur wenig berücksichtigt. Doch auch die Moderomane sind nicht gerade häufig angekauft worden, indessen die Vorliebe für die ältere Literatur, selbst für die Bearbeitungen der Bücher des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erkennen läßt, daß immerhin das Festhalten an einer guten literarischen Tradition den Besitzern dieser Büchersammlungen wichtig erschien, die auch die Zeitschriften und Zeitungen sorgfältig aufbewahrten, so daß in den 500 Bibliotheken 50000 Zeitschriftenbände gezählt werden konnten, darunter Desfontaines ,Tournaux' in 110 Bibliotheken [mit durchschnittlich 39 Bänden] und der ,Mercure de France' in 45 Bibliotheken [mit durchschnittlich 344 Bänden].

Der Abkehr von der Berufsstrenge und Fachgelehrsamkeit, die diese Zahlen einer allerdings nicht endgültigen bibliographischen Statistik zeigen, entsprach die Änderung des Buchgeschmackes, dessen Repräsentant das typische Rokokobuch, das livre à figures wurde. Es machte das Buch zum Hausgerät der vornehmen Welt und aller derer, die vornehm sein wollten. Aber die Formen einer Liebhaberausgabe, die es wählte, die Ausstattungskunstfertigkeiten, die es in seinen Dienst stellte und unter denen der Prachtband nicht die geringste Rolle spielte, blieben doch von den Bemühungen um eine Buchkunstentwicklung noch weit entfernt. Erst die Buchpflege, die einige Sammler den neuartigen Werken zuwendeten, gaben nicht

allein einer solchen Entwicklung ihre Richtung, sie bestimmten auch die Bibliophilien-Gewohnheiten, die seitdem die herrschenden blieben für diejenigen Büchersammler, die auch die Bücher ihrer Zeit nicht verschmähten, die sie sogar zum Hauptgegenstande ihrer Sammeltätigkeit zu machen wünschten. Nachdem schon einige Vorläufer — ein Repräsentant der Übergangszeit ist etwa Claude Gros de Boze [1680–1753]* — die bezeichnenderweise denjenigen Kreisen entstammten, in denen Gelehrsamkeitsprätentionen geschmacklos gewesen sein würden, das Beispiel derartiger Liebhaberbüchereien gegeben hatten, mehrten sich die neuartigen Sammlungen. Künstler und Schriftsteller, denen antiquarisch-historische Neigungen ferner lagen, mußten finden, daß diese Bibliotheken neuen Stils ihre eigenen Arbeiten förderten; die buchgewerblichen Unternehmungen wandten sich in erster Linie an die Buchbildfreunde. Es war eine Auseinandersetzung zwischen der früheren und der kommenden Bibliophilie, die, vor der Revolution einsetzend und sie überdauernd, seitdem sich zu behaupten wußte, obschon sie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts infolge der buchgewerblichen Umwälzungen und der Wiederaufnahme der historischen Traditionen nicht die ausschlaggebende Bibliophilenmode blieb. Immerhin aber bedeutete sie diejenige Bewegung, die die Liebhaberbücherei im neuzeitlichen Sinne schuf, in der die Dichtung die Gelehrsamkeit ersetzte, in der an die Stelle der Fachwissenschaften die schönen Wissenschaften traten, Philosophie und Poesie, die in ihrer Art dem Bibliotheksideal der Humanisten zwar mehr entsprach als etwa eine philologische Privatbibliothek, die jedoch einen allein ihnen bevorzugten Platz den antiken Klassikern nicht mehr zugestand.

Der antiquarisch-historischen Bibliophilie und Bibliotheken-Repräsentation stellt der Brief, den Mérard de Saint-Just 1785 dem Comte Auguste Nadaillan schrieb, die Bücherlust der Modernen gegenüber: „— — — Comte, n'ayons point la Bibliomanie, mais aimons les livres. Que ce goût se fortifie avec l'âge; non pas au point de faire désirer de réunir indistinctement et les ouvrages qu'on peut lire, soit pour son instruction, soit pour son amusement, et ceux qui ne sont point à notre usage ou qui, n'ayant ainsi que les vieux manu-

* Abb. 87

scrits, d'autre mérite que de coûter fort cher, par la difficulté de se les procurer ne devraient être que dans la bibliothèque du Roi, comme simple objet de curiosité, et servant à l'histoire de la bibliographie. Que contiennent-ils? Rien qui ne soit mieux exprimé, mieux présenté, mieux développé par les auteurs modernes, qui ont traité des mêmes objets."

„Ne rirait-on pas aujourd'hui d'un Prince qui ne garnirait ses arsenaux que d'armures portées jadis par les Gaston, les Bayard et tous les preux Chevaliers, avant qu'on eût inventé la poudre à canon; qui n'armerait ses troupes que de vieilles et massives escopettes, dont on garde encore quelques-unes dans des cabinets de curieux de choses antiques; que de ces longues flamberges, espèces d'épées qui, depuis quatre cents ans, rouillées dans leur fourreaux, loin d'être d'un usage utile dans une bataille, ne seraient qu'un poids fort incommode pour l'officier et pour le soldat? Je compare, en quelque sorte, celui qui fait emplette de livres qu'il n'ouvrira jamais, à l'avare enfouissant son trésor, l'un et l'autre ont des richesse en pure perte."

„Sur ses bouquins dorés, acquis de toutes parts,
Le sot antiquarès promène ses regards:
Ah! c'est pour lui vraiment une relique sainte!
S'il y porte la main, c'est toujours avec crainte;
Et l'on ne peut assurer que des livres si beaux,
Ne sont dans son logis que comme des tableaux:
Loin que ce riche fonds serve à son avantage,
Il n'en connut jamais le précieux usage."

[Horace, satyre 1re du 1er livre, vers 70.]

„Combien d'hommes de la Cour, de gens dans la haute finance, même dans le haut clergé et dans la haute magistrature, qui, à 40 ou 50 ans, n'entendent plus que très-peu, ou point du tout, le grec et le latin; quoiqu'ils aient passé six, sept, ou dix-huit années dans les colléges et les séminaires? Que ces personnes-là se gardent donc bien d'acheter jamais:

Thesaurus Graecae linguae, ab Henrico Stephano, constructus. Excudebat idem, Henricus Stephanus, 1572. 5 vol. in-folio, charta magna.

Homeri Ilias et Odyssea, graece, studio Demetrii Chalcondilae. Florentiae, 1488, Merlius, editio princeps.
Hesiodi Ascroei quae supersunt, cum notis Variorum: Edidit Thomas Robinson, gr. et lat. Oxonii, è theatro Scheldoniano; 1737, in-fol.
Euripidis tragoediae 17, gr. Venetis, apud Aldum, 1503, 2 vol. in-8°.
Aristophanis Comoediae undecim, gr. et lat. ex recensione, et cum notis Ludolphi Kusteri. Amstelodami, Fritsch, 1710, in-folio, charta magna.
Demosthenis Selectae Orationes, gr. et lat. ex recensione et cum notis Ricardi Mounteney. Cantabrigiae, Typis Academicis, 1731, in-8°, charta magna.
Virgilii opera. Birmingham, Baskerville, 1757, 1 vol. in-4°, grand papier.
Horatii carmina. Londres, Pine, 1733, 2 vol. in-4°, grand papier.
Senecae Tragoediae. Delphis, Beman, 1728, 1 vol. in-4°, grand papier.
Terentii Comoediae. Hagae-comitum, Johnsonius, 1726, 3 vol. in-4°, grand papier.
Ciceronis opera. Paris, Coignard, 1740, 9 vol. in-4°, grand papier.
etc.

„Il semble en vérité, qu'on se fasse un honneur de ne composer sa bibliothèque que de livres écrits en langues étrangères. On imagine obtenir par-là la réputation d'érudits. On aurait honte, on appréhenderait de n'être pris que pour un homme tres-superficiel, en n'offrant à la curiosité des amateurs, que des ouvrages français, de ces ouvrages classiques reconnus bons par tout le monde. Mais au contraire, on croit se donner un grand relief, et passer pour savant, lorsqu'on peut étaler une ou deux pièces meublées, garnies du haut en bas d'in-folio, d'in-quatro, d'in-octavo, grecs, arabes, coptes, syriaques, etc.

Dans sa bibliothèque, il va bientôt se rendre.
Suivez-le, et vous verrez les airs qu'il ose prendre,
Et comme il s'applaudit d'avoir, à si grands frais,
Rassemblé tant d'auteurs dont pas un n'est français.

[Horace, Ep. 2de du 2de liv. v. 92.]

„Tel, nourri à Caen, ou à Toulouse, ou à Marseille, ou à Strasbourg ne veut que des livres anglais. Jamais Pascal, Racine, Massillon, Vertot, Montesquieu ni Voltaire n'entreront dans sa biblio-

thèque; parce qu'ils ont eu, eux, nés en France, la maladresse, le ridicule de ne pas se servir, pour vendre leurs idées, de l'idiome qu'on parle à Londres. Ce très-bizarre amateur se persuade qu'on l'estime an grand philosophe, parce que Neuwton et Locke étaient de grands philosophes. Tel autre borne ses désirs à rassembler dix mille volumes Italiens, et se fait, à ce sujet, une telle illusion, qu'il rêve le jour comme la nuit, que tous les lettrés d'Italie, depuis Turin jusques à Naples, ne parlent, ne s'occupent que de l'important service qu'il rend en France à la gloire du Tasse, de l'Arioste, et généralement de tous les auteurs de cette belle partie de l'Europe, qui a été le berceau de la Littérature, des Arts et des Sciences, à la Renaissance des Lettres. Ces deux êtres singuliers, et tous ceux qui leur ressemblent, ont l'imbécille vanité de prétendre à la considération; et cependant la plupart de ces Messieurs qui se disent en état de traduire Milton, l'Arioste, le Camoens ou Gessner, savent à peine parler leur langue, et sont incapables d'en écrire, un peu correctement, deux phrases de suite.

„Ouvrez, feuilletez, non pas un, mais trois, quatre, cinq catalogues des plus recherchés; vous y trouverez à coup sûr, tous les auteurs qui ont rapporté, en grec ou en latin, les événements arrivés dans leur pays. Pour une histoire générale de France, n' y comptez; à moins que ce ne soit de Thou, par la raison seule qu'il a écrit en latin, et qu'il se vend un prix considérable. Comment faire quelque cas de Velly et de Villaret, que nous avons tous vus, et de M. Garnier, leur continuateur, qui vit encore? Comment se résoudre à mettre sur un rayon de bibliothèque des volumes d'histoire, n'ayant pas au moins deux mille ans d'antiquité? Comme il est des chapitres et des ordres militaires dans lesquels on ne peut pas être reçu, si l'on ne prouve deux, trois, quatre, cinq, ou six siécles de noblesse, de même certains amateurs s'embarrassent peu que les livres soient bons, pourvu qu'ils soient anciens ou rares, exigent, pour en faire emplette, qu'on les convainque que ces livres uniques, ou presqu' uniques, ou extrêmement chers, ou des commencements de l'Imprimerie, ne peuvent vraiment appartenir qu' à des curieux distingués; titre auquel il se reconnaissent visiblement: et voilà

mes nigauds qui, pareils au corbeau de la Fable, et alléchés par l'appas d'une folle louange, payent, au poids de l'or, des rames de vilain papier, gâtées encore par des macules noires, mais superbement reliées pour l'ordinaire, et qu'il faudrait plutôt porter chez l'épicier, que de les ranger, que de les accumuler, dans une bibliothèque.

„Ne comprenant point les originaux, qu'on se contente donc de lire Homère, Hesiode, Euripide, Aristophane, Demosthènes, Virgile, Horace, Sénèque, Térence, Ciréron, Tacite etc., dans les moins infidelles traductions qu'on nous en a données. Il vaut mieux faire l'aveu de son ignorance, que de vouloir en imposer par un faste scientifique: et pour un plaisir froid, factice et imaginaire, se priver d'auteurs qui ont écrit en langue française.

„Si l'on veut s'en tenir aux livres qui font penser, il ne faudra pas des vaisseaux immenses pour les contenir."

„Croyez-moi; que la collection de vos livres soit peu nombreuse, mais faite avec goût. En entrant dans le Muséum d'Antiquarès, je ne puis m' empêcher de lui adresser mentalement ces vers:

Lorsque tu me conduis dans ta bibliothèque,
Pleine du haut en bas, dont au moins la moitié
Est en langue latine, et l'autre en langue grecque,
    Riche ignorant, que tu me fais pitié!
    Va; du savoir tu n'as que l'ombre.
Des livres de Damis je fais bien plus de cas:
    Ils sont pourtant en petit nombre:
Mais j'en aime le choix et ne les compte pas.
    [Non numerandi, sed ponderandi.]

„Mon cher ami, il nous manque un catalogue — je m'occupe d'en faire un pour l'homme du monde, qui ne sait ni le grec, ni le latin, ni aucune langue étrangère — qui indique les plus belles éditions, non les plus anciennes, moins soignées, plus fautives que les nouvelles.

A quoi bon acquérir quatre mille articles, plus ou moins, qu'on entasse dans une bibliothèque, avec la certitude de n'en jamais

faire usage? Par quoi les compilations, magnifiquement inutiles, sont-elles recommandables? Parce que tous les volumes qui les composent sont d'une grande rareté; parce qu'on ne les rassemble qu'à gros frais. Aussi ne servent-ils qu'à prouver seulement la fortune mal employée d'un particulier, plus curieux de richesses imaginaires, que d'avoir des livres pour s'instruire, ou pour s'amuser: semblable à ces antiques gentilshommes qui déployent, affichent avec orgueil les titres de leur noblesse, et qui ne sauraient prouver, pour leur compte, un seul acte de grandeur d'âme.

„Lorsqu'on a arrêté en soi de former une bibliothèque, il faudrait se dire: Imitons l'abeille: que la collection que je vais rassembler soit un parterre de fleurs, sur lequel je puisse, à mon gré, promener mon imagination et en tirer un miel délicieux qui me nourrisse l'esprit, fortifie mon âme et me réjouisse le coeur. La conversation des morts nous rend plus aimables à ceux avec qui nous vivons. Instruisons-nous, non à la manière des pédants; mais afin de n'être jamais à charge ni à nous-même, ni aux autres. On nous recherche; ou désire notre société; ou se soumettra sans peine à nos décisions, lorsqu'on aura remarqué, et cette remarque n'échappe à personne, que sans faire parade de savoir, sans en paraître plus orgueilleux, ni moins honnêtes, nous raisonnons bien; et qu'on ne sort jamais d'avec nous, sans avoir été dans le cas d'apprendre quelque chose d'intéressant et de nouveau.

„Pardonnez-moi de me citer; tous mes livres sont des plus belles impressions, comme vous ne l'ignorez pas, mais n'imaginez point que le désir puéril d'étaler aux yeux un luxe niais, ait déterminé ma dépense. C'est en moi un goût réfléchi et louable. Indépendamment de la satisfaction première plus grande, plus vraie que j'éprouve, en admirant des productions du génie; ma vue est bien moins fatiguée, en se reposant sur un papier et des types amis de l'oeil. En outre je tâche, autant que mes facultés me le permettent, de conserver aux imprimeurs à venir des modèles qu'ils doivent sans cesse tenter de surpasser. Le progrès de tous les arts utiles, et surtout d'un art aussi nécessaire que celuici doit être un des principaux objets des occupations et des amusements d'un

homme à qui les Sciences ou la Littérature ne sont pas tout-à-fait étrangères.

„Comme vous le pensez bien, je n'ai en vue personne, en désapprouvant les Rechercheurs de vieux bouquins. Je serais bien fâché d'offenser qui que ce fût, ni directement, ni indirectement. Il faut toujours laisser chacun maître de son goût bon ou mauvais. Ie consens, et de bon coeur, qu'on blâme le mien, s'il paraît futile et roturier aux Luculus bibliomanes.

Je ne veux point aux autres refuser
La liberté dont je prétends user.
[Veniam petimus damusque vicissim. Hor.]

„Ie vous avertis, mon ami, que le luxe des reliures est fort dispendieux. Loin d'exciter personne de s'y livrer, je conseille au contraire aux amateurs de se contenter de faire brocher seulement avec un dos de maroquin, en se servant pour cela de De Rome le jeune, le plus cher, mais aussi le plus adroit de tous les ouvriers de sa profession.“ — — —

Die Gesamtzahl der Bände, die sich vor dem Bastillensturm in französischen Privatbibliotheken befanden, ist auf dreizehn Millionen geschätzt worden, von denen etwa zehn Millionen in einem Jahrfünft ihren Aufbewahrungsort in Büchersammlungen wechselten oder ganz und gar zerstreut worden sind, in den Verwirrungen einer Zeit, in der die Bücher auf der Straße lagen, ohne daß man Lust hatte, sie aufzuheben. In diese Büchermassenumschichtung kam erst einige Ordnung, als in Paris und in den Provinzen die Bibliothekenkonfiskationen geregelter wurden, die Bestände in Bücherspeichern ‚zur Verfügung des Volkes‘ gehalten wurden. Aber die Besitzergreifung der kirchlichen Anstalts- und Klosterbibliotheken führte auch sehr beträchtliche Büchermassen den großen öffentlichen Sammlungen zu. Allein die etwa 80 in Paris bestehenden geistlichen Bibliotheken enthielten über eine halbe Million Druckwerke und Handschriften. 25 von ihnen, die den Frauenorden gehörten, hatten weniger als 1000 Bände, 17 mehr als 1000, 11 mehr als 2000, 5, darunter Port-Royal, mehr als 3000, 1 mehr als 4000, 3 mehr als 5000, 2, darunter die der Missions Étrangères, mehr als 7000, 5, darunter die der Nôtre-

Dame, mehr als 8000, 2 mehr als 9000, 2, die von Grand Picpus und die der Karthäusermönche, mehr als 10000, 1, die der Cölestinermönche, mehr als 13000, 1, die der Jacobins Saint-Dominique, mehr als 14000, 1, die der Barnabitermönche, mehr als 15000, 3, die der Carmes déchaux, der Grands-Augustins und der Minimes de la place Royale, mehr als 18000, 1, die des Collège-Égalité, mehr als 20000, und 2, die von Saint-Sulpice und die der Sorbonne mehr als 28000. Eine Statistik, die erweist, daß die Auflösung und Zusammenfassung dieser Bibliotheken entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des öffentlichen Büchersammelwesens gewinnen konnte. Besonders die Bibliothèque Nationale erwies sich als ein vortrefflicher Zentralisator. Die drei oder vier Millionen Bände, die noch in den Depots lagerten, wurden mit Rücksicht auf ihre Bedürfnisse verwertet, die neu entstehenden Verwaltungsbehörden fanden hier die Bestände für neue Amtsbibliotheken. Was übrig blieb, wurde in einer Anzahl Depotsauktionen, deren letzte 1816 stattfand, dem Schicksal alten Papieres überlassen. Die ebenfalls in den Depots befindlichen konfiszierten Privatbibliotheken der Emigrierten wurden, soweit sie noch vorhanden, in den Jahren 1798 bis 1814 denen, die die Restitution ausdrücklich forderten, zurückgegeben. Trotz alledem standen von 1792 bis 1815 die Preise des Altbüchermarktes in Paris am tiefsten, unablässig folgten sich die planlosen, schlechtgeleiteten Versteigerungen. Eine solche Überfüllung des Büchermarktes konnten unter den unsicheren Zeitumständen Bücherliebhaberei und Büchersammelwesen nicht ausgleichen. Zwar waren die billigen guten Bücher im Überfluß vorhanden, aber sie hatten keinen hohen Liebhaberwert; die Kontinentalsperre und die Kriege Napoleons verhinderten dazu die Ausfuhr. Die Buchhändler wurden zu unfreiwilligen Büchersammlern. Mit Napoleons Sturz begann dann der Abfluß der angehäuften Bücherschätze ihrer Lager nach England, und in Frankreich besann man sich wieder auf die Annehmlichkeiten des Lebens; die Bibliophilie erstarkte von neuem und mit ihr wuchsen die Bibliotheken.*

Als Napoleon den Thron der Valois und Bourbons bestiegen hatte, schien es ihm nötig und zweckmäßig, die alten höfischen Tra-

* Abb. 87

ditionen zu beleben, auch für die Büchersammlungen des kaiserlichen Hauses. Daß der Kaiser als Bibliophile indessen selbst seine eigenen Wege ging, zeigte er, als er im Jahre 1808 seinem Bibliothekar Barbier den Befehl gab, eine Reisebibliothek von 1000 Bänden für ihn drucken zu lassen; ein Befehl, den er dann mit Rücksicht auf den ihm gemachten hohen Kostenanschlag widerrief. Erst 1798 hatte der General Bonaparte die Mittel, eine eigene Bibliothek begründen zu können, die Bände aus jener Zeit trugen auf dem Rücken ein verschlungenes B(onaparte) P(agerie). Der erste Konsul richtete sich dann im Schlosse Malmaison eine Privatbibliothek von ungefähr 7000 Bänden ein, deren Bibliothekar auch die anderen napoleonischen Privatbibliotheken in den Tuilerien, in Grand Trianon, Compiègne, Rambouillet, St. Cloud, Fontainebleau sowie die der Kaiserinnen, die zuzusammen etwa 100000 Bände umfaßt haben dürften, verwaltete.* Aus ihnen gingen von Napoleon befohlene Bücher in die Handbibliotheken, die ihm auf seinen Feldzügen folgten. In den letzten Jahren seines Lebens auf Elba und St. Helena waren die Bibliotheken Napoléons weniger glänzend, wurden aber um so eifriger benutzt. Nach Elba sandte Barbier die Novitäten, die nach Napoleons Rückkehr mitgenommen und in der Tuilerienbibliothek aufgestellt wurden; nach St. Helena hatten Napoleon ungefähr 600 Bände aus der Trianonbibliothek begleitet. Ständige Büchersendungen aus Europa ergänzten diesen Grundstock, die einzelnen Exemplare trugen als Ex libris den Stempel: Napoléon from E. V. Holland by Lord Bathursts permission. Eine Anzahl Bände dieser letzten Napoleonischen Bibliothek, die verloren und zerstört worden ist, brachte Napoleon III. in die Bibliothèque du Louvre.

Die ansehnlichste Bibliotheksgründung selbständiger Art, die, in der Epoche des ersten Kaiserreiches entstanden, den Glanz des zweiten vermehren half, ist mit ihm vernichtet worden: die Bibliothèque du Louvre. In der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1871 haben die Brandstifter der Kommune, nachdem sie die Tuilerien und das Palais Royal angezündet hatten, auch aus den 100000 Bänden in den Büchersälen des alten Königsschlosses eine Brandstätte gemacht, von deren einstiger Pracht nun nur die wenigen Cimelien zeugen,

* Abb. 92

die, obschon der Bücherei des Louvre zugehörend, an anderer Stelle aufbewahrt waren. Der Bibliograph Antoine Alexandre Barbier [1765—1825]* ist der Schöpfer der Louvrebibliothek gewesen, deren Entstehungsgeschichte die Entwicklung des französischen öffentlichen Büchersammelwesens von der Revolution zur Restauration erkennen läßt. 1794 war der ehemalige Geistliche nach Paris gekommen, wo er eine Anstellung als Bibliothekar fand; seit 1798 zunächst, indem er mit Hubert Pascal Ameilhon als Mitglied der Section de bibliographie die Ordnung und Verwertung der deponierten konfiszierten Büchersammlungen leitete. Dabei bildete er die Bibliothèque du Directoire, die nach dem 18. Brumaire unter den Konsuln geteilt und in ihrem Überreste zum Grundstock der Bibliothèque du Conseil d'Etat wurde, deren Katalog Barbier 1803 in zwei Bänden herausgab. 1807 ließ der Kaiser diese Büchersammlung nach Fontainebleau überführen und ernannte Barbier zu seinem Bibliothekar. Als dann nach Napoleons Sturz Barbiers bibliothekarische Vertrauensstellung bei dem Kaiser vorüber war, setzte er sie in einer ähnlichen bei dem Könige fort. Er erhielt den Auftrag, die Bibliothèque dite du Cabinet du Roi aus der Büchersammlung des Staatsrates umzubilden und die anderen königlichen Privatbibliotheken zu verwalten. Die Bibliothèque du Conseil d'Etat, ursprünglich in den Tuilerien und 1807 nur teilweise nach Fontainebleau versetzt, gab mit ihren übriggebliebenen Werken den Anfang der neuen Louvresammlung, dessen Fortführung sich schnell vollzog, weil Barbier auf das von ihm 1807 angelegte Magazin für die kaiserlichen Büchersammlungen zurückgreifen konnte, das seinerseits wiederum die kostbare Liebhaberbücherei eines Herrn d'Ambreville aufgenommen hatte, die dieser sich geschmackvoll und kenntnisreich ohne allzu große Unkosten aus dem Dépôt de la culture Sainte-Cathérine ausgesucht hatte. In der Gallerie des Louvre, der 1793 zum Museum der Nation geworden war, fand die neue Sammlung nun ihre Aufstellung, deren Vermehrung auch der Zufluß aus den sonstigen königlichen Privatbibliotheken regelte. Dabei entwickelte sie sich weiterhin aus einer juristisch-historisch-politischen und militärischen Privatbibliothek

* Abb. 91

zu einer repräsentativen Schausammlung. Zwar hatte Barbier, persönlicher Mißhelligkeiten mit einem Minister wegen, 1822 sein Amt aufgeben müssen und war dadurch sogar gezwungen worden, teilweise noch kurz vor seinem Tode die eigene ansehnliche Privatbibliothek zu verkaufen. Aber die Dynastie Barbier blieb und sein Sohn Louis hat der Bibliothèque du Louvre, welchen Namen die Sammlung unter der Regierung des Bürgerkönigs erhielt, bis zu deren Untergange vorgestanden. Aber die Bedeutung als die eigentliche Bücherei des Herrscherhauses behielt die Bibliothèque du Louvre unter dem gleichen Namen auch unter Kaiser Napoleon III. Schon unter König Louis Philipp war sie nach einigen Umzügen endlich im Nordflügel in den an der Wasserseite gelegenen Räumlichkeiten untergebracht worden. Als Napoleon III. die Musées du Louvre neu ordnen ließ, wurde auch sie in diese Ordnung einbezogen ,so daß sie schließlich mit ihren 100000 Bänden zu einer der besten und größten öffentlichen Bibliotheken von Paris geworden war.

Der repräsentativen Bedeutung der Bibliothèque du Louvre entsprach ihre Ausstattung. Über eine prachtvolle, mit Skulpturen von Mme Claude Vignon geschmückte Freitreppe gelangte man in die der allgemeinen Benutzung zugänglich gemachten Lesesäle, von denen der erste mit Brunes die neun Musen darstellenden Deckengemälde verziert war. Der große Saal, in drei Schiffe geteilt, wurde im Mittelraume von zwölf großen Pfeilern getragen, während die beiden durch eichenhölzerne Scheidewände abgeteilten Nebenräume die Bücherwände bildeten. Seine allegorischen Deckengemälde, von Biennoury, Théologie — Jurisprudence — Sciences et Arts — Littérature et Poésie — Géographie et Histoire — Histoire générale versinnbildlichend, entsprachen den der Einteilung des Bibliothekskataloges. Von Denuelle stammende Medaillonbildnisse berühmter Schriftsteller verbanden sich mit ihnen zu dem weiteren malerischen Schmuck dieser Galerie, an die ein großer, auf die Cour Napoléon hinausgehender Ehrensaal stieß, dessen Deckengemälde eine Wiederholung des von Abel de Pujol 1819 für die große von Percier und Fontaine aufgeführte, später von Visconti niedergelegte Freitreppe

des Louvre gemalten Freskos war. Über den beiden prachtvollen, in Holzbildhauerei von Lepêtre ausgeführten Kaminen waren Héberts Bildnisse von Napoléon I. und Napoléon III. angebracht, die noch durch die ausführliche Beschreibung, die Théophile Gautier von ihnen in seinem Salon de 1866 gab, berühmt sind.

Die Bestände der Louvrebibliothek hatten einen hohen bibliographischen und historischen Wert. In ihnen waren nicht allein die militärischen Sammlungen Napoleons I. und III. zusammengekommen, dazu nicht wenige Einzelstücke ersten Ranges, die griechischen und römischen Klassikereditionen aus dem Besitze König Ludwigs XVIII. und ähnliche Ergänzungen einer fürstlichen Hausbibliothek, sondern auch berühmte Liebhaberbüchereien. Vor allem die 1826 von König Karl X. angekaufte Petrarca-Sondersammlung des Professors Antonio Marsand aus Padua mit ihren 800 Werken und die von Motteley 1856 Kaiser Napoleon III. hinterlassene Kollektion, eine Bibliophilenbibliothek, die für die Bücherliebhaberei Frankreichs in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnend war.

Ein Vermittler vielseitiger Art des Buches und der Bücherliebhaberei zwischen der Bibliophilengeneration, die die Revolution vernichtet hatte, und deren Bibliothekenruinen und den in der Restaurationsepoche wieder zu einem ruhigeren Sammeln sich gewöhnenden Buchfreunden ist Antoine-Augustin Renouard [1765—1853]* gewesen. Liebhaberausgaben veranstaltend, mehr zu eigenem Vergnügen als des geschäftlichen Nutzens wegen, wurde er ein erfolgreicher Verleger; seine Privatbibliothek vermehrend, die er mit dem ersten ihm von seinem Vater geschenkten Thaler 1778 gegründet hatte, für den er einen Horaz erwerben konnte, eine Zeitlang zum Altbuchhändler europäischen Rufes; als Bücherforscher und Bücherherausgeber erwarb er sich nicht geringe Verdienste; die Buchkunst hat er kräftig gefördert und in seiner eigenen Sammlung der Ausstattung seiner livres à figures viel Sorgfalt zugewendet. Wie er zum Buchmann wurde, hat A. A. Renouard selbst [1796, in einem seiner hübschen kleinen Verlagsverzeichnisse] geschildert: „D'une profession tout-à-fait étrangère aux lettres, fabriquant de gazes, de ces

* Abb. 90

riens élégans qui servent à la parure des femmes, et dont beaucoup d'hommes s'occupent avec une attention souvent plus suivie que celle qu'obtient l'étude de la morale et des sciences, je me suis livré à un genre de travail qui semble bien peu comparable avec les occupations d'un manufacturier. Pendant la déplorable inertie où les circonstances politiques avoient jetté mon commerce, je me suis refugié chez les Muses, et ce qui avant 1792 faisoit seulement l'amusement de mes loisirs, a, pendant ces dernières années, fait mon occupation presque entière. Passionné pour l'art de la typographie, je n'ai pas pensé qu'il me fût suffisant de rassembler auprès de moi les chefs d'oeuvre des plus habiles imprimeurs; j'ai voulu aussi contribuer à les multiplier. Dans les imprimeries les plus célèbres de la France et de l'Italie, j'ai fait réimprimer un certain nombre d'excellents ouvrages latins et francais: dépenses, soins assidus, rien n'a été épargné pour donner à ces éditions toute la perfection qui a dépendu de moi. Ie me suis surtout appliqué à ce qu'elles ne fussent point de simples et inutiles réimpressions. I'ai cherché à les rendre autant que possible recommandables aux littérateurs, et à leur donner, pour ainsi dire, un caractère qui leur fût propre, soit par quelque addition inédite, ou par la vie de l'auteur, ou par une collation plus scrupuleuse et une meilleure distrubition des pièces qui les composoient, ou par une notice littéraire des précédentes éditions du même livre, etc. Si je n'avois en vue qu'une spéculation utile à mes intérêts, si j'avois entrepris ces impressions comme une affaire de commerce, je devrois trouver qu'elles auroient fort mal récompensé mes soins: mais le plaisir de me livrer à mon goût dominant est entré pour beaucoup dans mes calculs, et m'a fait laisser de côté toute autre considération. D'ailleurs, dans ces temps désastreux où l'on imputoit également à crime de parler ou de se taire, de rester nul chez soi, ou d'avoir quelque existence politique, j'ai regardé comme un bonheur de pouvoir me concentrer en moi-même, et me livrer à des travaux assez arides, il est vrai, mais capables d'étourdir mon imagination sur l'état affreux dans lequel ou nous forçoit de vivre. Maintenant qu'il est permis d'espérer un avenir moins malheureux, et que les liaisons commerciales commencent à se

rétablir, je sacrifie mes goûts à mes devoirs, j'abandonne les travaux d'éditeur, pour reprendre la profession dans laquelle j'ai été élevé, pour redevenir fabriquant de gazes; et au moment ou je cesse de faire imprimer, je crois devoir joindre à mes dernières éditions une notice exacte de toutes celles que j'ai publiées . . . Lorsque, dans un âge plus avancé, je pourrai revenir à des occupations conformes à mes inclinations les plus chères, je ferai imprimer [ces éditions en préparation]".

Das Buch ließ den Gazefabrikanten Renouard nicht mehr frei, in seinem Dienste stand auch das ihm noch gegönnte Halbjahrhundert seines erfolgreichen Lebens; als er starb, hinterließ er eine der bedeutendsten französischen Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts.

Bereits 1788 konnte er dank der bald erworbenen Bücherkenntnisse auf der Vente Soubise viele Werke aus der Bibliothek de Thous in seinen Besitz bringen und auch in den stürmischen Revolutionsjahren wußte er die damals besonders zahlreichen Gelegenheiten zum billigen Büchererwerb zu nützen, mit steter Rücksicht auf seine bibliographischen Untersuchungen an einer möglichst vollständigen Reihe der Aldus- und Stephanusdrucke sammelnd. So kaufte er die Aldinen der Bücherei Loménie-Brienne, die der Pariser Altbuchhändler und Verleger G. C. Molini, ebenfalls ein tüchtiger Bücherkenner, erworben hatte, von diesem en bloc, ersetzte aber später die vielen minderwertigen Exemplare, die sich unter ihnen fanden, durch schönere. Von dem Straßburger Philologen R. F. Ph. Brunck [1729—1803] erwarb er den ihm angebotenen besten Teil einer schönen Liebhaberbücherei zusammen mit der de Lunas, wobei er Gelegenheit hatte, den Bibliophilenspekulanten, als den sich Brunck erwies, gründlich kennen zu lernen. Ausgedehnte Reisen Renouards und seiner Söhne, vielfache geschäftliche Beziehungen, vor allem auch der eigene Altbuchhandel, der ihm den steten Austausch schlechterer Stücke gegen bessere bequem machte, waren den Teilen seiner Bücherei, die die bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenen Werke umfaßten, zugute gekommen, die Beziehungen des Verlegers den neueren Büchern. Über die Ergeb-

nisse seiner Sammeltätigkeit erstattete der „Catalogue de la bibliothèque d'un Amateur. Avec notes bibliographiques, critiques et littéraires. Paris: 1819." IV. einen Bericht, der von F. A. Ebert [Hermes V, 130ff.] mit Recht als ein für späte Zeiten noch interessantes Aktenstück zur Geschichte der französischen Bibliophilie bezeichnet worden ist. Nachdem Renouard 1824 seine geschäftlichen Unternehmungen den jüngeren Händen seiner Söhne anvertraut und sich auf seinen Landsitz, die alte Abtei St. Valéry-sur-Somme, zurückgezogen hatte, begann er, seine umfangreiche Bücherei allmählich zu verkleinern: die Aldinen wurden in London versteigert, anderes verkaufte er „à l'amiable" und in einigen Pariser Auktionen, wie er schon 1804, 1808, 1811 größere, ihm überflüssige Teile seiner Bücherei verauktioniert hatte, um Raum zu schaffen und seine Dubletten zu verwerten. Die so getroffene Auswahl, die er noch durch manche wertvolle Erwerbung ergänzte, wurde im November und Dezember 1854 in der berühmten Vente Renouard zu Paris dem Büchermarkt überlassen; sie enthielt immerhin noch 3700 Nummern.

Ein Menschenalter vorher waren in Paris die Cimelien der Bibliothek Macarthy-Reagh unter den Hammer gekommen, aber damals hatte diese Auktion, die um 1860 die glänzendste französische Büchereiversteigerung des neunzehnten Jahrhunderts hätte werden können, nur eine verhältnismäßig geringe Beachtung gefunden. Allerdings entbehrte diese Bibliophilen-Schatzkammer, ein Extrakt aus rund neunzig Liebhaberbüchereien, einer gewissen inneren Gleichmäßigkeit. Überreich an typographischen Kostbarkeiten, wie den frühesten Wiegendrucken, und an prachtvollen Pergamentdrucken [602 Werke in 826 Bänden], fehlten ihr nach dem Urteile Renouards einige tausend wirklich nützliche Bände, die Ausgaben neuerer Schriftsteller und andere Bücher, die zum Lesen dienen konnten, um nicht bloß eine Schausammlung, sondern auch eine benutzbare Bücherei zu sein.

Comte Mac [C]arthy-Reagh [1744—1811], der in Toulouse starb, hatte sein ganzes Leben der Schöpfung einer Privatbibliothek gewidmet, als deren Grundstock er 1769 die [bereits

erwähnte] zweite Büchersammlung Girardot de Préfonds erworben hatte. Schon elf Jahre später machten die zahlreichen Vermehrungen seiner Bücherei eine Dublettenversteigerung nötig, die im Januar 1780 stattfand. Nach dem Tode des Grafen bot der Herzog von Devonshire vergeblich 20000 Pfund Sterling für den Ankauf der Bibliothek en bloc, indessen ergab auch die Auktion, die in den Jahren 1815 bis 1817 stattfand, [mit Ausschluß der zurückerstandenen und anderweit ausgebotenen Bücher] nur 407746 Fr. 50 c.; immerhin der bedeutendste Erlös aus einer französischen Liebhaberbüchereiversteigerung des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1867.

Die Auflösung der Macarthy-Reagh-Sammlung fiel in eine Zeit, in der die Bibliophilien sich mühten, einen Ausgleich zwischen Gegenwart und Vergangenheit zu finden, die gewaltsame Trennung zweier Epochen zu überbrücken, weil sie weder ihre eigene Gegenwart leugnen noch die Vergangenheit verschweigen wollten; in eine Zeit, die wieder einen in ihren Anschauungen begründeten Bibliothekenstil brauchte und ihn historisierend suchte. Das Bibliophileninteresse am achtzehnten Jahrhundert wandte sich vorerst den Dokumenten seines blutigen Endes, der Revolution, zu. Unter manchen anderen Büchereien dieser Art war die Bibliothèque Bédoyère die hervorragendste. Allerdings wurde der gelehrte und strenge Aristokrat, der Noël-François-Henri Huchet Comte de La Bédoyère [1782—1861]* war, durch seine literarischen Studien und Veröffentlichungen zunächst dazu geführt, den Plan einer Bücherei zu entwerfen, die die besten Werke der Geschichte und des Schrifttums aller Völker und aller Zeiten enthalten sollte. Schon um 1810 auf den Ventes Caillard, Didot und d'Ourches machte er diesem Plane entsprechende bedeutende Erwerbungen, wobei er auf die Auswahl der einzelnen Exemplare alle Rücksichten nahm, die ein amateur impeccable nur nehmen kann. Seit 1814 in den Gardes du corps hatte er 1826 an dem Feldzuge in Spanien teilgenommen; die Revolution von 1830 veranlaßte ihn, als Oberst aus dem Dienste zu scheiden. Die politischen Ereignisse jener Jahre verstimmten ihn dann so, daß er mit aller Lebenslust auch seine Sammlerpassion verlor:

* Abb. 93

1837 ließ er seine Bibliothek versteigern. Aber gerade die Auktion, die Zerstreuung der ihm lieben Bücher, erweckte aufs neue sein bibliophiles Temperament. Schon auf der Versteigerung kaufte er selbst die wertvollsten Stücke zurück, und nachdem sie beendet war, suchte er mit besonderem Eifer wieder die Bände, die ihm einst gehört hatten, um sie noch reicher mit Vignetten und Zeichnungen zu schmücken. Indessen gründete sich der Bibliophilen-Ruhm seiner späteren Sammlerzeit doch hauptsächlich auf die Collection révolutionnaire. Obwohl La Bédoyère, ein gentilhomme royaliste, bis zum letzten Atemzuge niemals die tatsächlichen Folgen dieser Revolution anerkannt hat, machte er sich zum Aufseher eines der größten Archive ihrer Geschichte. Schon von 1805 an hatte er gelegentlich revolutionäre Flugschriften und Zeitungen erworben, die ihn als Kuriosa reizten. Aber erst nach 1830, als er den Buchhändler France, den Vater des Dichters kennen lernte, der eine Spezialität in dem Handel mit Schriften des Revolutionszeitalters gefunden hatte, erweiterte La Bédoyère seine Sammlung, die zuletzt auf rund 100000 Stück anwuchs, nachdem für sie manche ähnliche Bibliotheken [Portier de l'Oise, Alissant de Chazet, Deschiens, Colonel Marin] en bloc erworben waren. Da standen nun in seinem Pariser Hause in der Rue Saint-Dominique in einem großen Saale des Erdgeschosses, kostbar in Maroquin gebunden, in den hohen Bücherständen aus Acajouholz mit ihrem Bronzebeschlag, deren Gitterwerk so fein war, daß die Mücken und Schmetterlinge nicht die Bandrücken berühren konnten, jene Drucke, die in der Revolutionsepoche über die Straßen geflattert waren, wohlbehütet und wohlverschlossen, um nach des Sammlers Tode für die Bibliothèque Impériale angekauft und so vor dem Schicksal einer neuen Zerstreuung bewahrt zu werden. Die anderen Bestände von La Bédoyères Bibliothek, eine ausgezeichnete Liebhaberbücherei für sich, kamen 1862 zur Versteigerung.

Die Epoche der Restauration führte über Kaiserreich und Revolution zurück, sie sollte das ancien régime wieder anerkennen, blieb jedoch nur der Anfang einer neuen ‚bürgerlichen‘ Epoche, in der die Industrie die Umgestaltungen des Wirtschaftslebens vor-

nahm und war auch die Epoche einer das ‚Mittelalter' neu erdichtenden Romantik. Ihren Ausdruck fanden diese beiden Entwicklungsrichtungen im Buchwesen. Das Buchgewerbe kam in sein Maschinenzeitalter und mit ihm, da jetzt seine Ideale Billigkeit, Massenhaftigkeit, Schnelligkeit hießen, in eine Übergangszeit des Verfalls der Buchschönheit. Der Geschmack der gotischen Mode und der keineswegs schon verlorene Geschmack des klassischen Stils wirkten dem Buchgeschmack der nächsten Vergangenheit ebenfalls entgegen. Die Bibliophilen erfreuten sich an den pièces gothiques oder ihren Faksimilierungen und fanden in den Écrivains des Grand siècle die Favoritautoren, für die ebenso die Beziehungen bibliographisch-literarhistorischer Richtung wie die der historisierend-nationalen Tendenzen gegeben waren und die gleichzeitig den französischen Sammlern als die Spitze der schönen Wissenschaften erschienen. Es war kein Umweg, den die Buchfreunde machten, wenn sie über die Bücherstraßen des siebzehnten Jahrhunderts in die des neunzehnten zurückkehrten, die édition originale nach ihren richtigen Werten als Sammlerstück schätzen lernten. Die Anwendung der Bezeichnung Editio princeps auf die Erstdrucke antiker Klassiker und das Begehren dieser Erstdrucke durch die Sammler hatte eine historische und praktische Tendenz gehabt, war Bemühung um die Antiquität und den authentischen Kodexersatz gewesen. Als dann der Rang einer Wissenschaft auch von der Schrifttumsgeschichte gewonnen wurde — entscheidende Einflüsse übten hier die als Romantik bezeichneten literarischen Strömungen — als die Gesamtausgaben der französischen Klassiker, sich auf die Erstausgaben aufbauend, eine wissenschaftliche Gestaltung erfuhren, entwickelte sich auch der Begriff der édition originale mit immer stärker werdender Bestimmtheit und wurde zum bibliographischen Wertmesser der Bibliophilie, die damit dem Druckwerk als Schrifttumsträger eine selbständige Wertung zuteil werden ließ, die ihre Sammlungsverfahren vervollkommnete, den Bibliophilenbibliotheken eine wissenschaftliche Grundlage gab. Der neue Bibliothekenstil war gefunden, er beruhte auf der Erkenntnis, daß je näher ein Druck dem Verfasser eines Werkes stand, desto mehr sein Wert wuchs. Sie fand Anwendung

auch auf die sonstigen Bucheigenschaften, auf das Verhältnis eines Druckwerkes zu den buchgewerblichen Leistungen seiner Hersteller; auf die geschichtlichen Überlieferungen, die für eine Ausgabe vorhanden waren; auf die Herkunft eines Abzuges aus bestimmtem Vorbesitz. Kurz und gut, es war eine geschichtliche Betrachtungsweise gewonnen worden, die, soweit sie sich auch in Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten verlieren konnte, doch die Kuriosität und die Rarität verdrängte und sich allmählich auf allen Sammlungsgebieten bemerkbar machte. Einer der ersten, der nachdrücklich auf die édition originale verwies, ist Charles Nodier gewesen. Wenn er meinte, daß ihre vorerst noch wenig gesuchten Reihen bald die Aufmerksamkeit der feinfühligsten Sammler auf sich lenken würde; wenn er fragte, wer solche Ehrentitel des französischen literarischen Ruhmes verschmähen möchte, Ausgaben, deren geringste Lesarten den Leuten von Geschmack unschätzbar sein müßten, da dergleichen Varianten die bemerkenswertesten Geheimnisse des künstlerischen Schaffens enthüllten und die Entwicklung des Genies, wie es durch die Erfahrungen des Lebens geklärt würde, anzeigten, so bemerkte er damit, daß in eben diesen Varianten eine über ihre philologische Ausnutzung für die Textkritik hinausreichende Bedeutung zu finden sei, kam er aus Psychologie zu einer literaturwissenschaftlichen Einschätzung der édition originale. Das war ein der Entdeckung des Buches durch die Bibliophilie des Humanismus zu vergleichender Fortschriftt, den die Bibliophilie der Romantik gewann.

Als der englische Bibliograph der romantischen Epoche der Bibliophilie, Th. Fr. Dibdin, 1821 die Beschreibung seiner Bücherreise durch Deutschland und Frankreich herausgab, fanden ihre französischen Übersetzungen manchen Widerspruch. Denn der durchaus nicht überall genaue und sachverständige Reverend hat über viele Dinge in einem sehr insularen Tone überheblich abgeurteilt, die keineswegs so waren, wie er sie gesehen hatte. Die Buchfreunde im Buchgewerbe und unter den Büchersammlern ließen es an ehrlichem und auch schon erfolgreichem Willen nicht fehlen, in der Bibliophilie Frankreichs wieder einen bestimmten Mittelpunkt seines Buchwesens zu finden. Vielleicht war der sonst französischer

Art wenig geläufige Zug einer literarhistorischen Internationalität in der Ausdehnung der Bücherwahl nie so stark hervorgetreten wie in den zwanziger bis vierziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Zu den Männern, die auf einen solchen Weitblick stolz sein durften, gehörte Charles Emmanuel Nodier [1780—1844]*, seit 1824 Bibliothekar und später Oberbibliothekar der Arsenalbibliothek. Ein bibliophile lettré, der die richtigen Worte fand, um die Bibliophilie - Romantik zu verteidigen. Wenn die Bedeutung Charles Nodiers für das französische Schrifttum am besten dadurch gekennzeichnet wird, daß man ihn einen Vorläufer und Schutzherrn der Romantik nennt, so ist ähnlich auch seine Stellung in der Bibliophiliegeschichte zu bestimmen. Nicht der Nodier ‚de l'Académie française' ist es, dem sie ein ehrenvolles Gedenken widmet. Es ist der Bücherforscher Nodier, der seiner Liebe zu den Büchern Worte leihen konnte, die noch immer süß in den Ohren eines jeden wiederklingen, der diese Liebe teilt. Aber doch auch ein Buchkundler, der selbst das von ihm verlangte und verteidigte für die Wissenschaft vom Buche noch nicht leistete.

„Après le plaisir de posséder des livres, le plaisir d'en parler" war der Bibliophilen-Wahlspruch von Charles Nodier, dessentwegen, denn er handelte und — schrieb nach ihm, Nodier der Katalog-Romantiker heißen sollte. Die Bibliographie, die für Charles Brunet das Ergebnis langer, mühseliger und trockener Untersuchungen wurde, nahm Nodier leichter; für ihn wurde sie ein Gegenstand, über den sich amüsant und scharmant schreiben ließ, ohne daß gerade seine Untersuchungen immer vorbildlich gewesen wären, obschon ihm böse Zungen nachredeten, sie hätten wenigstens den Zweck gehabt, den amateur-marchand Nodier zu fördern. Wie dem auch sei, seine bibliographischen Dissertationen und Notizen für die Bibliophilen brachten in das Sammeln einen neuen Ton. „Si Nodier n'avait pas créé la Bibliophilie, il l'avait, on peut le dire, inventé. Il l'avait présenté au monde et lui avait délivré son état-civil. Il l'avait si bien inventé qu'il en était devenu lui-même l'incarnation et le type. On ne pouvait lire le mot ou l'entendre prononcer, sans imaginer aussitôt ce personnage long et maigre, un peu voûté, qu'on avait

* Abb. 95

tant de fois rencontré cheminant, les mains derrière le dos, sur les quais et dans les rues, et lançant un regard oblique vers les vitrines des libraires, ou vers les étalages des bouquinistes.“ [Charles Asselineau.] Das Bibliophilenporträt ließ Nodier in seinen Novellen von allen Seiten sich wiederspiegeln: da ist Theodor, der abbé Lowrich, der reisende Büchersammler, Don Pic de Fanferluccio des Roi de Bohême. Die kleinen Züge zu diesen Bildnissen trug er in den zahlreichen Abhandlungen und Anmerkungen nach, die er dem Buche und den Büchern widmete. Anregend mit heiterer Vielseitigkeit auf Vorbilder und Vorbildliches weisend, warb er für Bücherliebhaberei, ein Missionar des guten und schönen Buches in der literarisch-mondänen Welt von Paris. Ganz gewiß, er hat keinen bibliographischen Kosmos geschrieben wie der ernsthafte Brunet. Was Nodier deutlich machte und womit er den Geschmack der Romantik aufs glücklichste traf, war, daß er zeigte, in der Bibliophilie vereinige sich künstlerisches und wissenschaftliches Streben zur Bücherlust, die Besonnenheit des Forschers und die Leidenschaft des Liebhabers, je nach der Persönlichkeit der Bibliophilentemperamente. Buchpflege sei Geschmack haben; Bücher kennen und lesen sei Klugheit, die bis zur Weisheit reiche; die Bücherei ein Vergnügen, eine Weltanschauung und ein Werkzeug sondergleichen. Und gerade die Kleinigkeiten, dieses um die Bücher herumsehen, sei nicht wenig. Denn es komme aus der Tradition und werde zur Tradition. Das Ahnentum der Büchersammler, das sich in der Entdeckung des Provenienzexemplares festigte, führte auf die Betrachtung des Bibliophilen als einen Kosmopoliten aller Zeiten und Zungen. Oder doch wenigstens auf den Badaud, der ebenso im alten Paris zu Hause war wie im neuen und dann und wann auch die Ausflüge in entferntere Bücherländer nicht scheute. Die Sprache, das Schrifttum, das Buch dessen Träger, und die Geschichte der Bücher die Geschichte des Geistes der Menschheit, oder doch mindestens die des eigenen Volkes; auch das waren die Weiser eines von Nodier eingeschlagenen Weges, der zur vergleichenden Bücherkunde mit dem Ziele der édition originale wies. Wobei dann auch die Beschäftigungen mit dem Buche, bis es ganz und gar fertig, ein Sammlerstück war, nicht vergessen

wurden. Vom Entdecken der Seltenheit beim Büchertrödler* und ihrer Durchforschung zu Hause an bis zu der Fürsorge des Buchbinders und Bücherwäschers, ohne die kein Einlaß unter die Erlesenheiten eines Schrankes zu finden war, der nur Bände barg, die exemplaires d'amateur hießen. Damit war dann der Bibliophile zum Erneuerer eines jeden alten Buches geworden, zum Erneuerer seiner Gestalt und seines Wesens. Begabung, Liebe, Wissen machen den Bibliophilen aus, das war die Anschauung Nodiers, der als der Entdecker eines besonderen Bibliophilentalentes gelten kann, das sich in der selbstschöpferischen Tätigkeit des Buchfreundes äußert, als welche nicht bloß die Sammlung, die sich jedes einzelne Sammlungsstück gewinnt. Niemand hatte noch so fein wie Nodier die Einbandliebhaberei zu entschuldigen und zu erklären verstanden, diese Liebhaberei, die ebenso in der Anerkennung des alten Besitzes, des historischen Einbandes, wie in der des neuen, des zunächst die geschichtlichen Erinnerungen wieder aufnehmenden neuen Einbandes, kennzeichnend für die französischen Bibliophilenbibliotheken des neunzehnten Jahrhunderts werden sollte. „Un des premiers besoins de l'homme est d'orner ce quil aime. Quand son coeur s'ouvre aux passions de la vie, il prodigue à sa maitresse les fleurs et les rubans; quand son esprit perçoit des jouissances plus durables, il regrette que le maroquin, la soie et l'or ne soient pas assez riches pour décorer les chefs d'oeuvres de ces amis immortels que l'intelligence lui a donnés" hat Nodier einmal die Einbandfreuden umschrieben. Mit dem Buchbinder Thouvenin, der für die gotisierenden Romantiker in der Verzierung à la cathédrale einen freilich mißverstandenen gotischen Stil erfand, dessen Künstlichkeit sich bald überleben sollte, war Nodier, ihn anregend und fördernd befreundet; in dem von ihm zusammen mit dem Antiquar Josèphe Téchener [1802—1873] 1834 begründeten ‚Bulletin du Bibliophile' schuf er den Büchersammlern eine eigene Zeitschrift. Die Bedeutung Nodiers des Sammlers entsprach der seiner sich für das Buch und dessen Freunde einsetzenden Tätigkeit, seiner Autorität in Buchdingen freilich nicht. Nacheinander besaß Nodier drei Büchereien, die nicht allzu umfangreich waren, aber nur gewählte Stücke enthielten. Und

* Abb. 99

das Museum Nodier, wie der Besitzvermerk seiner Bücherei mit einer hübschen humanistischen Wendung sich ausdrückte, ist auch kaum die Ausgestaltung eines methodisch-systematischen Planes gewesen, erst die Auktionskataloge dieses Klassikers der Anmerkung machten es zu einer von persönlicher Eigenheit getragenen Einheit. Wie er es denn auch liebte, Anmerkungen in den Bänden vorgesetzten Blättern feinsten Chinapapieres kalligraphisch zu notieren, Anmerkungen, die bisweilen mehr blendend als richtig waren. Daran mag die Selbsttäuschung des Enthusiasten schuld gewesen sein. Grämliche Urteiler haben deshalb Nodier den Vorwurf gemacht, er sei ein marchand-amateur, der mit den Kunstfertigkeiten des Literaten seiner Buchware einen guten Markt schaffe. Aber es ist doch wohl mehr ein äußerer Zwang gewesen, der den armen Buchfreund, gleich seinem Gesinnungsgenossen Viollet-le-Duc,* zwang, sich von seinen Lieblingen zu trennen.

Die Ahnung einer Bücherdämmerung, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Altbüchermarkt und die Büchersammlungen veränderte, ließ Nodier den Amateur de livres 1842 [in dem Curmerschen Sammelwerke ‚Les Français peints par eux-mêmes‘] zeichnen: „Le bibliophile de notre époque, c'est le savant, le littérateur, l'artiste, le petit propriétaire à modiques ressources ou à fortune congrue, qui se desennuie dans le commerce des livres peut-être, mais innocent, console plus ou moins de la fausseté de nos autres affections. Mais ce n'est pas lui qui pourra former d'importantes collections, et trop heureux, hélas! si ses yeux mourants s'arrêtent encore un moment sur la sienne; trop heureux s'il laisse ce faible héritage à ses enfants! J'en connais un — et je vous dirais son nom si je voulais — qui a passé cinquante ans de sa laborieuse existence à se composer une bibliothèque, et à vendre sa bibliothèque pour vivre. Voila le bibliophile! et je vous notifie que c'est un des derniers de l'espèce. Aujourd'hui l'amour de l'argent a prévalu: les livres ne portent point d'interêt.“ In der Bibliophilie eines juste-milieu war die Bibliophilie der französischen Romantik zu Ende gegangen, an ihre Stelle trat, im aufgehenden Glanze der großen Sammlungen und — Versteigerungen, entsprechend der bibliographischen Erklärung der Originalwerte, eine von dem Altbücher-

* Abb. 97

markt ausgehende Beeinflussung des Büchersammelwesens: die Bücher waren in den hohen Liebhaberwerten auch zu kaufmännisch nachrechenbaren Zahlen geworden. Auf dem Titel des Vademekums, das für die französischen Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts durch sein bibliographisches und bibliophiles System maßgebend wurde, so daß sein Verfasser der geistige Vater der klassischen Sammelrichtung dieses Jahrhunderts zu nennen ist, steht der Buchhändler vor dem Büchersammler.

War Charles Nodier der Bannerträger der französischen bibliophilen Romantik gewesen, dem es nicht allzu viel darauf ankam, große Behauptungen aus kleinen Irrtümern zu machen, so wurde der ihm gleichalterige Jacques Charles Brunet [1780—1867]* ein bibliographischer Gesetzgeber, der aus dem Überschwang gefühlsmäßiger Begeisterung die Bibliophilen zu einer methodischen Sammelsicherheit weiterführte. Ein Bekenntnisbuch hat er der französischen Bibliophilie seiner Epoche in seinem Hauptwerke, dem ‚Manuel du Libraire et de l'Amateur de Livres' hinterlassen, von dem er [in einem Briefe vom 27. April 1860 an Baron de Reiffenberg, den Herausgeber des ‚Bulletin du Bibliophile belge'] mit Recht sagen durfte, es sei ‚un livre qui depuis cinquante ans n'a cessé de jouir de la faveur des bibliophiles et de l'estime des bibliographes'. Als Bibliograph hatte Brunet, in der Buchhandlung seines Vaters tätig, schon durch kleine Probestücke seine ausgedehnte Bücherkenntnis gezeigt, als er 1810 zum erstenmal in drei Bänden sein Handbuch herausgab, dessen stete Verbesserung bis zu der 1860 bis 1865 in sechs Bänden veröffentlichten fünften Auflage seine Lebensarbeit wurde. Brunet hatte rasch die Reife des Urteils gefunden, um die Fehler seines Vorbildes, der ‚Bibliographie instructive' [die es aber nach einem Bonmot des abbé Rive sehr wenig ist] von F. G. de Bure [1732—1782] zu erkennen und zu vermeiden. Seine Verdienste schmälert es nicht, daß nach einem Jahrhundert sein veraltendes Werk allmählich überholt worden ist. Denn sie liegen in der Begründung einer angewandten Bücherkunde im Sinne F. A. Eberts; in der Ausbildung bibliographischer exakter Methoden, die für immer die allgemeinen Behauptungen durch Einzeluntersuchungen und

* Abb. 96

Feststellungen der bibliographischen Tatsachen ersetzten; die von dem Einzelfall ausgingen, von der Autopsie der beschriebenen Exemplare und nicht von vorgefaßten Meinungen. De Bure, „le gros Guillaume", hatte sein Nachschlagewerk dem Büchersammler Gaignat gewidmet und dieser hatte die Widmung durch eine Prachtkutsche mit zwei schönen Pferden vergolten. Brunet hat seine entsagungsvolle Arbeit Bücher sammelnd sich selbst gelohnt, indem er deren Ergebnisse für seine kostbare Liebhaberbücherei verwertete. Ein feines Gefühl für das Echte, verbunden mit der Sicherheit, die Kenntnisse verleihen, machten ihn zum Entdecker manchen neuen Sammlergutes. Er fand geschätzte Provenienzen, er erklärte die Gründe für die Einschätzung der éditions originales [die er in die vierte Auflage seines Manuel aufnahm]. Derart gelang es ihm, mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln sich eine Privatbibliothek zu erwerben, deren Versteigerung im Jahre 1868 ein Aufsehen erregendes Ereignis wurde.

Am 1. Januar 1820 wurde die Société des Bibliophiles François von acht bekannten Buchfreunden, den Herren Marquis de Châteaugiron, de Pixérécourt, Baron Walkenaer, de Malartie ,Durand de Lançon, Bérard, Vicomte de Morel de Vindé, Comte Edouard de Chabrol gegründet. Von Anfang an war René-Charles Guilbert de Pixérécourt [1772—1844]*, der Shakespeare der Vorstadtbühnen, ein beliebter Theaterdichter und Theaterleiter, die Seele dieser ersten französischen Büchersammlergesellschaft gewesen, bis Krankheit — er erblindete am Ende seines Lebens — und mißliche Vermögensverhältnisse ihn aus der Bücherwelt sich zurückziehen ließen. Seine Bücherei mußte er im Januar 1839 von dem Buchhändler J. Crozet, dem Schwager Techeners, versteigern lassen. Die Auktion, die erste von Crozet geleitete, brachte die damals noch hoch scheinende Summe von 82000 Francs. [Einschließlich einiger unter der Hand verkaufter besonders wertvoller Werke.] Damals erwarb die in einhundert Cartonniers eingeordnete Collection revolutionnaire, eine Flugschriftensammlung ersten Ranges, die Bibliothèque de la Chambre des Pairs [die spätere Bibliothèque du Sénat] für 5000 Francs, wäh-

* Abb. 94

rend die Bibliothèque du Louvre eine Reihe von 400 in der Revolutionsepoche erschienenen Theaterstücken kaufte, die mit ihr vernichtet worden ist. Manche Bibliophilenmode hatte Pixérécourt ihre beispielgebende Erneuerung und Umbildung zu verdanken; er war der erste Biblio-Autograpophile, der Drucke durch eingefügte Handschriften ihrer Verfasser und sonstige Urkunden dokumentierte, eine seitdem in Frankreich beliebt gebliebene Übung, Bücher auszustatten. Bei ihrer Begründung und im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens war die Société des Bibliophiles François von keinem allzu erheblichen Einfluß auf die Bibliophilie in Paris gewesen; erst als der Baron Pichon an ihre Spitze trat, erlangte sie als die Vereinigung der führenden Pariser Sammler eine lange unbestrittene Vorrangstellung.

Baron Jérôme Pichon [1812—1896]*, der schon 1846 die kaum begonnene amtliche Laufbahn verließ, war einer jener geborenen Bibliophilen, in denen die Bücherliebe und die Sammelleidenschaft von Jugend an mächtig und mitbestimmend für ihre Lebensgestaltung wurden. Aber auch ein Mann, der durch ernsthafte Forschungen seine Liebhabereien zu umgrenzen verstand; eine Persönlichkeit von vornehmen ausgeglichenen Wesen, die im Bannkreise der Bücher und der Wissenschaft vom Buche nicht die Verbindung mit den anderen Dingen dieser Welt verlor. Ein verhältnismäßiger Wohlstand erlaubte es ihm, seine Neigungen zu pflegen. Immerhin war er nicht reich genug, um überall den Wettbewerb mit den den Altbüchermarkt beherrschenden reichen Händlern und Sammlern aufnehmen zu können, deren Beweise für einen Liebhaberwert die runden Summen waren, die sie mühelos zahlten. Da Baron Pichon allein mit seiner Brieftasche den Bücherschatz, den er sich zu eigen machen wollte, nicht gewinnen konnte, ersetzte er diesen Mangel durch andere ihn ausgleichende Vorzüge: durch Geist und Geschmack, durch Kenntnisse und Sammlerfleiß. Damit allmählich zu einem Amateur heranreifend, dessen Beispiel deutlich zeigte, daß die Bibliophilie, die edle Bücherlust, zur Aneignung einer Büchersammlung und nicht zu deren Zusammenkaufen führen muß. Von seinem Bibliophilentemperament zeugt ein Brief, den der Greis

* Abb. 100

im Dezember 1892 an Georges Vicaire schrieb, einen raschen Rückblick auf die Anfänge seiner Bücherliebhaberei werfend: „Depuis ma plus tendre jeunesse j'ai aimé, adoré les livres, et, comme tout homme qui aime, j'ai tout aimé d'eux, le fond et la forme. Plus tard, j'ai appris à apprécier leur reliure et leur provenance. Quel charme de tenir dans ses mains un livre élégamment imprimé, revêtu d'une reliure contemporaine de son apparition, donnant la preuve par un signe quelquonque, qu'il a appartenu à un personnage illustre ou sympathique, et de penser qu'en touchant ce volume qu'il a touché, lu, aimé, on entre avec lui dans une mystèrieuse communion. La première fois que j'ai connu l'émotion des enchères, c'est à la vente de La Mésangère, en 1831. I'allais atteindre mes dix-neuf ans; j'achetai là pour 20 francs un superbe exemplaire des ‚Heures de Maçon', de Simon Vostre. Ce n'était pas trop mal débuter. Alors et quelques années plus tard, le goût et le marché des livres etaient fort différents de ce qu'ils ont été depuis. Il n'y avait que peu de gens riches s'occupant activement de livres; je citerai parmi eux M. Bérard, le duc de Poix, M. de Soleinne, MM. Coste et Yéméniz, à Lyon. Le duc de Rivoli et M. Cicongne paraissaient un peu plus tard et avec quel éclat! Le reste des acheteurs se composait de petits amateurs ou de quelques châtelains de province consacrant seulement une faible partie de leur revenu aux livres. M. Leber suivait assidûment les ventes et faisait là patiemment son admirable collection en dépensant relativement fort peu. Je fus traité de fou lorsqu'à la vente Pixérécourt je payai 500 francs la ‚Bible' de Vitré, de Longepierre [depuis M. de Sauvage l'a achetée 15000 francs] et ce fut au milieu des éclats de rire de la salle Silvestre [je ne dis là que l'exacte vérité] que me fut adjugé, à 95 francs, le délicieux ‚Petrone' d'Hoym, de 1677 . . . Tout ce que je recevais de mes parents, sauf ce qui m'était nécessaire pour mon entretien, passait en livres; mais je devenais plus avide à mesure que ma bibliothèque devenait plus riche. MM. Debure s'étaient mis à ma disposition pour mes acquisitions à la vente Richard Heber. Ils me laissaient toute la latitude possible et jamais je n'oublierai les bons procédés de ces excellents amis non plus que ceux de Joseph Techener père, qui

lorsque ma bourse était vide, attendait patiemment qu'elle fût revenue à un état plus satisfaisant. Il arriva cependant que dépassai les limites de mon crédit. Pour acheter une ‚Bible' in-folio, aux armes d'Hoym, j'avais, pour la première et unique fois de ma vie, mis ma montre et sa chaîne au Mont-de-piété. Je devais 6000 francs presque exclusivement aux libraires; il fallut l'avouer à mon père. Je le fis en tremblant qu'il ne me forçât à vendre mes chers livres; mais si mon père était sévère, il avait trop d'esprit et bon sens pour ne pas apprécier les motifs de ma gêne et il paya sans m'imposer aucun sacrifice, en disant qu'il était toujours fâcheux de faire des dettes, mais que la nature des miennes me faisait honneur. Puis j'eus plus d'argent, je me mariai, je devins père; mais l'amour des livres resta le même et se doubla de l'amour des curiosités, des médailles, de l'argenterie, etc. I'achetai ma maison du quai d'Anjou, je pourrai dire à la risée presque universelle comme pour le ‚Petrone'. Pouvait-on aller demeurer à l'Ile Saint-Louis! Et comment meubler une pareille maison! Mais je laissai dire et je poursuivis mon chemin. On vient chez moi par curiosité, puis on trouva qu'après tout on pouvait vivre à l'Ile Saint-Louis, puis après m'avoir blâmé, on me loua, on me vanta et . . . il y a 43 ans que j'y suis."

Der Ankauf eines Baudenkmals, der den mondänen Parisern seltsam schien, bewährte Pichon den Sammler. Denn dieses 1657 erbaute sogenannte Hôtel Pimodan, dessen bekanntester Besitzer [seit 1682] der Duc de Lauzun gewesen ist, war eine Wohnung, die sich besser gar nicht ein Buch- und Kunstfreund wünschen durfte, dessen Leitspruch: ‚Memor fui dierum antiquorum' hieß. Der Sammler Pichon hatte das Haus gekauft, das ebenso mit den überlieferten Erinnerungen der Vergangenheit wie mit den ihm noch verbliebenen, der Fassade, dem Innenhof, den Holzschnitzereien und Wandgemälden, selbst ein Sammlerstück war. Und der Sammler Pichon hat es eingerichtet. Die alterhaltene Innenausstattung gab den Rahmen der Sammlungen, die für ein Halbjahrhundert hier vereint werden sollten und die auch die Räume der Pariser Akademie der Bibliophilen in dieser Zeit gewesen sind. Baron J. Pichon, der 1843 als Mitglied der Société des Bibliophiles françois aufgenommen war,

wurde 1844 ihr Präsident und blieb es bis 1894; von da an bis zu seinem Tode ihr Ehrenpräsident. Der Aufschwung, die Blüte und die Leistungen der Société des Bibliophiles françois sind vorwiegend auf seine Leitung zurückzuführen, in ihr gestaltete er einen äußeren Mittelpunkt derjenigen Bestrebungen, die die ihm gesinnungsverwandten Buchfreunde und Büchersammler verbanden. Das Pariser Bibliophilenleben in der Zeit des Baron Pichon, der der Herrschaft der Brunet-Schule, war anregend und eigenartig. Es gab Leute, die das Sammeln als eine Art Beruf übten, jeden Tag und überall konnte man noch Kostbarkeiten unter Trödelwaren aufstöbern. Baron Pichon hat eine der merkwürdigsten Epochen der französischen Bibliophiliegeschichte durchlebt; ihre Anfänge, ihre Höhepunkte und ihren Ausgang kennen gelernt. Als er jung war, suchte man die aus den Wirrnissen der Revolution und der Napoleonischen Kriege geretteten Bibliothekentrümmer zusammen; der im Mannesalter stehende nahm teil an der Auflösung der derart entstandenen Liebhaberbüchereien in berühmten Versteigerungen und mußte selbst durch eine solche wertvolle Teile der eigenen Sammlung zerstreuen lassen; der Greis war ein emeritierter Bibliophile, einer der letzten Hüter der alten Mode und die Nachlaßversteigerungen, dis seinen Namen trugen, waren am Ende des neunzehnten Jahrhunderts eines der letzten ‚Ereignisse' des Pariser Altbüchermarktes.

Die ‚curiosité', die Mannigfaltigkeit der Sammlerneigungen, die sich dem alten, dem schönen, dem seltenen zuwendeten, ließ den Baron Pichon noch andere Sammlungsgebiete bestellen; den Büchern gesellte er Griffelkunstblätter und Handschriften, Kleinkunstwerke, Münzen, Porzellane, Silberarbeiten, ein buntes Durcheinander von Cimelien und Studienobjekten, die er systematisch vereinte. Die Eigenart seines Sammlertums, die einen sehr erheblichen Einfluß auf das seitdem üblicher werdende Verfahren übte, Sammlerstücke von geschichtlichem Wert zu beschreiben und zu bestimmen, zeigte sich darin, daß er die Urkundentreue den Vermutungen vorzog. Er beherrschte die alten Inventare, Korrespondenzen, Memoiren und die ihnen verwandten Hilfsmittel, die es ihm erlaubten, die Geschichte

eines kostbaren Sammlerstückes zu schreiben; seine Vergangenheit mit Sicherheit aufzuklären; durch persönliche Zuweisungen es ein Dokument aus einem Monument werden zu lassen, das frühere und gegenwärtige Besitzer zusammenschloß. Damit gab er der ‚Provenienz', deren Reize sein Brief an Vicaire schilderte, einen weiteren wissenschaftlichen Sinn, zu ähnlichen Untersuchungen Anregung und Beispiel. Selbst aber gewann er mit derartigen Feststellungen anonymer Stücke häufig ein von anderen verschmähtes Wertstück und diese Bereicherungen seines Besitzes kamen dann wieder der Forschung zugute. Hierin, und gerade hierin, lag die Bedeutung einer Sammeltätigkeit, die bleibend weiterwirkte, obschon ihre eigentlichen Ergebnisse längst in den Pichon-Versteigerungen wieder zerstreut worden sind; hierin das vorbildliche dieses Bibliophilen für die Bibliophilie: nicht mit dem Haben von Büchern zufrieden zu sein, sondern erst mit dem Kennen; mit dem Kennen des sich dem Leser erschließenden Werkes, das ist selbstverständlich. Aber darüber noch hinaus mit dem Kennen der Ausgabe, des Exemplars aus einer geschichtlichen Betrachtungsweise heraus.

Aus der Einschätzung des Sammlerstückes ohne Fehl und Tadel; des Exemplares in bester Erhaltung und womöglich in einem reich verzierten Einbande eines berühmten Buchbinders seiner Ursprungszeit, bildeten sich die Anschauungen über das Provenienzexemplar, die für die französische Bibliophilie des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnend wurden. Eine Vereinigung vieler Vorzüge ausgesuchter Bücher in ausgewählten Abzügen, in besonderer Ausstattung fand man immer wieder bei den Bänden einiger alten Bibliotheken. So kamen die Namen der Grolier, Thou, Longepierre und anderer zu einem erneuerten Ansehen, das sie aus der Vergessenheit wieder aufleben ließ. Gelehrte Untersuchungen verfolgten die einmal aufgefundenen Spuren weiter, verflochten die Bibliophilentraditionen der Gegenwart von neuem eng mit der Vergangenheit. In diese reichten, durch ihre historischen und politischen Anschauungen, auch viele der tonangebenden Sammler zurück. Bei ihnen verband sich der Buchkultus, die Genealogie der illustre provenance, häufig mit der betonten Verehrung des ancien régime.

Die Blüte der Einbandkunst in der Regierungszeit des Hauses Valois gab solchen familiengeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Überzeugungen, zu denen sich bald auch diejenigen Sammler bekannten, denen die Nachahmung dieses feinen Tones gefiel, einen festen Stützpunkt. Von den Anfängen kam man rasch vorwärts. Bibliophilen waren die Könige des Hauses Bourbon nicht gewesen. Aber doch Könige. Aus den Blättern der exemplaires de provenance ihrer Jahrhunderte wehte die Hofluft von Versailles. Man meinte sich den anmutigen femmes bibliophiles selbst gegenüber zu sehen, wenn man einen Band zur Hand nahm, der ihr Bibliothekssignet trug. Und die Bibliophilie blieb nicht ohne einen gewissen polemisch-politischen Reliquienkult, wenn man etwa einen Band aus den Bibliotheken Marie Antoinettes mit seinem Goldgewichte aufwog, den die Königin selbst vielleicht nie betrachtet hatte, der ein Buch ohne sonstige Vorzüge umschloß. Illusionen, denen ein sentimentales Interesse zugrunde lag. Indessen, Illusionen, die nicht an Bibliophilen zu tadeln sind, die in der Phantasie das glücklichste Mittel sahen zur Belebung einer bibliographischen Datendürre; zur Erheiterung trockener Wissenschaftlichkeit.*

Um 1850 war das Büchersammeln in Paris eine noble Passion gleich anderen noblen Passionen, die ein reicher und vornehmer Weltmann haben konnte. Der Amateur, der sich als Bibliophile auszuzeichnen wünschte, durfte und mußte Ansprüche an das Buch stellen, das in die Reihen seiner Sammlung treten sollte. Die elegante Beschäftigung des Bücherkaufens verlangte eine Tageseinteilung, durch die man sich im engeren Kreise immer wieder zusammenfand. Geld und Zeit waren für den Bibliophilen von Rang und Ruf eine selbstverständliche Voraussetzung. Es war ein edler Sport, den man, alle seine kleinen Konvenienzen beachtend und nuancierend, trieb, ohne daß bereits die geschäftliche Nüchternheit, die Macht der runden Summen endgültig entscheidenden Einfluß gewonnen hatte. Noch gab es begehrenswerte Stücke in reicher Zahl, noch brauchte man die Phantasie im Sammlerleben nicht zu entbehren. Damals fanden die Versteigerungen des Abends in der salle Silvestre der rue des Bons-Enfants statt. Hier saßen in den

* Abb. 49, 50, 51, 84, 98

ersten Reihen die führenden Sammler, die Majores, wie man sie nannte, als seit 1852 die Ereignisse des auf dem französischen Altbüchermarkt Epoche machenden Auktionen sich rasch folgten: der Comte de Lignerolles, den von ihm beauftragten, für ihn bietenden Buchhändler durch unmerkliche Zeichen Weisungen gebend; G. de Villeneuve, das Monokel im Auge, gelassen ein erlesenes Sammlerstück erwartend, das er suchte; der Marquis de Ganay, dessen Geschmack die historischen Wappenbände waren; der Comte de la Béraudière, ein gefürchteter Kenner; der Baron de Lacarelle höflich, kalt, auch er ein Kenner; Marcelin de Fresne und Baron Roger Portalis, beide eben in den Anfängen ihres Sammelns. Andere bekanntere Pariser Bibliophilen dieser Jahrzehnte, Baron Pichon, Comte de Lurde, abbé Bossuet, Comte Octave de Béhague, Baron L. Double, Edouard Bocher, Ambroise-Firmin Didot, Lebeuf de Montgermont, Eugène Dutuit aus Rouen, Ernest Odiot, Baron James de Rothschild erschienen meist nicht selbst auf dem Schauplatz ihrer Siege, sondern ließen sich vertreten. Für sie traten die fashionablen Altbuchhändler ein, die Labitte, France, Claudin, Durand jeune, die beiden Tross, Saint-Denis, Mallet, Aubry, Bachelin-Deflorenne, Gouin, Baillieu, Rouquette, Caen, Pillet, Hénaux, Porquet, Miard, Techener, Fontaine. Als Expert leitete Potier die Versteigerungen des zweiten Kaiserreiches, die vor diesem Parkett stattfanden. Es waren die Ventes de Bure,* Renouard, Giraud, Comte de la Bédoyère, Prince Radziwill, van der Helle, denen von 1861 bis 1870, in dem jetzt mondäner werdenden Hôtel Drouot* die Ventes Baron Double, Yemeniz, Brunet, Baron Pichon, und des Buchhändlers Potier sich anschlossen, die die neuen aufschnellenden Preise, den neuen Sammlergeschmack festigten. Die Buchbinder in der Mode, vor allen Trautz,* den 1869 das Kreuz der Ehrenlegion auszeichnete, bewiesen Geschicklichkeit und Geschmack in der Herstellung ihrer kostspieligen Liebhabereinbände, deren Verzierungen die Einbandmuster früherer Jahrhunderte wiederholten. Die Kriegsjahre 1870 und 1871 hatten Bücherpreise

* Abb. 88, 115, 116, 117

und Sammlerbegeisterung nicht hemmen können. Von 1875 bis 1882 stieg das Buch der alten Bibliophilenschule immer mehr im Preise. Dann trat ein Rückschlag ein. Teils waren die großen Sammler unter seinen Verehrern mit der Ausgestaltung ihrer Büchereien nahezu zum Ziel gekommen, teils ließen sich diesen gleichwertige neue Büchereien auch mit höchstem Aufwande nicht mehr schaffen. Die besten Sammlerstücke waren in festen Händen; wer jetzt wieder bei der nächsten Gelegenheit um sie werben wollte, durfte kein Gebot mehr scheuen. Das hatte manchen jungen Sammler schon von den noch bevorzugten Sammelgebieten ferngehalten. Aber auch die Gesinnungen und Richtungen des Sammelwesens hatten sich verändert; waren vom toten Buche, von der bibliographisch-historischen Reliquie bis zum lebenskräftigen neuen gelangt.

Die beweisende Zahl, daß die Bücherliebhaberei und die Liebhaberbüchereien in Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts wieder auf die Höhe des achtzehnten Jahrhunderts angelangt waren, lieferte 1867 die Vente Yemeniz. N. Yemeniz, ein in Konstantinopel geborener Grieche, der 1799 nach Lyon gekommen und hier ein erfolgreicher Seidenindustrieller geworden war, hatte seit etwa 1800 gesammelt; dabei seine bibliographisch-literarischen Studien, deren Ergebnisse er in einer Anzahl von ihm geleiteter oder herausgegebener Veröffentlichungen vorlegte, nicht vernachlässigend. Seine Absicht war nicht auf eine Auswahl von Schaustücken gerichtet geblieben, so viele Kostbarkeiten und Seltenheiten er auch in seinen Schränken vereinen konnte. Er bemühte sich, eine abgerundete Büchersammlung zusammenzubringen; in Anpassung an das von Brunet aufgestellte Bibliothekssystem, das wenigstens den äußerlich gleichbleibenden Rahmen für die Kataloge französischer Privatbibliotheken schuf, in dem sich bequem größere und kleinere Büchermassen verteilen ließen; ein Vorzug, der diesen Bibliotheken heute noch auch eine gewisse innere Verwandtschaft gibt. Tief erschüttert von dem [1860 erfolgten] Tode seiner Frau verlor Yemeniz alle Bücherlust, er schloß sein Bücherzimmer, um es fortan zu meiden, und hatte schon lange von seinen Büchern Abschied genommen,

als er sich endgültig von ihnen trennte. Das Ergebnis der Büchereiversteigerung Yemeniz, 725000 Francs, ist erst zehn Jahre später von dem Gesamterlöse der Ventes Didot übertroffen worden.

Der Familie Didot, die sich seit 1713, in welchem Jahre der spätere Verleger des Abbé Prévost, François Didot [1689—1759], in die Gilde der Pariser Buchhändler aufgenommen wurde, um die Förderung des französischen Buchhandels und der Buchdruckerkunst die vielfachsten Verdienste erwarb, gehören zwei berühmte Bibliophilen an. Pierre Didot [1764—1836], der sich um die Verbesserung der Stereotypie mit Erfolg bemühte und damit für die Herstellung guter, billiger Bücher ein wichtiges Hilfsmittel gab, hat eine schöne Liebhaberbücherei besessen, deren Grundstock die von ihm en bloc erworbene Büchersammlung Naigeons bildete, und die er bis 1810 vermehrte, dann aber auflöste, da ihm seine geschäftliche Tätigkeit ihre Nutzung nicht erlaubte. Die bedeutendste Büchersammlung aber, die jemals ein Mitglied der Familie Didot gesammelt hat, war die von Ambroise-Firmin Didot [1790—1877],* der in einer großen Anzahl von wissenschaftlichen Werken seine gelehrte Bildung bewies und, unterstützt von seinem Bibliothekar Pawlowski und reichen Mitteln, einen überreichen Bücherschatz erwarb, der von 1878 bis 1884 versteigert worden ist. Freilich scheint Ambroise-Firmin Didot nicht die gleiche persönliche Teilnahme für seine Bücher gehabt zu haben, die ein anderer Bücherfreund seines Kreises, dem gleich ihm nicht materielle Hindernisse die Verwirklichung seiner bibliophilen Träume versagten, zeigte, der Duc d'Aumale.

Doch sahen die Buchfreunde Frankreichs, unter denen viele Royalisten nicht nur der bibliophilen, sondern auch der politischen Gesinnung nach waren, in dem Herzog mehr noch als den Besitzer einer berühmten Liebhaberbücherei, wenn sie ihn den ersten der ihren nannten. In seiner liebenswürdigen Persönlichkeit verkörperte sich eine historische Tradition, die der gegen ihn geführte Kampf der Machthaber noch mehr verstärken mußte. Henri-Eugène-Philippe-Louis d'Orléans, duc d'Aumale [1822—1897]* von 1839 bis 1848 im französischen Heeresdienste, meist in Nordafrika,

* Abb. 101, 102

von 1848 bis 1870 in England im Exil, dann seit 1871 in Frankreich, mit einer nochmaligen Exilierung von 1886 bis 1889, hatte auf dem englischen Landsitze seiner Familie, Twickenham, lebend, die ihm auferlegte Muße dazu benutzt, sich in an die Überlieferungen seines Hauses anknüpfende geschichtliche Untersuchungen zu vertiefen und seine ähnlich historisierend orientierten Sammlungen zu vermehren. Unter diesen stand ihm die Bibliothek am nächsten, der er 1861 mit dem Erwerb der Bücherei Armand Cigongnes [für 375000 Francs] eine Liebhaberbüoherei ersten Ranges einverleibt hatte und die er ähnlich bedachtsam wie freigebig, unermüdlich in Einzelerwerbungen, vermehrte. In Chantilly, dem Schlosse des großen Condé, dessen Familiengeschichte der Herzog geschrieben hat, blieb sie auch nach seinem Tode erhalten; er hatte sie mit samt den anderen Sammlungen und dem Schlosse selbst dem Institut de France vermacht.

Von den ihr ähnlichen Liebhaberbüchereien ließ sich der Chantillysammlung an Umfang nur die Bibliothek vergleichen, die Raoul-Léonor L'homme-Dieu du Tranchant comte de Lignerolles [1816—1893]* in einem langen Leben, das er ganz und gar ihr gewidmet hatte, errichtete. 1840 auditeur im Conseil d'État geworden, wo Baron J. Pichon sein Amtsgenosse ihn in den Kreis der Société des Bibliophiles François einführte, schied er, streng royalistisch gesinnt, 1848 aus dem diplomatischen Dienst. Anders als die meisten seiner Mitsammler zog er sich mehr und mehr aus dem geselligen Verkehr zurück und vermied schließlich sogar das laute Treiben der Versteigerungen; unaufhörlich mit der Bereicherung seines Bücherschatzes beschäftigt, sammelnd und weitersammelnd. Allein in dem Bemühen um seine Bücher fand er Genügen und Glück, über ihnen vergaß er Essen und Trinken, man sah ihn oft statt der Mittagsmahlzeit eine beim nächsten Bäcker gekaufte Semmel verzehren, um sich nicht in den Gängen zwischen seinem Buchbinder Trautz und den Buchhändlern seiner Wahl aufzuhalten. Dabei ließ er es auch sonst an manchen bibliomanischen Sonderbarkeiten nicht fehlen, wenn er bei den Vorbesichtigungen mit einem mitgebrachten Papiermaß die Randgrößen verglich; wenn er stun-

* Abb. 108

denlang in seinen Büchersälen saß, um mit einer Federpose alte Bände zu reinigen; wenn er seinen Besitz und seine Erwerbungen standhaft verleugnete. Trotzdem sich ihm die Dubletten zu den Dubletten häuften. Denn bei seinem Streben, durch bessere die schlechteren Exemplare zu ersetzen, entschloß der Comte de Lignerolles sich nicht, wie die anderen Bibliophilen, eine Dublette mit der nächsten sich bietenden Gelegenheit günstig zu verwerten. Und seine Abneigung gegen das neunzehnte Jahrhundert ging soweit, daß er das eine oder das andere Hauptstück zwar kaufte, es dann aber unberührt in seiner Verpackung jahrzehntelang liegen ließ. Aber dergleichen Eigentümlichkeiten verband sich doch auch ein kenntnisreiches und zielsicheres Sammeln, das sich nicht auf die gerade in der höchsten Gunst stehenden Ausgaben beschränkte, sondern mit bibliographischer Kritik Ausgabenreihen aufstellte, die Nebenwerke nicht verschmähte, außer den éditions originales auch die geschichtlich sonst bemerkenswerten Bücher ihrer Zeit aufsuchte. In der Fürsorge selbst für diese Werke geringeren Liebhaberwertes ging er weit; an dreitausend kostspielige Bände hat ihm die Werkstätte von Trautz-Bauzonnet und von Trautz im Laufe der Jahrzehnte für sie liefern müssen. Der Comte de Lignerolles hatte zwei Wohnungen in Paris, in der rue François I^er und in der rue Marignan, von denen er die eine lediglich zur Aufstellung seiner Bibliothek benutzte. Ob ihm seine niemals aussetzenden Bemühungen, Bücher zu erwerben, herzurichten und zu prüfen auch noch Zeit ließen zum Lesen, mag zweifelhaft sein. Indessen verstand er sich, wie die Auswahl, die er zu schaffen wußte, erwies, bis in alle Einzelheiten auf die Bücher; ohne doch jemals, forschend und mitteilend, diese Kennerschaft allgemein nutzbringend verwertet zu haben. Das mag, zumal das Ergebnis einer solchen angestrengten Sammeltätigkeit, die Sammlung selbst, mit ihrer Auflösung verloren ging, ihn mehr als einen Bibliomanen denn als einen Bibliophilen erscheinen lassen. Doch ist hier nicht zu vergessen, wie sehr gerade die Art der Buchpflege, die der Comte de Lignerolles meisterhaft zu üben verstand, ihn zu einem Bücherretter werden ließ, der viele Bücher vor dem Verdorbenwerden und Vergessenwerden schützte, um sie der

Nachwelt zu überliefern. Ein bescheideneres Verdienst vielleicht, indessen doch ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, wenn es guten Büchern und Werken wissenschaftlichen Wertes zugute kam. Und dann, das Erbübel so mancher französischer Bibliophilen seit dem achtzehnten Jahrhundert, das Spekulieren in Buchwerten, ist ihm immer fremd gewesen; in seiner vornehmen Weise hat er niemals an die Berechnung seiner Bibliothek, für die er ein Angebot von zwei Millionen Francs ausgeschlagen hatte, als einer Kapitalsanlage gedacht, als die sie schließlich auch die Vente Lignerolles nicht zeigte. Ihr Datum [1894/95] ist das des Tiefstandes der Liebhaberwerte der Brunet-Schule, ihr Erlös [1136407 Francs] blieb weit hinter dem der Didot-Versteigerung [2612743 Francs] zurück; hinter der höchsten Summe, die die Auktion einer französischen Privatbibliothek im neunzehnten Jahrhundert erbrachte.

Ist der Comte de Lignerolles trotz allen seines Eifers, erlesene Sammlerstücke zu gewinnen, nach der Art seines Sammelns ein Aufhäufer von Büchern geworden, so ist sein gleichaltriger Freund Jean-Joseph-Sosthène baron de La Roche Lacarelle [1816—1887]* als Auswähler der Hauptvertreter der klassischen französischen Bibliophilie des neunzehnten Jahrhunderts. Nur Ausgaben, die nach dem wohlüberlegten Plan seinem Bibliothekssystem zugehörten, wünschte er sich und diese Ausgaben in der in jeder Beziehung vollendeten Ausstattung eines historischen Stückes ohne Fehl und Tadel. Bereits in frühen Jahren hatte er, nach dem Muster Nodiers, eine kleine Privatbibliothek gesammelt, die er eines schweren Augenleidens wegen, von dem ihn die Kunst des Berliner Augenarztes A. v. Graefe später befreite, 1858 dem Buchhändler Potier verkaufte. Gesundet begann er, mit allen Elementen der Sammeltechnik wohl vertraut geworden, eine neue Bücherei, Band für Band nach den Anforderungen eines fast nicht zu befriedigenden Bibliophilen prüfend. Nur 540 Nummern enthielten die drei Bücherschränke im Stil Ludwigs XVI., deren goldenen Schlüssel der alternde Bücherfreund, den Krankheit zwang, oft fern von seiner Pariser Bibliothek in Florenz und auf seinem Schlosse Sassangy zu leben, stets an einer goldenen Kette mit sich trug. Aber diese 540 Nummern

* Abb. 104

einer ausgewählten Bücherei, keiner Schausammlung ohne inneren Zusammenhang, brachten 1886 bei ihrer Versteigerung rund 575000 Francs, in einem Zeitpunkt, von dem an die Herrschaft der ‚historischen Schule' zu schwinden begann.

Damals, als die ‚jeunes' eben mit lautem Rufen im Streit für das Buch ihrer Gegenwart eintraten, waren die Mehrzahl der ‚vénérants', als welche sie von jenen verspottet wurden, gestorben oder müde geworden, weiter zu sammeln. Die Auflösungen bedeutender Büchereien folgten sich rasch, ohne daß ein aufnahmebereiter Nachwuchs sich zur Weiterführung des bisherigen systematischen Bibliotheksideals entschlossen hätte. Seit 1888 fielen die ins Übermaß gesteigerten Preise, die Versteigerungen de la Roche-Lacarelle, de Fresne, Destailleur, de Mosbourg, Tandeau de Marsac und andere Auktionen erwiesen, daß die Begeisterung für die édition originale in ihrem klassischen Bibliophilenstil erheblich nachgelassen hatte. Da mußte 1894 der Überreichtum der Vente Lignerolles den alten Liebhaberwerten verhängnisvoll werden. Hier waren die bekanntesten Seltenheiten nicht bloß in einem, sondern in einer ganzen Anzahl von Exemplaren vorhanden; hier stand ein abschreckender Umfang notwendiger Vollständigkeit dieses regelrecht durchgeführten Bibliothekssystems vor Augen. Aber es war nur eine kurze und die letzte Überfüllung des Marktes mit den éditions originales gewesen. Ein Menschenalter hindurch hatten die hohen Preise für sie überall, in Paris, in der Provinz, im Auslande Exemplare entdecken und in die hervorragenden Liebhaberbüchereien retten lassen. Die bibliographische Feinarbeit, die seit Brunet und Nodier geleistet war, hatte zu einem endgültigen Abschluß geführt; aber auch zu einem nahezu endgültigen Abschluß der Entdeckung von Sammlerstücken, die allmählich in die öffentlichen Bibliotheken aufgenommen, in erheblicher Anzahl in das Ausland, insbesondere in die Vereinigten Staaten von Amerika, gekommen waren. Der kurze scheinbare Überfluß konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Angebot die Nachfrage nicht mehr befriedigte. So brachte 1900/1901 die Bücherei-Versteigerung des Nachfolgers des Baron Pichon in der Präsidentschaft der ‚Société des Bibliophiles François', Guyot de Villeneuve,

eine neue Aufwärtsbewegung. Seit 1854 hatte er, langsam und sorgfältig wählend, Stück nach Stück seinen Bücherreihen eingefügt, in denen auch die Bände standen, die ihm nach seiner Heirat mit Mlle de Montaliet durch die kleine und kostbare Bibliothek seines Schwiegervaters zugefallen waren. Die Auflösung [1904/05] der Bücherei des Präsidenten des Tribunal de commerce E. Daguin [1818—1892],* die fast lückenlose Reihen der éditions originales zierten, bestätigte zwar, daß jene Ermattung der Teilnahme für die alten französischen Klassikerausgaben nur eine vorübergehende gewesen war, aber die einstige Begeisterung weckte auch sie nicht wieder. Das von E. Picot herausgegebene Verzeichnis der berühmten im Familienbesitz erhalten gebliebenen Rothschildbibliothek, dessen Veröffentlichung erst vierzig Jahre nach dem Tode ihres Sammlers beendet wurde, ist ein Ehrendenkmal der Bibliophilengeneration des zweiten Kaiserreiches geworden; um so mehr, als die Rothschildbibliothek trotz allen Aufwandes eine bibliothèque de travail war, die ihre wissenschaftlichen Zwecke nicht verleugnete, sich auch dem Buch ohne hohen Liebhaberwert nicht verschloß, wenn es dem Büchereiplane nach notwendig war. Ein vielleicht selbstverständlich erscheinender Umstand. Immerhin, es gab gerade unter den Cimelienkollektionen der vénérants manches Kabinett, das, so wertvoll es auch in den Einzelheiten sich gestaltete, doch zu der Abrundung einer Privatbibliothek nicht gelangt ist, weil es geringeres Büchergut verschmähte.

Baron James de Rothschild [1844—1881]* vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, die Gladstone für den erfolgreichen Büchersammler forderte. Obwohl von Geburt zur Mitwirkung an der Leitung der Geschäfte des Welthauses berufen, dessen Namen er trug, und obwohl er schon mit einundzwanzig Jahren seine juristischen Studien vollendet hatte und zur Advokatur zugelassen wurde, fand er doch noch Zeit, sich eine sehr umfassende Kenntnis der älteren französischen Literatur anzueignen und in mehreren von ihm besorgten Ausgaben zu verwerten. Dieser Literatur galt auch seine bibliophile Neigung. In einem kurzen Leben, das noch viele andere Anforderungen an ihn stellte, blieb sie seine größte

* Abb. 105, 109

Vorliebe, der eine der kostbarsten französischen Liebhaberbüchereien ihre Entstehung verdankte. E. Paillet hat die herrliche Sammlung beschrieben: „Zwei ernstdekorierte, mit geschmackvollen Boiserien Louis XIV. geschmückte Salons beherbergen die Bücherschränke. Die einen enthalten die Auslese in ihrem urpsünglichen Einbande, die anderen sind dem großen modernen Meister Trautz geweiht, der für seinen Mäcen wahre Wunder vollbrachte. Da gibt es reliures jansénistes, streng wie Port Royal, ernste Hand-Vergoldungen, unübertreffliche Mosaiken. Mag man mich der Übertreibung beschuldigen, ich behaupte, ohne Furcht widerlegt zu werden, daß eine solche Sammlung nur an diesem Orte vereinigt werden konnte. Die alten Einbände sind durch Erhaltung und Schönheit ihres hohen Ursprunges würdig. Sie stammen aus den Büchereien der Chamillart, Longepierre, comte d'Hoym, La Vallière, der Könige Heinrich III., Ludwig XII., Ludwig XIV., der Königin Marie Antoinette usw., und sie beschützen die wertvollsten Werke. Welche von diesen soll ich aufzählen, wenn ich eine Auswahl treffen muß? Die Wahl ist schwer, aber da ich mich entschließen soll, nenne ich zwei Perlen: die Louise Labé von 1555 und ihre Kusine Pernette, und einen Diamanten, den Marot von 1532. Dann die Reihe der Romane der Table ronde, die Flugschriften zur französischen Geschichte, die poètes troubadours und die ganze Pléjade, die Urausgaben von Corneille, Molière und Racine, eine wundervolle Daphnis von 1718, ein Vergil Elzevier, den verloren zu haben, ich ewig bedauern werde [Rothschild hatte das Exemplar von Quentin-Bauchart, dieser von Paillet erworben], endlich die hübschen Conteurs Louis XV., mit ihren koketten Künstlern. Neben seinen Büchern bewundere ich bei Herrn de Rothschild die schönsten Handzeichnungen von Boucher, Moreau, Marillier, Eisen und Monnet. Dann auch die Phalanx der Romantiker, an ihrer Spitze Lamartine, Victor Hugo, Alfred de Musset, Théophile Gautier, Balzac . . ."

Bücher in Kunstsammlungen pflegen in deren Rahmen nur die Rolle eines Schaustückes zu haben, die Sammlungsgebiete in ihnen nur mit ihren Spitzen vertreten zu sein, so daß sich von einer Bücherei im eigentlichen Sinne nicht immer sprechen läßt. Meist überwiegt

das Bibelot, die dekorative Ornamentik in den prachtvollen Bücherschränken dieser Art von Büchersammlungen. Ein Kabinett auserlesener Buchkostbarkeiten hatten von den bekannten französischen Kunstsammlern des neunzehnten Jahrhunderts Léopold Double und die Brüder Dutuit. Allerdings, Léopold Double,* der zwar seinen Kunstbesitz bis zu seinem Tode [1880] hütete, sammelte seine Bücher, für die er jährlich 50000 Franken ausgegeben hatte ebenso rasch in vier Jahren wie er sich schnell von ihnen durch eine Versteigerung im März 1863 trennte, in der 396 Nummern 340000 Francs erzielten. Die Brüder Auguste [gestorben 1902] und Eugène [gestorben 1886] Dutuit, die ihre auf 10000000 Francs geschätzten Sammlungen der Stadt Paris hinterließen, waren geborene Sammler, die sich selbst den bescheidensten Komfort versagten, um mit reichen Mitteln, doch auch mit reichem Sammlerglück und Sammlersinn, unterstützt von einer nicht versagenden Kennerschaft eine Sammlung zu schaffen, in der das Buch einen festen, aus kunstgeschichtlichen Gesichtspunkten ihm bestimmten Platz erhielt. Die Absicht der Bibliothek Dutuit war nicht die Vollständigkeit im Sinne eines bibliographischen Systems, sondern die Vollständigkeit einer buchgeschichtlichen Reihe. Und diese Vollständigkeit repräsentativer Typen hat sie erreicht. Das Kabinett, das den bric-à-brac des bibliophile névreux enthält und dem amateur spéculateur die erwünschte Deckung für seine Geschäfte gibt, läßt sich freilich, dank dem Brunetschen Katalogisierungssystem, so verzeichnen, daß es wenigstens äußerlich das Gefüge einer Bücherei erhält, wie denn die bekanntesten französischen Kabinette des neunzehnten Jahrhunderts mit den echten Liebhaberbüchereien zusammen genannt werden. Man kann sagen, daß oft nur der Inhalt eines berühmten Bücherschrankes versteigert wurde. So in der Vente Louis-Marie-Armand Bertin [1801—1854] am 4. Mai 1854 jene 402 Nummern einer prunkvollen Sammlung, die bis dahin den von Duponchel entworfenen Eichenschrank, dessen Bronzebeschläge von Klagemann ziseliert waren, geschmückt hatten. Augenblickssammler, deren Bestände ständig in ihren Vitrinen wechselten, lassen sich die Eklektiker nennen, die immer von

* Abb. 110

neuem wählten unter dem, was der Zufall ihnen gerade zutrug. Ein Beispiel für sie ist der Marquis de Ganay, der seine Bücher in eigener Art schätzte. Ich liebe schöne Bücher, erklärte er einmal, ich liebe sie leidenschaftlich . . . aber nicht mehr als fünf oder sechs auf einmal, und diese trage ich gewöhnlich mit mir herum. Nach ein paar Monaten wird meine Liebe zu dem einen oder dem anderen kälter, ich finde ein anderes Buch, in das ich mich verliebe, und dieses nimmt den Platz der bisherigen Favoritin ein. Und des Nachts bewahre ich es unter dem Kopfkissen, um es jederzeit bewundern zu können. Dank dieser Eigenart hinterließ dann der Marquis de Ganay als endgültiges Ergebnis seiner Sammlertätigkeit, er hatte vielfach seine alten Lieben billig gegen die jeweilige neue Buchgeliebte eingetauscht, eine kleine Zahl sehr kostbarer Bände, deren Katalog nicht mehr besagte als eine Buchhändlerpreisliste. Die Bibliophilie-Romantik, deren Entwicklung sich in dergleichen einseitigen Übertreibungen verlor, hatte eine sie eingrenzende Einschränkung nötig. Sie fand sie in der bestimmten, die literarhistorische Betrachtungsweise des Buches verlassenden, Wendung zum Buchkunstwerk.

Das alte Buch als solches wie ein noch greifbares Stück der Vergangenheit anzusehen; es seines Alters, seiner Schicksale, seiner Vorbesitzer wegen wie eine historische Reliquie zu verehren; durch seinen Besitz, seinen Gebrauch Empfindungen und Erlebnisse zu gewinnen, die von romantischer Phantasie eingegeben waren, das alles hatte schon zu einer neuen Betrachtungsweise der Bücher, zu einer sentimentalischen Bibliophilie geführt. Mochte ein bibliographisch-objektiver Wert des altes Buches durch seine Güte, seine Schönheit, seine Seltenheit oder sonst irgendwie schon immer bestimmt sein, der romantische Bibliophile, der sich diesem alten Buche als Sammler näherte, gab ihm dazu eine eigene, subjektive Bewertung, die er aus seinem Gemütsleben ableitete. Er schenkte dem alten Buche sein Herz und verband so sein Leben mit dem des alten Buches. Die sentimentalische Bibliophilie hatte das Buch, das alte Buch, als einen Stimmungsträger erkannt, als einen Vermittler geistiger Genüsse aller feinen Sinne. Damit war dann auch eine

Nutzanwendung für das neue Buch gegeben. Den Stimmungsgehalt, den man in alten Büchern zu finden meinte, wollte man den neuen Büchern verleihen. Man glaubte, bei der Herstellung von Büchern Wirkungen berechnen zu können, die sich hier jeder genauen Berechnung entziehen, weil sie nicht von den Absichten der Buchhersteller, sondern von den Empfindungen der Buchbenutzer abhängig sind. Und Überfeinerung aus Schwäche, die trotz aller Reizmittelempfindungen schwach bleibende Genußfähigkeit, die man vor der künstlerischen Kraft als Artistentum entschuldigen möchte, verbunden mit der konventionellen Schulung des Geschmackes, die sich ebenso sehr auf das Suchen nach möglichst differenzierten Stimmungen wie nach möglichst harmonischen Elementen solcher Stimmungen gründen wollte, gewannen Einfluß auf die neuen französischen Bücher des neunzehnten Jahrhunderts, die als Liebhaberausgaben erscheinen wollten: als durch das Temperament eines Bibliophilen gesehene gute und schöne Bücher.

Vermittler zwischen der ‚alten‘ und der ‚neuen‘ Bibliophilen-Generation waren die Brüder Edmond [1822—1896] und Jules [1830—1870] de Goncourt,* vergleichbar ihrer literarischen Stellung und ihrem Wesen nach den Brüdern Schlegel. Als Sammler-Schriftsteller tonangebend, brachten sie manche moderne Buchmode zur Geltung, ohne daß doch die eleganten Kritiker eine eigene Richtung festzulegen vermochten. Demgemäß schwankte auch das Urteil über sie, von der Ablehnung ihrer Arbeiten durch die ihnen Unwissenschaftlichkeit zum Vorwurf machenden Fachgelehrten bis zu ihrer eigenen Meinung, die, ihres schriftstellerischen Wertes sich wohlbewußt, die dünkelhafte Einseitigkeit jener mit mondänem Witz abwehrte. Ästhetizismus war ihre Weltanschauung, die deshalb leicht wandelbar, sie zu Impressionisten machte. Das bunte Durcheinander ihres Weltbildes spiegelte sich sogar in ihrer Wohnung, in deren bis in die Kleinigkeiten wohlgeordneten Stillosigkeit. Aber wenn die Brüder sich auch dem neuen Eindruck hingaben, in der historischen Tradition nicht deren einheitliches Bild, sondern die Einzelheiten aufsuchten, die es bildete, so blieben sie trotzdem, dank ihrer Anlagen, dank ihrer Selbstschulung Künstler, und zum

* Abb. 106, 107

Künstlertum wurde ihnen auch ihr Umgang mit den Büchern. Den Ausdruck einer Empfindung klar zu erfassen, ihn derart zu gestalten, daß er zu einer graziösen Selbstverständlichkeit wurde, war ihnen ein Bedürfnis. Das Bemühen um die Originalität hinderte sie oft an der scharfen Scheidung des Unwichtigen von dem Wichtigen, des Beiwerkes von seinem Gegenstande, an dem sie vielleicht weit mehr das anekdotische, das, was sich als sein Milieu erkennen ließ, reizte, als er selbst. So kamen die Brüder Goncourt, obschon sie als Autoren Moderne waren, in ihrer Bibliophilie weder Historiker noch Romantiker, dazu, als Sammler die Rokokoseele wiederzufinden. Durch Einzelforschungen peinlichster Genauigkeit, deren Ergebnisse sie freilich in eigenwilliger Formung verlegten, erschlossen sie beispielgebend ein versunkenes Buchland von neuem; warben sie durch die Anlage und die Art ihrer Werke für die Beachtung der Buchkunstwerke dieses Sammelgebietes; stellten sie das livre à figures des achtzehnten Jahrhunderts wieder in seine Umwelt hinein, indem sie es nicht als eine buchgewerbliche Einzelleistung, sondern als eine Zeiterscheinung erkennen lehrten. Die Kunst- und Literaturpsychologie, die Sozialpsychologie des achtzehnten Jahrhunderts, für die die Brüder Goncourt Muster aufstellten, ließ erst die Verbindung zwischen dem alten und neuen französischen Buche vollständig wiederherstellen. Der ganze Bereich des Bild- und Buchdruckes, der Handschriften, Urkunden und Zeichnungen aus dem achtzehnten Jahrhundert Frankreichs blieb für die Brüder Goncourt selbst das dokumentierende Material, das sie für ihre sittengeschichtlichen Werke brauchten. Alles was ihnen erreichbar wurde, sammelten und sichteten sie hier für ihre Zwecke. Von den billigen Flugschriften, die in den Bücherkästen der Quais zu finden waren bis zu den Kupferstichprachtwerken, von den Bilderbogen bis zu den erlesenen Griffelkunstblättern der Rokokokünstler, von den Autogrammen hohen Liebhaberwertes bis zu irgendwelchen dem Altpapier entrissenen Aufzeichnungen. Mit einer Einschränkung freilich. Zwar durften sie sich einigen Aufwand gestatten und die Aufwendungen, die sie für die Vorarbeiten ihrer Werke machen mußten, überstiegen weit ihre Honorare. Aber mit den reichsten Sammlern

konnten sie in keinen Wettbewerb mehr treten, soweit er den Sammlerstücken ersten Ranges des livre à figures galt. Hier mußten sie sich mit einem guten Durchschnitt begnügen. Denn als sie auch auf diesem Gebiete planmäßiger zu sammeln begannen, hatte es schon seinen fester geregelten Markt. Bevor die Kunst des achtzehnten Jahrhunderts zu einem allgemeinen Sammlungsgegenstande wurde, hatten sie nur Handzeichnungen und Stiche gekauft. Für das neunzehnte Jahrhundert änderte die Bibliothek Goncourt ihren methodisch-systematischen Charakter, wurde mehr wählerisch und mehr zufällig. Nur die Balzac- und Gavarinireihen wurden für sie noch auf Vollständigkeit hin gesucht. Sonst begnügten sich die Brüder für die Romantik mit den Büchern, die sie fanden und die ihnen gerade gefielen. Von 1856 bis 1870 stellten sich dann bei ihnen die Ausgaben ihrer literarischen Kampfgenossen in Vorzugsausgaben, in erlesenen Widmungsexemplaren, ein, die damals noch nicht, wie es späterhin üblich wurde, in dieser Ausstattung auch in den Handel gegeben wurden. Der alternde Edmond hatte für die Bücher dieser Jahre eine Vorliebe, er stattete sie mit Beilagen von Bildern und Handschriften aus; er wählte diejenigen, die ihm als die Hauptwerke erschienen, um sie in Pergament binden zu lassen, damit der Deckel ein von einem berufenen Künstler ausgeführtes Autorenporträt trage. Solche Bände, ausgelegt in Schaukästen, bildeten ihm einen bibliographischen Freundschaftstempel. Ähnliche Fürsorge ließ er den eigenen und vor allem den noch gemeinsam mit seinem Bruder unternommenen Werken angedeihen; gab ganz neue Beispiele für die Ausgestaltung des Autorexemplars, für die Eleganz der Druckvorlagen, für die Einschätzung von Korrekturbogen, Manuskripten, die mitgebunden wurden, Probedrucken, unterdrückten nicht zur Veröffentlichung gekommenen Blättern und Bogen. Ein buntes Durcheinander, das aber doch bis auf den Kunsteinband, der es schmückte, überdacht war und nicht allein von persönlichem Reiz, sondern auch von bibliographisch-literarhistorischem Interesse. Ein artistischer Eklektizismus, der das psychologische Element in der Bibliophilie kennzeichnete. Abrundend beschlossen die Bücherei Edmonds die ihm von 1870 bis 1896 von den jungen Schriftstellern

überreichten Werke mit schmeichelhaften Widmungen, eine fast vollständige Sammlung der éditions originales dieses Zeitraumes.

Die Beispiele, die für die Biblio-Ikonophilie von der Büchersammlung Goncourt ausgingen, blieben vereinzelt, wofern man nicht ihre Hinweise auf das ostasiatische Buchbild — sie enthielt eine der ersten europäischen Sammlungen japanischer Holzschnittbücher — dazu rechnen will. Weit mehr wirkten die Muster, die sie für das livre contemporain aufstellte, indem sie das exemplaire d'amateur aus dem exemplaire d'auteur entwickelte. Die Besonderheit des Buches in seinem Persönlichkeitsreiz zu gewinnen, ergaben sich ganz neue Sammlungsverfahren. Biblio-biographisch, aber auch buchgewerblich wurde die ganze Buchgeschichte an einem erlesenen Exemplare erläutert, aus dem livre contemporain ein livre documenté gemacht. Die Beachtung der Bibliophiliemode verstand sich von selbst. Die bedruckten Umschläge, die seit dem neunzehnten Jahrhundert üblich geworden waren, durften zur Vollständigkeit ebensowenig fehlen wie die Voranzeigen; die Erhaltung des Buches in der Frische seines ursprünglichen Zustandes wurde zum Gesetz, das die Einbandkunst einschränkte. Man begnügte sich mit einem leichten Einbande; oder aber man suchte die Persönlichkeitswerte, die Beziehungen zwischen Besitzer und Buch, durch einen Phantasieeinband zu erhöhen, damit die Buchbinderei von der Nachahmung nur geschichtlicher Vorbilder auf neue Wege weisend. Das ‚exemplaire unique' war nicht mehr ein Erbe der Vergangenheit, es ließ sich auch unter den Büchern der Gegenwart auffinden. Und die fernere Vergangenheit trat hinter der näheren zurück. Man begann auf die Romantiker aufmerksam zu werden; den Begriff der édition originale nicht allein mehr auf die Klassiker zu beschränken, sondern ihn auch den neuen und neuesten Werken zuzugestehen. Nichts zeigt deutlicher die Änderung in der Betrachtung des Buches, als ein Vergleich der bibliographischen Notizen, die E. de Goncourt und Ch. Nodier auf die Vorsatzblätter eintrugen: dieser war um die Ausschmückung der historischen Referenz besorgt, jener um den Beweis der Beziehungen, die das Buch zu ihm selbst hatte. Das ist eine Auffassung, die E. de Goncourt noch in seinem Testament zum

Ausdruck brachte: „Ma volonté est, que mes dessins, mes estampes, mes bibelots, mes livres, enfin les choses d'art qui ont fait le bonheur de ma vie n'aient pas la froide tombe d'un musée, et le regard bête du passant indifférent, et je demande quelles seront toutes éparpillées sous les coup de marteau du comissaire-priseur et que la jouissance que m'a procurée l'acquisition de chacune d'elles, soit redonnée, pour chacune d'elles, à un héritier de mes goûts." —

Das Arbeitsgebiet und der Mitgliederkreis der ‚Société des Bibliophiles François' entbehrten nicht der Exklusivität; die Beschränkung auf das Buch der Vergangenheit, die Bevorzugung der royalistischen Traditionen, gaben ihr eine gesellschaftliche Haltung, die nach 1871 noch schärfer hervortreten mußte. Sie war die Hochburg der ‚alten' Büchersammlerschule, der gegenüber eine neue seit den Jahren des zweiten Kaiserreiches sich durchsetzte, für die die antiquarisch-historischen Studien hinter die bibliographischen zurücktraten; die, hierin noch übereinstimmend mit der alten Schule, die éditions originales der grands ecrivains français sammelte, dann aber den livres à figures des achtzehnten Jahrhunderts einen bevorzugten Platz in ihren Bibliotheken gönnte und, sich von den ‚alten' Anschauungen trennend, nun auch dem Buch des neunzehnten Jahrhunderts Sammelwert zuerkannte, zumal in der dem Buchkunstwerk passendsten Form der Liebhaberausgabe, deren erfolgreicher und tatkräftiger Verkünder der Verlagsbuchhändler Léon Conquet [1848—1897]* geworden war. Diese Richtungsänderungen des Sammelwesens setzten sich in den sechziger und siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts durch, indessen bereits mustergebende Sammlungen des neuen Stils entstanden. Eine Anzahl bedeutenderer Bücherfreunde in Paris gehörte nicht mehr der ‚Société des Bibliophiles François' an, fand sich in der 1880 gegründeten ‚Société des Amis des Livres' zusammen, deren Aufgabe die Buchkunstförderung sein sollte; eine Abkehr von den Erinnerungen der Vergangenheit, ein Ziel das in die Zukunft wies. Sie konnte keinen besseren Führer erwählen als den Mann, in dessen Bibliotheksalon sich eben so gern die ‚alten' wie die ‚neuen' Sammler trafen; der selbst in seiner Bücherei einen glücklichen Ausgleich der verschiedenartigen Sammelrichtungen zeigte.

* Abb. 114

In den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches war die elegante Erscheinung Eugène Paillets [1829—1901]* bei den Büchereiversteigerungen im Hôtel Drouot und den sonstigen Gelegenheiten, die das „Bibliophilen Tout Paris“ zusammenführte, rasch in den Vordergrund getreten. In amtlich angesehener Stellung — er war Richter — beliebt im gesellschaftlichen Verkehr, liebenswürdig und wohlhabend; die besten Beziehungen zu den Bibliophilen der alten Schule unterhaltend, folgte er dennoch keineswegs überall den von diesen eingeschlagenen Wegen, sondern suchte Neuland für sein Sammeln aufzufinden, ohne sich deshalb von der historischen Tradition ganz und gar zu trennen. Auch er begehrte das Sammlerstück im Sinne des historischen Stils der französischen Bibliophilie, soweit er es in bezeichnenden Beispielen für seine Bücherei erwerben konnte. Aber da, wo die alten Bibliophilen aufhörten, beim Buche des achtzehnten Jahrhunderts, fing er recht eigentlich erst die eigene Sammeltätigkeit an, mit der er, ein Neuerer oder doch ein Erneuerer, für die Bibliophilie-Moderne vorbildlich wurde. Entschlossen ging er hier von der Buchkunst aus, nicht vom Provenienzexemplar. Das exemplaire d'amateur auszustatten, so daß es die Buchkunstwerte eines alten oder neuen Druckwerkes in ihrer Vollendung zeigte, war sein Sammlerziel. Das exemplaire exceptionnel sich selbst zu schaffen wie das die alten Buchfreunde getan hatten, sein erfolgreicher Ehrgeiz. 1870 hatten durch ihre Bibliographie der am kaiserlichen Münzkabinett angestellte Konservator Henri Cohen und der Buchhändler A. Rouquette den ersten Versuch gemacht, dem bis dahin geringer geschätzten französischen illustrierten Rokokobuch allgemeine Anerkennung zu gewinnen. Eugène Paillet erwies, welche Werte in diesen Büchern steckten, wenn man sie nur richtig auszudeuten verstand. Achtsamkeit auf die belle épreuve war eine erste Notwendigkeit, wofern das Bild im Buch zur Geltung kommen sollte. Sie zu erlangen, durfte man nicht mit den recht und schlecht vorhandenen alten Exemplaren zufrieden sein, mußte man die Probedrucke, Vorzugsausgaben, Zeichnungen zusammenstellen. Das alles ließ sich nicht auf einmal zusammentragen, obschon damals hierfür die Gelegenheiten noch günstig waren. Erst in jahrelangem

* Abb. 111, 112

mühseligem, planvollem Aufstöbern, Kaufen und Tauschen fand man die Einzelteile eines Buches, wie man es sich wünschte. Auch die geschäftliche Geschicklichkeit durfte nicht fehlen, um in dem bald beginnenden Wettbewerb reichster Sammler standhalten zu können. Und dann endlich blieb noch, nachdem alles beisammen war, in bester Erhaltung und Frische beisammen war, ein Einband zu finden, der endgültig das einzigartige Exemplar zustande brachte. Auch darin bewährte sich Eugène Paillet als ein erfolgreicher Neuerer. Er verschmähte es, den Einbandschmuck nach den alten Vorbildern wiederholen zu lassen; fand, hiermit den Gegensatz zwischen der alten bloß historisierenden und der ganz und gar auf die Überlieferungen verzichtenden neuen Einbandkunst überbrückend, ein Mittel, beider Bestrebungen zu vereinen, indem er den Mustern folgend, die die Buchkupferverzierungen selbst gaben, Einbandentwürfe und Einbandzeichnungen herstellen ließ. Der Bibliothèque-Salon Eugène Paillets in seiner Pariser Wohnung in der rue de Berlin, in dessen beiden Eichenschränken die so wiedergewonnenen Wunderwerke der französischen Buchkunst des achtzehnten Jahrhunderts standen, umgeben von den anderen Büchern des geschmackssicheren und kenntnisreichen Mannes; der, von den Wiegendrucken bis zu den letzten Liebhaberausgaben, eine Bandreihe um sich vereinte, die nicht bloß die Buchkunstentwicklung in erlesenen Exemplaren zeigte, die ebenso nach den literarischen Qualitäten bestimmt war; dieser Bibliothèque-Salon erwies, daß die Buchpflege der französischen Liebhaberbücherei am Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Synthese der von den Bibliophilen bisher gemachten Anstrengungen, zum guten und schönen Buch zu kommen, geglückt war. [Erwies es allerdings nur an Ausnahmefällen, deren Beispiel die Gefahr nicht vermeiden lehrte, äußere Buchwerte mit den inneren zu verwechseln, aus denen sie hervorgingen und solcher Art sich in der Biblio-Ikonophilie von der Beschäftigung mit dem Buche selbst zu entfernen oder sogar im spielerischen zu verlieren.] Aber es kam auch der Tag, an dem das tempus colligendi, tempus spargendi für Eugène Paillet zu einer Wahrheit wurde. Als die Bücherei den Rahmen, den er ihr hatte geben wollen, nahezu

ausgefüllt hatte, das Sammeln für ihn beendet war und er sich die Frage vorlegen mußte, ob und wie er für die Erhaltung seiner kostbaren Privatbibliothek sorgen könne, da schien ihm, einer ungewissen Nachlaßversteigerung, mit der er rechnen mußte, die schnelle Trennung in der Zeit einer günstigsten Marktlage vorzuziehen. Morgan, ebenso schnellen Entschlusses, kaufte die Bibliothek Paillet 1887 für die damals erstaunliche Summe von 700000 Francs. Eine merkantile Spekulation, die er nicht zu bereuen brauchte, denn der Antiquariatskatalog, der sie mit neuen Preisen ausbot, war im Nu ausverkauft. Weniges hatte Eugène Paillet zurückbehalten oder zurückgekauft, um es für eine neue Sammlung zu verwenden, in der das schöne Buch des neunzehnten Jahrhunderts, die Liebhaberausgabe, die die Société des Amis des Livres pflegte, den Vorrang hatte. Eine Versteigerung löste, nach seinem Tode, seinem Wunsche gemäß, 1902 die zweite Bücherei Eugène Paillets auf. Aus der ersten hatte Henri Béraldi nicht weniger raschen Entschlusses als sein Freund die meisten Hauptstücke erworben, um sie der eigenen Sammlung zuzuführen, deren halbtausend Werke in einer ständig erneuerten Auslese bester Exemplare schon damals einen sehr hohen Stand erreicht hatte.

Henri Béraldis Bücherei, mit einer gleichfalls sehr qualitätsstarken Griffelkunstblättersammlung verbunden, sollte die Entwicklung der französischen Illustrationskunst seit dem achtzehnten Jahrhundert zeigen. Ihre moderne Tendenz bewies sie nicht allein in der Anlage ihres Planes, der keine Nebenwerke zuließ, dafür die kritische Auswahl bis auf die möglichste Vollkommenheit erstreckend [so daß sie in ihrer Art die ausgezeichnetste französische Liebhaberbücherei des neunzehnten Jahrhunderts wurde], sondern auch darin, daß sie bewußt die Bibliophilie nicht zu einem bloßen Vorwande der Ikonophilie werden ließ. Béraldi verlangte in seinen witzigen und trotz ihres leichten Tones scharf das Wesentliche hervorhebenden Schriften die Anerkennung des Buchkunstfreundes als eines Sammlers selbständiger Geltung; er gewann sie für sich und die zahlreichen Amateure, die seitdem die moderne Richtung der französischen Bibliophilie vertraten. Dem bibliophile lettré, mit den bibliographischen Anschauungen der Brunet-Schule, stellte er den

collectionneur schlechthin gegenüber, dem das Bibelot, das Buchkunstwerk ein Sammlungsgegenstand war. Die Bücherei, ein nur angenommenes Empfangsraum der edelsten Geister des Schrifttums, deren eingebildete gelehrte Leser sie im humanistischen Stil als ihren Tempel der Weisheit rühmen, schien ihm eben so viel oder so wenig zu bedeuten wie die ästhetische Betrachtungsweise des Buchäußeren. War dort der Buchgehalt in der erlesensten Textform das Bibliotheksideal, so war hier die Buchschönheit, die ebenfalls in der Einzigartigkeit eines Exemplares erst vollkommen sich enthüllte, ein anderes. Und den vénérants, die allein die Vergangenheit in Ehren hielten, die gegen ihre Gegenwart künstliche Grenzen zogen, nicht bedenkend, daß das Buch von heute kommenden Sammler-Geschlechtern ein geschichtliches Vermächtnis ihrer Vorgänger sein werde, hielt er die Anforderungen einer besonnenen Buchpflege entgegen. Was waren sie denn anders als die Bewahrer alter Bände für ihre kurze Lebenszeit? Worin glichen sie den von ihnen bewunderten Grolier und De Thou, die Förderer des Buchwesens ihrer Gegenwart gewesen waren? Das sollten auch die Amateure, die Bibliophilen der Moderne werden, die der Buchware Persönlichkeitswerte verliehen, die bleibende Sammlerstücke schufen. Henri Béraldi hat den Bibliotheken alten Stils nicht ihr Daseinsrecht bestritten; er hat nicht den Übertreibungen, den Veräußerlichungen der Luxusedition das Wort geredet, in denen die neue Richtung bald verflachte, wie die alte ebenfalls, wenn sie ihr Begehren der Bücher in ein Verlangen nach Katalognummern wandelte. Wenn er die avant la-lettre-Drucke und die tirages-hors-texte pries, verhehlte er auch seine Meinung über die Schaukastenspielereien nicht. Und doch blieb auch er noch, blieb die Buchkunst Frankreichs im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert mit ihrer Bevorzugung des Buchbildes, die nicht zu einer Auffassung des Buchganzen als Kunstwerk gelangen konnte, letzten Endes im Banne der Vergangenheit; verleugnete auch er nicht, wie die meisten modernen französischen Sammler, die Einseitigkeit, die die Kraft und die Schwäche einer glänzenden Reihe im letztverflossenen Halbjahrhundert entstandener und vergangener Privatbibliotheken war: ihre Beschränkung auf das französische Buch.

IV. SPANIEN, BELGIEN, HOLLAND

Isidorus Hispalensis [u. 560—636], seit 600 Bischof von Sevilla, galt als einer der hervorragendsten Gelehrten des Mittelalters, der eine der ausgezeichnetsten Privatbibliotheken dieser Zeit besaß. In fünfzehn Schränken stand sie wohlgeordnet, von denen zwölf den Theologen, je einer den Historikern, Juristen, Medizinern zugewiesen war. Ganz in der antiken Art war der Bilder- und Büstenschmuck des Sammlungsraumes gehalten. Distichen dienten einer Epigraphik-Ornamentik. Über den Fächern der Geschichtsschreibung stand zu lesen: „Historiam rerum et transacti tempora saecli/ Condita membranis haec simul arcagerit." Aber es blieb lange bei den schönen Aufschriften der spanischen Bücherschränke und auch die humanistische Kulturwelle, die Europa fast ein Jahrtausend später überflutete, zerbrach an den Klostermauern der Pyrenäenhalbinsel. Ebensowenig sollte der Gewinn, den die nahe Berührung mit der Bibliophilie des Orients in den Jahrhunderten der muselmanischen Herrschaft über Südspanien dessen Büchersammelwesen hätte bringen können, nachhaltig sein. Allzu nahe bedrohten die Autodaféflammen die Büchersammler und die Büchersammlungen; allzu streng hemmten nicht die Bücherverbote selbst so sehr als die Furcht vor der Inquisition das Sammeln. Denn man durfte nicht erfahren, ob ein Buch, das nicht gefährlich war, seinem Eigentümer noch gefährlich werden konnte; durfte nicht wissen, ob nicht der Bibelband den, dem er nicht erlaubt schien, tötete. Die erste Bibelpolyglotte, schon 1502, zur Feier der Geburt des nachmaligen Kaisers Karl V., geplant und verwirklicht zu haben ist freilich das Verdienst des Francesco Ximenes [1436—1517]. 50000 Dukaten hatte der Kardinal auf das Buchdenkmal verwendet, dessen erster Band, der Erstdruck des griechischen Neuen Testamentes, am 10. Januar 1514 in der Werkstätte zu Alcalà de Henares bei Madrid, wo er 1508 die dortige Universität gegründet hatte, fertig wurde und dessen letzter sechster Band am 10. Juli 1517, vier Monate vor dem Tode des Kirchenfürsten, erschienen ist. Aber wie dieser Erstdruck des griechischen Neuen Testamentes dessen einzige in Spanien erschienene

Ausgabe blieb, so trägt der asketische Großinquisitor als Bibliophile einen Januskopf: er, der die eigene Privatbibliothek seiner Universität hinterließ, veranlaßte, daß die berühmte maurische Bücherei in Cordova teilweise verbrannt wurde. An diesem einem Beispiele läßt sich die einseitige Entwicklung des Buchwesens und mit ihm des Büchersammelwesens in Spanien bis zum neunzehnten Jahrhundert ermessen, die auch auf die Bibliotheken des Landesherren, die in den anderen romanischen Staaten die Anfänge der größten Landesbibliotheken wurden, eingewirkt hat.

Die Büchersammlung des königlichen Hauses von Spanien, die von Philipp II. 1565 gestiftete Eskorialbibliothek, der er den eigenen Handschriftenschatz zuführte, ist bei dem Brande des Hieronymitenklosters San-Lorenzo-el-Real 1671 fast mit der Hälfte ihrer alten Bestände, unter denen auch die Bücherei des Don Diego Hurtado de Mendoza [u. 1503—1575] war, vernichtet worden. Die Madrider Nationalbibliothek ist erst 1712 von Philipp V. gegründet worden — sie hat die altberühmte, 1455 von Pedro Fernandez de Velasco, conde del Haro angelegte Handschriftensammlung aufgenommen —. Die Lissaboner Nationalbibliothek Portugals entstand erst 1796.

Um 1500 hat allerdings in Spanien ein Buchfreund und Büchersammler gelebt, der einen der höchsten Namen der Weltgeschichte trug, um dessentwillen man ihn schon unter den berühmtesten Bibliophilen der Renaissance nicht vergessen würde. Doch es ist eigenes Verdienst, daß ihn in deren Reihe eine der ersten Stellen zuweist. Eigenes Verdienst sein weiter Blick für den internationalen Zusammenhang des Buchwesens, der über die Grenzpfähle seiner Heimat hinausschweifte; eigenes Verdienst seine stille Sorgsamkeit, mit der er auch die gering geachteten dünnen Blätter einer neuen Zeit, die Flugschriften aus allen Gebieten des Lebens, die Vorläufer der Zeitungen, aufhob und in Sammelbänden aufbewahrte.

Der jüngere Sohn des großen Christoph und der Donna Beatrix Enriquez de Arana, Don Fernando Colón [Colombo] [1488—1539], als Geograph und Kosmograph verdienstvoll, hatte seinen Vater 1502 auf der vierten Reise nach Amerika begleitet, sich 1509 in

Haiti aufgehalten und sodann in den Jahren 1510 bis 1537 auf ausgedehnten Reisen in Italien, England, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland eine Bücherei von 12000 Bänden gesammelt, die, nach seiner letztwilligen Verfügung, dem Dominikanerkloster San Pablo in Sevilla anheimfiel, nebst einer größeren Geldsumme zu ihrer Unterhaltung und zu ihrer Ergänzung durch regelmäßige Ankäufe in den sechs, nach der Ansicht dieses Bücherfreundes, Hauptstädten des damaligen Buchhandels [Rom, Venedig, Nürnberg, Antwerpen, Paris, Lyon]. Das Vermächtnis wurde zwar angetreten, aber nicht im Sinne des Don Fernando ausgeführt, und die seinen Namen tragende Colombina verlor nicht allein vielen wertvollsten Besitz durch Diebstähle. Mehr noch scheint durch die lange Vernachlässigung der Bücher verloren gegangen zu sein, darunter vielleicht auch der literarische Nachlaß von Christoph Columbus, dessen Biograph Don Fernando war, und dessen Portolane und anderen Dokumente er vermutlich besessen hat.*

Auch ein Bibliophilenroman sondergleichen ist das Meisterwerk des spanischen Schrifttums, des Miguel de Cervantes Saavedra: Don Quixote. Die Bücherei des edlen Ritters, sein Glück und sein Leid, ist kläglich vernichtet worden und mit ihr die alte Zeit der Bücherfreuden seines Vaterlandes. Das Werk, das den Ritterroman vernichten wollte, wuchs über seine Absicht hinaus und wurde zum Mittelpunkt eines neuen spanischen Schrifttums; zu einem nicht allein von den Bibliophilen seines Ursprungslandes verehrten Buchdenkmal. Bibliographie und Literarhistorie haben seit dem achtzehnten Jahrhundert die notwendigen Vorarbeiten geleistet, auf denen sich die Bücherliebhaberei und das Büchersammelwesen im Spanien des zwanzigsten Jahrhunderts gründet, die weit weniger als in den anderen romanischen Staaten in gegenseitigen Wechselbeziehungen mit der europäisch-internationalen Bibliophilie stehen. Zwar sind gelegentlich bekannte spanische Büchereien auch auf den großen Sammelmärkten in London und Paris aufgelöst worden. Zumeist jedoch blieben sie im Bücherkreislaufe ihrer Heimat, wo in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diejenige Liebhaberbücherei entstanden ist, deren Muster seitdem nie wieder von einer

* Abb. 118, 119

Privatbibliothek Spaniens erreicht worden ist und deren Verzeichnis die erste allgemeine grundlegende Bücherkunde des spanischen Schrifttums wurde. Die Anfangsbuchstaben V. und P. auf ihrem bescheidenen Bücherzeichen* erinnern daran, daß sie das gemeinschaftliche Werk des D. Vicente Salvá y Mallen, der lange in London als Altbuchhändler gelebt hatte und 1849 auf einer Bücherreise in Paris verstarb, und seines 1869 gestorbenen Sohnes D. Pedro geweseni st, der, schweren körperlichen Leiden zum Trotz, die Erinnerung an diese einstmals berühmteste Privatbibliothek Valencias wenigstens in ihrem Kataloge fortdauern ließ. Die Sammlung selbst kam mit ihren wichtigsten Teilen in die Bücherei Ricardo Heredias, Comte de Benahavis, mit der sie 1891 zerstreut worden ist. Sie teilte so das Schicksal der anderen berühmtesten, im neunzehnten Jahrhundert in Spanien entstandenen Liebhaberbücherei, der Morante-Sammlung.

Don Joachim Gomez de la Cortina wurde 1808 in Mexiko geboren, als der dritte Sohn des Don Vicente Gomez de la Cortina. Don Vicente [von seiner Gemahlin Conde de la Cortina] entstammte einer vornehmen Familie der Provinz Santander und kehrte, als der mexikanische Aufstand gegen das Mutterland begann, in die Heimat zurück. Don Joachim, der in Alcala die Rechte studiert und zum Doktor juris utriusque promoviert hatte, blieb dieser Universität als Lehrer des kanonischen Rechtes verbunden und wurde mit deren Übersiedlung nach Madrid [1840], kaum 32 Jahre alt, Rektor der neuen Universität. Doch mußte er schon 1842 seine rasche wissenschaftliche Laufbahn aufgeben, da ihn der Tod seines Vaters zwang, zur Ordnung seiner Vermögensverhältnisse nach Mexiko zu reisen. 1844 wieder nach Spanien zurückgekehrt, 1847 Marques de Morante geworden, war er von 1851 bis 1853 noch einmal Rektor der Universität Madrid, um dann als Richter dem obersten Gerichtshofe des Landes anzugehören. 1859 wurde er Senator und gab erst kurze Zeit vor seinem Tode seine Ämter auf, um sich ganz seiner Büchersammlung widmen zu können. Daß ihm der Staatsdienst als eine ehrenvolle Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte und wollte, erschien, macht den noblen Zug

* Abb. 120

im Bilde dieses spanischen Granden verständlich, den uns sein Biograph F. A. Barbieri überliefert hat. Niemals hat Morante eine ihm aus einem Amte zukommende Einnahme für sich verwendet und immer auf sein Gehalt teils zugunsten des Staates verzichtet, teils es den Armen zukommen lassen.

So hatte er nicht, wie sein Zeitgenosse Grenville, seine Sammelleidenschaft mit Mitteln befriedigt, die aus einem von der Nation reich dotierten Amte flossen; deshalb wohl auch nicht, wie der vornehme Brite, seine Bibliothek als ein Vermächtnis der Nation hinterlassen, was in Hinsicht auf ihr späteres Schicksal sehr zu bedauern ist. Persönlich anspruchslos verleugnete der Marques de Morante in seiner Lebensführung nicht den grandseigneur; unterhielt eine zahlreiche Dienerschaft, die er nicht brauchte; war bei aller Genauigkeit in seinen Ausgaben immer darauf bedacht, auch den Anschein der Knauserigkeit zu vermeiden. Auch dafür ist eine Anekdote bezeichnend: als seine Wäscherin sich einmal um einen ochavo [etwa um zehn Pfennige] verrechnet hatte, gab er ihr zunächst ein Goldstück, um sie wegen dieses Rechenfehlers ausschelten zu können. Er machte keine großen Reisen, besuchte keine öffentlichen Feste und keine Theater, war von ungewöhnlicher Nüchternheit, den Tafelfreuden abgewandt wie der auf ihnen gegründeten Geselligkeit, trank fast keinen Wein, verzichtete auf Kaffee, Tee, Spirituosen, rauchte und schnupfte nicht; kurz, er war mäßig bis zum Exzeß. Am liebsten verbrachte er den Tag allein unter seinen Büchern, für die er drei Marmorsäle seines Palastes hatte einrichten lassen; nachlässig gekleidet, Pantoffeln an den Füßen, auf der Bücherleiter sitzend, bald Bücher lesend, bald ordnend. Wenn nicht sein Auftreten als Grande, wo das ihm erforderlich schien; wenn nicht seine ausgedehnte amtliche Berufstätigkeit und seine große Wohltätigkeit ihn dagegen geschützt hätten, würden ihn Fernerstehende wohl leicht für eines jener Originale haben halten können, die man Bibliomanen nennt, zumal seine Leidenschaft des Lateinredens und seine nicht gerade gewöhnlichen Umgangsformen das Absonderliche seines Wesens noch schärfer hervortreten ließen. Aber ein Bibliomane ist der Marques de Morante keineswegs gewesen. Seine Bücherleiden-

schaft war im Gegenteil nur eine Äußerung seiner großen Gelehrsamkeit; im besonderen seiner Vorliebe für die lateinische Sprache und ihre Schriftsteller. Wie er am liebsten lateinisch redete und schrieb, so sammelte er mit Vorliebe lateinische Bücher. Doch war er weder ein um das Luxusbuch bemühter Amateur noch ein Raritätenjäger; recht eigentlich nur ein auch als Schriftsteller auf seinen Gebieten nicht unbedeutender Forscher, dem es seine Mittel erlaubten, über einen großen kostspieligen Bücherbesitz verfügen und seinen Büchern auch äußerliches Ansehen geben zu können. Allerlei Schrullen des Marques steigerten sich in den letzten Lebensjahren zu einer krankhaften Reizbarkeit und sein Tod [1868], infolge eines Sturzes von der Bücherleiter, bewahrte ihn vor völliger geistiger Umnachtung. In der von seinem Vater in Salazar gestifteten Kirche wurde er beigesetzt.

Der Marques de Morante hatte im Grunde weder die Anschauungen noch den Ehrgeiz eines Bibliophilen; teilte nicht den Geschmack der großen englischen und französischen Sammler seiner Zeit, wenn er sich auch auf manchen Sammelgebieten häufiger mit ihnen begegnete. Denn ein Mann, der schon als junger Student in Alcala systematisch zu sammeln begonnen hatte und der späterhin zwei Drittel seines Jahreseinkommens von 125000 Franken für die Vermehrung seiner Bibliothek aufwendete, mußte, ob er es nun wollte oder nicht, in der Bibliophilenwelt Ansehen gewinnen. Bei den Pariser Altbuchhändlern und Buchbindern war er denn auch ein hochgeschätzter Kunde, während sein Name weiteren Kreisen erst durch einen von G. Brunet, anläßlich des Erscheinens des achten Bandes des Katalogs der Morante-Bibliothek, im „Bulletin du Bibliophile" veröffentlichten Aufsatzes bekannt geworden ist. Paul Lacroix erzählte einmal, wie er Motteley traf, der soeben mit ein wenig entrüstetem Erstaunen von Duru zurückkam. „Duru hat ein paar meiner Einbände liegen lassen", sagte Motteley, „um andere auszuführen, die nur ein ausgezeichneter Bibliophile bestellen und ein Fürst bezahlen kann. Er arbeitet also gerade für den Duc d'Aumale und deshalb bescheide ich mich mit Vergnügen." Als Motteley nun hörte, der Marquis de Morante sei jener ihm unbekannte Mäzen des langsamen Duru, rief er bewundernd aus: „End-

lich lebt also auch in Spanien ein Bibliophile!" [Ein Ausruf, der freilich mehr pathetisch als richtig war.]*

Als der Marques de Morante starb, enthielt seine Bibliothek in rund 21021 Nummern über 120000 Bände vorzugsweise lateinischer Werke; war also ihrem äußeren Umfange nach eine der größten im neunzehnten Jahrhundert gesammelten Privatbibliotheken, über deren Inhalt ein von ihrem Besitzer herausgegebenes gedrucktes umfangreiches Verzeichnis Auskunft gibt. Eine seltsame Besonderheit des Bücherinventars, das sich der Marques de Morante drucken ließ, ist die Aufzählung der vielfach vorhandenen Bücher. Man weiß nicht recht, ob er nur aus Vergeßlichkeit oder aus anderen nicht zu erklärenden Gründen das gleiche Buch in einer ganzen Anzahl von Exemplaren seiner Bibliothek beifügte. So besaß er bei seinem Tode von den sieben meist in siebzehn gebundenen Bänden des Lampas sive fax Gruters dreizehn Abzüge, und er hat, nach seinem Katalog zu schließen, jedes Exemplar, das er fand, gekauft. Die Beispiele dafür, daß er von gar nicht weiter bemerkenswerten Büchern Exemplar zu Exemplar fügte, lassen sich häufen. Vielleicht darf man daraus schließen, daß der Marques de Morante nicht ganz frei von jener krankhaften Bücherkaufsucht gewesen, von der der Pariser Notar Boulard am Ende seines Lebens befallen wurde; ja er hat wie dieser eine eigenartige Vorliebe für die bändereichen Werke und großen Bücher bei seinen vielen Mehrfacherwerbungen gezeigt, sich aber sonst nicht wie Boulard an ganz sinnlosen Ankäufen erfreut, sondern immer Bücher erworben, die er seiner Sammelrichtung nach brauchen konnte.

Bei dem Umfange der Morante-Bibliothek, bei den vielen kostbaren Büchern, die sie erhielt, ist es, wie Richard Copley Christie mit Recht hervorhebt, bemerkenswert, daß ihr die Stücke allerersten Ranges fehlen. Jene Cimelien, über deren Vorhandensein in einer berühmten Liebhaberbücherei die Bibliographien Buch führen, jene allerteuersten Werke, deren hohe Versteigerungspreise die Merkmale für die Auflösung der Sammlung eines „großen" Bibliophilen zu sein pflegen. Dieser Mangel ist wohl darin begründet, daß der Marques de Morante eben nicht den Ehrgeiz des Amateurs hatte,

* Abb. 121

mehr Gelehrter blieb als er Bibliophile wurde. Er hatte nur zwei nicht einmal besonders beachtenswerte Pergamentdrucke; die Editiones principes der griechischen und römischen Klassiker waren, merkwürdig genug für die mit einem so großen Aufwande errichtete Bibliothek eines Latinisten, keineswegs sehr zahlreich, nicht systematisch gesammelt, sondern mehr zufällig in die Sammlung gelangt. Beachtet man die Zeit, in der die Morante-Bibliothek entstand, so ist ein ältester Horaz von 1477, ein ältester Vergil von 1492 in einer hauptsächlich der lateinischen Literatur gewidmeten Privatbibliothek eines eifrigen und wohlhabenden Sammlers nicht gerade etwas Besonderes. Immerhin fand sich in der Morante-Kollektion auch eine Anzahl Editiones principes von höchstem Wert; ihre Hauptbedeutung liegt aber in der lateinischen Literatur des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts, die in solcher Vollständigkeit in keiner anderen Privatbibliothek vorhanden gewesen ist; die gewissermaßen die Analyse wurde, die ein Büchersammler aus der gewaltigen internationalen lateinischen Literatur bis zu deren Aufhören zog. Da der Marques de Morante, obschon selbst frommer Katholik, auch die Schriften der Reformationsbewegung und ihrer Vertreter, dazu die atheistischen, häretischen, ketzerischen Schriften mit Eifer gesammelt hat, konnte er Ausgabenreihen von Werken auch weniger genannter Vertreter jener großen religiösen Epoche in seinem Bibliothekskataloge verzeichnen, die heute zusammen zu bringen nicht wenig Mühe machen würde. Die Fülle der historischen Exemplare, der Bücher berühmter Abstammung oder mit Einbänden berühmter Buchbinder ist überraschend, aber sie kommt in der großen von dem Kataloge registrierten Büchermasse nicht recht zur Geltung. Sicherlich hätte die Morante-Bibliothek, wenn sie in geschickter Weise verzeichnet unter den Hammer gebracht worden wäre, durch diese Auktion eine Gleichstellung mit den berühmtesten Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts gewonnen. Aber die ungünstigen Umstände, unter denen sie aufgelöst worden ist, haben ihr beinahe noch die geringe Berühmtheit genommen, die sie wenigstens zu Lebzeiten ihres Sammlers genoß. Der von den Erben mit Ungeduld betriebene Verkauf der Morante-Bibliothek war wenig

von Glück begünstigt. Zwar hatte kaum ein Jahr nach dem Tode ihres Begründers die Pariser Altbuchhandlung Bachelin-Deflorenne die ganze Sammlung erworben, um sie zur Versteigerung zu bringen, und der im letzten Jahrzehnt des zweiten Kaiserreiches sehr hoch gestiegene Bibliophilen-Enthusiasmus ließ besonders für die nicht wenigen Kostbarkeiten einen hohen Erlös erhoffen. Aber alle diese Hoffnungen zerstörte der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges und dessen Nachwirkungen. Das Ende der Commune im Mai 1871 hatte die unfreiwillige zweijährige Ruhepause der großen Pariser Bücherversteigerungen unterbrochen. Schon sehs Monate später zeigte Bachelin-Deflorenne die Auktion eines ausgewählten Teiles der Morante-Bibliothek an, von der eine größere Partie rasch nach Paris geschafft und durch den Bibliothekar Firmin-Didots, Léon Scott de Martinville, katalogisiert worden war. Am 27. Februar 1872 und den zehn folgenden Tagen fand im Hotel Drouot die erste Vente Morante statt, deren 1909 Nummern die Auslese der Auslese waren. Und das wurde Bachelin-Deflorenne zum Verhängnis. Die Versteigerung war von ihm überstürzt worden, die französischen Sammler waren noch nicht recht zur Ruhe gekommen, brachten auch einer nur teilweise ihren Geschmack befriedigenden Kollektion weniger Interesse entgegen; in England hatte der Katalog nicht genügende Verbreitung gefunden, kurz, das stolze Wort von Bachelin-Deflorenne in seinem eben notgedrungen eingehenden „Bibliophile Français", das Ergebnis von 120000 Franks habe alle Erwartungen übertroffen, war nur eine Notlüge. Ungefähr die Hälfte aller Nummern war zurückgekauft worden, viele Bücher hatten nicht den vom Marques de Morante selbst bezahlten Preis erreicht, nur vier waren mit mehr als 1000 Franken bezahlt worden, keines hatte die Summe von 2000 Franken erreicht, nur 94 hatten mehr als 200 Franken gebracht. Es war ein vollkommenes Fiasko gewesen und wenn auch einzelne Stücke später mit höheren Preisen in den antiquarischen Katalogen von Bachelin-Deflorenne angesetzt aus diesen verkauft wurden, so bleibt doch der Eindruck bestehen, daß die erste Morante-Versteigerungen ihrem völligen Mißlingen nach sich von den Auktionen bedeutender Liebhaberbüchereien des

neunzehnten Jahrhunderts nur der 1835 verunglückten Londoner Auktion der Bibliothek des Frankfurter Sammlers Dr. Kloß vergleichen läßt. Womöglich noch kläglicher war der Ausfall der zweiten Versteigerung [Mai 1872 — 1064 Nummern] und der der dritten Versteigerung [Januar 1873 — 1039 Nummern]. Bis 1875 versuchte dann Bachelin-Deflorenne für die zurückgekauften und zurückgebliebenen Bücher durch antiquarische Kataloge Käufer zu finden. Auch hier blieb der Erfolg aus. Eine Versteigerung, die im April 1875 in der Salle Sylvestre stattfand, begann dann mit dem Rest der Morante-Bibliothek aufzuräumen. Ihre Preise blieben sogar für die gleichen Exemplare noch hinter denen der Auktion von 1872 zurück. Zwei weitere Auktionen folgten 1878 und 1879 an gleicher Stelle, das letzte Drittel der am wenigsten bemerkenswerten Bücher war schon zum Teil vorher ohne jede Namensnennung ihres Vorbesitzers verkauft worden und wurde nachher weiter verschleudert. Das ist die traurige Geschichte des Unterganges einer der besten Privatbibliotheken des neunzehnten Jahrhunderts, deren Trümmer so zahlreich sind, daß man sich oft kaum die Mühe nimmt, ihren Ursprung zu bestimmen. Und doch verdiente es die Morante-Bibliothek, auch eine Provenienz hohen Ranges zu sein. —

Wendet sich der Blick von Spanien her den alten spanischen Niederlanden zu, so erkennt er deutlich, wofern er sich auf die Beziehungen, die die Bibliophilie dieser Länder mit ihren Nachbarstaaten verbinden, richtet, daß hier die Brücken, auf denen die Bücher her- und hinüberkamen, im jahrhundertelangen Wechsel ebenso nach Frankreich, Italien, Spanien wie nach England und nach den deutschen Staaten geführt haben; je nachdem die politischen Umstände sie vernachlässigten oder verstärkten. Erst im neunzehnten Jahrhundert tritt auch hier eine klarere Scheidung, entsprechend ihrer politischen Trennung, zwischen Belgien und Holland hervor.

Als Philippe le Hardi, Duc de Bourgogne [1342—1404], der vierte Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich und, 1363, der Stifter des jüngeren Hauses Burgund, 1384 das Erbe seiner Gemahlin Marguerite, der Erbtochter des Grafen Ludwig III. von

Flandern [Louis de Male] mit seinem Herzogtum vereinen und in seiner Residenz Dijon eine königliche Hofhaltung entfalten konnte, war ein bücherliebender Fürst in ein bücherliebendes Land gekommen. Angesehen waren schon in diesen niederländischen Staaten Buchgewerbe und Schrifttumspflege gewesen, unterstützt von den Herzögen von Brabant und den Grafen von Flandern, die Büchereien einiger flämischer Klöster waren weitbekannt. Beträchtlich mehrte den Bücherschatz Karls des Kühnen der Büchernachlaß seines Schwiegervaters, er selbst, darin wie seine Brüder, Karl V., der Gelehrte, König von Frankreich und Jean, duc de Berry, den Valois nicht verleugnend, ergänzte ihn durch eigene Erwerbungen und sein Sohn, Jean sans Peur, stand hierin dem Vater nicht nach. Aber der eigentliche Begründer der Bücherei der Herzöge von Burgund, die heute mit ihren letzten Überresten die Bibliothèque royale in Brüssel ziert, ist dessen einziger Sohn, Philippe le Bon [1396—1467] gewesen. Er, unter dessen Herrschaft die burgundischen Länder eine Machtstellung europäischer Zivilisation gewannen, war ein Büchersammler sondergleichen, der in seiner „librairie" nur Bände haben wollte, „non pareille à toutes autres". Er beschäftigte die be-„ deutendsten Buchmaler und Schreiber in Italien und Portugal, in England und Frankreich, er unterhielt ein großes Scriptorium in Brüssel, und die Kopisten und Kompilatoren in seinen Diensten mußten die besten Bücher, die zu haben waren, heranschaffen oder herstellen, heilige und weltliche. Die reichste und schönste Sammlung seiner Zeit, verteilt auf die Städte Antwerpen, Brügge, Brüssel, Dijon und Paris nannte er sein eigen, 3211 Manuskripte hinterließ er, von denen fast alle, soweit sich erhielten, unter den Meisterwerken der Miniaturmalerei einen außerordentlichen Rang haben, seinem Sohn Charles le téméraire, nur nicht sein Bibliophilentemperament, das er seinem „großen Bastard", Anton von Burgund, Rafael de Marcatellis, vererbte, der als Abt von Saint-Bavon für sein Kloster eine prächtige Sammlung schuf, die später teilweise in die Genter Universitätsbibliothek kam.

Büchereien, denen sich nur die von König Ludwig XII. von Frankreich erworbene und jetzt in der Nationalbibliothek in Paris

befindliche des [1492 gestorbenen] Louis de Bruges, seigneur de la Gruthuyse vergleichen läßt, die man wegen ihres Aufwandes das bibliographische Wunder ihrer Zeit nannte. Maria, Philipp des Gütigen einzige Tochter, die unter den sieben um sie werbenden Prinzen Maximilian von Österreich gewählt hatte, vermochte ihr Erbe nicht zu bewahren, weder Bücher noch Länder konnte sie mehr zusammenhalten. Nach ihrem frühen Tode [1482] begannen die langandauernden Streitigkeiten um das Herzogtum, in denen es zerfiel. Die Bibliothek in Dijon schenkte König Ludwig XI. von Frankreich, dem die Städte in der Pikardie und die als Mannlehen eingezogene Bourgogne angefallen waren, dem Gouverneur der neuen Provinz, George de la Tremouille, aus dessen Besitz sie in den der Familie Guy de Roc hefords und endlich in die Nationalbibliothek in Paris gelangte, während die anderen Bibliotheken von Maria in Brüssel vereinigt wurden, die sich indessen rasch wieder über Deutschland, Frankreich, Schweden zerstreuten, da Kaiser Maximilian I., „le Nécessiteux", „le Sans-Argent", der in Geldnot schmachtende, ihre Kostbarkeiten verpfänden und verfallen lassen mußte. Das mag gerade diesem begeisterten Buchfreunde ein hartes Los erschienen sein. Aber vielleicht war eine solche Wendung, daß der große Buchkunstfreund des sechzehnten Jarhunderts die Bücherei, die der große Buchkunstfreund des fünfzehnten Jahrhunderts errichtet hatte, an die Wucherer aufgab, auch ein Zeichen der neuen Zeit gewesen, die die Buchhandschrift der Gotik verloren gehen ließ, um das Druckwerk der Renaissance zu erheben. Kaiser Maximilians I. Tochter Margarete von Österreich, Statthalterin der Niederlande, als sie den Wiederaufbau der auseinandergerissenen Büchereien unternahm, vermehrte sie bereits mit den besten eben erscheinenden gedruckten Büchern, ohne deshalb auf den Erwerb der Buchhandschriften zu verzichten. Bevor Philipp II., der Escorialbibliothekstifter, die niederländisch-burgundischen Provinzen verließ, um sich nach Spanien zu begeben, betraute er 1559 den Präsidenten seines geheimen Rates, Viglius, damit, die in den einzelnen königlichen Residenzen aufgestellten Büchereien im Königlichen Schlosse zu Brüssel zu vereinen. Und 1594 erließ Erz-

herzog Ernst den Befehl, daß von einem jeden im Lande gedruckten Buche ein Exemplar im Lederbande der Königlichen Bibliothek zu liefern sei, wovon das Buchdruckerprivilegium abhängig gemacht wurde. Albert und Isabelle bewiesen der Bibliothek auch noch einige fördernde Teilnahme, dann verfiel sie in den kriegerischen Wirren, die die belgischen Provinzen heimsuchten, vernachlässigt von den Generalstaaten, immer weiter. 1731 verbrannte sie, als eine Feuersbrunst den Königlichen Palast in Brüssel verheerte, mit vielen ihrer wertvollsten Bände, deren in Kellern untergebrachten Reste dort verkamen oder von den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen bei der Eroberung Brüssels im Jahre 1746 nach Paris verschleppt wurden. Erst in der 1837 als belgische Nationalbibliothek gegründeten Bibliothèque royale kam die Bibliothèque de Bourgogne mit ihren letzten Trümmern zu einer neuen Vereinigung und zu neuem Wachstum.

Daß diese neue Bibliothèque royale von Anfang an zu einem nationalen Bücherschatz werden konnte, verdankte sie vor allem einem belgischen Bibliophilen seltener Art, Charles J. E. van Hulthem [1764—1832],* dessen Büchersammlung — sie umfaßte 29350 Druckwerke in 63000 Bänden und 1016 Handschriften — 1837 für 250000 Francs von der belgischen Regierung angekauft wurde. Nicht allein seiner Gelehrsamkeit und seines glücklichen Sammeleifers wegen genoß Van Hulthem eines weit über die Grenzen seiner Heimat hinausreichenden Rufes, sondern auch wegen der liebevollen Zärtlichkeit, die er seinen Büchern zuwendete. Darüber gab es mancherlei Geschichtchen zu hören. Niemals entzündete er in seinem Bibliothekssaal ein Kaminfeuer aus Angst für seine teuren Bände, fror ihn an den Füßen, dann erwärmte er sie durch einen aufgelegten Folianten. Er verzichtete auf den Mantel, als er im offenen Wagen während eines strengen Winters von einer Bücherreise zurückkehrte, nur, damit desto bequemer auf seinen Knien zwei Quartanten ruhen konnten. Ein Bücherjohannes, wie jener alte Kanonikus von Gorkum, Harius, der, als er seine Bücher, die er nach seinem Tode, 1532, Kaiser Karl V. vermacht haben soll, nach dem Haag überführte, vom Volke ihres großen Vorrates wegen

* Abb. 126

diesen Namen erhielt. Und damals in den Niederlanden nicht einmal eine Einzelerscheinung. Auch der, 1850 verstorbene, Baron W. H. J. Westreenen van Tielland, der seine ein halbes Jahrhundert hindurch unter dreifachem Verschluß gehaltene Bücherei der Stadt Haag hinterließ, wo sie, nach den genauen Bestimmungen seines Testamentes noch heute im Museum Meermanno-Westreenianum* verwaltet wird, hat mit ähnlicher Ängstlichkeit seinen Schatz behütet und ihn der Nachwelt zu erhalten gesucht. In dieser Fürsorge kommt, verwunderlich vielleicht, aber doch auch wieder zweckvoll die Passion des Sammelns, die der Sammlung selbst gilt, auf einen Höhepunkt. Und bei aller ihrer Bizarrerie möchte sie eher den Buchfreund kennzeichnen, als jene Leichtigkeit, mit der sich andere Sammler von ihrem Besitz trennten oder gar angestrengt für den Ruhm einer schönen Versteigerung ‚arbeiteten'. Es sind Beispiele, trotz aller ihrer Verzerrungen, eines anderen Sammlertemperamentes, das nationale Unterschiede zeigt, einer kaltblütigen, ja verbissenen Zähigkeit, die in den angelsächsischen und germanischen Ländern die großen Büchereien hervorrief, die, weil sie eines Einzelnen Leistung sind, erstaunlichen Organisationen von Privatbibliotheken. Waren doch auch in ihrem Buchwesen die niederländischen Staaten eine Völkerscheide.

Belgische Patrioten haben dem Jean Brito aus Brügge die Buchdruckerfindung zuschreiben wollen, richtiger scheint jene Ansicht, die Johann von Paderborn den belgischen Prototypographen nennt, der 1473 aus Deutschland die neue Art, Bücher herzustellen, in Belgien einführte, wo um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an sechzig Druckereiwerkstätten bestanden oder bestanden hatten, davon über die Hälfte in Antwerpen, der damals bedeutendsten niederländischen Stadt, die im europäischen Nordwesten mit London und Paris wetteiferte, deren wirtschaftliche Wohlhabenheit durch Handel und Seefahrt eine Blüte der Gewerbe und Künste, mit ihnen des geistigen Lebens entstehen ließ. In Antwerpen gab es ein ganzes Buchdruckerviertel, dessen Großbetriebe den nach Hunderten zählenden Kunstverwandten, den Buchbindern und Bücherschließenherstellern, den Holzschneidern und Kupferstechern, den

* Abb. 130

Schriftgießern und sonstigen Werkstätten eine lohnende Beschäftigung boten. Sie alle überragte der aus Frankreich geflüchtete Meister Christoph Plantin, der jährlich an dreißig neue Werke herstellte und verlegte, unter dessen Korrektoren Gelehrte wie Kilian, Poelman, J. Lipsius waren, dessem Enkel und Nachfolger Balthasar Moretus, ein Rubens die Titelblätter zeichnete. Mit den acht Bänden seiner 1568 bis 1578 veröffentlichten Biblia polyglotta schuf er das Gegenstück des Ximenesschen Werkes, wobei seine Opferwilligkeit den Vergleich mit der des reichen Spaniers nicht zu scheuen brauchte. Als ein Ehrendenkmal des außerordentlichen Mannes und seines bis in das neunzehnte Jahrhundert erhaltenen Verlages steht das Plantin-Moretus-Museum in Antwerpen,* das einzige mit seiner alten Einrichtung erhaltene Haus, das von der Art und dem Umfange der großen Betriebe des Buchgewerbes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, die sich in den Geschlechtern des Aldus, Giunta, Stephanus, Elzevier vererbten, auch in unseren Tagen eine handgreifliche Vorstellung gibt, zeigt, daß die Bodenständigkeit des Buchgewerbes der Kern seiner Kraft geworden war, die auch das Buchwesen lokalisiert und mit ihm das Büchersammelwesen, in dem sich das nationale Element nun mehr zum internationalen erweiterte, an Stelle jener Kosmopolität der Humanistenzeit, deren Übereinstimmung in einer geistigen Universalität wurzelte, die das Buch zum Ausdruck gebracht hatte.

Einer solchen Blüte des Buchgewerbes, mochte sie auch bald in ihren französischen Verzweigungen unter der alles überstrahlenden Pariser Sonne verwelken, entsprach die Bücherlust, die die belgischen Büchersammlungen zeigten, von der des Charles duc de Croy de Renty [1560—1612] und der mit ihren Anfängen ins sechzehnte Jahrhundert zurückreichenden der Fürsten von Ligne,* bis zu der Philipps, Grafen von Flandern [1837—1908].

Die Ausbreitung einer nationalen Bibliophilie im neuen Königreiche Belgien, das sich 1831 von den anderen Niederlanden trennte, beweisen die seitdem entstandenen Büchersammlergesellschaften. Sie zeigen auch die, von der Sprachverschiedenheit bedingte doppelte Richtung, in der sich die belgische Bibliophilie ebenso wie die

* Abb. 122, 123

belgische Literatur seitdem weiter entwickelte, sich dabei teils den französischen, teils den holländischen Vorbildern zuneigend, so daß die belgischen Privatbibliotheken nach Art und Zusammensetzung bald mehr den französischen, bald mehr den holländischen ähnlich wurden. Doch blieben die geschichtlichen Überlieferungen stark genug, um gerade in den größten Liebhaberbüchereien einen Ausgleich zu schaffen, in denen ebenso die alten flämischen wie die alten französischen Buchdenkmäler einen ihnen nach den jeweiligen Neigungen ihrer Sammler angemessenen Platz erhielten. Bereits 1835 entstand in Mons die Société des Bibliophiles Belges, der 1839 in Gent die Maatschappij der Vlaamsche Bibliophilen folgte. Seit 1863 bestand in Lüttich die Société des Bibliophiles Liégeois, seit 1878 in Antwerpen die Maatschappij der Antwerpsche Bibliophilen. Alle diese Vereine haben, zumal in den Anfängen ihrer Tätigkeit, durch ihre Veröffentlichungen für die Bibliophilie gewirkt und geworben, in ihren Mitgliederverzeichnissen die namhaftesten belgischen Büchersammler des neunzehnten Jahrhunderts geführt. Seit 1909 steht die Société des Bibliophiles et Iconophiles de Belgiques in Brüssel, die die hervorragendsten belgischen Büchersammler des zwanzigsten Jahrhunderts vereint, an der ersten Stelle unter den belgischen Büchersammlergesellschaften.

Das Bibliotheksideal des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts war das des Polyhistors, das der Universalität, der Vollständigkeit. Man suchte nach dem Ausblick in die Weite einer Zimmerflucht, die die noch begrenzte Bücherwelt einteilte. Man glaubte noch an die Möglichkeit, ein Gedankenmeer in Kanälen der Wissenschaft verwahren zu können. Was dem Besitzer und Besucher die Bibliothek zeigte, war die Kompilation des Wissens der Zeit, das, soweit es nicht die Köpfe herbergen konnten, wenigstens die gedruckten Seiten hielten. Bildung und Gelehrsamkeit blieben das gleiche, den Klassiker las man cum notis variorum, der Humanismus nannte sich nun Philologie, die Poesie verlor sich in den schönen Wissenschaften. Für eine vollständige Bibliothek müßte man sechs große Zimmer haben, behauptete autoritativ Joseph

Justus Scaliger. Die Absichten einer öffentlichen und einer Privatbibliothek unterschieden sich nicht wesentlich, die Bezwingung der Büchermassen erschien durch ihre Aufhäufung gewährleistet. Gelehrsamkeit war alles, sogar der Büchereischmuck, der in den Katalogen gern als supellex antiquaria verzeichnet wurde. Dieses Bibliotheksideal ist freilich nicht häufig verwirklicht worden. Wie man es sich vorzustellen liebte, bezeugen die Exlibris-Blätter mit Büchereiansichten, die oft nicht die Privatbibliothek, der sie zugehörten, wiedergaben, sondern einen Büchereiraum in seiner erdachten Vollendung, die Wände mit Bandreihen bedeckt, der Büchertisch, auf dem die gewaltigen Globen stehen, in der Mitte des hohen Saales.

Ein Bibliothekenparadies, in dem Gelehrsamkeit und Schöngeisterei noch nicht entzweit waren, bot das Holland des siebzehnten Jahrhunderts mit seinem Sinn für behagliche Lebensgestaltung und reinliches Sammlertum. Der Altbuchhandel entwickelte sich, die Auktionen kamen auf, für die in Leyden Ludwig Elzevier seit 1609 das Beispiel gegeben hatte. Buchgewerblich waren die Staaten ein Umlegeplatz der Buchware, eine europäische Vermittlungsstelle und auch geistig übten sie einen nicht geringen Einfluß. Man druckte die in Deutschland und England, die in Frankreich, Italien, Spanien erschienenen Bücher nach, man druckte aber auch die in diesen Staaten verbotenen Schriften und so wurde das Buch Hollands eine Zeitlang zum Freiheitshort der Presse. Andererseits fehlte die Wechselwirkung nicht. Auch das Beispiel der benachbarten Ländern, sich aufstauender Bücherüberfluß, der sich verbreitete, wissenschaftliche Sammlungsziele verbanden sich, um den Bibliotheken in den heute holländischen Niederlanden einen günstigen Boden ihrer Entwicklung zu verschaffen, sie zahlreich werden zu lassen. Bürger- und Gelehrtentum, Volk und Vornehme waren weniger voneinander geschieden und das bedingte auch eine gewisse Gleichmäßigkeit der ohnehin einen internationalen Charakter annehmenden Privatbibliotheken. Die Atlanten des Blaeuschen Verlages standen in der Gelehrtenstube und gaben bereitwillig Auskunft, wenn die Entdeckungen einer neuen Seefahrt das Tagesgespräch wurden, der Handelsherr hatte in seinem Bücherzimmer die antiken Klassiker

stehen. Ein aufkommender Kuriositätengeschmack, nicht ohne einige Pedanterie gepflegt, förderte eine beschauliche Bücherlust. Man hatte ein Kabinett, man nannte es wohl gar ein Museum, man freute sich am Sammlerstück und manch einer verwendete alle seine Mühe auf ein einziges großes Werk, um dessen Bilderschmuck durch Stiche und Zeichnungen noch reicher zu gestalten als das schon Verfasser und Verleger getan hatten. Die bibliographische Kritik verband sich mit der philologischen. Es gab bald Bücherforscher und Bücherjäger, wie den treffsicheren J. J. Charron, Marquis de Menars, Altbuchhändler, die wie P. van Damme in Amsterdam bessere Büchersammlungen hatten als ihre meisten Geschäftsfreunde, große Privatbibliotheken, deren Bändezahl das Hunderttausend erreichte wie die von S. Hulsius.*

Der Auktionskatalog des größeren Teiles der Huygenschen Bibliothek vom 15. März 1688 bietet ein Muster holländischer Bücherliebhaberei seiner Epoche. Constantin Huygens, Herren van Zelem en Zuylichem [1596—1687], als Dichter, mehr noch als Vater des hervorragenden Mathematikers bekannt, war Sekretär, zuletzt Ratspräsident bei den Prinzen-Statthaltern Friedrich Heinrich, Wilhelm II. und Wilhelm III. von Oranien. Seine im Großen Saale im Haag versteigerte Büchersammlung zeigte die gelehrte Schöngeisterei eines vielseitig teilnehmenden und unterrichteten Mannes, die bibliophilen und literarischen Interessen eines mit Geschmack unter den Büchern seines holländischen Lebenskreises wählenden Buchfreundes. Den freilich auch nicht eines Baruch Spinoza [1632—1677] Wissensqualen die Lebensruhe nahmen. Anderthalbhundert Werke hatte der arme Philosoph besessen, die nach seinem Tode 1679 versteigert und zerstreut worden sind. Hätte der Notar Willem van den Hove nicht über diesen armseligen Nachlaß eine genaue Liste errichtet und hätte sich diese Urkunde nicht erhalten, dann wäre auch die Bibliotheksrekonstruktion unmöglich gewesen, die der holländische Verein „Het Spinozahuis“ versuchte, indem er in dem von ihm 1899 angekauften Hause in Rynsburg bei Leyden, in dem Spinoza von 1661 bis 1663 gewohnt hat, wenigstens die von Spinoza benutzten Ausgaben seiner 159 Bücher wieder zu-

* Abb. 128

sammenstellte, als Ersatz der verlorenen Originalexemplare. Spinoza hat nicht viele Bände besessen, aber sein Bücherbesitz war dafür um so gewichtiger. Die naturwissenschaftlichen Prunkwerke standen nicht auf seinen Bücherbrettern, aber den Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis hat er ebenso in seiner bescheidenen Büchersammlung durch die Schriften der neuen Weltanschauung gekennzeichnet wie er den kühnen, die Autorität des Dogmas bekämpfenden Philosophen neben denen der Theologen aller Konfessionen einen Platz gab, und wie er seine Bibeln neben die antiken Klassiker stellte. Es war eine Bücherwarte, die weit empor in die geistigen Höhen ihrer Tage ragte und weit hinaus über die abgemessenen Bezirke geruhsamen holländischen Lebens. Eben, weil sie durch ihre Beschränkung auf nur wenige Bücher um so mehr deren Leuchtkraft erkennen läßt.

Für die noch dem Gebildeten notwendigen Grundlagen einer guten Büchersammlung, die antiken Klassiker, sorgten die holländischen Offizinen jener Übergangszeit der humanistischen Studien in die philologischen aufs beste. Die Elzeviers ließen ihre rasch beliebt werdenden Taschenausgaben erscheinen, der Apparat der Folianten und Quartanten lieferte den Bibliotheken die anerkannten editiones optimae, als welche die gelehrten holländischen Prachtwerke mit ihrem reichen Tafelnschmuck in Aufnahme kamen. Buchgelehrsamkeit galt viel, zudem da sie den Buchgeschäften günstig war. Und so fanden sich denn in dem bildungsfrohen, freigesinnten Lande, in dem die Ortschaften derart dicht beieinander lagen, daß ihre Bürger sich fast alle als Nachbaren kannten, in dem Handel und Wandel die Künste und Wissenschaften hielten, den Reisenden auffallende Bücherstilleben auf Schritt und Tritt. Ihre behaglichen Schilderungen finden sich in den Reisebeschreibungen zahlreich, die bibliographischen Kompilatoren, die literarischen Polemiker feierten ihre nicht gerade bescheidenen Triumphe als Kraftmänner der Bücherwälzerei. Das alles dauerte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Der junge Albrecht von Haller vermerkte 1725, daß an keinem Orte der Welt soviel Leute von Büchern leben als in Leyden,* wo 1609 Ludwig Elzevier die älteste bekannte Büchereiversteigerung

* Abb. 127

die der Sammlung G. und J. Dousa, des ersten Bibliothekars der Universität Leyden, abgehalten hatte, eine seitdem sich entwickelnde Einrichtung, die recht eigentlich die Entwicklung von Altbuchhandel und Liebhaberwert in ihrer modernen Ausgestaltung veranlaßte. „Ganze Straßen sind voll Buchhändler, und alle Winkel voll Druckereyen. Auch diese stehn alle unter dem Schuze der hohen Schule. [Peter] Van der Aa [seit 1682 in Leyden ansässig] hat unter allen es am weitesten gebracht und durch seinen glücklichen und vielen Verlag es dahin gebracht, daß er das große Werk der Alterthümern [den Thesaurum Antiquitatum Romanorum] bloß zu seines Nahmens Ehre drucken können, da es doch auf 500 Gulden kömmt. Auch ist kein Ort denen Buchhändlern so günstig, wo alles Bibliothequen haben will, und oft, wann Boerhaave deß Morgens ein Buch gerühmt, Nachmittags selbiges überall um doppelten Preiß gekauft werden mag. In denen vielen Steigerungen werden die Bücher etwas wohlfeiler bestanden, deren alle Jahre sind, weil viele vornehme Holländer sich eine Ehre machen, in allen Sprachen und Wißenschaften alles zu besitzen, und mehrmals ein einziger mehr kauft, als alle seine Nachkommen lesen werden."

Die eleganten holländischen Juristen und Philologen legten auch auf die Eleganz ihrer Bibliothekenrepräsentation einen nicht geringen Wert, versagten, zumal im achtzehnten Jahrhundert, der jetzt herrschenden Bibliophiliemode, die besten Klassikereditionen in der charta magna oder gar in der charta maxima wohlgebunden nebeneinander zu reihen, ihre Anerkennung nicht und wurden derart, als Herausgeber und als Sammler, die Vertreter eines vornehmen Buchgeschmackes, der die Liebhaberei und die Wissenschaft aufs glücklichste zusammenbrachte. Als das Beispiel eines Bibliophilen-Philologen solcher Art ist H. de Bosch [1740—1811]* in Leyden zu rühmen, dem das Arbeitsmittel seiner Bücherei kein leerer Luxus war, wenn er auch seine ausgewählten Ausgaben in bester Ausstattung zu beziehen wünschte und an den alten Bänden die Erhaltung, nicht nur ihren Inhalt schätzte. In dem Bibliothekskataloge, den er sich kurz vor seinem Tode zu eigenem Gebrauch drucken ließ, gab die Vorrede das Bekenntnis der Bücherliebe eines Humanisten,

* Abb. 131

der das Buch in edler Gestalt verehrt, weil ihm die äußere Buchschönheit die innere wiederspiegelt. In fein gesetzten Worten heißt es hier: „Jam inde a pueritia hanc mihi Bibliothecam comparavi, ea cura ac diligentia, ut nullum librum in eam recipiendum existimarem, nisi qui plenus esset et integer, nullis adspersus maculis, neque foedatus lituris, aut vermium dentibus tactus, uno verbo, nullum codicem admitterem nisi qui nitidissime esset conservatus; quod quam magnam operam postulet . . ., facile harum rerum periti intelligent, neque ego hoc ab ullo homine fieri posse arbitror, nisi ab eo, cui, ut mihi, per sexaginta fere annos in hac re recto agenda strenue laborare contigit . . . Labentibus annis pejoris conditionis codices ejiciendo et pulchrioris substituendo tantum profeci, ut si . . . etiam ultimae vetustatis libros, ex hac bibliotheca in manum sumas, recentes e prelo te tractare existimes . . . Quod non necessarium esse putabunt multi . . . quibus sordidis digitis impressos, maculis, atramento et oleo inquinatos libros nos quidem relinquimus . . . mihi sive a natura, sive a parentibus datum ut omnes sordes fugiam . . . Unde evenit, ut meae bene instruendae bibliothecae curae etiam alia successerit . . . Haec, praeter interiorem librorum conditionem ad externam formam spectabat. Quoad quidem potui exempla mihi comparavi, quorum margines essent integrae, nec scissae, i. e. aratri ferrum non perpessae . . . Si quae vero occurrerent, quorum margines . . . scindi debere arbitrarer, hac in re ita versatus sum, ut is cui illud munus . . . daretur, caveret, ne quid detrimenti liber caperet.“

Boschs ‚Carmen in bibliothecam Crevennae‘ feierte in der erlesensten Amsterdamer Liebhaberbücherei des achtzehnten Jahrhunderts eine der ausgezeichnetsten Sammlungen ihrer Zeit. Begründet von P. A. Crevenna, einem aus Mailand eingewanderten Kaufmann, der den Anfängen und der Ausbreitung der Buchdruckerkunst ernsthafte Forschungen gewidmet hatte, die sein beschreibendes, 1774 angefangenes Büchereiverzeichnis, das er selbst noch veröffentlichte, verwertete, weitergeführt in gleichem Sinne von seinem Sohn Bolongari Crevenna, der sich noch bei Lebzeiten von ihr trennte und aus der Auktion nur eine kleine Auswahl zurückbehielt,

die nach seinem Tode versteigert worden ist, gehörte sie zu jenen bedeutenden Privatbibliotheken, deren rasches Vergehen zu den unwiderbringlichen Verlusten gerechnet werden muß, da sie ein Jahrhundert später in gleicher Vollendung sich nicht mehr wiederholen ließen. Daß diese buchgeschichtlichen Forschungen Coster nicht vergaßen, hiermit die nationale Tradition pflegten, kann nicht wundernehmen. In der Costerstadt Haarlem hatte im achtzehnten Jahrhundert die Enschedé-Familie, weitbekannt durch ihre Buchdruckerei und Schriftgießerei, im Anschluß an die Costerstudien ein Museum Typographicum errichtet, das, 1867, durch eine Versteigerung zerstreut wurde.* Und auch in der Gegenwart ist die nationale Tendenz der holländischen Bibliophilie in der Achtsamkeit für die alten Bücher, in der Vorliebe für die eigenen Prachtausgaben des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hervortretend. Ohne daß deshalb das Büchergut anderer Völker und Zeiten ausgeschlossen wäre oder aber die Bücherstuben der Gegenwart verschlossen blieben, gegen die sich die Beschaulichkeit der im alten Hellas und Rom lebenden Philologen wehrte, wie das etwa die sozialpolitische Büchersammlung zur Frauenfrage zeigt, die Frau Gerritsen zusammenbrachte. Einem großen Holländer des neunzehnten Jahrhunderts ist die eigene Bücherei allerdings versagt gewesen, D. Dekker [Multatuli] durfte sich nur einer Privatbibliothek erfreuen, die ihm Frau A. M. Anderson [die 1917 in Mainz starb] geliehen und nach seinem Tode getreulich verwahrt hatte, um sie zum Grundstocke eines Multatuli-Museums werden zu lassen, ein Plan, der nicht verwirklicht worden ist.

* Abb. 129

V. DEUTSCHLAND

Im Bereich des gewaltigen deutschen Siedlungsgebietes, auf dem sich die germanischen Völkerverschiebungen über ein Halbjahrtausend hindurch vollzogen, ein mit der Bemächtigung westlicher Kultur und Zivilisationen verbundener Vorgang, gab es sehr lange keine geistige und gesellschaftliche Einheit, kein aus ihr hervorwachsendes Schrifttum, das als ein Ganzes räumlich und zeitlich zusammenhinge. Das erwiesen auch die Büchersammlungen des deutschen Mittelalters, die weit eher die einzelnen Hauptorte einzelner Literaturprovinzen erscheinen — so etwa Korvei für Sachsen, Fulda für Franken und Hessen, Reichenau für Schwaben — als die Hauptstätten gemeinsam mit den Büchern gepflegter hoher Lebensgüter. Und weiterhin, fast alle alten deutschen Büchersammlungen sind nun verschwunden, haben mit ihren Handschriftenüberresten ihren Namensruhm zwar noch erhalten, aber keinen Bestand ihrer Tradition. Sie sind vergessen worden, mehr als nur verschwunden. Schalkhaft heißt es im deutschen Sprichwort: Er studiert so fleißig wie die Mönche im Kloster Septimo —die einst die Brücke über den Graben, der ihr Kloster umzog, als sie verfallen war, durch Folianten, mit denen sie den Graben ausfüllten, ersetzt haben sollen. Doch trifft solche in mancherlei Formen sich wiederholende Spottrede nur ein äußerliches Kennzeichen, eine einzelne Erscheinung, in der sich das Geschehen einer geistigen Weltenwende widerspiegelt. Daß die Büchereien durch mönchische Unbildung zerfielen, hatte seine tieferen Ursachen. Sie waren überflüssig geworden, da sie in der Vergangenheit zurückgeblieben waren, dem Denken und Fühlen gar nicht oder doch großenteils nicht mehr entsprachen, das sie mit Nahrung versorgen sollten. Die Büchermassen hatten sich in dem lebendigen Strom des Lebens aufgestaut, er durchbrach sie und neue Behälter wurden nötig, seine Kräfte zu sammeln.

Josef Nadler hat es versucht, die drei räumlichen Entwicklungszüge in der Ausbildung des deutschen Schrifttums zu umgrenzen. „Der eine am Rhein, in den Ländern der Franken und Alemannen,

auf altem römischen Kulturboden, bei den Trägern des alten deutschen Reiches; des Sinn dieses Zuges ist die Aneignung des antiken Kulturerbes von Karl dem Großen bis zu den Klassizisten. Der andere Zug an der Donau, in den Ländern des bayrischen Volkes, auf altem römischen Kulturboden, bei den Trägern des neuen Ostreiches; der Sinn dieses Zuges ist die Umbildung des antiken Literaturerbes und sein Verschmelzen mit volkstümlichen Elementen bis zum Theater des neunzehnten Jahrhunderts. Der dritte Zug zwischen Elbe und Weichsel, auf altem slavischen Siedelboden, bei den Trägern des neuen Deutschen Reiches; der Sinn dieses Zuges ist die Aneignung des altdeutschen Literaturerbes für diese neudeutschen Kolonistenvölker bis zur Romantik. Jeder dieser Entwicklungszüge schreitet über die drei Stufen eines gesellschaftlichen, eines individuellen, eines subjektiven Seelenlebens." Diese Bewegungen eines gewaltigen geistigen Stromlaufes und seiner Unterströmungen durch die Jahrhunderte auch in der Geschichte der Büchersammlungen zu verfolgen wäre wohl in einer klareren Linienführung kaum möglich, da sie ja vorwiegend zunächst die lateinische internationale Literatur, die Fakultätsliteratur, herbergten und späterhin sich auch dem Einfluß der fremden Nationalliteraturen willig, meist viel williger als in den anderen Ländern, öffneten. Wozu noch die aus den politisch-sozialen Gegensätzen sich ableitenden, voneinander abweichenden Richtungen in der sich aus ihnen ergebenden Stellungnahme der Bibliotheken der deutschen Länder hinzukam. Hier soll eben nur daran erinnert sein, daß ein einheitliches deutsches Büchersammelwesen sich solange nicht ausbilden konnte, als das Bewußtsein eines einheitlichen deutschen Schrifttums noch fehlte, das erst im achtzehnten Jahrhundert stärker wurde, daß diese Vielartigkeit von umso empfindlicherer Wirkung sein mußte, nachdem in der deutschen Gelehrtenrepublik die Herrschaft des internationalen Literaturgedankens schwächer geworden war, ohne daß sie bereits die Macht einer Nationalliteratur ersetzt hätte. Das Buchideal fehlte, das der Bücherwälzerei und dem Bücherwust in einer langen Übergangszeit hätte leitend werden können. Und anders als in den italienischen Humanistenbibliotheken standen die antiken

Klassiker auf den Bücherbrettern der deutschen Sammlungen, unverbunden mit der Gegenwart, ein abgestorbenes, herausgerissenes Stück Vergangenheit.

Aber die Abgrenzung von ‚Mittelalter' und ‚Neuzeit', jene Änderungen von Denkrichtungen und Denkweisen, die geschichtliche Umgestaltungen größter Reichweite im europäischen Völkerleben herbeiführten, ist für die Bibliophilieentwicklung unschwer anzugeben. Die Buchdruckerfindung hat eine solche äußere Umgestaltung des Buchwesens vorgenommen, die auch dann, wenn ihre weiteren Wirkungen nicht in Frage kommen würden, das Datum, das Grenzzeichen ist, das für Büchersammlungen Mittelalter und Neuzeit scheidet. Dazu kommt, daß im Büchersammelwesen die Übergangszeit [das Wiegendruckzeitalter, die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts] außerordentlich kurz war. Man möchte sagen, daß die Buchhandschrift sich über Nacht in das Druckwerk verwandelte, wenn man sich vergegenwärtigt, wie ein etwa 1430 geborener Gelehrter, der als Dreißigjähriger die ‚Literatur' fast ausschließlich in den Manuskripten sah, ein Menschenalter später eine nach Bändetausenden zählende Bücherei hätte verwenden können. Wenn die tatsächliche Umstellung des Büchersammelwesens sich etwas langsamer vollzog, die geistigen und seelischen, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Auswirkungen des neuen Buches, des eigentlichen greifbaren Trägers jener Evolutionen und Revolutionen, die Mittelalter und Neuzeit für die Chronologie eines Historikers trennen, da und dort durch Hemmungen, deren Ursachen sehr verschieden waren, noch zurückgehalten wurden: sein Ereignis schuf aus dem Begriffe Buch etwas anderes als er vorher war. Die Ausbildung und Ausbreitung der Druckverfahren änderten auch die Verhältnisse der Menschheit zu ihrem Schrifttum von Grund aus. Inwieweit die anderen Entdeckungen und Erfindungen jener Zeit, die politischen, sozialen und sonstigen Unwälzungen, die sie veranlaßten, aus dem Buchdruck eine Mehrung ihrer Triebkräfte gewannen, ist häufiger schon untersucht worden. Dafür mag ein Beispiel ausreichen, der Vergleich zwischen dem Humanismus und Reformation genannten Bewegungen vor und nach der Buchdruck-

erfindung. Die Macht des Buchdrucks verkörperte sich nun in der ‚Presse', der sich die alten Mächte mit ihren Mitteln widersetzten, indem sie einen Preßzwang übten. Das Wort und die Schrift hatten nicht nur Flügel bekommen, mit denen sie sich überallhin verbreiteten, die Druckvervielfältigungen verwahrten sie auch gegen die Eingriffe der Zeit, ließen sie die Epochen überdauern, in denen die Zivilisationen zurückgingen, der Verbreiterung und Vertiefung des Wissens, der der Buchdruck diente, folgte die von ihm ganz anders als das die Buchhandschrift gekonnt hatte gewährleistete Sicherung des Wissens. Das Buch als Gedächtnisträger der Menschheit ein Gemeingut geworden, ein verbilligtes und verfeinertes Gedankenwerkzeug, mußte nun auch die Bedeutung der Büchersammlungen erhöhen und verstärken. Seine Gewalt, grenzenlos, brachte mit dem Nutzen den Schaden, um nur einen zu bezeichnen, die Verflachung des Schrifttums in der Vielschreiberei, die aufsteigende Bücherflut beschleunigte in weit höherem Maße den mechanischen Prozeß der Bibliothekenentwicklung als ihren organischen.

Daß auch da und dort in Deutschland des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts ein Bücherschatz vorhanden gewesen ist der seiner Ausdehnung und Auswahl nach eine Büchersammlung, der aber kein Fürsten- oder Klostergut war, scheint zweifellos. Aber die Nachrichten über diese Privatbibliotheken reichen doch nicht aus, um auf ihnen die Frühgeschichte der deutschen Bücherliebhaberei zu gründen. Hugo von Trimberg, seit 1260 Magister und Rektor in der Theuerstadt, einer Vorstadt Bambergs, bekannt als der Dichter des ‚Renner', also ein Laie, soll 200 Bücher sein eigen genannt haben. Und als die beiden Brüder Franz und Niklas von Vintler, die einem schon seit dem elften Jahrhundert in Bozen angesehenen, einflußreichen Geschlechte entstammten, 1385 die Ruine Runkelstein gekauft hatten, die der kunstsinnige Niklas von 1388 ab ausbaute, entstand auch eine von dem Burgkaplan Heinz Sendlinger aus München verwaltete Büchersammlung auf dem Runkelstein. Die beiden Beispiele, mehr sind sie nicht, sollen andeuten, in welcher Art damals deutsche Privatbibliotheken entstanden sein mögen, die eine Gelehrtenstube oder ein Schloßgemach

zierten. Nur daß auch in ihren Ausnahmefällen die Bandzahl des Bücherreichtums nicht allzu sehr anwachsen konnte, der Handschriftenprunk sich ohnehin verbot, weil er allein den wohlhabendsten Sammlern zugänglich blieb. Möglichkeiten, Abschriften zu besorgen, mochte das zu den Pflichten des Burgkaplans gehören oder eine von dem Sammler sich selbst auferlegte Pflicht sein, boten sich immerhin genug, soweit sie sich auf die landläufige Literatur beschränkten, nicht die Entdeckungen verlorener Werke erstrebten. Gerade in der Blütezeit der deutschen Dichtung des Mittelalters wendeten sich deren nicht wenige Bücher an den Unvoreingenommenen, d. h. den unwissenschaftlich Denkenden, viel würden wir von den Büchersammlern jener Tage wissen, wofern alle die, die in den ersten Reihen einer entstehenden neuen Bildung standen, die sich auf ein entstehendes neues Schrifttum stützte, hätten lesen und schreiben können und die ‚Literatur' sich schon mehr an das Auge als an das Ohr gewendet hätte. Daß sie sich auf dieses verließ, mag für die Entwicklung von Formsinn und Sprachkunst ein großer, mit der Verallgemeinerung des Buchgebrauches verloren gehender Vorzug gewesen sein. Förderlich für das Leben einer Literatur konnte es nicht sein, weil es ihren Lebenskreis nach Raum und Zeit einschränkte.

Auch in Deutschland gab es im fünfzehnten Jahrhundert Fürstenhöfe, an denen, wenn nicht der Humanismus in seiner italienischen Prägung, so doch die von ihm erweckte Bewegung, die von ihm geschaffenen Bücher verstanden und willkommen geheißen wurden. Anders als in der stillen Gelehrtenkammer oder Klosterzelle, in der die Auseinandersetzung zwischen Humanismus und Scholastik ein geistiger Kampf, ein Ringen um die Wahrheit in ihrem neuen Gewande schien, durfte sie sich hier in der Ausgeglichenheit einer neuen gesellschaftlichen Mode zeigen, mehr an der Oberfläche bleibend, zu einer ästhetisch-literarischen Geschmacksfrage werden, die sich auf die Anerkennung des modernen Buches bezog. Familienbeziehungen überlieferten die vornehme Art des einen Landes dem anderen, die Kunstfreudigkeit, die vornehme Sitte der Anteilnahme an den Wissenschaften. Einen solchen Musenhof hatte sich Mechthild, die Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein Kurfürsten

von Bayern und der Gräfin Mathilde von Bayern, die in erster Ehe mit dem Grafen Ludwig von Württemberg, in zweiter, aus politischen Gründen geschlossener, mit dem Herzog Albrecht VI. von Vorderösterreich vermählt war, in ihrer Residenz Rothenburg am Neckar errichtet, wo sie, bald von ihrem Gatten getrennt, lebte. Sie suchte deutsche Dichter in ihre Dienste und in ihre Umgebung zu ziehen, auf das deutsche Schrifttum im Sinne des neuen Geschmackes einzuwirken, eine Bücherei sich einzurichten, in der dessen beste Vertreter vorhanden waren. Um diese ihre Büchersammlung zu vermehren, wandte sie sich auch an einen bekannten deutschen Bücherliebhaber, Jacob Püterich, dem sie eine Liste von 94 Werken mit dem Ersuchen sandte, ihr ein Verzeichnis der von ihm besessenen Bücher zu schicken, damit derart ein Abschriftentausch sich einleite.

Der Anfrage der Herzogin fand Püterich in der fein höfischen Form, die Minnedienst von einem Ritter verlangte, die Antwort in seinem 1462 vollendeten ‚Ehrenbrief'. Da reimt er, sich etwas viel mit fremden Federn schmückend, erst die erforderlichen Liebesbeteuerungen und Lobsprüche an die fürstliche Gönnerin zusammen und rollt ihr zu Ehren eine nicht ganz einwandfreie lange Liste des bayerischen turnierfähigen Adels auf, um schließlich den Austauschvorschlag mit einem Verzeichnis seiner Lieblingsbücher zu erwidern. Jacob Püterich von Reichertshausen [1400—1469]* war nach unruhevollen Kriegs- und Wanderzügen, die ihn kreuz und quer durch Europa geführt hatten, in den dreißiger Jahren in seine bayerische Heimat zurückgekehrt, um 1440 in den Staatsdienst getreten, in dem er hohen Beamtenrang gewann, ohne deshalb seine Jugend zu verleugnen. Mit heißem Herzen war er dabei, wenn der Adel sich auf den Turnieren erprobte, mit leidenschaftlicher Liebe ist er der deutschen Dichtung ergeben gewesen. Als er den Ehrenbrief schrieb, durfte er sich rühmen, seit mehr als vierzig Jahren zwischen Brabant und Ungarn ihren besten Werken nachgespürt zu haben, stolz auf den Besitz von 164 ausgewählten Handschriften zu sein. „Zusam seind sie geraffelt mit stelen, rauben und darzue mit lehen, / geschenkt, geschribn, gekauft und dazue funden," wie Püterich heiter übertreibend, doch wohl nicht ohne ein allzu kleines

* Abb. 132

Körnchen Wahrheit versichert. Seiner Bibliophilie ist jedoch der Ehrenbrief ein schönstes Zeugnis. In der persönlichen Art, in der von ihm die Aufzählung seiner Lieblingsbücher vorgenommen wird, stellt er für das Liebhaberbüchereiverzeichnis ein Muster auf, das sich hierin von den Bücherlisten einer nur wissenschaftlichen Zweckbestimmung trennt. Derart ist der Ehrenbrief der erste Bibliophilenkatalog in deutscher Sprache geworden, ein Katalog, der nicht den Sammler von dem Seinen scheidet, vielmehr die Bücherei als eine Erscheinung seines Wesens zeigt. Und hierzu ließe sich sogar ein freilich dem Jacob Püterich selbst sich verbergender humanistischer Zug auffinden. An weidlichen Neckereien der anderen Ritter, die die Bücherlust des wackeren Mannes nicht recht verstanden, hat es ihm nicht gefehlt. Er lebte ja nicht mehr in der Zeit, der seine Bewunderung galt, in der Dichtkunst zu verehren, Ritterpflicht war. Denn Püterichs Sammeleifer erstreckte sich nur auf die alte deutsche Dichtung, das neue Schifttum galt ihm nichts. „Doch mer die alten puecher, / der neuen acht ich nit zu keiner stunden." Es ist eine ehrenfeste Gesinnung, die sein Brief verkündete, wie sie von Mechthild aufgenommen wurde, läßt sich nicht leicht erraten. Die Fürstin bevorzugte das neueste Schrifttum, lebte schon in den anderen Anschauungen einer anderen Zeit. So kennzeichnet der Ehrenbrief auch die Grenzen der alten und der neuen Bibliophilie in Deutschland. Bayern und Österreich waren noch im Mittelalter zurückgeblieben, als im Südwesten die Anregungen, die aus Italien, Frankreich, den Niederlanden kamen, bereitwillig aufgenommen wurden. Als Gutenberg mit den Vorarbeiten seines gewaltigen Werkes beschäftigt war, hatte Diebold Lauber, der Schreibmeister im elsässischen Hagenau, noch die deutschen mittelalterlichen Werke vervielfältigen lassen. Nach wenigen Jahrzehnten waren sie ebenso in Vergessenheit geraten wie die Schreibstuben mit ihrem ausgebildeten Betriebe, der schon wieder auch der Verbreitung billiger Bücher dienstbar geworden war. In Mainz war die Werkstätte entstanden, die durch die Erfindung der Schriftgießerei in den Stand gesetzt wurde, dem Buchdruck seine ökonomischen und technischen Grundlagen zu sichern, in Frankfurt

am Main die Bedeutung des neuen Buchgewerbes rasch von den geschäftskundigen Handelsherren begriffen worden. Es begann gegen die nicht geringen Widerstände der alten Buchgewerbe der wirtschaftliche Kampf, in dem sich das neue Buchgewerbe durchsetzte. Die schon in der Handschriftenherstellung angebahnte Verweltlichung des Buchwesens vollzog sich nun schneller. Noch wichtiger wurde die Auffassung des Buches als eines Massenerzeugnisses auch in dem Sinne, daß es das Ergebnis einer Gemeinschaftsarbeit wurde, das eines Gemeinschaftsgeistes, das eines Werkstattbetriebes der miteinander wetteifernder Werkstätten an einem Orte, in einem Lande, in den verschiedenen Ländern. Die Ausbreitung der Buchdruckerkunst vollzog sich zunächst als eine Vereinheitlichung des Buchgewerbes und hiermit der Buchware, wirtschaftlich. Der Kardinal Nicolaus von Cusa [Chryppfs, Krebs aus Cues an der Mosel 1401—1464], in dessen Seele sich der Humanist und der Scholastiker um die Geistesfreiheit stritten, sollte die Erfüllung seiner Hoffnung, es möge die Buchdruckerkunst in Rom eingeführt werden, nicht erleben. Auch dann, wenn er das erste, ein paar Jahre nach seinem Tode in Rom gedruckte Buch hätte in Händen halten können, wäre es ihm vielleicht ebensowenig eine Erfüllung seines Wunsches gewesen, den ebenfalls die einzige bekannt gewordene auf den Erfinder der Buchdruckerkunst zurückzuführende Äußerung in der Schlußschrift des von Johann Gutenberg in Mainz 1460 gedruckten Catholicons ausgesprochen hat: „et uno Ecclesie laude libro hoc catholice plaude. Qui laudare piam semper non lingue mariam." Allein ein kirchlicher Sendbote konnte das neue Buch nicht mehr sein. Zog es als ein Prediger der Wahrheit und Wissenschaft über die Erde, so verkündete es überall auch die neuen Worte, die in den letzten allgemeinen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts gehört wurden. Die Dante-Vorlesungen, die der Bischof von Fermo, Giovanni Bertoldi da Serravalle vom Mai 1416 bis zum Januar 1417 in Konstanz hielt und die vielen Zuhörern nur eine Humanistenkurzweil lateinischer Rhetorik gewesen sein mochten, anderen bedeuteten sie mehr. Hier, wo man um die Gesundung von Kirche und Reich stritt, wuchs der tiefere Sinn der

Dichtung, indem die italienischen Humanisten ihr nationales Ideal wiederfanden, zu einer allgemeineren Bedeutung, zu dem Verlangen nach dem Einiger des sich auflösenden geistigen und gesellschaftlichen Lebens.

Die allgemeinen deutschen Kirchenversammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts in Konstanz [1414—1418] und Basel [1431—1449] waren Humanistenkongresse, wenigstens ihrer Wirksamkeit nach. Denn die eigentlichen Konzilaufgaben, die Reformen, lösten sie nur kümmerlich. Um so mehr wurden sie zu Versammlungen, die den Austausch geistiger Güter zwischen Deutschland und Welschland vermittelten, wobei Italien keineswegs lediglich der Bringer des neuen Büchergutes war. Ganz im Gegenteil, die Gelegenheit, die den geschulten italienischen Buchentdeckern sich zeigten, haben sie nach Kräften für sich ausgenutzt, ohne an ihren Funden schon alle Welt teilnehmen zu lassen. Die Konzilien begünstigten die Entstehung einer sehr ausgebreiteten Konzilienliteratur, die als ein Vorläufer der Reformationsliteratur zu betrachten ist. Sie fand bei der Erörterung der kirchlichen Streitfragen naturgemäß eine allgemeine Aufmerksamkeit, die sehr viel weiter reichte, als die Beachtung der antiken Schriftsteller, die ja in Italien selbst noch ein Vorrecht der Neugebildeten geblieben war. Der Bibliophilienmissionar und päpstliche Sekretär Poggio, der nicht das Buch der Bücher, sondern die Bücher predigte, beeilte sich mit den Seinen, die in Deutschland gemachten Entdeckungen durch Abschriften gewissermaßen zu veröffentlichen. Darin liegt allerdings für sie kein Vorwurf. Gelegentlich mochten sie zwar ohnehin ihre Gründe haben, über die Art ihrer Erwerbungen zu schweigen. Aber andererseits beschränkte sich die Bildungsgemeinschaft des Humanismus doch noch auf zu wenige auserwählte Kreise, als daß ihre Erscheinung, wie sie die Konzilien zeigten, schon sogleich einen sich überallhin erstreckenden Einfluß hätte üben können, der ohne weiteres die allgemeine Behauptung rechtfertigen würde, Konstanz und Basel seien zu Einfallstoren des Humanismus in die Länder nördlich der Alpen geworden. Trotz alledem setzten die Konzilien die Büchermassen in Bewegung, brachten sie erhebliche Bereicherungen

für die Bibliotheken Nordeuropas, nicht zum wenigsten durch die angeknüpften Verbindungen, die sich festigten und weiteten. Nur daß die klassischen Texte des heidnischen und christlichen Altertums anfangs wenigstens dabei durchaus nicht quantitativ im Vordergrunde standen. Das Buch spielte auf den Konzilien eine große Rolle, Bücher wurden als Zeugen aufgerufen, Bücher wurden nachgeschlagen, Bücher mußten die erforderlichen Stoffsammlungen liefern, auf die sich die Erörterungen der Streitfragen gründeten. Konstanz und Basel waren zu internationalen Büchermärkten geworden, auf denen Buchhändler und Bücherhersteller ihre Dienste den Gelehrten anboten, diese wiederum sahen sich in die Lage versetzt, durch Abschreiben oder Abschriftenkauf lang gehegte Wünsche zu erfüllen, Büchergut, das sie sonst nicht hätten erwerben können, in die Heimat mitzunehmen. In Konstanz und Basel selbst sowie in ihrer Umgebung waren in den Klosterbibliotheken reichhaltige Sammlungen vorhanden, die in jenen Jahren gewissermaßen zu Amtsbibliotheken des Konzils wurden. Ob und inwieweit sie dabei durch ihre Büchersendungen nach Konstanz und Basel erhebliche Verluste erlitten haben, läßt sich heute kaum noch mit Sicherheit nachprüfen, späteren Berichten darüber fehlt die unbedingte Zuverlässigkeit. Wenn aber auch die bestimmten Nachrichten darüber, welche Bücher damals aus Italien nach den nordeuropäischen Staaten über die Umlageplätze Konstanz und Basel gelangten, nicht ausführlich und zahlreich genug sind, um den Einfluß der Bibliophilie des Humanismus in jenem Zeitraume bibliographisch-statistisch festzustellen, an seinem Vorhandensein läßt sich nicht zweifeln. Von Anfang an ist Basel für den deutschen Humanismus nicht der Vorort gewesen, der, nachdem die hussitischen Wirren in Prag seine Festigung verhindert hatten, über Heidelberg, Erfurt, Nürnberg, Augsburg, Schlettstadt seinen Umweg nahm, um nach Basel und Straßburg zurückkehrend hier zu enden.* Schon seinen Abschluß bezeichnete Jacob Lochers seiner lateinischen Übersetzung von Brants Narrenschiff, das der Büchernarr anführt, beigegebene Vorrede, in der den antiken Klassikern die italienischen, Dante und Petrarca, gleichgestellt werden.*

* Abb. 136, 1

Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts war dann Basel, die Stadt, in der Desiderius Erasmus von Rotterdam [1467—1536]* weilte, der nach Petrarca den weitreichendsten humanistischen Ruhm erlangte, eine Hochschule des Humanismus in seiner Umbildung zur Philologie. Denn der Höhepunkt des älteren deutsch-niederländischen Humanismus fiel mit den Anfangsjahren der Reformation zusammen, die für Deutschland die geistige Bewegung des Humanismus auflöste. In der Form der Bildung einer aristokratischen Gesellschaft in der mächtigsten Monarchie hatte Frankreich die Führung des Humanismus in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts übernommen, wo dann auch der Bibliophilie in Paris ihre Renaissanceresidenz nicht fehlte. In Basel war es eher der Fleiß, der die Bücher förderte, als der Stolz auf sie. Ein blühendes Buchgewerbe unterstützte dort die Verleger, die Editionen der Kirchenväter und Klassiker in überall anerkannt werdenden Ausgaben besorgen ließen, unter ihnen an erster Stelle der Freund des Erasmus, Johann Froben. Doch anders schon als die Auffassung der ersten Humanisten, die im Buche noch das Kunstwerk schlechthin verehrten, war die Gesinnung ihrer Nachfolger geworden. „Non hi mihi libros amare videntur, qui eos intactos ac scriniis abditos servant, sed qui nocturna juxta ac diurna contrectatione sordidant, corrugant, conterunt, qui margines passim notulis, hisque variis oblinunt" — definierte Erasmus den Bibliophilen und seine Bücher, das Handwerkszeug der Wissenschaften. Der Gesamtauffassung einer geistigen Schöpfung tritt in seiner Betonung der Lesartenvergleichungen schon etwas das Notizenkrämertum entgegen und fast mehr das Bewußtsein einer Buchgelehrsamkeit als einer Bücherweisheit scheint in des Erasmus Meinung zu finden zu sein, eine Gegensätzlichkeit zwischen dem freien Denken und dem sich an das Buch fesselnden Gelehrten, ein Philologenhochmut. Als er sie aussprach, war die Autorität des Buchwissens längst mit der Lebenserfahrung in Widerstreit geraten, da die Geisteswissenschaften, noch allzu sehr behauptend, noch allzu wenig begründend, gegen die beweisenden Naturwissenschaften sich stellten. Ein Kämpfen um Buch und Leben, um Überlieferung und Wissen, hatte gerade den besten

* Abb. 140, 141

deutschen Köpfen einen Seelenzwiespalt geschaffen, die Empfindung: ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit allem Widerspruch. Und damit den Anfang einer Autopsychologie, die den Abstand zwischen sich und den Dingen ermißt.

Wenn die Bücherherrlichkeit der italienischen Humanisten den deutschen nicht zum Bücherwunder eines Persönlichkeitsspiegels geworden ist, dann lag das auch daran, daß die Gemütsstimmung der Seeleneinkehr, die mystische Verinnerlichung einem aristotelischen Enzyklopädismus widerstrebte, daß, ohne einen Ausgleich mit den Denkwissenschaften zu erreichen oder nur zu erstreben, die Gefühlswissenschaften aus dem Mittelalter hervordrangen und sich umbildeten. Das kam zum Ausdruck in den deutschen humanistischen Sozietäten, in denen neben dem klassischen Element, das die literarische Orientierung nach der Antike hin entwickelte, ein mystisch-neuplatonisches und ein national-romantisches, das nach der deutschen Vorzeit hinwies, sich geltend machte. Es schärfte sich nicht allein das kritische und linguistische Selbstbewußtsein zur Stiltechnik der Kunstformen des überdachten Wortes. Man fand auch das Wort nicht ausreichend, suchte sich durch Bild und Ton verständlich zu machen. Das deutsche Lied fand in dem humanistischen Musikempfinden eine Unterstützung, überallhin verzweigte sich das Wissen, um die Gestaltungen des Lebens rankend, ohne endgültige Zusammenhänge zu erschließen. Die Wandlungen der Weltanschauung, die bestimmt zum ersten Male hervortretend im Humanismus, zu einer Auseinandersetzung der Geister wurden, blieben auf die Buchgestaltung nicht ohne erheblichen Einfluß. Es entstand ein Kampf um das Buch, der im Formenstreit die Ausstattung der Druckwerke Selbständigkeit gewinnen läßt. Lebensdrang der Renaissance und mittelalterliche Seeleneinkehr, diese die Buchschaffung verinnerlichend, halten sich noch die Wage. Die Wendung zur äußeren Betonung der Persönlichkeit macht dann den Besitzer des Buches zu dessen Gewalthaber, nicht zu dessen Nutzer. Es wird wieder zum Gegenstand, zum Hausgerät, zum Überfluß. Der Buchgestalt in ihrer neuen Verselbstlichung entspricht das Losringen des Werkes aus den Buchformfesseln. Die

Literatur hört auf, ein Appendix der Bibel oder der Theologie zu sein. Das Streben nach Anerkennung und Geltung verschafft dem Schriftstellerruhm erneuerte, in der Gegenwart schon geltende Grundlagen. Daseinsfreude, Lebensauffassung und Lebensgestaltung, die selbst- und zielbewußt sind, lassen die Buchpflege auch zur Ruhmespflege werden. Diese Bücherliebe erhöht auch das Buch, die Buchgeschichte wird in den Vorreden und Widmungen geschrieben, das festliche Buch im Prachtgewande sondert sich von dem werktäglichen. Der Büchervertrieb geht ins Weite, Billigkeit und Herstellungsschnelligkeit sind hier mitbestimmende Buchschöpfer, die die Volkstümlichkeit der Buchware sichern sollen. Das ästhetische Gewissen gewinnt durch die hohe Auffassung, die man vom Buchbild-Buchschmuck als einer Ausdruckssteigerung der Buchsprache hegt, das ethische erhält durch die Forderung der eigenen Verantwortlichkeit vor sich selbst, die die Reformation erhebt, als welche nicht Kirchendiener sondern Priester verlangt, bis auch sie in der dogmatisierenden Orthodoxie untergeht, einen mächtigen Antrieb und erweckt die Eindringlichkeit des zum eigenen Urteil über die Bibel aufgeforderten Lesers. Das alles bestimmte neue Buchwerte und Buchwertungen in einer Epoche, in der die geistige Machtstellung des deutschen Staatsbürgertums auf ihren Höhepunkt kam.

Wegen der Reisen der Kaufleute sei Nürnberg der Mittelpunkt Europas geworden, meinte der Astronom Johannes Möller Regiomontanus. Eine bekannte Spruchrede des fünfzehnten Jahrhunderts bemerkte, auch auf die Verbindung der deutschen Handelsstädte mit Welschland hinweisend: Hätt ich Venedigs Macht / Augsburger Pracht / Nürnberger Witz / Straßburger Geschütz / Und Ulmer Geld / So wär ich der Reichste von der Welt! Die Klugheit, die hier den Bürgern der Stadt des Albrecht Dürer und Hans Sachs nachgerühmt wird — später sprach der gleiche Spruch statt ihrer schon von Nürnbergs Übermut — verleugnete sich nun zwar nicht in der verständigen Anerkennung der neuen wissenschaftlichen Entdeckungen und Erfindungen, die im fünfzehnten Jahrhundert Europa revolutionierten, in der Hochschätzung der einheimischen Humanisten und in dem

vaterstädtischen Stolz, aber trotz der Koberger konnte Nürnberg, wo 1492 Martin Behaim seinen Globus für den Nürnberger Rat konstruiert hatte, das letzte Erzeugnis mittelalterlicher Weltauffassung, und wo kenntnisfroh Hartmann Schedel 1493 seine von Koberger gedruckte Chronik veröffentlichte, das in manchem Betracht erste Buchdenkmal ihrer sich vorbereitenden Wendung, im Buchgewerbe keine führende Stellung gewinnen. Ebensowenig fanden auch die Verbindungen mit dem italienischen Humanismus, der die Schedel und Pirkheimer zum Dantestudium führte, eine nachhaltige Wirkung. Willibald Pirkheimer [1470—1530]* ließ seine großen Werke anderswo herstellen, für schwierige Aufgaben holte man von auswärts Unterstützung, so für den Teuerdankdruck Augsburger Buchdrucker. Willibald Pirkheimer hat auch ein Menschenalter nach der Erstveröffentlichung der Chronik Schedels [in seiner 1524 in Nürnberg veröffentlichten Ptolemaeusausgabe] beherzte Worte zur Abwehr der nichtwissenschaftlichen Wunderlust findend, sich gegen die phantastischen Buchbilder ausgesprochen, die zwar den Absatz erleichterten, weil sie die Käufer lockten, die jedoch dem Gebildeten lächerlich sein müßten. Der Forderung Pirkheimers entsprach das erwachende Verständnis für die Notwendigkeit durch Ordnung Sammlungen zu schaffen, mit dem Durcheinander der Kunst- und Wunderkammern der Renaissance nüchternen Sinnes aufzuräumen, die künstlerische Betrachtungsweise einer Sammlung durch ihre wissenschaftliche zu ersetzen. Hierin zeigten sich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts manche Angehörige Nürnberger Geschlechter vorbildlich, ein Mann wie Paulus Praun [1548—1616]* bewies nicht geringe Strenge in der Auswahl und Vermehrung des zu erwerbenden Sammelgutes. Als Bibliophile zeigte er Geschmack in der Ausstattung seiner Bücher, eine der hervorragendsten Norica-Privatbibliotheken verdankte ihm ihre Begründung.

Die bedeutende Büchersammlung des Nürnberger Arztes Hartmann Schedel, des Chronikautors, war um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in den Fuggerbesitz übergegangen. Damals hatte das Augsburger Geschlecht der Fugger bereits eine Machtstellung er-

* Abb. 142—144. 148

reicht, die sich der der Medici vergleichen läßt und wie die großen italienischen Handelsherren waren auch die deutschen zu Mäzenen von Kunst und Wissenschaft geworden. Henri Etienne, den Ullrich Fugger unterstützte, vergaß nicht, auf den Titelblättern sich dessen Typographen zu nennen. Auf ihre kostbaren Sammlungen durften die Fugger stolz sein. Mit der Bibliothek des Kaiserlichen Rates Hans Jacob Fugger, die auch die Bücherei Schedels enthielt, erwarb Herzog Albrecht V. von Bayern den Grundstock der Hofbibliothek in München. So reichen deren Anfänge unmittelbar in die Blütezeit des deutschen Humanismus zurück.

Augsburg, begünstigt von Kaiser Maximilian,* durch seine enge Verbindung mit Venedig ein natürlicher Vorort des neuen Buches humanistischer Achtung und künstlerischer Ausstattung, wurde der buchgewerbliche Mittelpunkt der großangelegten Unternehmungen, durch die sich der kunst- und prachtliebende Fürst seiner und seines Hauses Majestät ein Bücherdenkmal sondergleichen errichten wollte. Bildzeichner und Formschneider wetteiferten hier mit den Buchdruckern, um Werke zustandezubringen, deren rasch entstandener Reichtum die Buchkunst der deutschen Renaissance lange Jahre speiste. Die Buchgesinnung Kaiser Maximilians, in ihren humanistischen Voraussetzungen leicht zu erkennen, war aber doch weit mehr als die Buchgönnerschaft eines das Prunkbuch zu seinem Ruhmeskünder wählenden Fürsten. Die Anerkennung des neuen Buches, des Druckwerkes mit Holzschnittschmuck, mag sie auch begründet in den Zeitverhältnissen gewesen sein, war eine Tat, um so mehr, als das von der burgundischen Verwandtschaft gegebene Vorbild, als die Vorliebe der anderen großen Herren unter den Büchersammlern, als schließlich die eigene Freude an der mittelalterlich-ritterlichen Vergangenheit ihn auf die Buchhandschrift und die Buchmalerei zurückverwiesen. Mag man daher die moderne Tendenz in den auf Befehl Kaiser Maximilians entstandenen Prachtwerken, die meist nicht mehr zu ihrer Vollendung gekommen sind, auch darin sehen können, daß die Buchruhmverbreitung eben erst durch die neuen Buchvervielfältigungsverfahren ermöglicht wurde, unbestreitbar bleibt trotzdem nicht allein die Großzügigkeit der Bücher-

* Abb. 133, 134

pläne des Kaisers, sondern auch die Größe, mit der er das Druckwerk zum Kunstwerk adeln wollte, indem er ihm die höchsten Aufgaben seiner Ausdrucksfähigkeit stellte, höhere, als sie sich erfüllen ließen, indem er aus dem Buchgerät ein Lebensfest machte. Anregend und ausführend stand derart Maximilian inmitten einer vom Buchgewerbe getragenen geistigen und künstlerischen regsamen Tätigkeit. Bücherschätze der deutschen Vergangenheit wurden gehoben, um in edler Buchform der Nachwelt erhalten zu bleiben, aus den fremden Sprachen wurden die besten Werke ebenso dem deutschen angeeignet, dem Bücherherren huldigten von überallher die nach seinem günstigen Lobe verlangenden Widmungen. Das, was der Bewegung des Humanismus in Italien ihre natürliche Schwungkraft gegeben hatte, der Nationalismus, was sie deshalb in deutschen Landen entbehren mußte, es würde ihr in den Bestrebungen um das deutsche Buch, die vom deutschen Kaiser ausgingen und wieder zu ihm zurückführten, gewonnen worden sein, wofern eine längere Dauer diesen Mühen beschieden gewesen sein würde. Aber einer nur kurzen Glanzzeit folgte ein rascher und tiefer Verfall nach dem Tode des Kaisers. Das Wort Albrecht Dürers, das 1509 sein Tagebuch aufnahm: „Kayserliche Majestät ist mir zu früh gestorben" gilt ebenso für den größten Meister des deutschen Buchbildes wie für die Entwicklung des deutschen Buches selbst. Neuartig und vielleicht erst in einer späteren Zukunft voll zu würdigen sind die Gedanken Maximilians gewesen, das Bild im Buche mit und neben der Schrift zum Träger des Werkinhaltes werden zu lassen. Sie verloren sich noch im Allegorienspiel, verstrickten sich noch in den Widersprüchen, die ihre Reife zu reiner Buchschönheit hemmten. Aber auch hier ist ein höchstes Ziel gewesen, das durch das Buch und mit dem Buche gewonnen werden sollte, die allseitige Ausgleichung des Denkens und Schauens im Ebenmaß eines Kunstwerkes. Das Gruppenwerk, das in phantastisch ausschweifenden Planungen vielgliedrig von allen Seiten her der Kaiser in Arbeit nehmen ließ, um in dessen Aufbau die Monumentalität des Buches schließlich zu übersteigern, ließ Maximilian in der Beweglichkeit des Buches das geeignetste Mittel finden, seiner eigenen Unrast zu Hilfe zu kommen. Es war aber doch

mehr als der Ausfluß einer dynastischen Selbstverherrlichung, die in der eigenen Subjektivität wurzelte. Der Historiographen-Hofdienst, in den der Kaiser seine Humanisten rief, sollte das imperialistisch-nationale Bildungsideal verherrlichen, einen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen. Der antifranzösischen kaiserlichen Politik diente die Betonung des deutschen Volksgedankens, die geistigen Kräfte, und ebenso die künstlerischen, die Maximilian wachrief, sollten publizistisch wirken. Das ist die moderne Tendenz in diesen allein als eine Verherrlichung mittelalterlicher Ritterromantik vielfach noch geltenden Werken. Conrad Celtis [1459—1508],* der unermüdliche Vorkämpfer des deutschen Humanismus und der Gründer der Hofbibliothek in Wien, dachte an eine Beschreibung Deutschlands nach Landschaften, an die Buchreihe einer ‚Germania illustrata'. Ein Gedanke, der deutlicher den Realismus erläutert, den unverkennbar, obschon unter phantastisch-poetisierenden Verhüllungen, auch die kaiserlichen Prachtwerke zeigen. Die meisten Bände des bibliographischen Organon, das der Kaiser nach seinen eigenen Plänen für sich selbst herstellen lassen wollte und das in seiner Vollendung ein Höhepunkt des humanistischen Buchideals geworden sein würde, sind nicht zu Ende gekommen. In Augsburg bestand für sie ein von Konrad Peutinger [1465—1547]* geleitetes förmliches Buchamt, das mit der Verarbeitung und Verwirklichung der verzweigten Aufträge des Kaisers für die Herstellung seiner Ehrenbücher betraut war. 1517 ist der ‚Teuerdank' veröffentlicht worden, die Beschreibung der burgundischen Hochzeitsfahrt Maximilians. Doch die Schilderung seines Lebens und seiner Regierung in dem Fürstenspiegel des ‚Weißkunig', die seiner Ritterlichkeit im ‚Freydall' blieben mit den anderen in Angriff genommenen Bänden nach seinem Tode unvollendet. Und auch das für den St. Georgenritterorden bestimmte ‚Gebetbuch', diese unvergleichliche Schöpfung, in der die Buchkunst der deutschen Renaissance gipfelt, ursprünglich dazu ausersehen, für den Kreuzzug zu werben, kam zu keiner endgültigen Ausführung.

Das Beispiel dieser Art kaiserlicher Buchpflege blieb nicht ohne jede Nachahmung, doch über die Nähe der Umgebung des Herr-

* Abb. 137—139

schers reichte es nicht weit hinaus. So hat der kaiserliche Protonotar Florian Waldauf von Waldenstein der Hertellung bildgeschmückter schöner Bücher auf seine Kosten tatkräftige Unterstützung verliehen, wobei ihm Maximilian einmal wenigstens, soweit wir es wissen, zur Seite stand. Bedeutsamer ist es für die Ausbreitung des Büchersammelns geworden. Die Beschäftigung mit dem Buche in ritterlich vornehmer Weise, die Beispiele edler Bücherliebe und Bücherlust, die der Kaiser gab, machten Maximilians I. Buchpflege zum nächsten Vorbilde höfischer Kreise. Das Geschenk seines ‚Theuerdank' mag zum Grundstock mancher Adelsbibliothek geworden sein. Aber auch die Bibliotheca Palatina Vindobonensis, die Hofbibliothek in Wien, hat in seinem Namen ihren eigentlichen Ausgangspunkt. Sie blieb eine Verkörperung der Bibliophilietradition weiterhin, vornehmlich derjenigen Wiens, von dessen geschätzten Privatbibliotheken nicht wenige ihr zufielen. Zwar hatte schon Kaiser Friedrich III. [1440—1493] seinen Handschriftenbesitz von Aeneas Sylvius Piccolomini, dem späteren Papste Pius II., sichten lassen. Aber erst seines Sohnes Auftrag an Conrad Celtis [1459—1508], den noch von Friedrich preisgekrönten Dichter, dessen „Quatuor libri amorum" Dürers Zeichnungen schmückten, den Herausgeber der Opera Roswithae und den Entdecker der Tabula Peutingeriana, die Büchersammlung zu ordnen und zu verwalten, wobei dann auch die Bücherei des Celtes nach dessen Tode in der kaiserlichen aufging, bezeichnete den Beginn einer bestimmten Bibliotheksentwicklung. Unter des Celtes Nachfolger Johannes Cuspinianus [Spieshaym aus Schweinfurt] [1443—1529], ebenfalls einem ausgezeichneten Bibliophilen und Humanisten, kamen neben manchem Klosterbesitz auch die Überreste der Bibliotheca Corvina von Ofen nach Wien. Diesem folgten in der Aufsicht der kaiserlichen Büchersammlung Caspar von Nydpruck und der Leibarzt Kaiser Ferdinands I., Wolfgang Lazius [1504—1555], dessen eigene Büchersammlung 1608 in die Hofbibliothek gelangte. Unter seiner Leitung vermehrte sich diese vor allem durch den Erwerb der [teilweise in die Bibliothek des St. Nikolaus-Kollegiums gelangten] mit der des Johann Alexander

Brassicanus [1500—1539] verbundenen berühmten Büchersammlung des Bischofs von Wien Johannes Faber [Heigerlin 1478—1541], des gelehrten und redlichen Mannes, der seinen Bänden einen gedruckten oder geschriebenen Besitzvermerk einzuverleiben pflegte, in dem er erklärte, er habe sie nicht aus seinen bischöflichen Einkünften erworben, sondern mit durch andere ehrliche Arbeit verdientem Gelde. Damals ist auch die Bücherei des Johannes Dernschwamm von Hradiczin in die kaiserliche aufgenommen worden. Die 240 Handschriften, die A. von Busbecke von seiner Gesandtschaft aus Konstantinopel heimgebracht und die Kaiser Maximilian II. der Hofbibliothek zugeführt hatte, kamen in einer dem Abschluß ihrer humanistischen Periode folgenden Ruhezeit in die Sammlung, die erst wieder der erste beamtete Bibliothekar Hugo Blotius [aus Delft] zu neuem Leben erweckte, weshalb Lipsius die elegantesten Philologenhöflichkeiten in der Widmung seiner Tacitusausgabe an den Kaiser nicht sparte. „Una Viennensis aula Tua plures eruditos habet quam aliorum tota regna", schrieb er dem Monarchen, hinzufügend: „quibus et Bibliothecam jam instruxisti sic adfluentem omni genere monumentorum, ut certamine cum Philadelpho et Pergamenis regibus instituto vel superare eos posse videaris, vel certe aequare." Die 2618 Bände Druckwerke und Handschriften, die die Bibliothek des Arztes und Kaiserlichen Rates Johannes Sambucus [Sambuky 1531—1583] bildeten, brachten eine Büchersammlung, die sich eines großen Rufes in Wien erfreut hatte, nach dem Tode dieses Bibliophilen in die Hofbibliothek, die allerdings in der Amtszeit des Blotius durch dessen allzu große Nachsicht bei der Benutzungserlaubnis auch manches Buch verloren hatte, weshalb ihm der Freiherr Richard Strein von Schwarzenau und nach ihm Sebastian Tengnagel, sein Nachfolger, beigeordnet wurden. Aller drei Bibliothekare Privatbibliotheken sind nach ihrem Tode der Hofbibliothek zugeführt worden, die Streinsche, 1600, die des Blotius und die 4000 Bände enthaltende kostbare Sammlung Tengnagels 1636. Zwischen 1651 und 1667 bereicherten bedeutende Büchersammlungen die kaiserliche, die aus Augsburg für 15000 Gulden erworbene ebenso viele Bände zählende Rai-

mund Fuggerische, Bestände der Bibliothek Tycho Brahes, die 6000 Bände, die 1665 aus Schloß Ambras nach Wien gebracht wurden und die auserlesene Lambeckische Privatbibliothek, sowie diejenige des spanischen Marques Gabrega. Als dem Petrus Lambeck [aus Hamburg, gestorben 1680] von Kaiser Leopold 1663 sein Büchersaal anvertraut wurde, fand ihn der gelehrte Literarhistoriker in keiner guten Ordnung. Sein Verdienst war es, sie wiederherzustellen, dazu in einem umfangreichen, unvollendeten Werke, „Commentarii de Augusta Bibliotheca Caesarea“, den Wert ihrer 80000 Bände für die Schrifttumsgeschichte zu erläutern. Lambecks bibliothekarisch-literarhistorische Tätigkeit bezeichnet für die Hofbibliothek, die nun aus ihrer humanistischen und ihrer philologischen Periode in die enzyklopädische gelangte, den Anfang eines raschen Anwachsens, das allerdings erst im achtzehnten Jahrhundert auch zu einer äußeren Geltung kam in der höfischen Prachtentfaltung eines Prunkbaues, um dessen Vollendung sich die italienischen Bibliothekare Kaiser Karls II., sein Leibarzt Nicolaus Pius Garelli [gestorben 1739] und Alexander Riccardi [gestorben 1726] bemüht hatten. In den weitberühmt werdenden Büchereiraum kamen nun große Liebhaberbüchereien, die [1730] aus den Niederlanden herangeschaffte des Freiherrn von Hohendorf, die editiones optimae der antiken Klassiker enthaltend, in ausgesuchten Abzügen und Einbänden [6731 Bände Druckwerke, 252 Handschriften], die Cardonische Bibliothek aus Spanien [4000 Bände], die ähnlich der Hohendorfischen ausgewählte Büchersammlung des Prinzen Eugen von Savoyen [1738]. Es war die Zeit, in der die allgemeinere öffentliche Benutzung der Hofbibliothek einsetzte, ihr Öffentlichwerden. Diese ihre Umstellung nach bibliothekstechnischen Gesichtspunkten zur Leistungsfähigkeit einer wissenschaftlichen Zentralbibliothek durchgeführt zu haben ist das Verdienst des [1772 gestorbenen] Bibliothekars und Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, Freiherrn Gerhard von Swieten. Er gab die doppelten überflüssigen Werke an die Universitätsbibliotheken in Prag und Innsbruck, sowie an verschiedene Mendikantenklöster ab, er ließ die Bestände binden und einordnen,

er suchte sie durch Ankäufe systematisch zu ergänzen, er zeigte, daß die Einrichtung einer öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliothek in derjenigen Verwaltung ihres Bücherschatzes einen Betriebsmittelpunkt habe, der ihre Verwertung erschließt. Seitdem sind noch manche Privatbibliotheken von Rang in die Hofbibliothek aufgenommen worden, so diejenigen der Kaiser Leopold I., Karl VI., Josef II. und Leopold II., die gräflich Starhembergische aus Grätz, die Handschriftensammlung des Freiherrn von Schwachheim, die Dissertationenkollektion des Freiherrn von Senckenberg im achtzehnten Jahrhundert, die orientalischen Manuskripte des Freiherrn J. von Hammer-Purgstall und die Papyrussammlung Erzherzog Rainers [100000 Papyri] im neunzehnten. Die Abgabe von Pflichtexemplaren aus der ganzen österreichischen Monarchie hatte Kaiser Franz I., der seine Büchersammlung von derjenigen der Hofbibliothek trennte, am 9. Juni 1808 angeordnet, nachdem aus der Hauptstadt des alten deutschen Reiches die Kaiserstadt des österreichischen Staats geworden war.*

Anders als in Italien, wo das Band der auch nationalen Bewegung des Humanismus die Buchfreunde vereinte, anders als in Frankreich, wo schon die Hauptstadt die beispielgebende Führung des Buchwesens übernahm, blieb im Deutschland des fünfzehnten Jahrhunderts das Büchersammelwesen ohne einen festeren Zusammenhang. Die Ursache dafür, daß Bibliophilen und Bibliophilie hier lange lokalisierte Erscheinungen gewesen sind, daß etwa ein Buchfreund im Osten seine Bücherei nach den Mustern einrichtete, die er von Welschland heimgebracht hatte, ein anderer im Westen sich keineswegs eine ähnliche Bücherei sammelte wie ein dritter in der Nachbarstadt, ist indessen keineswegs allein aus der staatlichen Zerrissenheit der deutschen Lande oder aus der deutschen Vorliebe für fremdländisches Wesen zu erklären. Kulturell, nicht nur politisch, war Deutschland noch derart vielgestaltig, daß selbst Süddeutschland nicht als ein ganzes Gebiet deutschen Geisteslebens gelten konnte.

Das unstete Wanderleben, das manche deutsche Humanisten führten oder führen mußten, war ruhigem Sammeln nicht zuträglich. Ullrich von Huttens [1488—1523]* Antwort an die Mainzer

* Abb. 147, 167—169

Bürger auf ihre Drohung, seine Bücher verbrennen zu wollen: „Verbrennt ihr meine Bücher, verbrenne ich eure Stadt“ beleuchtet solche Fährlichkeiten, in die allzuleicht humanistisch-reformatorische Streitlust den Buchfreund führen konnte. Wurde doch sogar der bedachtsame Johannes Reuchlin [1455—1522], der seine Bücherei seiner Vaterstadt Pforzheim vermachte, durch seine Bücherlust in den Kölner Judenbücherstreit verwickelt. Allzu rasch flammten auch die Bücherscheiterhaufen auf, wenn es galt, dem Gegner die Waffen seines Wortes zu zerstören. Und die Kämpfe der politisch-religiös-sozialen Wirrungen schonten mit anderem Besitz die Büchersammlungen nicht. Wie viele von ihnen hat nicht allein der Bauernkrieg zerstört.

Der gelehrte Reisende war seit dem fünfzehnten Jahrhundert eine gewohnte Erscheinung. Lehrend, lernend und sammelnd besuchte er die Musensitze in den verschiedenen Ländern und knüpfte Beziehungen an, die ein gelehrter Briefwechsel festhielt. Der Begründung von Büchersammlungen waren derartige Reisen günstig, blieben doch bis in das achtzehnte Jahrhundert die ausgedehnten Bücherreisen das hauptsächliche Mittel einer Büchereivermehrung größeren Umfanges, weil der Altbuchhandel allein in den bedeutenderen Städten eine eigene Geschäftsentwicklung gewonnen hatte und die Bestellungen durch Bezugsschwierigkeiten gehemmt wurden. Der später vielleicht fernab von den Verkehrswegen lebende Student benutzte deshalb auch die Studienjahre, um den für seinen Beruf nötigen Bücherschatz zusammenzutragen, für dessen Vermehrung er weiterhin nicht mehr mit solcher Freiheit der Bücherwahl sorgen konnte. Wenn seine Mittel und seine Neigungen ihm die Ausbildung eines feineren Buchgeschmackes gestatteten, bildete er sich in der Fremde wohl auch zum Bücherliebhaber wie die deutschen Studenten Damianus Pflug aus dem Hause Knauthayn, der in den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in Leipzig, Paris und Bologna war, und der ihm etwa gleichalterige, von 1542—1548 in Bologna studierende Nicolaus von Ebeleben,* deren Namen durch die schönen Einbände, die sie sich fertigen ließen, bekannt geworden sind. Aber im allgemeinen blieb doch der von Sebastian

* Abb. 146

Brant schon 1494 in heiterem Selbstspott seinem Narrenreigen vorangestellte deutsche Büchergeck mehr ein Quantitäts- als ein Qualitätssammler. Ausnahmen bestätigen diese Regel. Zu ihnen hatte der jung verstorbene schlesische Humanist Thomas Rehdiger [1540—1576] gehört, ein Schüler Melanchthons und Freund des Cujacius, der auf seiner Bücherfahrt in Frankreich, Italien und den Niederlanden seit 1561 manches Prachtstück aufzufinden wußte. Die Bibliotheca Rehdingeriana hinterließ er seiner Vaterstadt Breslau, wo sie erhalten blieb. Den Büchersammlungen des Fürstbischofs [1573] und Stifters der Universität von Würzburg, Julius Echter von Mespelbrunn [1545—1617]* ist das Geschick nicht so günstig gewesen, sie sind im Dreißigjährigen Kriege zerstreut worden. Sonst würde dieser durch Gelehrsamkeit und Geschmack, Macht und Mittel ausgezeichnet gewesene Mann mit seinem Namen unter den berühmten Buchfreunden des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu Unrecht vergessen worden sein. Anders als der Einbandliebhaber Petrus Ugelheimer* aus Frankfurt a. M., der seit 1483 als Geschäftsgenosse des Druckers Nicolas Jenson in Venedig weilte, anders als die im Auslande sich bereichernden buchkunstfreudigen Studenten hat er auch die Einbandkunst deutscher Werkstätten gefördert.

Die Autorität des Buches, von den Humanisten neu auf die seines Verfassers gegründet, hatte durch Luthers Reformation seine schwerste Erschütterung erfahren. Dem Index der von Rom verbotenen und verdammten Bücher stellte sich eine andere Liste solcher Bücher entgegen, ein Bücherstreit sondergleichen entfachte sich an den Flammen des Scheiterhaufens, in dem am 10. Dezember 1520 die Bannbulle des Papstes, die vom Papste anerkannten Kirchen- und Rechtslehrer in effigie mit den Blättern ihrer Bücher verbrannten. Auch ein äußerer Umschwung im Schrifttum vollzog sich nun, die Bände schwerfälliger Gelehrsamkeit wichen den beweglichen Streitschriften, den Trägern der öffentlichen Meinung, mit ihr entwickelten sich die Begriffe der Presse und der Preßfreiheit. Den Geistlichen und Gelehrten war das Buch von den Humanisten fortgenommen worden, um es den Gebildeten zu geben, die Reformatoren gingen noch einen Schritt weiter oder zurück, sie

16*

* Abb. 156, 158, 145

wollten es den Einfältigen, den Nichtgebildeten, den Nichtgelehrten schenken, dem Volke. Nicht das Buch, denn das Buch ist nun nur eine Waffe, sondern das Wort. Ein Rückgang des Schrifttums, der wissenschaftlichen Veröffentlichungen war zunächst die Folge, eine mehr buchgewerbliche als geistesgeschichtliche Erscheinung, die aus der erst allmählichen Überwindung des entstandenen Zwiespaltes zwischen Buch und Presse hervorging. Denn neue Bahnen waren der Bibelverbreitung als der eines Volksbuches geöffnet, neue Wege dem Denken freigemacht worden. Und wie die Reformation den deutschen Norden und Süden trennte, verschob sie auch das Schwergewicht des deutschen Buchwesens nach Norden, ließ von Wittenberg her ein neues deutsches Buchland sich ausbreiten, indessen im Süden die Dürre eben sich entfaltenden Blütenreichtum vernichtend traf. Erst die Gegenreformation und die Jesuiten schufen einen Ausgleich durch neu sich bewährende Buchpflege.

Bildungsstätten und Büchersammlungen pflegen in engster Verbindung miteinander zu stehen. Der Betrieb der Wissenschaften in seinem Zusammenhange mit dem Buchwesen bewirkt die natürlichen Voraussetzungen für die Privatbibliotheken, die abhängig sind nicht allein von den Beschaffungsmöglichkeiten der Bücher, sondern auch von den Auffassungen, die über die Gelehrsamkeit gelten. Das gilt wenigstens überall da, wo Bildung und Gelehrsamkeit noch untrennbar verbunden scheinen, wo also andere als wissenschaftliche Büchereien nicht angelegt werden, im gewissen Sinne bis heute noch. Denn mag auch die Buchverbilligung und Buchverbreitung durch die Erfindung Gutenbergs die Büchersammlungen vermehrt haben, mögen auch Bibel und Gesangbuch durch die Reformation volkstümlich geworden sein, mag auch die Entstehung der Fachwissenschaften, die Einschränkung der internationalen lateinischen Literatur durch die Nationalliteraturen, die buchhändlerische Verkehrsentwicklung eine Allgemeinbildung ausgebreitet und durch sie bedingte und bestimmte Büchersammlungen hervorgerufen haben: solange deren Vorhandensein nicht der Ausdruck einer Weltanschauung wurde, die der Einteilung der Wissenschaften eine feste Richtung gab, konnten sie Selbständigkeit als solche nicht erreichen.

Die bibliographische Systematik, die die Beherrschung der Büchermassen durch bibliothekarische Technik zu erreichen strebt, ist derart untrennbar mit der Metaphysik und Erkenntnistheorie verbunden. Wenn in der Philosophie und Religion diese höchsten Probleme umstritten werden, ohne daß eine herrschende Meinung sich durchzusetzen vermag, kann es auch keine allgemeiner gültige Systematik geben, die ausgleichend den Büchersammlungen Halt verleiht. Dann herrscht eine von dem einzelnen nur zu überbrückende, nicht zu überwindende Unsicherheit in den Wissenschaften.

Die Bedeutung kirchlicher Bildungsstätten hatte sich gemindert, je mehr die weltlichen Wissenschaften zu weltlichen Berufen wurden und den Umkreis der Universitäten weiteten, die die Autorität eines unabhängig vom Glauben werdenden Wissens verstaatlichten. Der geistige Kampf, in dem die Kirchenlehre und die gegen sie gerichteten Loslösungsbestrebungen sich auseinandersetzten, dauerte jahrhundertelang, ist nach Form und Inhalt eine so verschiedenartige Wandlung der Denkrichtungen und Denkweisen gewesen, daß seine Kennzeichnung durch einige Schlagworte mißglücken muß. Auch sein Ausbruch oder Ausklang läßt sich nicht, so verlockend es wäre, symbolisch in dem Ortsnamen Wittenberg zusammenfassen. Nicht nur, daß die Reformation kein bloßer Religionsstreit gewesen ist, daß ihre politischen und sozialen Triebkräfte sie zu einer Revolution werden ließen, nicht nur, daß in ihrem Verlaufe dogmatische Erneuerungen von amtlichen, von Fakultätswissenschaften sich vollzogen, die längst schon vorbereitet waren, weist auf das Durcheinander schwer zu umgrenzender innerer Widersprüche, sie erscheint, mag das in der Wendung, die sie auf die Gesetze der Wirklichkeit hin nimmt, auch zurücktreten, in einem Polaritätsproblem wurzelnd, dem der Denkwissenschaft und der Gefühlswissenschaft, als welche man die Mystik in ihrem eigentlichen Sinne bezeichnen muß. Daraus aber ergeben sich derart mannigfache, in die Vergangenheit, in die Zukunft der Reformationsepoche führende Beziehungen, daß ihre Einflüsse auf das Buchwesen in seiner Vertiefung auf den Horizont der Weltanschauungsbilder zu sich kurz nicht erkennbar machen lassen. Doch auch eine äußere,

lokale Orientierung ist nicht ohne weiteres gegeben. Die Begründung von Hochschulen, von Vororten geistigen Lebens, ist weit weniger als die von wirtschaftlichen Gemeinwesen von natürlichen Vorbedingungen bestimmt, die ihnen ihre Lage auf der Landkarte anweist. Andere Einflüsse entscheiden, die bedeutende Persönlichkeit, die die Sage gern zum Städtegründer wählt, ist für die Anstalten, die einen Bildungshöhe- und -mittelpunkt weisen sollen, mögen sie Universitäten oder sonstwie heißen, sehr viel wesentlicher. Wenn in den deutschen Landen im Südwesen die Universitäten früher und zahlreicher vorhanden gewesen sind als im Norden und Osten, entspricht das dem Fortschreiten der Zivilisation. Und wenn dann die im Nordosten entstehenden Universitäten auch die Burgen der Reformation geworden sind, ist diese ihre Eigenart ihnen auch aus ihrer staatlichen Zugehörigkeit zu den Ländern reformierender Fürsten erwachsen. Seitdem in den politischen Auswirkungen der Reformation Nord- und Süddeutschland die engere geistige Gemeinschaft verloren, fiel die eigentliche Führung im deutschen Geistesleben vorübergehend den norddeutschen Bildungsstätten zu und mit ihnen verbanden sich die großen Namen einer neuen Blütezeit des deutschen Schrifttums.

Lange sind Erfurt [gegründet 1392] und Leipzig [gegründet 1409] mit dem abgelegenen Rostock [gegründet 1419] sowie Greifswald [gegründet 1456] und dem polnischen Krakau [gegründet 1401] die nicht allzustarken Bollwerke des geistigen Deutschland im Nordosten geblieben. Um 1400 gehörte Leipzig schon den Wettinern, nicht viel später gelangte die alte sächsische Kurwürde an eine ihrer Linien, der das Herzogtum Sachsen-Wittenberg zufiel. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts kamen alle Wettinischen Länder noch einmal in der Hand zweier gemeinsamsam regierenden Brüder zusammen. Aber bereits 1485 teilte sich das Gesamthaus in die beiden Hauptlinien der Ernestiner und Albertiner. Diese erhielten durch die Teilung Leipzig, jene, im Besitze der Kurwürde, blieben ohne Hochschule. Anregungen des Kaisers Maximilians I., der Bildungsdrang, hervorgerufen durch den Humanismus, Rücksichten auf das Staatswesen, sie alle werden bei der Begründung

Wittenbergs [im Jahre 1502] durch den Kurfürsten Friedrich den Weisen mitgewirkt haben. Dem Beispiel folgend, das die Fürstenhöfe Italiens boten, wollte dieser Herrscher einen Musenhof aus seiner kleinen Residenzstadt schaffen. Ließ sie sich an Reichtum auch den großen Städten Süddeutsclhands nicht vergleichen, war sie auch abgelegen von den Wegen, auf denen sich rasch die Stätten damaliger Kunst und Wissenschaften verbanden, Ehrgeiz und Prunkliebe vermochten viel. Aufträge und Berufungen gaben den gefeiertsten Künstlern der Zeit Beschäftigungen, die kurfürstlichen Hofbauten begannen das arme Land zu schmücken. Aber alles das blieb nur eine kurze Glanzzeit hindurch, die ihr Ende in den Reformationskriegen fand. Und Johann Friedrich I., der Großmütige, der 1552 aus der Gefangenschaft heimkehrte, wählte Weimar zum Aufenthaltsorte seines Hofstaates.

Als Martin Luther, im Wintersemester 1508/09, in Wittenberg immatrikuliert wurde,* zeigte die Universität und ihr Unterrichtsbetrieb zwar äußerlich noch das Formengepräge des Mittelalters. Immerhin machte der neue Geist sich in größeren und kleineren Änderungen bemerkbar. In der Artistenfakultät bemühten sich die Humanisten um die Verbesserung der lateinischen und auch der griechischen Sprachstudien, in der Philosophie war von den drei führenden Aristotelesschulen im Jahre vorher ein Occamist, ein Vertreter der gegenüber dem Thomismus und Scotismus modernen Richtung, berufen worden. Die Auslegung der Bibel, auf die seit 1509 das Lehramt des Doktors der Theologie Luther sich gründete, brachte von neuem das Buch, das schon in der frühchristlichen Zeit der Mittelpunkt aller Büchersammlungen, die sich nach ihm richten sollten, gewesen war, auf diesen Platz und veränderte so von Grund aus das Gefüge des Schrifttums. Einmal, indem es den alten, vom Humanismus überwundenen Gegensatz christlicher und heidnischer Werke in einen neuen Gegensatz zwischen katholischen und reformatorischen verwandelte und derart bald eine auf alle Fakultäten sich erstreckende Bibliothekenscheidung herbeiführte. Dort wurden die ketzerischen Bücher den Lesern verboten, hier ihnen die päpstlichen verwiesen. Dazu kam, daß auch ein rasch sich verbreiternder

* Abb. 149

Riß den Aufbau der Wissenschaften zerstörte. Gegen des Aristoteles Autorität wendete sich die Gnadenlehre Luthers, seine Hinneigung zu Augustinus gegen die Scholastiksysteme. Gab man im humanistischen Klassikerkanon der Bibel den ersten Platz, so fanden auch gleichzeitig die Realien in dem Bestreben Luthers, die Bibel sachlich zu erläutern, einen festen Stützpunkt, der in dieser Epoche der Entdeckungen und Erfindungen mit ihrer Erweiterung des Weltbildes zum Träger anderer Weltanschauungen erstarkte, die die Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften trennte. Allmählich beginnen die sich ansammelnden Büchermassen ihre Lagerung zu verschieben, die Büchersammlungen, deren Auswahl Längs- und Querschnitte durch sie zeigt, heben nach und nach die einzelnen Schichten der sich nun abgrenzenden Fachwissenschaften schon deutlich hervor, eine Entwicklung, die freilich erst mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen Abschluß findet, in einer Zeit, in der ausgebildete oder sich eben ausbildende Nationalliteraturen einerseits eine Scheidung der schönen und der sonstigen Wissenschaften, der Bildungs- und der Gelehrsamkeitsliteratur bestimmen, andererseits der Gelehrtenrepublik mit ihrer lateinischen Sprache die internationale Geltung nehmen. Die Beschränkung auf die Bibel hätte leicht von neuem eine Einschränkung der anderen Wissenschaften auf bloße Hilfswissenschaften herbeiführen können. Daß die Exegese, die Philologie, die jetzt vor der Philosophie, der Spekulation, einen Vorrang gewann und die mit der Einfügung des Hebräischen in die akademischen Studien eine Aufnahme der Literaturen des Orients vorbereitete, nicht im Banne der Theologie blieb, sondern ihren Anschluß an die Forschungsgebiete suchte, die von den Humanisten gefunden waren, daran hatte der neben Luther angesehenste Professor Wittenbergs, Philipp Melanchthon, einen nicht hoch genug zu schätzenden Anteil. Als Ausgangspunkt der Bewegung der Reformation, als ihr Hort, der bis zu Luthers Tode und darüber hinaus der kleinen nordischen Universitätsstadt für das Reformationsgebiet die Stellung gab, die sich derjenigen der Hauptstadt des Katholizismus, Roms, vergleichen läßt, war Wittenberg auch für das Buchwesen der Reformation maßgebend geblieben,

mit dem Ende der Ernestinischen Macht [1547] minderte sich darin ihr Ansehen, obschon der Albertiner Moritz Leipzigs, seiner alten alten Universität Nebenbuhlerin, die Unterstützung nicht versagte. Eine große, vielbesuchte Bildungsstätte ist bis zu den dreißigjährigen Kriegswirren Wittenberg geblieben. Aber allgemach verlor es die ausschlaggebende Bedeutung, die ihm in Luthers Tagen zugekommen war. Mehr und mehr wurden die reformatorischen Streitigkeiten zu theologischen Angelegenheiten, verblaßten die religiösen Fragen, zu deren Herolden sich die Reformatoren gemacht hatten, hinter den politischen und sozialen, zu deren Lösung die Reformation führen sollte.

Wenn die mit der Universität 1502 gegründete Universitätsbibliothek in Wittenberg* nicht die Bücher der Reformationsliteratur in sich vereinigte und späteren Jahrhunderten verwahrte, so lag das vor allem an den besonderen politischen Verhältnissen, aber doch auch daran, daß damals die Aufgaben und die Bestimmung einer solchen wissenschaftlichen Büchersammlung keineswegs klar umgrenzt waren. An Eifer ließen es weder Friedrich der Weise noch der Wittenberger Bibliothekar Georg Spalatin [Burckhard 1484—1545] fehlen, eine Akademiebibliothek hohen Ranges zu schaffen. Mit Aldus Manutius traten sie für den Bücherkauf in unmittelbare Verbindung, der Büchersaal im Schlosse erfreute sich, auch das war damals nicht die Regel, einer wohlanständigen Ordnung. Aber die 3000 Bände dieser „alten“ Universitätsbibliothek Wittenberg wurden als Besitz der Ernestiner 1548 in das Gymnasium nach Jena überführt, das zehn Jahre später zur Universität erhoben wurde, der neuen blieb eine rechte Entwicklung versagt, allein der Anfall einer kostbaren Privatbibliothek, der des 1812 gestorbenen Geheimen Kriegsrates v. Ponickau, in Dresden, 12000 Bände zur sächsischen Geschichte, die dieser Sammler ihr am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schenkte, vermehrte sie mit wertvollem Büchergut, das nun in der 1696 entstandenen Universitätsbibliothek Halle verwahrt wird. Es konnte nicht fehlen, daß neben diesem wissenschaftlichen Sammeleifer auch solche Äußerungen der Bibliophilie zu ihrem Rechte kamen, die dem Buche

* Abb. 150

der Reformation die höchsten Ehren zuerkennen wollten, die einer kostbaren und künstlerischen Ausstattung verdankt werden. Hatte schon der Bildschmuck neuer volkstümlicher Art, den die Drucker, unterstützt von ausgezeichneten Holzschnittmeistern, den Bibelwerken und Flugschriften mitgaben, die Ausbildung eines eigenen Stils für das Buch der Reformation gefunden, so bereicherte die schöne Übung, mit Bücherwidmungen für die neue Lehre zu werben, auch die Bücherliebhaberei. Standen doch die Reformatoren selbst durch Schriftensendungen untereinander in reger Verbindung und waren sie doch für ihre fürstlichen Gönner die Vertrauensleute von deren neuen Büchersammlungen, die dafür zu sorgen hatten, daß diese mit den echten Ausgaben versehen wurden, wie sie selbst auf solche Wert legen mußten. Derart verbanden sich hier bibliographische und theologische Fürsorge zu einer Art des Büchersammelns, die auch weiterhin die maßgebende für die Reformationsliteratur sein mußte.

Denn diejenige Begleiterscheinung der Reformation, die buchgewerblich und auch für das Büchersammelwesen außerordentlich folgenreich war, ist der Nachdruck. Nicht allein, daß er den Verfassern und Verlegern die rechtswirtschaftliche Herrschaft über ihre Bücher entzog, ein um so fühlbarer werdender Umstand, je mehr Schriftstellertum und Verlegertätigkeit zu besonderen Erwerbszweigen wurden, denen erst das Urheberrecht des neunzehnten Jahrhunderts Rechtssicherheit verleihen sollte. Auch die Überlieferung eines Werkes wurde damit unsicher und zweifelhaft, die Leser wußten nicht mehr, ob sie noch die echten Texte vor sich hatten, die für die Humanisten die besten Rezensionen gewesen waren, die jetzt aber schon in der Anerkennung des getreuen Wortlautes einer Druckschrift bestanden. Kirchliche und wissenschaftliche Zensur approbierten nun wohl schon die gereinigten Texte der guten Ausgabe. Indessen blieb das Vertrauen auf sie gering, wenn in dem Briefwechsel der Reformatoren die Klagen über Nachdruckverfälschungen der rechten Überlieferung eines Werkes immer wiederkehrten, Klagen, die die echten Ausgaben sammeln und suchen ließ. Derart entwickelte sich an den Lutherautotypen der Begriff der

bibliographisch aufgefaßten Originalausgabe, der der Druckwerkvervielfältigung entsprach, ein neues Sonderungsverfahren der guten und schlechten Bücher nach ihren guten und schlechten Ausgaben; der guten Ausgaben, die ein Verfasser selbst geleitet oder doch genehmigt hatte und der ohne seine eigene Mitwirkung entstandenen schlechteren.

Als das Beispiel der Bibliophilie des Reformationszeitalters können die Fürstenausgaben gelten, so die auf Bestellung Königs Christian III. von Dänemark und seines Schwiegersohnes Kurfürst August von Sachsen [1526—1586]* 1559 ausgeführten Bibelpergamentdrucke. Die mit Geschmack und Liebe gesammelte, großenteils in seinem Schlosse Annaberg bei Torgau untergebrachte Prachtbibliothek dieses bücherliebenden Fürsten zeichnete sich vor allem durch ihren Einbandprunk aus, dessentwegen Kurfürt August der deutsche Grolier heißen könnte. Denn für ihn war als sein Hofbuchbinder von 1566 bis 1585 der Zwickauer Jacob Krauße* tätig, der Meister des deutschen Renaissancebandes. Zwar haben viele der 4000 Bände, die nach des Kurfürsten Tode nach Dresden kamen, wo sie zum Grundstock der heutigen Sächsischen Landesbibliothek wurden, in Samt, Seide, Atlas, in weißes, grünes, rotes Pergament gebunden, ihren alten Glanz verloren. Aber noch immer bezeugen die auch farbig verzierten, im reichsten Goldschmuck strahlenden, bald mit kursächsischem Wappen oder dem der Kurfürstin Anna, bald mit dem Bildnis des Sammlers, bald mit dem Buchtitel ausgeschmückten Kalblederbände den künstlerischen Reichtum ihres Schöpfers und verweisen auf einen Höhepunkt deutscher Einbandkunst und Einbandliebhaberei, der um so auffallender ist, als er vereinzelt weit über die sich ausbreitende buchgewerbliche Verflachung jener Zeit hinausragt.

Die Aufhebung der Klöster, die die Reformation veranlaßte, verweltlichte auch deren Büchersammlungen, die, den Landesherren zufallend, fürstlich wurden, und solcherart zumeist in die gegenwärtigen Landes- und Universitätsbibliotheken gelangt sind, ein Vorgang, den die Säkularisationen 1803 wiederholten, diesmal erfolgreicher, weil einerseits die bessere bibliothekstechnische Organi-

* Abb. 151, 152—154

sation die Zentralisation erleichterte, andererseits die an alten Be ständen reicheren süddeutschen geistlichen Teritorien betroffen wurden. Ähnlich, allerdings in Unordnung und unter Verlusten, ergab sich als eine Folge der großen Revolution in Frankreich die Beschlagnahme auch des Büchergutes der Kirche für den Staat, während im neunzehnten Jahrhundert Spanien und zuletzt das Königreich Italien die geistlichen Bibliotheken für ihre öffentlichen Sammlungen gewannen. Auf die Einzelheiten einzugehen, erübrigt sich hier, obschon durch freihändige Verkäufe geldbedürftiger geistlicher Anstalten heimlich manch kostbares Stück den büchersuchenden Liebhabern verkauft worden ist — die bibliographischen englischen Expeditionen auf dem Kontinent seit dem sechzehnten Jahrhundert machten sogar eine Methode aus diesem Buchgeschäfte — und der Altbüchermarkt bei den Dublettenauktionen der öffentlichen Bibliotheken noch späterhin Nutzen aus diesen ehemals geistlichen Schätzen zog. Damit sind die in modernen Privatbibliotheken häufigen kirchlichen Provenienzen erklärt. Im übrigen ist durch Umstände besonderer Art da und dort eine ‚alte Klosterbibliothek', diese recht weitgehende Bezeichnung ist nicht gerade immer so romantisch wie sie scheint, den Büchersammlern des neunzehnten Jahrhunderts vorbehalten worden. Derartige Gelegenheiten sind auch in früheren Jahrhunderten zahlreich gewesen, aber ihre Ausnutzung begegnete noch nicht dem bibliophilen Interesse an der Provenienz, das für die Handschriftenherkunftnachweisung ein allgemeinwichtiges wissenschaftliches ist.*

Die deutschen Schul- und Stadtbibliotheken entstanden ebenfalls meist aus den aufgehobenen Klosterbibliotheken. Die alten Dom- und Klosterschulen hatten keine eigenen Sammlungen gehabt und die seit dem fünfzehnten Jahrhundert da und dort entstandenen Ratsbibliotheken waren kaum mehr als juristische Handbibliotheken für den Gebrauch der Ratsherren gewesen. In den Jahrzehnten der Reformation kam es dann mit dem Freiwerden alter Büchervorräte auch zu größeren neuen selbständigen Vereinigungen von solchen, aus denen, je nach Lage der örtlichen Umstände, Kirchen-, Schul- und Stadtbibliotheken hervorwuchsen. Das Bildungsmittel

* Abb. 163. 165, 166

der Büchersammlungen wollte Luther, denn die Jugend sollte dem Reformationsgedanken gewonnen werden, den Schulen aneignen, sein Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathserren empfahl: „Auch ist dies wohl zu bedenken allen denjenigen, so Liebe und Lust haben, daß solche Schulen und Sprachen in deutschen Landen aufgerichtet und erhalten werden, daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solches wohl vermögen, zu beschaffen. Denn wenn das Evangelium und allerlei Kunst bleiben soll, muß es in Bücher und Schrift gefaßt und wohl bewahrt sein. . . . Aber mein Rat ist nicht, daß man ohne Unterschied allerlei Bücher zusammenraffe und nur an die Menge denke. Ich wollte die Wahl darunter haben und mit rechtschaffenen Büchern meine Librarei versorgen und gelehrte Leute darüber zu Rate ziehen. Erstlich sollte die Heilige Schrift auf lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch und ob sie noch in mehr Sprachen vorhanden wäre, darinnen sein. Danach die besten Ausleger und solche Bücher, die dazu dienen, die Sprachen zu erlernen, als die Dichter und Redner, ferner die Bücher von den freien Künsten, zuletzt auch der Rechte und der Arznei Bücher. Zu den vornehmsten aber sollten die Chroniken und Geschichtsbücher gehören. Denn dieselben sind wunder nütze, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werke zu sehen."*

Daß die scharfe Scheidung des deutschen Nordens und Südens, deren Ursache die Reformation war, am Ende eine Absonderung der süddeutschen Schrifttumsbewegung von der norddeutschen herbeiführte, daß die weniger starken Hemmungen unterliegende norddeutsche Kulturentwicklung zur deutschen Kulturentwicklung überhaupt wurde, während die geistige Kultur des „Reiches" mehr und mehr zurückblieb, zeigt sich auch in der Entwicklung der Bücherliebhaberei seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Von den in Verzeichnissen gedruckten oder in anderen Werken beschriebenen vorzüglichsten Privatbibliotheken, die Klemms Geschichte der Sammlungen mit ihrer Jahreszahl angibt, kommen auf die Zeit vom Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1739 73 Bibliotheken und davon entfallen zehn [13%] auf den Süden und Westen.

* Abb. 161, 162, 164

Das lutherische Mittel- und Norddeutschland und die freie Stadt Frankfurt a. M. sind die Vormacht des bibliophilen Deutschland im achtzehnten Jahrhundert geworden.

In dem Dreißigjährigen Kriege, der die deutschen Sitten verwildert, die deutsche Wirtschaft zerstört hatte, ist auch das Bewußtsein einer deutschen Bildung und das Selbstbewußtsein auf sie, die nationale Einheit, die aus der Sprache hervorgeht, vermindert worden. Eine unmittelbare Folge der Kriegswirren ist jene Verfallszeit der deutschen Dichtung und des deutschen Schrifttums jedoch nicht gewesen, schon im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts waren sie, ein Vorzeichen politischer Wirkungen, zu ihrem Tiefstand gekommen, aus dem sie zu erhöhen Opitz und die Sprachgesellschaften genannten literarischen Vereine vergeblich, weil mit falschen Mitteln versuchten. Büchersammlungen, die in diesen bis in das achtzehnte Jahrhundert sich hinziehenden geistigen Einöden schon einen eigenen nationalen Charakter gewonnen hätten wie in England, in den Niederlanden, in den romanischen Staaten, konnten nicht entstehen. Die Gelehrten wohnten noch in der internationalen lateinischen Republik und diejenigen Buchfreunde, die geschmackvoll sich auf die Schätzung geistiger Schöpfungen verstanden, blickten mehr, obschon vielleicht neidvoll, auf das Ausland. Denn unbekannt war ihnen auch die deutsche Vergangenheit. Ein Mann wie Michael Moscherosch [1601—1669], der die Fremdtümelei, den Mangel einer nationalen Gesinnung in Leben und Literatur rügte, mußte in fremden Schriften das Vorbild der eigenen suchen und in seiner Bücherei eben jene Schriften vereinen, auf die er sich stützen wollte. Die Büchersammlung, die er hinterließ, war von ihm schon in seiner Schulzeit angefangen worden, er hatte sie sich, auch fernerhin eifrig für ihre Vermehrung sorgend, dank seiner leidlichen Wohlhabenheit trotz der bösen Zeitläufte erhalten können, so daß sie das Beispiel einer ansehnlichen und auserlesenen deutschen Bibliophilenbibliothek aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gibt. Nicht das Arbeitsmittel eines Gelehrten, sondern eines Schriftstellers, standen in ihr ebenso die Bände, die von den Bemühungen der Mitstrebenden zeugten, deutsche Sprache und deutsches Schrift-

tum wiederzugewinnen wie diejenigen, in denen sich die ausländischen Muster boten, die für die wichtigsten gehalten wurden. Ein anderer Bücherfreund, Landgraf Ludwig II. von Darmstadt, auch er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft gleich Moscherosch, erwarb für 600 fl., die er dazu leihen mußte, die Büchersammlung, um sie mit der eigenen zu verbinden; sie kam in neun Fässern verpackt, noch in Moscherosch Todesjahr aus Frankfurt nach Darmstadt, um hier, in der Hofbibliothek, eine dauernde Unterkunft zu finden.

Frankfurt, die freie Reichsstadt am Main, ist durch seine Messen früh schon ein Vorort des deutschen Buches oder doch des deutschen Buchhandels gewesen. Der Büchermarkt der alten Handelsstadt reicht bis in die Anfänge der Buchdruckerfindung zurück, in der seine weitblickenden und weitherrschenden Kaufleute die neue Buchware, die in den Mainzer Werkstätten erzeugt wurde, durch ihre Geldgeschäfte zu monopolisieren strebten. Und das Emporium Francfortiense, das Henri Etienne rühmte, ist auch nach der Ausbreitung der Buchdruckerkunst der große internationale Buchumlageplatz geblieben. Die Buchgestaltung war durch das Druckwerk internationalisiert, Buchhandel und Buchherstellung jedoch keineswegs im gleichen Umfange. Das Absatzgebiet des Mittelalters war das kirchlich-lateinische Europa gewesen, die lokalen Beziehungen bei der Buchherstellung hatten eine engere Verbindung mit den Autoren eines Gebietes und seiner Geistesgeschichte aufrechterhalten. Darin war eine Änderung eingetreten, seitdem das Buch dem Warenhandel einbezogen wurde, der sich vom Buchgewerbe löste, die Buchhändler mit ihren Lagern seßhaft werden ließ, die Großbetriebe in selbständige Verlage wandelte, deren Erzeugnisse, nicht aber die Geisteswerke selbst, Privilegien schützten, soweit sie reichten. Das Buch verbilligte sich und verschlechterte sich zugleich in wirtschaftlicher Zwangslage, die zu erleichtern der Buchhandel festere Verkehrsformen suchte. Im Buchhandel und in der Bucherzeugung Deutschlands hatte Frankfurt um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Führung übernommen. 1564 erschien hier der erste Meßkatalog. [Der letzte zur Ostermesse 1750.] 1635 war der Buchhandel in Deutschland auf seinem Tiefstand angelangt, etwa ein Halbjahr-

hundert später hatte das deutsche Buch sich gegen das lateinische durchgesetzt, in einer Epoche, in der die polyhistorischen Privatbibliotheken mit ihren Folianten- und Quertantenmassen das gelehrte Schrifttum durch seine Unbeweglichkeit fast zum Stillstand verdammten. Weitausschauende Geister, wie Leibniz, bestrebten sich nun, das Buchwesen für die Entwicklung der Wissenschaft zu reformieren, indessen der Buchhandel seinen Mittelpunkt von Südwesten nach Nordosten verschob. Gleichzeitig mit dem Vordringen des Buches in deutscher Sprache, um 1680, wird Leipzig die leitende deutsche Buchhandelsstadt, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist schon die Schöngeisterei und die Vielschreiberei an die Stelle der Vieleswisserei getreten, sind Lesegesellschaften, die rasch zu Leihbibliotheken werden, sind Flugschriften und Zeitschriften zu neuen Buchgewalten „die Lesesucht zum beynahe unentbehrlichen und allgemeinen Bedürniß“ [Kant, Über die Buchmacherey. 1798] geworden. An der Schwelle dieses anbrechenden papierenen Zeitalters, das bis dahin ängstlich gehütete Buchwerte aufgibt, die eben entstehenden aber ihrer Massenhaftigkeit und ihrer, im Sinne einer ernsten Buchgewichtigkeit, Minderwertigkeit wegen auch nicht überschätzt, steht der berühmte Frankfurter Sammler Uffenbach.

Zacharias Conrad von Uffenbach [1683—1734],* einer angesehenen und wohlhabenden Frankfurter Patrizierfamilie entstammend, hatte in Straßburg und Halle, wo er 1702 unter Christian Thomasius Doktor der Rechte geworden war, studiert. Aber trotz aller Hinneigung zur Polymathie im Zeitgeschmack, zur Aufspeicherung des Wissens und dessen Verwechselung mit den Wissenschaften, blieb er, als „Büchergeck“, um in seiner Sprache zu reden, und als Gelehrter, ein klarer Kopf und lebenssicherer Weltmann, der wesentliches zu erkennen wußte. Seine bibliographische und bibliothekarische Praxis hat den Aufbau seiner Büchersammlung außerordentlich gefördert, sie blieb nicht in den Kuriositäten- und Raritätenspielereien stecken, mit denen sich nicht wenige deutsche Bibliognosten seiner Tage vergnügten. Seine Bücherei wurde eine Privatbibliothek, die nicht nur qualitativ und quantitativ eine beispiel-

* Abb. 172, 173

gebende deutsche Liebhaberbücherei im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts war. Sie wurde auch eine benutzungsfähige Bücherei, die den Gedanken einer Buchpflege durch Büchersammeln nicht bloß im Zusammentragen von allerlei Bänden durchzuführen sich mühte, sondern auch in deren Verbindung zur Einheit einer geordneten, gut verwalteten Privatbibliothek. Die Aufschließung seines Bücherschatzes durch dessen Einrichtungen zu erleichtern, war ein Zacharias Conrad von Uffenbach ständig beschäftigendes bibliotechnisches Problem gewesen, das er klarer aufzufassen verstand als damals das selbst in den meisten großen öffentlichen Bibliotheken versucht wurde. Bereits dem jungen Studenten hatte seine Bücherliebhaberei zu einem rasch anwachsenden Bücherschatz verholfen. Ihn zu mehren, unternahm er nach langen Vorbereitungen, die er bereits in Halle mit der Aufstellung eines Desideratakataloges in der Form eines umfassenden Reisehandbuches begonnen hatte, 1709—1711 seine große deutsch-holländisch-englische Bücherreise, die auch auf Frankreich und Italien auszudehnen ihn die Kriegswirrnisse hinderten. Immerhin vermehrte sie mit 4000 Bänden seine Büchersammlung; eine Zahl, die auch deshalb hoch ist, weil Herr von Uffenbach sich nicht mit den ersten besten Ausgaben und Werken zufrieden gab, weil er mit bibliographischer Kritik sammelte und sichtete, weil er durch Abschriften, die er selbst besorgte oder sich besorgen ließ, auch noch Unbekanntes, Unveröffentlichtes heimzubringen verstand, weil er wissenschaftlich vorging. Außer seiner großen Bücherreise, auf der ihm sein Bruder Johann Friedrich [1687—1769] ein angenehmer Gefährte war, hat Herr von Uffenbach noch eine Anzahl kürzerer „Lust- und Spazierreisen" ausgeführt, die ihn in die Niederlande [1705; 1718] und in eine Reihe deutscher Städte, in manche zu wiederholten Malen, geführt haben. Auf allen diesen Reisen hat er die Gelegenheiten, Bücher und Büchersammlungen kennen zu lernen, unermüdlich Tagebücher führend, wahrgenommen. Dabei ergänzten dann wohl der Bibliograph und der Bibliophile einander, dieser Bücher, jener Büchernachrichten sammelnd. Nachdem Zacharias Conrad von Uffenbach auf seinen ursprünglichen Plan, sich dauernd für einen gelehrten Lebensberuf in

Oxford niederzulassen, verzichtet hatte, um nach seiner Verheiratung den tätigsten Anteil an der Verwaltung seiner Vaterstadt zu nehmen, als deren Schöffe er gestorben ist, blieb ihm seine Büchersammlung das eigentliche Ergebnis seines Forschens. Daß er, mit Rücksicht auf seine Kinder, die Bücherei-Veräußerung noch vor seinem Tode in die Wege leitete, zeigt seine Einsicht in das deutsche Buchwesen seiner Zeit. Der Ausverkauf zu festen Preisen, nach einem von ihm bearbeiteten Kataloge, verhütete wenigstens, daß nachlässige Versteigerungen den Bücherschatz weit unter seinem Werte zerstreuten, ließen ihm die Möglichkeit, die besten Stücke in gute Hände kommen zu lassen. So war auch die Auflösung dieser 12000 Bände bergenden Bücherei noch eine Handlung, die die Bücherliebe Zacharias Conrad von Uffenbach lobte. Als ein archivalisches und literarhistorisches Studium hatte er die Handschriftenkunde betrieben, sich ein eigenes Abbreviaturenlexikon anlegend. An Gelegenheiten fehlte es nicht, konnte er doch einmal eine ganze Kahnladung von Manuskripten, die als Pergament von rheinischen Klöstern verkauft wurde, großenteils retten. Doch auch hier vertraute er seinem Sichten und Suchen, nicht dem Zufall. Seine große Briefsammlung, die in 198 Folianten und Quartanten 35000 Briefe von 6700 Briefschreibern meist des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Abschriften, Entwürfen, Urschriften vereinigt hatte, verkaufte er 1730 dem Hamburger Professor und Hauptpastor an St. Katharinen, Johann Christian Wolf, der seine und seines Bruders Büchersammlung, mehr als ein Viertelhunderttausend Bände, der Hamburger Stadtbibliothek überließ. Das waren die Ausmessungen, die die bedeutenden deutschen Privatbibliotheken um 1700 hatten. Denn die Uffenbach und Wolf sind durchaus nicht die einzigen Sammler gewesen, die zu einem solchen Büchervorrat gelangt waren, der einen Vergleich nach seiner Zahl mit den meisten Bibliotheken, die in gegenwärtiger Geltung zu den öffentlichen gehören würden, zuließ. Da konnte es nicht fehlen, daß von vornherein die Absicht der Begründung einer Privatbibliothek sich auf die Bibliotheksstiftung richtete, wenn hierfür günstige Umstände sie veranlaßten, wie das im achtzehnten Jahrhundert in Dresden der Fall gewesen ist.

Am Anfange dieses Jahrhunderts waren Bücherkunde und Bücherliebhaberei in der Hauptstadt Kursachsens sehr verbreitet. Das Beispiel Augusts II., der die Bibliothek in Dresden zu einer erneuerten Blüte brachte, die erwachende Sammelfreude ließen überall Büchersammlungen entstehen, die Bürger und Gelehrten, die Hofleute und Staatsbeamten ahmten das Muster der großen Privatbibliotheken nach, die sie entstehen sahen. Seit 1750, seit dem Siebenjährigen Kriege, verschwanden viele dieser Büchereien wieder, aber die drei hervorragendsten Sammlungen, die der Grafen Bünau, Brühl und Kaiserling, kamen in der Königlichen Bibliothek zusammen.

Graf Heinrich von Bünau [1697—1762],* der Geschichtsschreiber der „Teutschen Kayser- und Reichshistorie", der rechtliche Staatsmann, hatte hauptsächlich in seinem Fache, eine Bücherei gesammelt, deren äußeren Wert ihr Kaufpreis, 40000 Taler, kennzeichnete, für den sie nach seinem Tode der Königlichen Bibliothek in Dresden zugeführt werden konnte. Der Brühlschen Bücherei ließen sich ihre Cimelienkollektionen nicht vergleichen, die Eleganz der Hoymschen Liebhaberbücherei in Paris erreichte sie nicht. [Da Graf Hoym nach seiner Herkunft den Buchfreunden Deutschlands, nach seiner Stellung dem polnisch-sächsischen Hofe zugehörte, da er auch gewünscht hatte, seine Privatbibliothek nach Deutschland zu überführen, darf sein Namen in dem Bibliophilendreigestirn ebenfalls erglänzen, das mit nicht allzulangem Glanze im Bücherlande Sachsen leuchtete.] Was die Bünausammlung auszeichnete, war ihre innere Geschlossenheit, ihre wissenschaftliche Bedeutung, deren heute noch bewundertes Buchdenkmal ihr Katalog wurde. Das Arbeitsmittel, das er für seine Reichsgeschichte brauchte und die Idee einer Universalbibliothek, die er sich vorstellte, machten den Grafen Bünau seit etwa 1725 zu einem planmäßigen Sammler. Er entwarf ein bibliographisches System, dessen Ausführung er seinem, 1740 von ihm angestellten, 1775 gestorbenen Bibliothekar J. M. Franke übertrug, der sie in dem besten Kataloge einer deutschen Privatbibliothek des achtzehnten Jahrhunderts verwirklichte. Das Bedürfnis des Grafen Bünau war es gewesen, von dem Fächer- und

* Abb. 193—195

Formatzwange freizukommen, ein Generalregister über seine Bücher in seinem Kataloge zu haben. Alle einzelnen Werke sollten aufgeführt werden und nicht nur diese, sondern auch die in Sammel- und Zeitschriften zerstreuten Aufsätze. Mit großer Gründlichkeit und Überlegung war ein solches Verzeichnis von dem Grafen vorbereitet worden. „Das System, welches Bünau Franke übergab, übertraf alles, was man damals aufweisen konnte, obwohl es an einer zu großen Förmlichkeit in den Unterabteilungen leidet. Die Art aber, in welcher Franke, der ohne alle Vorbereitung in diese Tätigkeit hineingekommen war, dasjenige arbeitete, was seiner eigenen Tätigkeit und Einsicht überlassen blieb, sichert ihm auf immer den Namen des ersten Bibliothekars, den Deutschland aufzuweisen hatte." [F. A. Ebert.] Die Bibliothekstechnik hat seitdem durch ihre Entwicklung auch das Bünau-Franke-System überholt und verbessert, es hat heute schon deshalb nur einen geschichtlichen Wert, weil auch die Auffassung und Einteilung der Wissenschaften sich geändert hat und weiterhin ändern wird. Trotzdem aber ist das Bemühen des Grafen Bünau, sich allseitig die Büchersammlung zu erschließen, und damit eine Vermehrung ihrer Verwendungsfähigkeit zu erzielen, vorbildlich auch für die Büchersammler und Büchersammlungen der Gegenwart. Es bezeichnet mit seinem Grundgedanken klar die höchste Leistungsfähigkeit einer Privatbibliothek und das Verfahren, diese Leistungsfähigkeit zu gewinnen, die eigentliche und erste Zweckbestimmung einer Bücherei, ihrem Sammler zu dienen, wie er es braucht und wünscht. Zwischen der Aufhäufung der Büchermassen in den Fächern der Gelehrtenbibliotheken, und der Aussonderung der Schaustücke in den Liebhaberbüchereien, die lose ein allgemeines System zusammenhält, findet es für die Auswahl, die durch die Büchermenge notwendig geworden ist und durch die Vervielfältigung der Formen literarischer Veröffentlichungen, einen Weg, wenigstens der Privatbibliothek ihren inneren Zusammenhang zu wahren, der sie als ein wissenschaftliches Ganzes, als eine auf ihrem innerem Gleichgewicht beruhende Sammlung bestehen läßt. Während seiner Tätigkeit an der Bibliotheca Bunaviana hat auch J. Winckelmann zu den Katalogmitarbeitern gehört.

Daß der Katalog mit seinen sechs, 1750 bis 1756 erschienenen, Teilen nicht vollendet worden ist, daß seine Fortsetzung durch den Siebenjährigen Krieg für immer unterbrochen wurde und durch die Auflösung der Bünausammlung in der Königlichen Bibliothek zu Dresden, mindert nicht seinen Ruhm, eines der ausgezeichnetsten Denkmale der Bücherliebhaberei Deutschlands zu sein. Graf Bünau hat großzügig, ohne Liebhaberwerten nachzujagen, aber auch ohne mit den reichen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln zu sparen die Ausgestaltung seiner Bücherei vorgenommen, für die er von größeren Sammlungen die Cypriansche aller 1717 erschienenen Reformationsjubelschriften und 1744 die Engelsche mit ihren Raritäten erwarb, die ihm 4000 Taler kostete. Vergeblich waren seine Versuche gewesen, die Leichenpredigtenreihe, die die der fürstlichen Bibliothek in Stolberg-Stolberg gehört, anzukaufen, trotzdem sein Gebot hier bis auf 8000 Taler stieg, eine damals und in Deutschland ganz ungewöhnlich hohe Summe. Die Bibliotheca Bunaviana, die bis 1740 in sechs Zimmern des Dresdener Palastes aufgestellt gewesen war, wurde bei Bünaus Eintritt in die Dienste Karls VII. nach seinem eine Stunde von der Hauptstadt entfernt gelegenen Schlosse Nöthnitz überführt und hier in zwei großen übereinander gelegenen Räumen untergebracht. Der Eingang zur Treppe nach dem oberen Saal war durch eine Verkleidung versteckt, die aus hölzernen, mit Leder überzogenen Bücherrücken bestand, mit Titeln verlorener Werke nach Fabricius. In diese der Arbeit geweihten Bibliothek waren aus Dresden die Gelehrten gern gekommen und gern willkommen geheißen worden, bis die Bücher endgültig nach Dresden zurückgeführt wurden.

„Brühl, der, wie Winckelmann sagt, in allen Stücken brillieren wollte, beneidete Bünaus literarische Berühmtheit; unfähig, in dieser Richtung mit ihm in die Schranken zu treten, suchte er sich ihm wenigstens als Büchersammler gleichzustellen und ließ ebenfalls einen Katalog seiner Bibliothek drucken.“ [C. Justi.] Die Bibliothek Heinrichs, Reichsgrafen von Brühl [1700–1763],* ist eine Repräsentationsbibliothek gewesen, letzten Endes ebenfalls ein Erzeugnis der Hab- und Verschwendungssucht des Ministers

* Abb. 191, 192

Augusts III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Der Anteil, den Brühl selbst an ihrem Auf- und Ausbau genommen hat, war wenig persönlich, die Bestimmung, die er ihr im Dienste der Öffentlichkeit zu geben wünschte, keine Äußerung seiner Bücherliebe, sondern seiner Prachtliebe und seines Stolzes. Der Begründer einer der kostbarsten und kostspieligsten Privatbibliothek seiner Zeit begnügte sich damit, daß auch dieser Besitz seinen Namen trug, seine Bibliophilie mit der Drucklegung eines Verzeichnisses, das nicht fertig wurde. Und ganz gewiß ist der Ankauf der 62000 Bände der Bibliothek Brühl für die Königliche Bibliothek in Dresden, so wichtig er sie förderte, nicht die Einlösung einer Dankesschuld gewesen. Anderes gilt für den 1764 erfolgten Erwerb der 42139 Bände mit 149 Handschriften, die der Büchernachlaß des Grafen Heinrich von Bünau umfaßte. Den Abschluß der Vereinigung der beiden berühmten Bibliotheken in der Dresdener Sammlung bildete dann die große, teilweise noch von dem [seit 1764] kurfürstlichen Bibliothekar Francke selbst geleiteten Dublettenauktion der Jahre 1775, 1776, 1777, deren dreibändiges Verzeichnis daran erinnert, daß das Aufgehen der Privatbibliotheken in eine öffentliche fast immer einer Auflösung jener Sammlungen selbst gleichkommt, weil ihre Bestände verteilt oder teilweise sogar wieder zerstreut werden. Damit mag manche Sammelarbeit verloren gehen. Doch ihr bestes Ergebnis, ihr kostbarstes Sammelgut bleibt erhalten.

Deutsche Familienbibliotheken, die Geschlechter jahrhundertelang überdauernd sich vermehrten, finden sich hauptsächlich unter den fürstlichen Hausbibliotheken. Das ist kein Zufall. Denn die Erhaltung und Erweiterung dieser Sammlungen setzte voraus, daß sie durch Erbteilungen nicht zerrissen wurden, an einem Orte zusammenblieben. Allmählich verbanden sich den Archiven derartige Bibliotheken, indem ein bücherliebendes Familienmitglied die sich ansammelnden Druckwerke zur Aufstellung und Ordnung brachte, ihre planmäßigere Vermehrung einleitete und die Bücherei einem Familienvermögen zuführte. Gelegentlich wechselten auch wohl die Besitzer einer Familienbibliothek, ohne daß sie ihren Ort verließ

und sie wurde zur alten Schloßbibliothek. Die Art ihrer Entstehung erklärt es, daß fast alle berühmten noch bestehenden deutschen Familienbibliotheken in das sechzehnte Jahrhundert oder früher zurückreichen, aber ihre eigentliche Entwicklung erst nach dem Dreißigjährigen Kriege fanden, als der Familienstand fester geworden war, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände wieder sicherer wurden. Eine Ausnahme bilden die Büchersammlungen der großen regierenden Häuser. Ursprünglich schon in den Hauptstädten, in den Residenzen vorhanden, wandelten sie sich mit dem Entstehen der öffentlichen Bibliotheken leicht in solche, bis dann die endgültige Trennung zwischen dem Familienbesitz und dem Staatsbesitz erfolgte, wofern sie nicht schon vorher durch eine ausdrückliche Stiftung erklärt war. Wie denn überhaupt die altbedeutenden deutschen Familienbibliotheken durch ihren Umfang, der eine eigene Verwaltung bedingte, mehr und mehr den persönlichen Charakter einer Privatbibliothek einbüßen mußten. Andererseits bemühten sich deshalb einzelne Familienmitglieder um besondere Sammlungen für den eigenen Gebrauch. Auch derartige Büchereien gelangten wohl gelegentlich in die Familien-Stammbibliothek, in welcher Weise sich die neuen Familienbibliotheken der großen regierenden Häuser wieder auffüllten. Häufiger noch wurden sie zerstreut. Und da es kaum jemals eine Bibliophilengeneration gab, die vom Vater auf den Sohn den Bücherbesitz vererbend, eine ununterbrochene Reihe von Bücherkennern und Büchersammlern war, ist die Bedeutung der Familienbibliotheken für die Geschichte des Büchersammelwesens der der öffentlichen Bibliotheken ähnlich. Nur daß einzelne als Buchfreunde hervorragende Persönlichkeiten auch Familienbibliotheken teilweise und zeitweilig ein eigenes Gepräge verliehen. Ihr Bild erscheint im Rahmen der von ihnen bereicherten, bestehenden Familienbibliothek, der ihre Sammeltätigkeit zuteil wurde, als ein Bibliophilenporträt eigener Geltung.

Die älteren Büchersammlungen des Hauses Hohenzollern sind dadurch, daß Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 1661 seine im Ostflügel des Berliner Schlosses über der Hofapotheke aufgestellte Privatbibliothek in eine öffentliche umwandelte, eine Stiftung, aus

der die ehemalige Königliche Bibliothek in Berlin, die heutige Preußische Staatsbibliothek, hervorging, aus dem Besitz dieses Fürstengeschlechtes gekommen, das erst wieder im Jahre 1862 mit der Begründung der Königlichen Hausbibliothek im Berliner Schlosse eine neue Familienbibliothek gewann, die freilich ihre eigentlichen Grundlagen in den bereits vorhandenen Sammlungen einiger bücherliebenden Könige, vor allen denen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms IV. hatte. Aus dem kaum allzu reichen Bücherschatze des ersten Preußenkönigs, Friedrichs I., sind nur einige wenige Werke in der Hausbibliothek noch vorhanden. Und daß Friedrich Wilhelm I. mit seiner Abneigung gegen Bücherwissen und Gelehrtentum außer Bibel und Gesangbuch und Militärreglement keinen Bücherüberfluß kennen konnte, verstand sich für die sparsame Art dieses wirtschaftlichen Monarchen von selbst. Hat er doch sogar die Bücherliebe seines großen Sohnes unterdrücken wollen, indem er 1730 nach ihrer Entdeckung die ersten heimlichen Büchersammlungen des jungen Prinzen ihm fortnehmen und verkaufen ließ.

Die Beziehungen Friedrichs des Großen* zu den Büchern sind sehr mannigfacher Art gewesen, denn der große König ist nicht nur ein geistvoller Leser gewesen, nicht nur ein fleißiger Sammler, ein bedeutender Schriftsteller, ein geschickter Herausgeber und der zweite Stifter der Berliner Königlichen Bibliothek, auch die äußere Erscheinung seiner Bücher hat er nicht für gleichgültig oder nebensächlich gehalten. Er, der als Verleger seiner Privatdrucke die vielleicht schönsten deutschen Liebhaberausgaben des achtzehnten Jahrhunderts veranstaltet hat, er, der gerade als Leser an die äußeren Eigenschaften seiner Bücher ganz bestimmte, wohl überlegte Anforderungen zu stellen pflegte und ihren Einbänden eine Sorgfalt zuwenden ließ — sie wurden in rotes Ziegenleder gebunden und je nach ihrem Aufstellungsort mit einem kleinen Buchstaben-Supralibros versehen, die seine Büchersammlung heute [abgesehen von den Beständen einiger öffentlichen Bibliotheken] wohl zu der umfassendsten an einer Stelle vorhandenen Kollektion französischer Werke des achtzehnten Jahrhunderts in Maroquinbänden ihrer Zeit macht — er hat sich als Bibliophile auch in dieser Art der Buch-

* Abb. 180—187

pflege gezeigt. Darin liegt ja nun keineswegs der Hauptwert seiner Privatbibliotheken. Aber da eine Anzahl berühmter Bibliophilen des Auslandes ihr Ansehen in der Geschichte der Bücherliebhaberei dem Aufwande verdanken, den sie für die Einbände ihrer Sammlungen nicht scheuten, so ist das Beispiel eines ihnen darin ebenbürtigen deutschen Buchfreundes des achtzehnten Jahrhunderts in diesem Zusammenhange ebenfalls nicht zu verschweigen.

Freilich, ein Büchersammler, der die besten Werke in ihren besten und schönsten Ausgaben in möglichster Vollständigkeit aneinanderreihen möchte, der allerlei Liebhaberwerte schätzt, wie den kunstvollen Prachtband und die Kuriosität oder die Rarität, ist Friedrich der Große nicht gewesen. Der Vielbeschäftigte, der „mit stürmischem Eifer den Umgang mit großen und guten Geistern aller Zeiten suchte", wollte sich als Leser begeistern und belehren lassen; von der Buchform, die ihm den Inhalt wertvoller Werke vermitteln sollte, verlangte er nur, daß sie diesen Inhalt unverfälscht berge und ihm in ihrem Äußeren angenehm sei. Besonders in den späteren Lebensjahren steigerten sich seine Ansprüche an das Buch für die Bequemlichkeit des Lesens: er forderte ein handliches Format und großen Druck für Bücher, die er gündlich benutzen, in denen er auch selbst sich auskennen wollte. Und wie er die Oktavbände bevorzugte, so ließ er sich auch zu umfangreiche Bücher in mehrere Bände binden.

Über den literarischen Geschmack Friedrichs des Großen, den seine Urteile aus den letzten Lebensjahren bezeugen, unterrichtet kurz aber zutreffend eine Zusammenstellung der hierher gehörigen [italienischen] Aufzeichnungen des Marchese Lucchesini [1751—1825], der sich 1779 dem Könige hatte vorstellen lassen, und von ihm den Kammerherrenschlüssel und einen Platz in der Tafelrunde zu Sanssouci erhielt. War doch Lucchesini, nach Goethes Urteil zu schließen, der 1787 in Neapel viel Freude hatte, den Marchese kennen zu lernen, zum zuverlässigen Berichterstatter besonders geeignet als einer von den Menschen, „die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können, anstatt daß unsereiner, wie ein wiederkäuendes Tier, sich zu Zeiten über-

füllt, und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat".

Auch Friedrich der Große hatte sich beizeiten überfüllt, auch er war in dem französischen Zeitgeschmack seiner Jugendjahre zurückgeblieben. Daraus erklärte sich sein Verhältnis zu der in seinen späteren Lebensjahren aufblühenden deutschen Dichtung, die er nicht kannte, ohne Teilnahme für ihr Wachstum und doch von dem Wunsche beseelt, sie möge gedeihen, den seine Schrift ‚sur la littérature allemande' aussprach, deren frühe und früheste Wurzelungen zu beurteilen er zu alt geworden war, weshalb sein bekannter Brief an den Professor Myller über dessen „Sammlung deutscher Gedichte des XII., XIII., XIV. Jahrhunderts" vom 22. Februar 1784 sie verwarf. Aber damals begegnete sich Friedrich der Große in der Ablehnung der älteren deutschen Dichtung mit dem Geschmack der meisten seiner Zeitgenossen, denen die ihnen neueste ebenfalls noch nicht als die Auswirkung einer ‚klassischen Literaturperiode' erschien. So bleibt von dem Vorwurfe, Friedrich der Große habe die Förderung des deutschen Schrifttums, wenn sie auch nicht verhindert, so doch jedenfalls versäumt, nicht viel mehr übrig als diese Forderung, er, der Gönner der Künste und Wissenschaften, er, der geniale Mensch und mächtige Monarch, hätte sich einen deutschen statt seines französischen Musenhofes erfreuen müssen. Der Marchese Lucchesini berichtete: Während der König mit den Meisterwerken der italienischen und französischen Literatur und manchem schönen englischen Werk sich zufrieden erklärte [2. Oktober 1780], sprach er von der deutschen Literatur mit Verachtung und sagte, solange man keine klassischen Schriftsteller besitze, um der Sprache Glanz und Licht zu geben, würden wenig Fortschritte gemacht werden. Doch gab er zu, daß damit endlich ein Anfang gemacht worden sei. Die französische Sprache habe allgemeinen Eingang gefunden, sie sei durch die Akademie der Vierzig festgestellt worden. Die italienische Sprache dagegen habe noch mancherlei Kämpfe durchzumachen [24. Mai 1783]. Über die Sitte, viele Sprachen zu lernen, äußerte er sich so: Wer nicht von Beruf ein Mann der Wissenschaft ist, soll lieber die Dinge studieren, als mit Erlernung einer

größeren Anzahl Sprachen die Worte; es sei besser, einen Schriftsteller in einer guten Übersetzung zu lesen, als ihn in seiner eigenen Sprache nur mittelmäßig zu verstehen. Allemal müsse man doch annehmen, daß der, welcher einen Teil seines Lebens darauf verwandt hat, die Übersetzung anzufertigen, den Sinn besser verstehen wird, als der, welcher den Schriftsteller zum erstenmal liest. [24. Mai 1783.] Da er vom Latein so gut wie nichts versteht, so kann er über die Schönheiten des Horaz nur insoweit urteilen, als die Übersetzung sie ihm wiedergibt. So kommt es, daß er vielen schönen Oden unrecht tut, deren Hauptwert in dem Ausdrucke beruht. Die Ars poetica liebt er nicht, weil sie zuviel Unzusammenhängendes enthält. Besser als alles übrige gefallen ihm die Satiren [21. Juni 1783]. Homers Ilias gefällt ihm viel weniger als Vergils Äneide [28. Juli 1783]. Er findet Aristophanes langweilig, weil die griechischen und lateinischen Lustspiele keinen inneren Zusammenhang haben und man genötigt ist, eine lange Reihe mittelmäßiger Sachen hinunterzuschlucken, um irgendeine Schönheit aufzufinden. [7. April 1781.] Die Lektüre der griechischen Trauerspiele macht einen schlechten Eindruck, die lateinischen Lustspiele sind von schlechtem Geschmack, die Anzahl guter italienischer Trauerspiele ist gering, die deutsche Bühne dürftig, das französische Theater vollendet. [2. Oktober 1780.] Den Kanzler Bacon stellt er wegen seines Novum Scientiarum Organum sehr hoch, und macht sich mehr aus ihm, als aus Plato und anderen Philosophen des Altertums. Cicero liebt er sehr. [7. Juli 1783.] Er glaubt nichts von all den Wunderdingen, die man von der Wissenschaft des Archimedes zu erzählen weiß. Sein mangelhaftes Wissen in den Elementen der Mechanik veranlaßt ihn zu dem Glauben, daß diese Wissenschaft sehr wenig wert sei. In diesem Fache ist er voll von Vorurteilen. [2. August 1783.] Der König hat beschränkte und falsche Vorstellungen von der Naturgeschichte. Die Wissenschaften, welche sich auf die Erfahrung gründen, sind dem Könige unbekannt. Das ist seine wissenschaftliche Achillesferse [13. August 1783]. Da er von Naturkunde nichts versteht, hat er auch vor den Bestrebungen anderer keine Achtung. Von dem System der Welt macht er sich sehr oberflächliche Vor-

stellungen. Bei der Erörterung des Haushaltes der Natur entwickelt er Ansichten, die mehr dichterisch als sonst etwas sind. Überall blitzt indessen das Genie durch, nur das Wissen in diesen Sachen mangelt sehr. [20. Juni 1783.]

Die Vorliebe Friedrichs des Großen für die griechischen und römischen Klassiker, die bei ihm im späteren Alter um so stärker wurde, als ihm auch die neuen Erscheinungen der französischen Literatur seiner eingehenden Teilnahme nicht mehr wert erschienen [Brief an Voltaire vom 16. Januar 1773], galt mehr den Prosaikern als den Poeten. Einmal, weil er die antike Poesie durch die Brille Boileaus beurteilte, sodann weil die Übersetzungen der prosaischen Schriften immerhin auch die formalen Schönheiten besser bewahren konnten, als das bei Umdichtungen möglich war. Angewiesen auf die Vermittlung der antiken Literatur durch französische Übersetzungen mußte jeder neue Versuch einer französischen Übertragung griechischer oder römischer Schriften Friedrichs des Großen Aufmerksamkeit erregen und mancher Ehrgeizige mochte die Autorschaft einer französischen Bearbeitung irgendeines Klassikers nicht mit Unrecht für eine vorzügliche Empfehlung beim Könige halten. Immerhin nahm dieser die ihm zugänglichen Übersetzungen nicht kritiklos hin. So ist letzten Endes als Buchfreund auch Friedrich der Große ein Humanist gewesen und gerade seine in das antikheroische hinein wachsende Persönlichkeit läßt der Frage nachdenken, worin denn eigentlich die ungeschwächte Wirkung der antiken Klassiker auf die bedeutenden Menschen anderer Völker und Zeiten, von anderer psychologischer Struktur beruhte. Man wird diese Frage vielleicht dahin beantworten wollen, daß es der Realismus der antiken Welt ist, ihre tiefe Sachlichkeit, der der christliche Dualismus des Gut und Böse noch unbekannt war, deren Werke in irgendeinem moralischen Sinne nicht unbewußt Partei nahmen. Und gerade hierin einen Aufschluß über die Nachwirkungen des Humanismus in der Bibliophilie, die in ihren Einzelheiten nicht überallhin leicht zu verfolgen sind, finden wollen.

Da Friedrich der Große im allgemeinen keine Zeitungen las [Lucchesini 15.—17. Dezember 1780], wohl auch weil sein eigener

Nachrichtendienst ein besserer und zuverlässigerer als der ihm sogleich nach ihrem Erscheinen zugänglichen Zeitungen war und da er es sich stets zur Regel gemacht hatte, 'nicht zwei verschiedene Arten der Lektüre durcheinander zu mengen [Lucchesini, 25. Oktober 1780], so ermöglichen die vielen vorhandenen Einzelnachrichten über seine Lektüre eine weitaus genauere Bestimmung ihres Fortganges, als sie für viele andere großen Geister vorgenommen werden kann. Der König hatte die an rechter Stelle nicht hoch genug einzuschätzende Gewohnheit, laut zu lesen, um sich den Klang der Worte, den Rhythmus ihrer Aneinanderreihung besonders deutlich zu versinnlichen. Die Stellung des Vorlesers war bei ihm ein Vertrauensposten. Die Vorleser mußten nicht nur einen guten Vortrag haben, sie mußten auch für das Aussuchen der vorhandenen, das Bestellen neuer Bücher rasch bei der Hand sein und auf der Stelle allerlei kleine literarische Auskünfte geben können. Den alten Buchfreund hat sein letzter Vorleser, C. Dantal, geschildert: „D'e Ordnung, die der König in allen, auch in den geringfügigsten Dingen beobachtete, gibt ein nachahmungswürdiges Beyspiel. Sie zeigte sich nicht nur in der getroffenen Eintheilung seiner Stunden, sondern auch sogar in der Einrichtung seiner Bücher. — Außer den verschiedenen Bibliotheken, die Er auf den Schlosse in der Stadt [Potsdam], in Sans-Souci, und in dem neuen Palais besaß, hatte Er noch eine Handbibliothek, die Er auf allen seinen Reisen mitnahm und von jeder war auch ein Bücher-Verzeichniß da. Diejenigen Bücher, die nicht Platz darin finden konnten oder die Er öfters selbst brauchte, lagen auf dem Tische oder auf den Fenstern seines Wohnzimmers, wo niemand es wagen durfte, etwas anzurühren; oder Er mußte jemanden aufgetragen haben, Ihm ein Buch darunter zu suchen, das Er zu lesen verlangte, und dennoch erinnerte er dabey immer, nichts in Unordnung zu bringen. — So oft ich ein Buch aus der Bibliothek nahm, mußte ich an den leeren Raum ein Blättchen Papier hinlegen, um den Ort wieder zu finden, wo es gestanden hatte; und da alle Bücher auf dem Tische aufrechtstanden, so mußten hingegen alle diejenigen flach liegen, die ich ausgelesen hatte. — Jede Gattung von Werken hatte ihr eigenes Spinde: Das

eine war für die Geschichte, das andere für die Litteratur und Poesie, und das dritte für Übersetzungen der Alten bestimmt. — Die Ordnung, nach welcher sie gestellt waren, war weniger für das Auge als für den Verstand, weil die Stellung derselben bloß nach dem wichtigen oder unwichtigen Inhalte eingerichtet war: ohne dabey Rücksicht zu nehmen auf die ungleiche Größe der neben einander stehenden Bücher, worauf die mehresten Bibliothekenbesitzer am vorzüglichsten zu sehen pflegen. Der König hatte zu seiner eigenen Bequemlichkeit sich lauter Oktavbände angeschaft, statt der Folianten und Quartbände, die Er nachher in die öffentliche Bibliothek zu Berlin bringen ließ. Es war daher wirklich für das Auge ein beleidigender Anblick, wenn man neben diesen Oktavbänden Folianten und Quartbände gestellt sahe, wovon Er noch keine Handausgaben hatte erhalten können und die Er deshalb noch so lange stehen ließ Dis war auch es was ihn bewog, die Logik und die Metaphysik von Bayle durch den Druck in eine Handausgabe zu verwandeln. Auch machte er deswegen einen Auszug von Bayle Lexikon und von der Kirchengeschichte des Fleury. Alle seine guten Bücher ließ Er in roth Saffian mit einem goldnen Schnitt einbinden. Auf dem Deckel eines jeden Buches befand sich ein Buchstabe, welcher den Ort der Bibliothek anzeigte, wo es hingehörte. Auf dem Deckel der auf dem Potsdamschen Schlosse befindlichen Bücher war ein P., auf denen von Sans-Souci ein V., weil er diesen Ort Vignes (Weinberge) nannte, und auf denen vom neuen Palais war ein S., weil Er diesem Palais eigentlich den Nahmen Sans Souci beilegte." — Mehr als mit Menschen hat Friedrich der Große mit seinen Büchern als Freunden verkehrt. Er ist bis zum Lebensende seinen Worten treu geblieben: Bücher sind kein geringer Teil des Glücks — die Literatur wird meine letzte Leidenschaft sein.

Die im Berliner Schlosse aufgestellt gewesene Bibliothek Friedrichs I. nahm König Friedrich Wilhelm II.* in die eigene Büchersammlung auf, die er ebenfalls an zwei Stellen untergebracht hatte, etwa 1400 Bände im Berliner Schlosse und etwa 1000 Bände in einem besonderen, im neuen Garten errichteten Bibliotheksgebäude, einem gotisierenden Kleinen Pavillon von zwei Stockwerken. Auch

* Abb. 188

er, ein eifriger Leser, legte, wie der große König, auf die Buchpflege einigen Wert und ließ für gewählte grüne Ziegenlederbände seiner Bücher, deren Deckel seinen Namenszug und ein N[euer] G[arten] tragen, sorgen und unter denen er, im Gegensatz zu Friedrich, auch die der deutschen Dichter nicht vergaß. Ein besonderer Bücherfreund ist König Friedrich Wilhelm III. nicht gewesen und der Bestand seiner Berliner, im sogenannten Kronprinzenpalais, verwahrten Bibliothek ist in der des Kaiser Friedrich aufgegangen, die Prinz Heinrich erbte, nachdem schon vorher der Kaiser eine größere Anzahl der Bücher König Friedrich Wilhelms III. der Königlichen Hausbibliothek überwiesen hatte, die ihm auch ihre Sammlung aller Ausgaben der Schriften Friedrichs des Großen verdankte. Eine zweite, noch erhaltene, 3000 Bände umfassende Bibliothek König Friedrich Wilhelms III. stand im Charlottenburger Schlosse. Anders als ihr Gemahl hatte die Königin Luise ein näheres, persönlicheres Verhältnis zu ihren Büchern. Sie besaß, neben der gemeinsamen großen Privatbibliothek im Kronprinzenpalais noch eine eigene kleine, etwa ein halbes Tausend Bände zählende Büchersammlung in ihren Gemächern im Potsdamer Stadtschloß. Ein außerordentlicher Buchfreund war wiederum König Friedrich Wilhelm IV., dem es allerdings mehr auf eine möglichst umfassende, in den wissenschaftlichen Fächern mit ihren Hauptwerken vollständige Bücherei ankam als auf einen auch nach außen hin seinen Bücherschatz kennzeichnenden Glanz. In ihrem Äußeren entsprechen die 20000 Bände, die der König in seinen Wohnräumen des Berliner Schlosses untergebracht hatte, den anderen Berliner Privatbibliotheken jener Zeit. Und obschon König Friedrich Wilhelm IV., den sein Adjutant Gustav v. Below auch mit den Kreisen der damaligen deutschen Büchersammler verband, die Gelegenheit nicht verschmähte, ein kostbares oder seltenes Stück zu erwerben, so ist das alte Buch, wie es die Romantiker verehrten, ihm doch kein Gegenstand eines Sammeleifers geworden. Sein Büchernachlaß, der auch die von ihm erworbene Privatbibliothek des Geheimen Legationsrates Renfner enthielt, wurde 1862 der Mittelpunkt der Königlichen Hausbibliothek, die

durch die, obschon nicht räumliche, Zusammenfassung aller Büchersammlungen des königlichen Hauses und durch die ihr von den drei Hohenzollernkaisern gemachten Überweisungen auf etwa 100000 Nummern anwuchs, unter denen, neben den historischen Privatbibliotheken, die, 1862 aus den Beständen der Musikalien Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. entstandene Musiksammlung von besonderem Werte ist. —

Eine scharfe Scheidung des gelehrten Schrifttums von allen anderen sonstigen Schrifttumserzeugnissen war noch selbstverständlich im siebzehnten Jahrhundert. Die gelehrte Bildung mußte schließlich auch noch polyhistorisch sein, aus praktischen Gründen die Ausdehnung und nicht bloß die Ausnutzung der Privatbibliotheken verlangen, solange die Benutzung der öffentlichen Bibliotheken sich versagte, solange der gelehrte Briefwechsel, dessen gegenseitiger Nutzen aus seiner Vielseitigkeit hervorging, der Ersatz war für ein ausgebildetes Verkehrswesen auf wissenschaftlichem Gebiete, das mit den ersten Vorgängern wissenschaftlicher Zeitschriften eine entscheidende Wendung zu gegenwärtigen Zuständen nahm. Aristoteles, der Polyhistorie Ur- und Vorbild, hatte noch den ganzen Kosmos übersehen, ja recht eigentlich erst das Gerüst zu dessen Betrachtung konstruiert. Verließ man es oder versagte es, war wieder ein Chaos da, auch ein bibliographisches Chaos, das von neuem zu gestalten die klügsten Männer nicht verschmähten, wie die hierher gehörigen von Gottfried Wilhelm von Leibniz [1646—1716] gemachten Vorschläge zeigen. Noch einmal war mit ihm um die Jahrhundertwende die Erscheinung eines Polyhistors glänzend hervorgetreten, eines Gelehrten, eines Genies, eines Weltmannes. Aber die blendendsten seiner Vorzüge waren schon die eines Schöngeistes, während seine weitwirkenden wissenschaftlichen Leistungen die eines Fachmannes waren und die Umwandlung in den Philosophen aus dem Polyhistor, die er zeigte, man möchte sagen aus dem Bedürfnis einer [versöhnenden] Weltanschauung sich ergab, die die Regelung der Wissenschaften gestattete. Das achtzehnte Jahrhundert gewann seinen Bestand aus Anregungen und Widersprüchen, in der Politik, wo Absolutismus und Kosmopolität sich auseinander-

setzten, in der Theologie, wo asketische Mystik, Pietismus und Rationalismus widereinander sich kehrten und in den anderen Fakultäten, in denen sich die neuen Richtungen trennten und verbanden, in den ‚Teutschbüchlein', die am Anfange des Jahrhunderts ein Zeugnis fleißiger Übung waren und an seinem Ende Hervorbringungen romantischer Willkür. Unter solchem unaufhörlichen Wechsel konnten auch die Büchersammlungen nicht eine Einheitlichkeit gewinnen, die dem deutschen geistigen und gesellschaftlichen Leben mangelte.

Als Zacharias Conrad von Uffenbach um die Jahreswende 1709 nach Wolfenbüttel kam, wurde das neue „zur Bibliothek aufgebaute" Gebäude eben fertig. „Es ist ein ziemlich großes und ansehnliches viereckigtes Gebäude, daran aber zwey Hauptfehler, der eine, daß es von Holz, und für die Bibliothek nicht sicher ist, wozu der zweyte Fehler noch kommt, daß unten, welches sich nun gar nicht für ein solches Gebäude zu schicken scheinet, Stallungen für die Herrschaftliche Pferde sind" urteilte dieser ausgezeichnete Kenner von Büchern und Büchersammlungen. Aber daß damals ein Bau schon von vornherein dazu bestimmt war, eine bedeutende Büchersammlung aufzunehmen, gehörte, nicht nur in Deutschland, zu den Ausnahmen. Eben jener Leibniz, in dem die Polyhistorie zur Universalität einer Weltanschauung der Wissenschaften emporgewachsen war, hatte die Leitung der von dem gelehrten Herzog August dem Jüngern von Braunschweig um 1604 auf dem Schlosse Hitzacker gegründeten, 1644 nach Wolfenbüttel überführten Sammlung, die eine europäische Bibliothek ersten Ranges heißen konnte. Zählte sie doch bereits 1661 rund 120000 Bände mit 2000 Handschriften. In Leibniz selbst, den er in Hannover traf, und dem ersten Bibliothekar in Wolfenbüttel, Rat Hertel, fand Herr von Uffenbach Männer, die, obschon zum Mißvergnügen des abschreibelustigen Bibliophilen, sich mühten, eine noch ungewöhnliche Ordnung auch in der Verwaltung ihnen anvertrauter Bibliotheken aufrecht zu erhalten. 1770 erhielt das Amt des Hauptbibliothekars in Wolfenbüttel ein Mann, in dessen Persönlichkeit sich ebenso wie in derjenigen Leibnizens eine Epoche fortschreitender Entwicklung deut-

schen geistigen Lebens verkörperte: Lessing. Die antiquarisch-bibliographische Gelehrsamkeit Gotthold Ephraim Lessings [1729—1781] war groß, wie seine Schriften zeigen, die P. Albrecht, der aus kritischer Monomanie selbst zum unermüdlichen Büchersammler wurde, sogar als von überallher zusammengelesen erweisen wollte. Aber die Belesenheit Lessings entsprang der Leidenschaftlichkeit seiner Wißbegierde und ihr entsprach in seinen früheren Jahren auch das Bemühen um den Besitz einer eigenen gewählten Büchersammlung, in dem wenigstens er seiner Gegner Joh. Chr. Gottsched [1700—1766]* und Joh. Melch. Goeze [1717—1786] Gesinnungsgenosse gewesen ist. Daß ihm das Amt des Bibliothekars als endgültige Lebensstellung zuteil wurde, konnte den Buchmann über sich nicht erfüllende Hoffnungen trösten. Die „gewisse Überzeugung" des jungen Leipziger Studenten, „daß sein ganzes Glück in den Büchern bestehe" wandelte sich freilich zuerst, als er in den Neuberischen Theaterbann geriet, in diese, die ein Brief vom 20. Januar 1749 der Mutter erläuterte: „Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Aber mit der notgedrungenen Übersiedlung nach Wittenberg erwachte die Bücherlust von neuem und der allzu beeilte Büchererwerb trieb ihn in Bücherschulden. Nach einem halben Jahre schon mußte er, nach Berlin fliehend, die kleine Privatbibliothek in der Lutherstadt zurücklassen. Der Vater löste die Bücher aus, um dem Sohn ihre Titel vorzuwerfen. Der wehrte sich, es befänden sich höchstens zwei Komödien unter den nach Camenz geretteten Werken. „Der größte Teil besteht aus statistischen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weise hätten können schließen lassen, daß ich künftig gesonnen wäre, ebensoviel in der Welt und in dem Umgange mit den Menschen zu studieren als in Büchern." Und aus dem Bestreben, sich in seiner wenig günstigen Berliner Lage weiterzuhelfen, kam die Klage ins Elternhaus: „Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäsche und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Katalogen davon schon überschrieben und erwarte sie mit größtem Verlangen, Sie können leicht erachten, wie schwerlich es sei, sich mit geborgten Büchern zu behelfen." Von dem Bibliophilen Lessing während

* Abb. 177, 178

seines Literatenlebens in Berlin, wo eine seiner ersten lohnenden Beschäftigungen die ihm von Mylius verschaffte Ordnung der Bibliothek des Buchhändlers Rüdiger war und ihm später das Amt des Bibliothekars an der Königlichen Bibliothek entging, und in Leipzig, das ihm das Jahrzehnt 1750—1760 ausfüllte, wissen wir nichts. Erst die Berufung nach Breslau als Sekretär des Generals Tauentzien gab Lessing vermutlich wieder die Möglichkeit, Bücher sammeln zu dürfen und seit 1760 überließ er sich einer Büchersucht, die seiner Spielsucht verglichen wurde. „Die zweite Sünde, deren er in Breslau von seinen Freunden beschuldigt wurde, war das viele Bücherkaufen. Es war Spekulation und Liebhaberei. Die Bücher gingen damals in schlechtem Gelde fast wohlfeiler weg als sonst im guten; er wußte, daß er Bücher besser verwahren konnte, als Baarschaften, die ihm der erste beste Dürftige abjammerte, und sie waren auch das Einzige von Erheblichkeit, das er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte," berichtet der Biograph und Bruder Carl Gotthelf Lessing darüber und ein anderer Freund vermerkt: „Sobald er vom General vom Tische kam, welches gewöhnlich um vier Uhr war, ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion." Lessing sammelte systematisch, seine Ankäufe beschränkte er nicht auf den Breslauer Büchermarkt, sondern nahm die anderswo sich bietenden Gelegenheiten, stets zu hohen Geldopfern bereit, wahr. In Berlin war Friedrich Nicolai [1733—1811]* der Vertrauensmann, der die Aufträge besorgen mußte und dem er einmal schrieb: „Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Catalogo — — gezogen habe und die ich alle haben muß. Seien Sie also so gut und lassen Sie mir sie erstehen. — Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen, das kann ich jetzt, so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich Bibliothecam Lessingianam seu Cata-

* Abb. 179

logum librorum quos dum sapere legere vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus diesem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen — sondern aus dem Baumgartenschen Catalogo . . . Sie gehen also in die Auction und erstehen mir die Bücher. — Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel verauktioniert; ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notiert habe, müssen Sie mir um Gotteswillen nicht weglassen. Ich muß Sie absolut haben." Diesmal war der leidenschaftliche Sammler Lessing auch ein vergeßlicher Sammler gewesen, er hatte einen ähnlichen dringenden Auftrag noch einem zweiten Bekannten in Berlin gegeben und die beiden Bieter für Lessing übersteigerten sich gegenseitig zu Lessings Schaden, bis sie endlich einander aufklärten. Ein Geschichtchen, das häufiger vorgekommen sein wird — es hat dem Herzog von Wellington einmal in den Tagesruhm der Bibliomanie gebracht — das aber jedenfalls auch beweisend genug ist für den Bibliophilen Lessing, dem die in seinem Briefe an Nicolai scherzhafte Zweifelsfrage, wann die Welt seinen dicken Katalogband zu sehen bekäme, sich bald in der unerwünschtesten Weise beantworten sollte. Eine gewählte und große Büchersammlung zierte 1765 die Wände von Lessings Berliner Wohnung, 1767, als er die Übersiedlung nach Hamburg vorbereitete, mußte er sich notgedrungen von ihr trennen, um den Vorschuß für die neubegründete Bode-Lessingsche Buchdruckerei zahlen zu können, wie er am 21. Dezember 1767 nach Hause schrieb. Darüber berichtete er am 1. Feburar d. J. an Joh. Ludw. Gleim [1719—1803]: „Meine Bibliothek wird springen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entschlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entschlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünschte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigstens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta eruditorum, die Années litteraires de Fréron, kurz einen Praß von solchen Werken von siebentehalb-

hundert Bänden, die mir herzlich zur Last sind und die man doch wohl selten so vollständig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, sind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln sammelt!" Gleim, der Hilfsbereite, antwortete sogleich: „Und daß Sie Ihre Bibliothek zu verkaufen genöthigt sind! Welch ein Jammer, daß ich nicht den Augenblick Ihnen den Werth geben und sie Ihnen auf Lebenslang zum Gebrauch lassen kann! Wäre denn aber gar kein Rath, sie zu erhalten? Sagen Sie doch, sagen Sie, liebster Lessing, was kann ich dazu beitragen? Könnten wir, ich, Nicolai, Moses, Ihre besten Freunde, nicht soviel zusammenschießen, als Ihnen nötig ist? Zu allem, zu allem bin ich bereit. — Wenn es aber schlechterdings nicht anders sein kann, so sagen Sie mir doch bald, was Sie haben wollen für die siebenhundert Bände Journale. Vielleicht überrede ich den Grafen von Wernigerode oder mein Domcapitel, sie zu kaufen!" Lessing verfolgte aber Gleims Angebot nicht weiter, er ließ in Berlin seine Büchersammlung zurück und sich aus ihr eine von ihm getroffene Auswahl nach Hamburg kommen, auf deren Sendung sein Brief vom 21. April 1767 drängte: „Wie steht es mit meinen Sachen? Ich will doch hoffen, daß sie abgegangen sind? Ich kann eher weder in Ordnung noch in Ruhe kommen, als bis ich meine Bücher um mich habe." Gleichzeitig begann er die Versteigerung der Berliner Bücher vorzubereiten, wobei ihn der in Berlin lebende Bruder Carl Gotthelf unterstützte. Ihm schrieb er am 22. Mai 1767: „Laß ja an dem Catalogo fleißig drucken", am 14. August: „Mit nächstem will ich Dir den Catalogum mit Preisen schicken, unter welchen Du die Bücher nicht weggehen lassen sollst. Mache nur, daß der Katalog fein herumgeschickt wird," am 21. September: „Hier schicke ich Dir den Katalog mit beigefügten Preisen, unter welchen Du die bemerkten Bücher nicht wohl mußt gehen lassen. Weise ihn aber vorher Herrn Voß und höre seine Meinung in Ansehung der Hauptbücher, als des Journal des Savans, des Mercure etc. Ich hoffe nicht, daß ich die Preise zu hoch angesetzt, und da ich vielleicht mehr als die Hälfte gar nicht taxiert habe, so sollte ich meinen, daß doch wenigstens die 660 Thaler, auf die ich den Überschlag gemacht, nach Abzug der Kosten heraus-

kommen müßten. Das Geld muß an Herrn Voß berechnet werden, dem ich, wie du weißt, 500 Thaler schuldig bin.“ Anfang 1768 scheint die Druckvorlage des Kataloges fertig geworden zu sein, ein Brief Carl Gotthelfs vom 10. Februar dieses Jahres meldete: „Liebster Bruder! Hier ist der Katalog. Deine fanatischen Bücher habe ich weggelassen. In der Auction gelten sie nichts. In Hamburg aber, wo ein Goeze das Gift der Allgemeinen Deutschen Bibliothek nicht um sich greifen läßt, kann noch eher damit etwas zu machen sein.“ Diesen Katalog [er ist bisher nicht aufgefunden oder nachgewiesen] ließ dann Carl Gotthelf drucken, was der Brief Gotthold Ephraims vom 9. Juni 1768 lobte: „Du hast wohlgethan, daß du den Katalog drucken lassen. Sobald er fertig, schicke mir ein Exemplar, und ich will Dir die Preise dabei notieren, für welche ich sie lassen will; das Journal des Savans aber nicht unter 100 und den Mercure nicht unter 60 Thaler.“ Anfang Oktober wird dann wohl die Versteigerung stattgefunden haben, da ein Brief Lessings vom 28. Oktober bereits bei seinem Bruder über ihren Rückstand verügte: „Ich habe an Herrn Voß geschrieben, was ich mit den aus der Auction zurückgebliebenen Büchern zu machen wünschte, besonders mit dem Journal des Savans und dem Mercure. Es ist zu spät sie hierher kommen zu lassen. Herr Voß wird sie also wohl nach sich nehmen. Mag er doch auch allenfalls das Journal an den Grafen von Anhalt verkaufen, was dieser dafür geben will.“ Das Ergebnis der Berliner Versteigerung war also weit hinter den Erwartungen Lessings zurückgeblieben. „So wenig er daraus lösete, so würde es doch noch weniger gewesen sein, wenn nicht aus Warschau für die Zaluskische Bibliothek Bestellungen eingelaufen wären, denn in Berlin war niemand, der den seltenen Schund erstanden hätte.“ [Carl Gotthelf Lessing.] Das mag neben dem Entschluß, Hamburg zu verlassen, mitbestimmend gewesen sein für die Eile, mit der er nun auch die Auflösung seiner in Hamburg befindlichen Bücherei veranlassen wollte, so daß es ihm zu spät erschien, die beiden zurückerhaltenen Hauptwerke der in Berlin verkauften nach Hamburg kommen zu lassen. Kurz und bündig meldete er dem Bruder am 24. September 1768: „Auf dem instehenden Februar gehe ich mit

dem ersten Schiffe von hier nach Livorno und von da geraden Weges nach Rom. Ich verkaufe alle meine Bücher und Sachen, wovon der Katalog bereits gedruckt und die Auktion auf den 16ten Januar angesetzt ist." Aber der Katalog war damals doch noch nicht oder noch nicht zu Ende gedruckt, denn Mitte Oktober arbeitete Lessing neben der „Hamburgischen Dramaturgie" noch an ihm. Diesmal nahm er, nach seiner Fertigstellung im Dezember 1768 und im Januar 1769 die Versendung selbst in die Hand und verschickte den [bisher nicht wieder aufgefundenen] Katalog an die Bekannten und Freunde. Nicolai sollte den Katalog verteilen helfen. „Sie werden besonders vortreffliche italiänische Sachen darin antreffen," bemerkte er ihm, worauf der Berliner Buchhändler zurückschrieb: „Schicken Sie mir ihren Catalogus, ich will ihn bestens bekannt machen. Haben Sie nicht den Ricciardetto italiänisch? Ich hätte ihn gern." Am 29. November 1768 gab darauf Lessing die Antwort: „Meinen Catalogum werde ich Ihnen künftige Woche senden. Den Ricciardetto habe ich, und zwar die prächtige Ausgabe in 2 Octavbänden mit Kupfern, Lucca 66. Es war eben noch Zeit, ihn aus dem Catalogo zu lassen, und er steht für das, was er mich kostet, zu Ihren Diensten. Schreiben Sie mir nur, ob ich ihn Ihnen mit der Post senden soll." Auch Rudolf Erich Raspe, damals noch der Direktor des Kasseler Münzkabinetts, der in England später in englischer Sprache das Münchhausenbuch kompilierte, sollte mithelfen. An ihn wandte sich Lessing mit den folgenden Worten: „Ehe ich von hier wegreise, lasse ich einen Teil meiner Bücher verauktionieren. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen Catalogum davon zuzuschicken; nicht zwar als ob ich glaubte, daß Sie etwas für sich darin finden würden, sondern weil Sie vielleicht sonst einen Liebhaber wissen möchten, dem einiges daraus anständig wäre. In diesem Falle würde unser Freund Hr. Meyer die Commission gerne übernehmen." Johann Andreas Dieze in Göttingen bemühte er am 5. Januar 1769: „Jetzt sende ich Ihnen ein Verzeichniß von Büchern, deren ich mich hier entlasten muß, weil ich Hamburg und Deutschland in einigen Monaten zu verlassen gedenke. Ich bilde mir nicht ein, daß für Ihre öffentliche Bibliothek etwas darunter sein sollte; vielleicht aber

sind sonst Liebhaber in Göttingen, an welche ich die Exemplare zu verteilen bitte. . . . Von den spanischen Comödien habe ich hier eine ansehnliche Menge zusammengebracht. Denn selten ist ein Hamburger, der sich zu Cadix bereichert, wieder zurückgekommen, ohne ein paar Comödien mitzubringen." Und auch die Bestellungen kamen, wie die Johann Adolf Eberts aus Braunschweig: „Ja, ich muß etwas von Ihren Büchern haben, obwohl bei uns die Zeiten gar nicht danach sind, daß man viel Bücher kaufen könnte. — Seien Sie so gütig und lassen meine Commission wohl besorgen. Diejenigen, denen ich ein * vorgezeichnet habe, möchte ich am liebsten haben. Sie kennen aber die Preise der Bücher gewiß besser als ich. Wenn Sie also nötig finden hier und da noch etwas hinzuzusetzen, so thun Sie es. Beim Aristophanes habe ich den Preis gar weggelassen. Sie werden ihn schon nach Ihrer Billigkeit bestimmen. Andere, außer den Griechen, gehen vielleicht wohlfeiler weg. . . . Auf die französischen darf ich mir wohl am wenigsten Rechnung machen, da sie in Hamburg verkauft werden, wo es so viele seinwollende Kenner giebt, welche die Bücher noch teurer zu bezahlen pflegen, als sie im Laden kosten." Anzeigen, in der „Neuen Hamburgischen Zeitung" dreimal bekannt gemacht, bestimmten Ort und Zeit der Versteigerung: „Auf den 1sten des instehenden Februar [1769] und folgende Tage soll auf dem Einbeckischen Hause allhier eine Sammlung auserlesener Bücher zur classischen Gelehrsamkeit, der Geschichte, den schönen Wissenschaften und der Philosophie gehörig, verauctionieret werden. Es finden sich in selbiger nicht allein viele der schönsten und besten Ausgaben der alten griechischen und lateinischen Autorum, sondern auch die vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter der lebendigen Sprachen, nemlich der französischen, italiänischen und englischen, wie auch sehr viele größere historische Werke und Sammlungen, durchgängig wohl konditioniret, zum Teil auch sehr sauber und prächtig gebunden." Aber die beiden Versteigerungen von 1768 und 1769 hatten den Büchervorrat Lessings immer noch nicht erschöpft und die Verwertung von dessen Resten blieb einer dritten vorbehalten. Für sie stellte er die Berliner Bücher mit den übrig gebliebenen Hamburgern zusammen. Am 6. Juli 1769 bat er den Bruder: „Notire

mir die vorzüglichsten nur mit einem Worte auf, damit ich urteilen kann, ob es sich der Mühe verlohnt, sie hierher kommen und verauctioniren zu lassen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch so noch werde ich meine Reise nur kümmerlich bestreiten können." Carl Gotthelf schickte das verlangte Verzeichnis am 15. Januar 1770 ein und versprach die Verschickung der Bücher, sobald das Wasser aufgegangen sei. „Oder verlangst Du sie auf der Achse dahin, so darfst Du es mir nur melden. In Berlin haben sie fast keinen Wert." Auch für die dritte Versteigerung ist ein [bisher unaufgefundenes] Verzeichnis veröffentlicht worden und auch für sie verwandte sich Lessing, unter dem 7. Mai 1770, bei dem Braunschweiger Freunde Ebert: „Eben besann ich mich heute morgen, daß wir schon den 7ten schrieben und daß den 14ten meine Auction in Hamburg ist. Geschwind also noch ein paar Cataloges zusammengepackt und sie an Eberten geschickt, der immer klagt, daß er kein Geld habe, und doch immer Bücher kauft, als ob er seines Geldes kein Ende wüßte. — Ihr unglücklichen Leute, die ihr noch Geld für Bücher ausgeben müßt! Diese Torheit habe ich überstanden, und ins künftige kann ich das Geld, das ich sonst auf Bücher wandte, ver— was meinen Sie, was ich schreiben wollte? vertrinken? verspielen? — verhuren? Wahrlich, ich wollte schreiben: vergraben. — Wenn Sie Commissiones nach Hamburg schicken wollen, so schicken Sie sie doch an den Auctionsschreiber Koester, wohnhaft auf dem Brauerknechtgraben. Ziehn — um mit einem Nürnberger zu schließen, bezieht seine Leute." Lessing war aller Büchersorgen ledig. Am 7. Mai 1770 trat er sein Amt als Bibliothekar in Wolfenbüttel an, am 14. Mai 1770 fand die letzte der Lessingversteigerungen statt und der, dessen Namen sie trug, durfte sich erleichterten Herzens bekennen: „Bücher kann ich nun am Ersten entbehren." Ein artiger Zufall wollte es, daß die 235 Bände des Journal des Savans und die 254 Bände des Mercure de France auch diesmal ihn nicht verließen. Die Bibliothek in Wolfenbüttel, die am 14. Mai in Hamburg für 175 Taler 16 gute Groschen kaufte, hatte die beiden Reihen sich zugeeignet; die erstgenannte für 51 Taler 16 gute Groschen, die andere für 63½ Taler. Daß bereits

Lessing selbst diesen Auftrag ausgefertigt haben sollte, ist freilich nicht anzunehmen. Die Anschaffungen für die Bibliothek in Wolfenbüttel nahm er auf eigene Rechnung vor; er sammelte für sie, so auf der italienischen Reise, wie für sich selbst; und der Bibliophile Lessing konnte als Bücherkäufer, Bücherleser, Büchernutzer in den elf Jahren seiner amtlichen Tätigkeit fast freier schalten als ehemals. Dem bibliothekarischen Rechnungs- und Verwaltungswesen blieb er allerdings fremd und im wesentlichen bestand sein Büchernachlaß aus 150 der Bibliothek in Wolfenbüttel entnommenen Druckwerken und 30 ihr gehörenden Handschriften, deren Nachweisung nach seinem Tode noch Schwierigkeiten machte, weil er sie ohne Bemühung des Bibliotheksdienstes der eigenen Verwahrung anvertraut hatte: auch darin ohne alle Pedanterie, ohne die der Büchersammler Gotthold Ephraim Lessing gewesen ist.

Eine ansehnliche Bücherei hatte auch der Vater Gotthold Ephraims, der Camenzer Primarius Johann Gottfried, die nach dessen Tod aufgelöst und zerstreut worden ist, während sein Bruder Carl Gotthelf, ebenfalls schon vor seinem Tode, von seinen Büchern Abschied nehmen mußte, bei welcher Gelegenheit wohl der Briefwechsel und der andere handschriftliche Nachlaß des Dichters verzettelt worden ist. Der Bestand der Bibliothek des ältesten Sohnes Carl Gotthelfs, des Kanzlers Carl Friedrich, verbrannte in den wertvollsten Teilen 1813. Ein Familienarchiv, eine Familienbibliothek, die den Grundstamm einer Lessing-Sammlung hätten bilden können, waren also nicht vorhanden, als der Sohn des Kanzlers aus zweiter Ehe, Carl Robert Lessing [1827—1911]* den Plan einer Sammlung solcher Art zu verwirklichen begann. Daß deren Richtpunkt die Gestalt des berühmten Ahnen werden mußte, war selbstverständlich. Da jedoch die Bibliothek des dritten Heros der deutschen klassischen Literatur sich nicht wie diejenige Goethes [in Weimar] und Schillers [in Weimar und Hamburg] ganz oder großenteils erhalten hatte, würde es ein aussichtsloses Beginnen gewesen sein, eine Rekonstruktion dieser Privatbibliothek aus ihren Bruchstücken zu unternehmen. Weniger aussichtslos erschien es, die überallhin zerstreuten Lessinghandschriften zusammenzusuchen, um so allmählich einen

* Abb. 227

Mittelpunkt ihrer neuen Vereinigung zu schaffen. Damit ließ sich der Ausbau eines Familienarchivs in Zusammenhang bringen und die Begründung einer Lessing-Bibliothek im weiteren Sinne, die die Ausgaben Lessingscher Schriften in möglichster Vollständigkeit, die Bücher über Lessing und seine Werke in einer engeren Auswahl enthalten sollte. Begünstigt durch Beharrlichkeit und Glück konnte Carl Robert Lessing, unterstützt von seinen reichen Mitteln, das Sammlungsziel, das er sich gestellt hatte, in wenigen Jahrzehnten erreichen und eine Lessing-Sammlung schaffen, die die weitaus bedeutendste ihrer Sonderart wurde. Sie läßt sich, mit den hier notwendigen engeren Maßstäben gemessen, die sich vor allem aus dem eben angedeuteten Schicksal des Gotthold Ephraim Lessingschen Nachlasses ergeben, den Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar vergleichen. Damit aber gewann die Lessingsche Privatbibliothek ihren allgemeinen nationalen Wert. Das hat auch ihr Erbe, Carl Roberts Sohn Gotthold Lessing [1861—1919], Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee, wo er seine eigene kleinere Büchersammlung aufstellte, erkannt, indem er für ihre Erhaltung sorgte, eifrig darauf bedacht, sie als Lessing-Sammlung zu vermehren und weiterzuführen und ihre wissenschaftliche Benutzung durch die Drucklegung eines Kataloges zu ermöglichen. Anbauten an den Grundstock der Lessing-Bibliothek enthalten die nicht zu ihr selbst gehörenden übrigen Teile der Büchersammlung Carl Robert Lessings. Mehr mit behaglicher Muße, ohne ängstlich auf Abrundung und Vollständigkeit bedacht zu sein, hat der Sammler auf den Gebieten der deutschen Dichtung und Geschichte manches schöne Stück noch in die Bändereihen seiner Schränke aufnehmen können. Von seinem Oheim, dem Justizkommissar Christian Friedrich Lessing [1780—1850] erbte er eine stattliche Anzahl erdkundlicher, geschichtlicher, naturwissenschaftlicher Werke, auch englische und französische Literatur. Besonders ausgezeichnet sind die aus dieser Lessing-Sammlung stammenden Bücher durch ihre, in der Berliner Buchbinderei von C. W. Vogt ausgeführten dunkelblauen und grünen Halbfranzbände. Ein Vorzug, der zumal bei wissenschaftlichen deutschen Büchern aus der Zeit jenes Buchfreundes recht

selten ist. Eine abgerundete Folge, etwa der Hauptwerke der klassischen und romantischen Epoche der deutschen Dichtung in ihren Urdrucken lag nicht in den Absichten Carl Robert Lessings. Hätte er sie gehabt, dann hätte er für die Abgrenzung des Umfanges seiner Büchersammlung den Maßstab seiner mitsammelnden Zeitgenossen, etwa den seines bibliographisch-bibliopolischen Vertrauensmannes Wendelin von Maltzahn anlegen oder sich gar mit den Biltz, Heyse, Meusebach und anderen in die früheren Jahrhunderte verlieren müssen. Dafür gab er das in seinen Tagen in Deutschland ganz ungewöhnliche Beispiel kostbarer Liebhaber-Privatausgaben in den beiden für ihn veranstalteten Drucken des ‚Nathan' [1881] und der ‚Minna von Barnhelm' [1890]. Und wenn die Grenzen seiner Handschriftensammlung weitere wurden, so ergab sich das aus ihrem Erwerb. Als Carl Robert Lessing am 28. April 1876 von dem Berliner Numismatiker Julius Friedländer die Friedländersche Handschriftensammlung in seinen Besitz bringen konnte, hatte er mit diesem Familienerbgute viele Mappen erstanden, deren erster Besitzer noch mit dem Dichter des Nathan selbst und manchen seiner persönlichen Freunde Beziehungen unterhalten hatte. David Friedländer [1750—1834] aus Königsberg i. Pr., seit 1771 in Berlin, der Freund Moses Mendelssohns und der Schwager J. [H]Itzigs, bekannt durch seine von ihm auch als Schriftsteller erfolgreich vertretenen Bestrebungen zur Emanzipation des Judentums, kam ein halbes Jahrhundert hindurch in mehr oder minder enge Berührungen mit den geistigen und künstlerischen Größen Deutschlands. Da war es kein Wunder, daß ihm sich aus einem solchen Verkehr seine Autogrammkollektion fast ganz von selbst sich bildete. Sein Sohn Benoni Friedländer [1773—1858] hat sie in einen planmäßig erweiterten und geordneten Handschriftenschatz verwandelt, dabei aufs tatkräftigste von seinem Vater unterstützt. Weit mehr Gelehrter als Kaufmann, beschränkte er seine Begeisterung nicht allein auf Drucke und Handschriften. Er war auch ein tüchtiger Münzenkenner, insbesondere ein Liebhaber der italienischen Schaumünzen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts und ist auf diesem Gebiet, wie es Goethes Briefwechsel mit Zelter erläutert, auch mit

dem Herrn der Sammlungen des Hauses am Frauenplan in einen Tauschverkehr gekommen, bei dem er ein wenig den Kürzeren zog. Johann Jacob Engel hatte 1795 mit dem leichten Herzen des Philosophen für die Welt Lessings Handschrift der ‚Minna von Barnhelm' an Benoni Friedländer verschenkt. Die Handschrift des „Laokoon" einschließlich der Vorarbeiten und Korrekturbogen sowie acht Briefe Lessings hatte Benoni Friedländer dazu erwerben können. Briefe und Briefreihen des Lessingkreises schlossen sich an; der Briefwechsel seines Vaters, in ihm die von Goethe an diesen gerichteten Briefe, führten die Sammlung bis in das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts fort. Von seinem Vater erhielt Benoni Friedländer auch eine Urhandschrift des „Antimachiavell" Friedrich des Großen, die jenem von dem Berliner Buchdrucker Voß übergeben worden war. Aber Benoni Friedländer ist trotzdem kein ganz konzentrierter, kein ganz systematischer Autogrammsammler gewesen. Ihm, dem seine Familienbeziehungen und Lebensverhältnisse beim Sammeln unterstützten; der durch den 1824 in Paris verstorbenen Dr. med. Michael Friedländer aus den Verbindungen dieses dort beliebten Arztes manches schöne Stück erreichbar wurde; dem der Geschäftsverkehr seines Vaters gelegentliche Geschenke gewann, wie die der Herzogin Dorothea von Kurland, bildeten sich immer neue Richtlinien zur Vervollständigung des Ganzen, wenn eine neue Provenienz, z. B. die von ihrem Arzte, dem eben erwähnten Dr. Friedländer, gekommenen Papiere aus dem Besitze der Madame de Staël, dafür neue Ausgangspunkte bestimmten. Und ihm, dem von Kants Briefen an Marcus Herz, von Mendelssohns Handschrift seiner Psalmenübersetzung und von dessen Briefwechsel mit Lavater, Bonnet und Herz an bis zu Nicolais Briefwechsel mit Lavater und Wieland, mit Kleist, Gleim, Lichtenberg und Johannes von Müller, bis zu Gerstenbergs Briefwechsel mit Matthias Claudius und Jacob Friedrich Schmidt, bis zu den Goethe-, Schiller- und Wilhelm von Humboldt-Briefen, bis zu den Handschriften der Helden des Freiheitskrieges und E. T. A. Hoffmanns Notatenbuch in reichster Fülle die Handschriftenschätze seiner eigenen Zeit zuflossen, genügte es nicht, sich auf sie allein zu be-

schränken. Auch das, was im bunten Wechsel eine ferne Vergangenheit ihm spendete, barg er, gern romantisch, in seiner Schatzkammer: alte Kaiserurkunden, Humanisten- und Reformatorenbriefe, Schriftstücke von der Hand in der Staatengeschichte vorübergegangener Jahrhunderte hervorragender Persönlichkeiten und manches andere ehrwürdige Stück noch, das schwarz auf weiß ein geschichtliches Zeugnis ablegte. Denn noch war das Autogrammsammeln mehr sentimentalisch als systematisch begründet.

Als Carl Robert Lessing die Friedländerschen Handschriften mit dem Versprechen, sie zusammenzuhalten, übernahm, war es ihm klar, daß auch ein langes Menschenleben und noch so reiche Mittel nicht ausreichen würden, sie in ihrer vollen Ausdehnung weiterzubauen. Hatte er doch die Sammlung nicht zum wenigsten ihres starken Lessingstammes wegen erworben. Ihn zu vergrößern betrachtete er als die Hauptaufgabe, deren Lösung ihm zufiel. Von acht auf achtzig vermehrte er, keinen hohen Preis scheuend, die Zahl seiner Lessingbriefe, die er, darin weniger glücklich als Vater und Sohn Friedländer, bis auf einen kaufen mußte. Den Erwerb der Briefe Lessings an Elise Reimarus vermittelte Christian Redlich. Wie denn überhaupt die Lessingforscher die Bestrebungen des mit der Mitteilung seines Besitzes nicht geizenden Lessingsammlers durch wertvolle Winke auf günstige Gelegenheiten und neue Funde gern unterstützten. Von den Erben des Lichtenbergschen Nachlasses konnte er aus ihm die Handschrift der drei ersten „Gespräche für Freymäurer“ zurückerwerben — so darf man es wohl nennen, wenn man Carl Robert Lessing als den Verwalter des handschriftlichen Nachlasses von Gotthold Ephraim Lessing gelten lassen will. Dazu kamen die Handschriften der Oden an Gleim und Christian Ludwig von Kleist nebst anderen Handschriftenblättern, die bei den Händlern, in Verkaufs- und Versteigerungsverzeichnissen aus dem Dunkel ihrer Vergessenheit wieder auftauchten. Auch diesmal bewährte sich eben die magnetische Kraft, die ein Sammler, der ein Sondergebiet ohne ängstliche Knauserigkeit pflegt, auf den Altbüchermarkt ausübt, in ihrer doppelten Wirkung. Die Lessingautogramme stiegen zwar rasch in ihrem Liebhaberwerte, aber die

hohen Preise lockten dafür auch manches bisher unbeachtete oder zurückgehaltene Stück aus seinem Versteck hervor. Wenn Carl Robert Lessing, obschon nicht ausschließlich, so doch mit ständig angestrengtem Eifer ein Menschenalter hindurch als Autogrammliebhaber sein Sondergebiet bestellte, konnte er doch hin und wieder der Verlockung nicht widerstehen — und welcher Sammler vermöchte das wohl — sich dieses oder jenes Prachtstück zu sichern, das ihm, den von den Händlern umworbenen, die Gelegenheit zuführte. Und einmal noch hat er, obschon seines Verhältnisses zur ‚Vossischen Zeitung' wegen dabei immerhin im eigenen Kreise bleibend, den raschen Griff nicht verschmäht, als er eine Handschriftenmasse an sich bringen konnte, die seinen Besitz an Autogrammen der Romantikerepoche vorteilhaft ergänzte. Mit den Dichter- und Künstlerbriefen aus dem Nachlaß von Friedrich Wilhelm Gubitz [1786—1870] verschaffte er sich den Briefwechsel eines vielseitigen Mannes, der jahrzehntelang seiner buchgewerblichen und schriftstellerischen Tätigkeit wegen weit- und wohlbekannt gewesen ist. Die Bücher- und Handschriftensammlung erweiterte sich durch die Kunstsammlungen zum Lessing-Museum.*

Unter den Gegnern Lessings war wohl Johann Melchior Goeze [1717—1786], seit 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche zu Hamburg, der bedeutendste Bibliophile. Als ‚Zionswächter' ist der streitlustige lutherische Theologe durch seine zahlreichen Polemiken mit Vertretern der Aufklärung bekannt geworden, berühmt erst durch den Fragmentenstreit und seine ausgezeichnete Bibelsammlung. Die Ausgaben des Buches der Bücher hatten sich seit dem ersten Bibeldruck der Gutenbergwerkstätte immer mehr verändert und vervielfacht; Übersetzungen in zahlreichen Sprachen waren entstanden; die Beschäftigung mit der Bibelbibliographie war nicht allein für die Textkritik wichtig geworden, sondern auch für dogmatische Untersuchungen, sie bot zudem alle Reize, die einen Sammler kostbarer und seltener Bücher locken können; dazu noch diesen, eine gewisse Abrundung und Vollständigkeit erreichen zu lassen. Von allen Seiten betrachtet verwies sie auf eine Sammleraufgabe, deren Lösung lohnte. Daß gerade die Aufklärungszeit die

* Abb. 228, 229

bedeutendsten Bibelsammlungen in Deutschland entstehen ließ, während die literarische Polemik in den Reformationsbibliotheken in den Vordergrund getreten war, mag vielleicht auch mit der rationalistischen Wendung, die die Theologie nahm, zusammenhängen. Aber im allgemeinen sind es doch wohl die antiquarisch-bibliographischen Rücksichten gewesen, aus denen derartige Sammlungen zusammengebracht wurden. Daß ihre Sammler selbst meist Theologen gewesen sind, denen die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Bibel ohnehin Pflicht war, braucht auf keine bestimmten theologischen Tendenzen dieser Sammlungen hinzuweisen. Mit der Behaglichkeit, mit der der Hallenser Bibelsammler Siegmund Jacob Baumgarten [1706—1757] diese bibliographischen Studien trieb, hat freilich Georg Wolfgang Panzer [1729—1804], einer der ersten deutschen Bibliographen wissenschaftlicher Artung dem Range und der Zeit nach, nicht gearbeitet. Denn wenn der [seit 1772] Schaffer [oder Hauptpastor] in Nürnberg auch seit 1789 Vorsteher des Pegnitzer Blumenordens war, als Sammler war er allem spielerischen Treiben fern. Systematisch suchte er die ältere deutsche Literatur zu durchforschen, reiche Ergebnisse in seinen grundlegenden Werken lohnten ihm solches Mühen. Aus seinem Besitz erwarb Karl Eugen, Herzog von Württemberg [1728—1793] 1645 Bibelausgaben für die Bibelkollektion, mit der er seine 1765 in Ludwigsburg begründete Landesbibliothek, die 1775 nach Stuttgart überführt wurde, ausstattete. Der Bibelsport des Herzogs ist von seinen Zeitgenossen ebenso belacht worden wie die seinetwegen ausgeführten Bibelreisen, auf denen er 1784 in Kopenhagen die Bibelbibliothek des dortigen Pastors Josias Lork erwarb [5156 Ausgaben]. Immerhin ist diese Laune des Herzogs wohl diejenige gewesen, die die am meisten nützliche Leistung lohnte. Neben der Bibelsammlung in Stuttgart, die im achtzehnten Jahrhundert die größte ihrer Art war, blieben die kleineren Privatbibliotheken weit zurück. Ebenso wie die Bibelreihen Goezes sind auch die des Augsburger Pfarrers J. A. Steiner, die 982 Bände enthielten, nach seinem Tode durch eine Augsburger Versteigerung im März 1799 wieder zerstreut worden.

Die in einem gelehrten Lebensberufe tätigen deutschen Denker und Dichter verfügten wohl zumeist auch über das ihnen notwendige Arbeitsmittel einer Bücherei, ohne deshalb schon zu Sammlern im engeren Sinne zu werden. Eine um so bemerkenswertere Ausnahme machte hierin Immanuel Kant [1724—1804]. Als Magister mußte der Philosoph in den ersten Jahren seiner akademischen Lehrtätigkeit seine damals ansehnliche Bibliothek nach und nach veräußern. Wohl deshalb, und vielleicht auch, weil ihm bei der Verwaltung des Amtes eines zweiten Aufsehers der Königlichen Schloßbibliothek [1766—1772] das Vorweisen von deren Seltenheiten an bloß Neu- und nicht Wißbegierige gegen das Buch ‚an sich' eingenommen haben mochte, hatte er späterhin keine Bibliothek mehr gesammelt; wie er denn auch niemals von seiner Bibliothek, sondern nur von seinen Büchern zu sprechen pflegte. Das, was Kant lesen wollte, erhielt er teils von seinen Freunden, teils und vornehmlich von seinem Verleger und ehemaligen Schüler Friedrich Nicolovius. Dieser schickte dem Philosophen immer den Meßkatalog zu, worauf sich Kant die Bücher, deren Lektüre er wünschte, notierte und nach und nach aus dem Laden abholen ließ. In den letzten Jahren seines Lebens las er mit Vorliebe ungebundene Bücher, obschon er die von seinen eigenen Werken verschenkten Widmungsexemplare in einer verschiedenartigen Einbandausstattung verteilen ließ: teils in halbenglischen [Halbleder]bänden, teils in Buntpapierpappbänden. Die nicht umfangreiche Büchersammlung, die nur sehr wenige neuere Werke enthielt außer denen, die ihm von den Verfassern zugesandt wurden, die er indessen großenteils an seine Freunde weitergab, stand in einer Kammer bei dem Schlafzimmer im zweiten Stock seines Hauses. Sie zählte bei Kants Tode etwa 450 Bände und ist in der Nachlaßversteigerung, in der die persönlichen Andenken an ihn hoch bezahlt wurden, zerstreut worden.

Nach Hauptmahlzeit und Spaziergang betrieb Kant seine Lektüre von allerhand Art aus allen Fächern zum [pünktlichen] Tagesschluß [um zehn Uhr] seiner sehr geregelten Lebensweise. „Nach 6 Uhr setzte er sich an seinen Arbeitstisch, der ein ganz gewöhnlicher, durch nichts sich auszeichnender Haustisch war, und las bis zur

Dämmerung. In dieser, dem Nachdenken so günstigen Zeit, dachte er dem Gelesenen, wenn es eines besonderen Nachdenkens wert war, nach; oder widmete diese ruhigen Augenblicke dem Entwurfe dessen, was er am folgenden Tage in seinen Vorlesungen sagen oder fürs Publikum schreiben würde. Dann nahm er seine Stellung, es mochte Winter oder Sommer sein, am Ofen, von welchem er durchs Fenster den Löbenichtschen Turm sehen konnte. . . . Bei Licht setzte er das Lesen fort bis gegen 10 Uhr. Eine Viertelstunde vor dem Schlafengehen entschlug er sich so viel als möglich alles scharfen Nachdenkens, und jeder auch nur kleine Anstrengung erfordernden Kopfarbeit, um nicht durch sie aufgestört und zu munter zu werden, denn die kürzeste Verzögerung des Einschlafens war ihm höchst unangenehm." [E. A. Ch. Wasianski.] Dieser bedachten Diätetik des Geistes und Hygiene des Lesens — Kants Abneigung gegen blassen, schlechten Druck war so groß, daß er einmal beim Anblick eines eigenen solcher Art vom Buchdrucker verunstalteten Werkes ausrief: es sei abscheulich, daß man ihn auf diese Weise verhindere, sich selbst zu verstehen; wie er denn auch in seiner Schrift von der Macht des Gemütes aus dergleichen Gesichtspunkten die Buchgestaltung geprüft hat — entsprach die Verarbeitung des Gelesenen zum Wissen. Das Arbeitsverfahren, das die moderne Bibliothekstechnik mit der Kartothekstechnik vereint, um, in Anpassung und Ausbildung des menschlichen Denkens und Gedächtnisses, die Büchernutzung auszuwerten, hatte in Kant einen seiner ersten Meister. „Kant besaß ein seltenes Sach- und Wortgedächtnis und eine bewunderungswürdige innere Anschauungs- und Vorstellungskraft . . . Er zitierte oft lange Stellen aus alten und neuen Schriften, besonders aus Dichtern, von welchen unter den neueren Hagedorn und Bürger am meisten seinem Gedächtnis eingedrückt zu sein schienen. Ebenso erinnerte er sich an historische Gegenstände mit der größten Genauigkeit." [R. B. Jachmann, der an einzelnen Fällen diese ausgebildete Fähigkeit Kants des Lesers erläutert.] Man kann die Methode des Philosophen, die dem ältesten bekannten griechischen mnemotechnischen System entspricht, in ihrer Anwendung auf die Benutzung der Bücher und einer Bücherei aus L. E. Borowskis Hinweis kennen lernen: „In

seinen ersten Magisterjahren empfahl er uns, die wir um ihn her saßen, den bis dahin etwa eingesammelten wissenschaftlichen Vorrat uns als zerteilt in verschiedene Behältnisse in unserem Kopfe zu gedenken — und dann, bei der Lesung eines Buches oder Journals, in welchem eine neue, uns bis dahin unbekannte Idee vorkäme, immer die Frage zur Hand zu haben: In welches Fach oder Behältnis gehört dies, das du nun eben liesest, hin, — wo bringst du es hin? — Hierdurch würde das Gelesene oder Neugelernte sich um desto unauslöschlicher eindrücken; wir würden, wenn uns auch die Idee selbst in der Folge entfiele, doch immer uns zurufen: Hiervon oder davon ist etwas in dieses oder jenes Behältnis reponiert — und bei einiger Anstrengung würde es sich alsdann wohl ganz wieder darstellen. Er glaubte, daß solche Rubrizierung des Neugelernten auch zu einem gehörigen Ordnen unsers Wissens viel beitrage. — . . . Ebenso angelegentlich empfahl er uns auch, Miszellaneen nach den Wissenschaften geordnet, anzulegen, um auch hierdurch der etwannigen Untreue des Gedächtnisses zu Hilfe kommen zu können. Über den Nutzen, den ihm selbst seine in dieser Art frühe schon angelegten Sammlungen geschafft hätten, sprach er sehr gern." Die ausschöpfende Buchgelehrsamkeit Kants, der Umfang seines Wissens, war sehr groß, auch er durfte noch als Polyhistor gelten. „Kant war im eigentlichen Sinne des Worts ein Universalgelehrter... Er hatte die ganze klassische Litteratur der Griechen und Römer vollkommen inne . . . Er besaß eine umfassende Altertumskunde aller Völker und eine ebenso ausgebreitete Kenntniß der alten, neuen und neuesten Geschichte und vorzüglich der Erde nach ihren verschiedenen Epochen. Er hatte viele statistische, politische, ökonomische und naturhistorische Kenntnisse eingesammelt. Daß er die ganze philosophische Litteratur alter und neuer Völker inne hatte, daß er ein großer Mathematiker, Physiker und Astronom war, wissen [wir] aus seinen Werken, aber er besaß auch ebensoviele Kenntnisse in allen übrigen Teilen der angewandten Mathematik, [eine] vorzügliche Kenntnis in der Chemie . . . Er hatte auch eine ziemliche Bekanntschaft mit der neuern ästhetischen Literatur. Mit allen diesen Wissenschaften verband er noch eine genaue Kenntnis der Reli-

gionsurkunden der Christen, Juden und anderer Völker und viele theologische Gelehrsamkeit, auch hatte er viele medizinische Kenntnisse eingesammelt. Von den neuern Sprachen verstand er französisch, sprach es aber nicht." Mag dieser Jachmannsche Panegyrikus auch die Fachgelehrsamkeit des Philosophen überschätzen, so läßt er dafür deutlich werden, welche Auffassung, an dem Maßstabe des schärfsten Denkers seiner Zeit gemessen, man von einer Universalgelehrsamkeit hegte, wie sie sich auch in dem Charakter der größeren Privatbibliotheken ausprägte. Wichtiger noch erscheint Kants Verhältnis zur Dichtung, insbesondere zu der seiner Gegenwart. Denn es deutet auch für die Bibliophilie und die Bibliotheken Deutschlands die Grenzen an, die die alte und die neue Zeit trennten. Hierüber urteilte Borowski: „Er schätzte Wohlredenheit und bedauerte es, diese ebensowenig als den klaren, gleich faßlichen Ausdruck (den er auch in gelehrten Vorträgen eben nicht so sehr nötig hielt, damit dem Leser doch auch etwas zu eigenem Nachdenken verbleibe) sich in seinen Schriften ganz eigen machen zu können. Beredsamkeit war unserm Kant weiter nichts als die Kunst zu überreden, den Zuhörer zu beschwatzen . . . Freund war dagegen unser Kant von Sprachuntersuchungen, von Etymologisieren . . . Auch echte Satiren der Älteren und Neueren galten bei Kant sehr viel. Vom Erasmus von Rotterdam sagte er mehrmals, daß dessen Satiren der Welt mehr Gutes gebracht hätten, als die Spekulationen der Metaphysiker zusammengenommen. Liscov . . . war ihm immer noch mehr wert als der spätere Rabener . . . Freilich, in den letzten Jahren ging ihm Lichtenberg noch weit über seinen geliebten Liscov. Poesie schätzte er sehr hoch. . . . Außer den klassischen Dichtern des Altertums . . . war ihm Milton und Pope vorzüglich lieb. Das verlorene Paradies des erstern hielt er für wahre, ganz eigentliche Poesie und setzte dabei unsern Klopstock weit unter Milton. . . . Unter den deutschen Dichtern befriedigte ihn Haller vorzüglich; er wußte ihn größtenteils auswendig. Späterhin las er gerne einige der Meisterwerke Wielands. [Allerdings, als ihm Jachmann noch in seinem achtundsechzigsten Jahre den Oberon zur Lektüre bringen mußte, konnte er an ihm doch nicht den Ge-

schmack finden, als an den Göttergesprächen und früheren sonstigen Werken Wielands, den er als den größten deutschen Dichter zu rühmen pflegte.] Nur von Herders Gedichten und auch von seinen prosaischen Werken nahm er weiter keine Notiz, nachdem er dessen Ideen zur Geschichte der Menschheit nicht hatte goutieren können." Da Kant [und gleich ihm Schopenhauer] der Menschen- und Weltkenntnis wegen ein eifriger Zeitungsleser gewesen ist, darf es nicht Zufall genannt werden, daß in Borowskis Zusammenstellung Lessings, Goethes, Schillers Namen nicht erwähnt sind. Ebenso wie der große König in Berlin hat auch der große Philosoph in Königsberg, trotzdem sie alle beide die Dichtkunst verehrten, deren Propheten in ihrem Vaterlande nicht würdigen können. Sie haben hier das gelobte Land nur von ferne sehen können.

Die Behaglichkeit der Bücherstube eines deutschen Gelehrten im achtzehnten Jahrhundert, der, ohne Amtspflichten, nicht seines Berufes wegen, sondern in sorgfältiger Wahl des für ihn wichtigen die Bändereihen anwachsen läßt, die für seine Bildung zeugen, gibt Goethe in den Stimmungen wieder, in denen er das Arbeitszimmer seines Vaters als des Hauses Heiligtum beschreibt. Der auf sein Ansehen bedachte, pedantisch würdevolle Herr Rat, der nicht zu sparen brauchte, ohne darum verschwenderisch die wirtschaftliche Ordnung zu stören; der sich in seiner Beschränkung als Meister einzurichten verstand, lebte in einer Epoche, in der man die Perücke mit dem Zopf zu vertauschen begann. Der Bürger der freien Reichsstadt mit dem kaiserlichen Titel hatte nicht den Ehrgeiz, in seiner Liebhaberbücherei im Zeitgeschmack weit über den Gesichtskreis des Juristen hinauszuschauen, aber auch nicht das Verlangen, seinen Geist in der Polyhistorie zu begraben. Ja, er betrieb sogar die schönen Wissenschaften mit einem gewissen weltmännischen Wohlwollen, aus dem heraus er sich als ihr Förderer fühlen mochte, weil er, der ernsthafte Mann, ihnen die Ehren seiner Privatbibliothek gab, in der alles, das Geringe und das Große, seinen festen Rang hatte. Vergleiche liegen nahe, weil in diesen Räumen, in denen wir uns noch heute umsehen dürfen, ein Genius seine Schwingen entfaltete, die ihn in die Höhen deutscher Dichtung tragen sollten.* Da ist es gut, sich

* Abb. 198

einmal zu vergegenwärtigen, wie ein Bibliophile von freiem Blick und umfassenden Wissen, der, als Dr. Johann Caspar Goethe seine Studien beendete, unter den Frankfurter Gelehrten führend war, wie Zacharias Conrad v. Uffenbach über Belletristik dachte. Beim Anblick des Gestelles mit Romanen, das ihm der Abt Molanus in Hannover zeigte, entsetzte er sich, weil dieser Vorrat „seines Bedünkens der Gravität eines so hohen Alters und ansehnlicher Würde ziemlich entgegenlief". In Vätern und Söhnen trennt sich immer wieder die alte von der neuen Zeit. Aber die Gegensätze, die zwischen Johann Caspar [1710—1782] und Johann Wolfgang Goethes in ihrer Ursprünglichkeit noch vorhandenen Privatbibliotheken zu bestehen scheinen, sind nicht so groß, daß sie nicht überbrückt würden durch eine innere Verwandtschaft ihres Wesens. Nicht die Rückentitel veralteter Werke sprechen zu uns, wenn wir vor den beiden Goethe-Büchereien in Frankfurt oder Weimar stehen. Des Lebens ernstes Führen, an das sie erinnern, hat ihnen ihr Gepräge verliehen. Aus den Engen deutschen Geistes- und Schrifttums gewann der die Weite, dessen Namen sie adelte. Auch in Goethes des Vaters Bücherei ist schon freiere Luft zu spüren, die mit einer rasch aufstrebenden Entwicklung weht. Ein Eindruck, den in den Einzelheiten zu erörtern eine kulturhistorische Mosaikarbeit von nicht geringer Ausdehnung werden würde. Hier mag der Hinweis, daß sie auch die Bücherei des jungen Goethe war, sie als Vorstufe von dessen eigener Büchersammlung hinreichend erklären.

Vergangenheit war die friedliche Stille bei Goethes Großvater mütterlicher Seite, dem Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor [1693—1771]. „Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länder-Entdeckungen." Dagegen war das Arbeitszimmer des Herren Rat im umgebauten Wohnhause noch ein der Gegenwart gehörender Raum. „Das erste, was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halbfranzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studierzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, welche er der äußeren Übereinstim-

mung wegen sämtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles, was sich auf die römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten italiänischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neuesten Reisebeschreibungen waren vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeiz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nötigsten Hilfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Reallexiken, daß man sich also nach Belieben Rats erholen konnte, so wie mit manchem andern, was zum Nutzen und Vergnügen gereicht. Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände." Den achtunggebietenden äußeren Eindruck, den der Knabe von diesem Bücherschatz empfing, hat der auf sein Leben rückblickende Mann sich erhalten. Erst in das Bewußtsein des erwachenden Dichters kam die Erkenntnis, wo die Grenzen lagen, die die Sammlung seines Vaters gegen das Geistesland seiner eigenen Generation abschlossen; erst im zweiten Buche von Dichtung und Wahrheit werden die deutschen Schriften erwähnt, die dem Herrn Rat noch genehm waren. „In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle diese hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetische Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirchs ‚Telemach', Koppens ‚befreites Jerusalem' und andere Übersetzungen. . . . Eine verdrießliche Epoche im Gegenteil eröffnete sich für meinen Vater, als durch Klopstocks ‚Messias' Verse, die ihm keine Verse schienen, ein Gegenstand der öffentlichen Bewunderung

wurden. Er selbst hatte sich wohl gehütet, dieses Werk anzuschaffen; aber unser Hausfreund, Rat Schneider, schwärzte es ein und steckte es der Mutter und den Kindern zu.“ Also nicht amusisch, sondern ernsthaft gebildeten Geschmackes, das bezeugen die angeführten Namen, hatte Johann Caspar Goethe ein Ohr auch für die deutschen Dichterworte seiner Epoche gehabt. Die neuen Töne hörte er nicht mehr, wie auch sein Sohn im Alter sich ihnen verschloß.

Von den ersten Ausflügen in verbotenes Bücherland und ihrer Verwirrung in unruhiger Wißbegierde bis zu den ihr entlehnten Ausgaben klassischer Autoren, die nach Straßburg den Studenten begleiteten, ist des Vaters Sammlung für Goethe ein Bildungsmittel von außerordentlichem Werte gewesen, die einzige Bibliothek, die als solche seinem Leben nahestand. Er blieb dem Buche zugetan, als einer Einzelerscheinung, die eine Persönlichkeit vertrat, die die Verkörperung eines Werkes war; er schätzte es als Handwerkszeug und Hausgenossen, aber das väterliche Vorbild ahmte er kaum nach. Er hinterließ Bücher in nicht geringer Zahl, eine wohl ausgemessene Bücherei wie die im Hause auf dem Großen Hirschgraben in Frankfurt am Main fehlte in dem am Frauenplan in Weimar. Die ehrenvoll in Franzbände mit goldverzierten Rücken gekleideten Werke der Fleming, Canitz, Besser, in denen das Kind einst lesen lernte; die schönen Globen, die die Studierstube des Vaters schmückten, mit denen spielend er die Weltkugel oft genug herumgedreht hatte, für ein bewahrenswertes Erbe hielt Goethe sie nicht. Mochten auch die ungünstigen Verhältnisse es ihm verbieten, den Nachlaß seines Vaters an sich zu ziehen [Annalen 1794 und 1795], Goethe der Sammler und Goethe der Sohn trennten sich von ihm.

Goethes Vaterstadt war längst ihre Vormachtstellung im deutschen Buchgewerbe und Buchhandel von Leipzig abgewonnen worden, als der junge Student den Freuden von Klein-Paris und der Gelehrsamkeit von Pleiße-Athen teilhaftig wurde. Zwar hatte der Besuch, den er im ersten Stock des Goldenen Bären dem Altvater Johann Christoph Gottsched [1700—1766] abstattete, ihn in den Bezirken von dessen ansehnlicher Bibliothek, die schon eine zur Vergangenheit werdende Leipziger Literaturherrschaft repräsen-

tierte, nicht heimisch werden lassen, womit er dann auch den Bemühungen dieses Mannes um die bibliographische Sammlung älterer deutscher Bühnendichtungen fernblieb. Dafür kam er in den Bannkreis der Bibliophilie, als ihm die Besuche, die er den Besitzern und anderen Bewohnern dieses Hauses, der Breitkopfschen Familie, machte, ihn mit ihr in einen näheren freundschaftlich geselligen Verkehr brachten. Der goldene Bär war das Stammhaus des buchgewerblichen Großbetriebes, dessen Gründer Bernhard Christoph Breitkopf [1695—1777] mit seinem zweiten vielseitig wissenschaftlich gebildeten Sohne Johann Gottlob Immanuel [1719—1794]* einen in der Geschichte des Buchwesens nachlebenden Namen hinterließen. Damals baute man gerade dem alten Geschäftshause gegenüber ein neues, den Silbernen Bären, und Goethe half beim Umzuge. Unter den reichen Breitkopfschen Sammlungen fesselte ihn eine Weile auch die Bücherei Johann Gottlob Immanuels. Darüber heißt es in ‚Dichtung und Wahrheit‘: „Von einer schönen Bibliothek, die sich meistens auf den Ursprung der Buchdruckerei und ihr Wachstum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in diesem Fache einige Kenntnis erwarb.“ Eine besondere Teilnahme für die Bestrebungen des jüngeren Breitkopf, der der Buchvervollkommnung als Praktiker und Theoretiker gleich hervorragend sich widmete, dessen Büchersammlung, ähnlich der seines gleichzeitigen Kunstverwandten Enschedé in Haarlem, eine der hervorragendsten ihrer Art war, klingt aus den trockenen Worten nicht hervor. Auch keine Begeisterung für die Bibliophilie, die sonst unter so günstigen Umständen wachgerufen sein würde, kann der Kommentator aus ihnen herauslesen. Ein Bibliophile im engeren Sinne ist Goethe nicht gewesen. In den ‚Bekenntnissen einer schönen Seele‘ [Wilhelm Meisters Lehrjahre. Sechstes Buch] ist einmal von einer Idealbibliothek die Rede: „Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne gesammelt; denn es waren beinah auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntnis führen oder uns zur rechten Ordnung anweisen; die uns entweder rechte Materialien geben oder uns von der Einheit unsers Geistes überzeugen. Ich hatte in meinem Leben unsäglich

* Abb. 196

gelesen, und in gewissen Fächern war mir fast kein Buch unbekannt; um desto angenehmer war mir's hier, von der Übersicht des Ganzen zu sprechen und Lücken zu bemerken, wo ich sonst nur eine beschränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung gesehen hatte.“ Anschaulichkeit des Schrifttums ist es, das die Büchersammlung vermittelt, sie ist „die Gegenwart eines großen Kapitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.“ [Annalen 1801.] Die Bibliothek faßt einen Bücherschatz in seinem geistigen Gehalt, indem sie eine Form schafft, ihn erkennend zu verstehen und lesend zu verwerten. Einer sich fortbildenden Sammlung soll man ihre Lebendigkeit anmerken. „Alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat.“ Das Beharren im Engeren, dem die Erfolge von Sondersammlungen verdankt werden, dieser vielleicht wertvollsten Privatbibliotheken, war nicht der Geschmack Goethes. Um so mehr der, aus der Gabe der Gestaltungsfähigkeit und Gestaltungsfreudigkeit, die ihm im hohen Maße eigen war, Gewinn zu ziehen, wo es galt, die fertigen, großen Linien zu umreißen. Sie machte es ihm auch zum Bedürfnis, die Ausgestaltung des staatlichen Büchersammelwesens zielsicher zu leiten.*

Als bedeutsamen Anstalten wissenschaftlicher Arbeit fehlte daher den öffentlichen Bibliotheken in Sachsen-Weimar die Fürsorge des Ministers nicht. Der klare Blick auch des Beamten Goethe für das wesentliche und — mögliche zeigte sich sehr weitsehend, wenn er sogar [in dem 1795 in der Freitagsgesellschaft „Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Tätigkeit“ gehaltenen Vortrag] die Arbeitsgemeinschaft als die Voraussetzung einer Zusammenfassung dieser Sammlungen bezeichnete: „Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere, die hiesige, die Jenaisch-Akademische, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuale Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hiezu die nötigen Vorkenntnisse zu

* Abb. 204

sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näher zu bringen, würde schon allein einer literarischen Sozietät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden.“ Mit solchen Worten umschreibt Goethe den Pflichtenkreis, den ihm das Büchersammelwesen des von ihm geleiteten Staates zog. Die Aufsicht über die bibliothekarischen Geschäfte der Landesbibliotheken in Sachsen-Weimar hat er erfolgreich und pflichtenstreng geübt. Den Beamten Goethe zierte seine abwägende Bedachtsamkeit, Goethe den Sammler kennzeichnete seine abwartende Gelassenheit. Genießend, sich unterrichtend, verlangte er nicht danach, im Sammlerehrgeiz seinen Stolz zu finden. Er hat, soweit er auch den Bereich seines Besitzes an sammelnswerten Gegenständen ausdehnte, ein so fleißig vielseitiger Sammler er auch gewesen ist, nie der Sammlung wegen, sondern immer nur seiner selbst wegen gesammelt. Und schon deshalb verlangte er nach einer geregelten Ordnung, war er einem Sammeltreiben abhold, das mit großangelegten privaten Sammlungen verbunden zu sein pflegt. Er bedachte nicht einem alten oder neuen Buche Platz und Rang in der Bücherei. Es kam, es war da; eine Begegnung, aus der sich viel oder wenig machen ließ, die erneuert, die hingenommen, die vergessen wurde, je nachdem. Sie machte nur zornig, wenn sie aufdringlich die Ordnung störte. Goethe vergaß seine Lebenskunst auch in dem Umgange mit den Büchern nicht.

Die Bekanntschaft mit einem beinahe zum Bibliomanen gewordenen Bibliophilen, dem Polyglotten und Polyhistor Ch. W. Büttner [1716—1801], der, bis 1782 in Göttingen Professor, seitdem in Jena lebte, bereitete Goethe, der den alten Herrn seiner Kenntnisse wegen sonst als eine lebendige Bibliothek schätzte, nicht allein manchen kleinen persönlichen Verdruß — wenn etwa den mit der Geschichte der Farbenlehre beschäftigten ungeduldige Mahnungen des bereitwilligen Bücherverleihers Büttners störten, Entliehenes zurückzugeben — sondern auch vielen Ärger von Amts wegen, weil ihn [worüber die Annalen berichten, sowie die an Voigt in der zweiten Januarhälfte 1802 geschriebenen Briefe] von Mitte Januar bis Mitte Juni 1802 die Büttnersche Nachlaßordnung mit einer unerquick-

lichen Aufgabe beschäftigte. Unklarheit verwirrte Goethe, sie beleidigte sein ästhetisches Gefühl für das ausgeglichene Ebenmaß. Ausartungen des Sammeltriebes, das Verlieren in sinn- und zwecklosem Aufhäufen an sich besitzenswerter Bücher mußte gerade den Sammler Goethe stören. Ein Ausdruck dieser Empfindungen ist sein Bericht über die vom Sachsen-Weimarischen Staate angekaufte, später der Jenenser Universitätsbibliothek einverleibte, Büchersammlung Büttners: „Der Tod des Hofrats Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbegrenzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren, wendete er die Pension an, die man ihm jährlich für die schuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schlosses waren ihm zur Wohnung eingegeben, und diese sämtlich besetzt und belegt. In allen Auktionen bestellte er sich Bücher, und als der alte Schloßvogt, sein Kommissionär, ihm einstmals eröffnete, daß ein bedeutendes Buch schon zweimal vorhanden sei, hieß es dagegen, ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben. Nach seinem Tode fand sich ein großes Zimmer, auf dessen Boden die sämtlichen Auktionserwerbnisse partienweis, wie sie angekommen, nebeneinander hingelegt waren. Die Wandschränke standen gefüllt, in dem Zimmer selbst konnte man keinen Fuß vor den andern setzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie sie von der Messe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zusammen, und das Neue schob sich flözweise über das Alte hin. In einem anderen Zimmer lehnten an den Wänden umhergetürmt, planierte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erst noch hinzugelegt werden sollte. Und so schien dieser wackere Mann, im höchsten Alter die Tätigkeit seiner Jugend forzusetzen, begierig, endlich nur in Velleitäten verloren . . ." Eine Verworrenheit, deren Beseitigung bis 1804 andauerte, in welchem Jahre die Annalen die Büttnersche Sammlung mit einiger Erleichterung erwähnen; und deren Rückerinnerung für

Goethe zur Vorstellung der Bücherwut wurde. Das läßt die Besprechung des „Bibliomane“ von Charles Nodier [Kunst und Altertum VI, 3 (1832)] deutlich erkennen, in der die Anschauungen des Dichters auch über die Bücherliebhaberei schlechthin sich deutlich ausprägen: ... „Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Kuriositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht.., .. Es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höheren Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten ... Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radierungen der Meister, kommt, genau besehen, etwas ähnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen den Exemplaren meist ein großer Unterschied stattfindet.“ Die Beziehungen zwischen Bibliographie und Bibliophilie interessierten den Kunstfreund wenig.

Die Bücherei Goethes, soweit er selbst sie zusammenbrachte, diente seinen fachwissenschaftlichen Studien. Wenn er aber systematisch sammelte, wie zur Farbenlehre, worüber er in deren Geschichte berichtete; wenn er etwa die botanischen Forschungen auf Hand- und Hauptbücher gründete, auf die Vermehrung des ihm unentbehrlichen Vorrates mineralogischer und anderer naturwissenschaftlicher Werke bedacht blieb, dann galten alle diese Bemühungen nicht geradezu einer Vervollkommnung oder Vervollständigung seiner Privatbibliothek. Mit einer bequemen Buchleihe gab er sich gern zufrieden. Man kann sagen und man kommt damit ja auch den tatsächlichen Verhältnissen ziemlich nahe, daß sich Goethe, seitdem er in Weimar wohnte, etwa in der Lage des leitenden Beamten einer großen öffentlichen Büchersammlung befand, der über sie mit einiger Freiheit verfügt. Die Äußerungen der Bibliophilie Goethes liegen in seiner bibliothekarischen Tätigkeit [wenn es erlaubt erscheint, sie so zu nennen], in derjenigen Buchpflege, die dem Buchwesen überhaupt, nicht lediglich dem öffentlichen Büchersammelwesen zugute kam. Insbesondere in ihren ökonomischen und technologischen Beziehungen interessierte dabei den Minister das Buchgewerbliche nicht weniger als das Wissenschaftliche. Er war kein Einbandliebhaber und -sammler, soweit ihn altes Kunstgewerbe reizte. Aber er

ergriff die Gelegenheit, durch ausländische Muster das Gewerbe in Weimar zu heben. Sein Briefwechsel mit Carl August zeigt, wie in solchen Fällen die Absichten beider Freunde sich begegneten, auch dem Buche in ihrem Lande eine ihm günstige Stellung zu verschaffen. Die Bereicherungen der Bibliothek Goethes durch Buchgaben an den weltberühmten Dichter, an den angesehenen Gelehrten und hohen Staatsbeamten, waren nicht gering. Dergleichen Geschenke erweiterten ihren Umfang, vermehrten ihren Wert. Und die liebevolle Betrachtungsweise, mit der sich ihr Empfänger ihnen zu nähern verstand, war oft genug der Anlaß, die Bibliophilie Goethes in ihrer edelsten Entfaltung sich offenbaren zu lassen, wenn er an der Begegnung mit einem Buche, an einem Bucherlebnis die Mitstrebenden, die Nachwelt teilnehmen ließ. Für den Umgang mit Büchern ist Goethe ein unvergleichlicher Lehrmeister, die Art, in der er Bücher in den Mittelpunkt geselligen Verkehrs stellt, um, von ihnen ausgehend, zu ihnen zurückkehrend, sie in einen bedeutenden Kreis zu schließen, kann die alte Weisheit erklären: Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Goethe verstand es, auch aus den Büchern Gewinn zu ziehen, die von anderen gelesen waren, die ihn beratenden Freunde für sich lesen zu lassen. Will man dafür das Beispiel eines Bibliophilen anführen, dann ist der Name eines der hervorragendsten deutschen Büchersammler des achtzehnten Jahrhunderts zu nennen, der des Berliner Orientalisten Diez.

Heinrich Friedrich [seit 1786] von Diez [1751—1817],* von seinem Ehrgeiz getrieben, von seinem linguistischen Talent unterstützt, hatte 1784 das Amt des Chargé d'affaires Preußens bei der Hohen Pforte erhalten, das er mit diplomatischer Geschicklichkeit, zum bevollmächtigten Gesandten und außerordentlichen Minister ernannt, bis 1791 verwaltete, in welchem Jahre eine durch seine Türkenfreundlichkeit veranlaßte Übertretung seiner Instruktionen seine plötzliche Abberufung herbeiführte. Fortan als Geheimer Legationsrat im Ruhestande lebend — er hatte sich in Konstantinopel ein beträchtliches Vermögen erwerben können —, widmete er sich dem Ausbau seiner im Osmanenreiche mit vielen wichtigen orientalischen Manuskripten bereicherten großen Bücherei, in der er die ihm seinen

* Abb. 205

Forschungen und Veröffentlichungen notwendige Unterstützung fand. Anfangs auf seinem Landgute bei Potsdam und dann in Kolberg wohnend, siedelte er 1807 nach Berlin über; ein großes Haus machend und in seiner Haushaltung nicht ohne Absonderlichkeiten die östlichen Gewohnheiten zeigend. Ein in jenen Tagen häufiger von Männern, die lange in den östlichen Ländern eine Rolle gespielt hatten, gern zur Schau getragener Exotismus. Der Kunde des Morgenlandes dienten seine wissenschaftlichen Arbeiten, von denen das ,Buch des Kabus' [Berlin: 1811] erheblichen Einfluß auf den Westöstlichen Diwan Goethes gewinnen sollte und eine erst mit Diezens Tode aufhörende Verbindung des Dichters mit dem Gelehrten knüpfte, aus dessen Werken jener oft „frische, östliche Luft geschöpft". Die Bibliotheca Dieziana, 17000 Bände und 835 Handschriften, gelangte als Vermächtnis ihres Sammlers in die Königliche Bibliothek zu Berlin, in der sie als Ganzes erhalten wird.

Die leidenschaftliche Bücherliebhaberei des preußischen Diplomaten fand keinen Vertreter in Weimar. Amt und Beruf ihrer schriftstellerischen Tätigkeit haben Wieland, Herder, Schiller dazu geführt, die Bücher nicht zu vernachlässigen. Chr. M. Wieland [1733—1813], der wohlhabendste von ihnen und derjenige, der seinen literarischen Arbeitsbereich am weitesten ausdehnte, besaß auch die beste Büchersammlung, die, ebenso wie J. G. Herders [1744—1803] Privatbibliothek, durch eine Versteigerung zerstreut wurde, indessen der Bestand der Bücherei F. v. Schillers [1759—1805],* durch Erbgang geteilt, nach mannigfachen Schicksalen in seiner Hauptmasse zusammengeblieben ist, wenn er heute auch an zwei verschiedenen Stellen, in Hamburg und in Weimar, aufbewahrt wird. Gehütet von seinen Enkeln, blieb mit dem Goethehause und den anderen Goethesammlungen auch die Bibliothek Goethes erhalten, soweit nicht einzelne Stücke aus ihr, teils schon von ihm selbst fortgegeben [so durch seine Beteiligung an einer Bücherversteigerung in Weimar 1799, durch die er den Bestand seiner Bibliothek stark verringerte], teils späterhin fortgekommen, in den Altbuchhandel und aus ihm in die Liebhaberbüchereien gelangt sind, die Goetheana-Kollektionen kostbar schmückend.

* Abb. 203

Die Verklärung Goethes zum Heros, begonnen, als er noch auf Erden wandelte, vollzog sich nach seinem Tode nicht in einem Aufflammen der Begeisterung, sondern in einem nach und nach heller werdenden Lichte. Vielen war der kluge Kunstgreis von Weimar noch eine allzu lebendige Kraft, deren unmittelbare Wirkung spürbar blieb. Die Beziehungen, die von ihm ausgingen, die zu ihm und seinen Werken zurückführten, wurzelten zwar in diesen. Aber das Bedürfnis einer bibliographischen Reliquienbewunderung, ohnehin damals in Deutschland wenig entwickelt, konnten sie nicht wachrufen, weil Ausgaben der gesammelten Schriften, von Goethe selbst besorgt, noch überall vorhanden waren; weil der Abschluß der Ausgabe letzter Hand, die annähernd vollständig alle seine Werke bekannt machte, erst 1842 erreicht wurde. Bis sich auf sie die endgültige Gesamtausgabe gründen konnte, mußte ein halbes Jahrhundert verfließen, in dem der ästhetisierende Goethekultus, der in engen, einzelnen örtlichen und persönlichen Gemeinschaften gepflegt wurde, seine allgemeine Ausbreitung in der Goetheliteratur, und in ihren sicherer bestimmbar gewordenen Verhältnissen zur Literaturgeschichte fand.

Wenn man bedenkt, mit welcher Achtsamkeit Goethe sein Aktenwesen betrieb; welche Kennerschaft und Liebe er für den Bilddruck hatte; wie sehr er die Handschriften als Persönlichkeits-Selbstzeugnisse schätzte, dann darf man sich immerhin ein wenig über seine Nichtbeachtung des Buches als Gegenstand bildender, edler Sammlerfreuden verwundern. Aber sie kann ebenso wie die bibliographische Rücksichtslosigkeit, die er für seine eigenen Schriften hatte — ein Umstand, der manche Textverschlechterung späterer Ausgaben seiner Werke veranlaßte — kaum allzu schwierig psychologisch zu deuten sein. Der schaffende Schriftsteller, der von Jugend auf im Überflusse seines geistigen Reichtums wirkend von der abgeschlossenen Beschäftigung mit einem eben beendeten Buche sich neuen Zielen zuwendete; der es von Jugend auf erfahren hatte, daß Künstlertum fortschreitendes Überwinden wird, konnte in einem abgeschlossenen Buche nicht die endgültige Lösung erblicken, selbst sich nicht zur Nachwelt werden. Deshalb ist nie-

mals ein ausgezeichneter Dichter in voller Schaffenskraft zum Sammler seiner eigenen Schriften geworden. Eher könnte es schon erstaunen, daß Goethe, dem die Ausstattung seiner Bücher nicht gleichgültig war, der selbst als Radierer sich glücklich versucht hatte, zur Buchkunst kein näheres Verhältnis finden wollte. Hier wirkte der Zeitgeschmack ein, der nur die Einzelheiten einer solchen Kunst erkennen konnte, weil ein buchgewerblicher Tiefstand die Auffassung der Buchherstellung als einer notwendigen Gesamtleistung nicht zuließ. Goethe hat nicht verkannt, von welchem nationalen Wert Sammlungen sind, die die Ausgabenreihen bester Schriftsteller einer Sprache vereinen; er hat selbst hervorgehoben, daß auch das Zeitalter deutscher Dichtung, in dessen Gegenwart er lebte, Aufgaben stelle, die Büchersammlungen lösen müßten: „Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisten von entschiednem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Überzeugung! So ist es zum Beispiel nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Litterator durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben unsres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen." [Literarischer Sansculotismus. 1795.] Ein bibliographisches Kompliment, dessen Lehren Goethe indessen aus den eben erwähnten Gründen eine Anwendung auf die eigenen Schriften nicht gegeben hat; ein Umstand, der bereits Eckermann [gelegentlich der Unterhaltung am 31. Januar 1830] verwunderte: „Wir sprachen über die verschiedenen Ausgaben seiner Werke, wobei es mir auffallend war, von ihm zu hören, daß er den größten Teil dieser Editionen selber nicht besitze. Auch die erste Ausgabe seines ‚Römischen Karnevals', mit Kupfern nach eigenen Originalzeichnungen, besitze er nicht. Er habe, sagte er, in einer Auktion sechs Thaler

dafür geboten, ohne sie zu erhalten.“ Auch des Dichters Freunde und Mitarbeiter in seiner Umgebung sind, mochten sie immerhin gelegentlich einem Blatte oder Buche, die selten geworden, nachspüren; sich an den Bereicherungen erfreuen, die ihrem Besitz die Sendeblätter und sonstigen Schriften brachten, welche nach dem Beispiele Goethes zu einer literarischen Mode des Privatdrucks in Weimar wurden, aus der sich eine Art literarhistorischer Tradition bildete, nicht die ersten Goetheana-Sammler. Sie hatten ja noch den verehrten Lebenden vor sich, sie wohnten mit den Erinnerungen an die ihm vorausgegangenen großen Männer Weimars zusammen.* In die Ferne brachten nur Brief und Buch ein Persönlichkeitszeichen, dort war der Abstand von ihren Gestalten, den Klassikern der Nachwelt, schon viel weiter. —

Unter den Goetheana-Sammlern aus des Dichters Verwandtschaft war wohl Johann Friedrich Heinrich [Fritz] Schlosser [1780—1852] der einzige, der hierbei auch der Bibliophilie und nicht nur der Pietät huldigte. In Frankfurt a. M. als Sohn des Hieronymus Peter Schlosser, des Bruders von Goethes Schwager Georg, geboren, war er seit 1803 als Advokat, seit 1806 als vom Fürstprimas Dalberg ernannter Stadtgerichtsrat in seiner Vaterstadt tätig, entsagte aber bei der Aufhebung des Großherzogtums Frankfurt diesem Amte und trat am 21. Dezember 1814 zur katholischen Kirche über, worin auch sein Glaubensbekenntnis zur Romantik liegen mochte. Seitdem lebte er bald in Frankfurt, bald auf Reisen, bis ihm sein 1825 erworbenes, bei Heidelberg gelegenes Landgut, das ehemalige Stift Neuburg, zum eigentlichen Wohnsitze wurde. Das gastliche Haus, eine Stätte edler heiterer Geselligkeit, nahm die Sammlungen Schlossers auf, denen durch dessen freundschaftlichen Beziehungen zu Dichtern und Künstlern der Romantik manchse kostbare Blatt und Buch zukam. Auch Frau v. Willemer, der einmal der Hausherr mit seiner Übersetzung des „Freudvoll und leidvoll“ in zwölf Sprachen huldigte, zeigte sich gern und oft in dem im zwölften Jahrhundert begründeten Klosterbau. Als Goethe seine Frankfurter Vermögensangelegenheiten ordnete, hatte Fritz Schlosser ihm die hilfreichsten Dienste geleistet; und bei den Erwerbungen, die der Dichter in Frankfurt für seine

* Abb. 199, 200, 212

Kunstsammlungen machte, war er ihm ein geschäftskundiger, sachverständiger Vermittler gewesen, wofür den immer Hilfsbereiten das Kügelgen-Porträt mit einer in den Rahmen geschnitzten Widmung lohnte. Weit entfernt von einseitiger Frömmelei, ein geistreicher Mann, bewahrte Schlosser sich, wenn auch in den eigenen Schriften ihm nicht folgend, eine echte Verehrung Goethes, wie sie ein Brief an Boisserée aussprach: „Von unserer Kindheit an hatte Goethes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt; Generationen waren neben ihm aufgeblüht und dahingewelkt, manches schon aufstrebende Talent, manches reiche Gemüt hatte sich wenigstens in Perioden der Entwicklung an ihn gerankt und seine Einwirkungen aufgenommen und wie manche der uns Teuersten deckt längst das Grab, während wir uns gewöhnt haben, dem alten Heros gewissermaßen eine Art physischer Unsterblichkeit beizulegen. In ihm und dem im verflossenen Jahre geschiedenen Minister von Stein starben die beiden kräftigsten Heldennaturen, die mir im Leben begegnet." Die von Schlosser angelegte Sammlung der Erstausgaben Goethescher Schriften schenkte seine Witwe mit seiner Privatbibliothek dem Bischöflichen Seminar zu Mainz; die an ihn gerichteten [1877 von Julius Frese veröffentlichten] 49 Briefe Goethes sind 1913 versteigert worden.

Auch in den Berliner biedermeierischen Salons, denen der Rahel von Varnhagen, der Bettina von Arnim blieb das Bild Goethes, an das man wenigstens die Behauptung einer geistigen Verwandtschaft zu knüpfen wünschte, noch eine Erinnerung an den Menschen, dessen persönlicher Bekanntschaft, und sei es auch nur durch einen abwehrenden Brief mit seiner eigenhändigen Unterschrift, man sich zu rühmen wußte. Hier, wo Rahel für Goethe warb, Bettine ihn in ihrem Briefwechselbuche dichterisch selbstgefällig verklärte; wo das Denkmal der Freundschaft, das Goethe sich und Zelter errichtet hatte, erschien, das erste hervorragende Werk einer biographisch dokumentierenden Goethe-Literatur [denn die Ausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels hatten letzten Endes bestimmte künstlerische Ursachen veranlaßt] wurde auch das erste Verzeichnis einer bestehenden Goethebibliothek von deren Sammler Alfred Nicolo-

vius, Goethes Schwesterenkel, herausgegeben: Verzeichniß einer Sammlung der Goethe'schen Werke, der sich auf sie beziehenden Schriften und Kupfer. [Berlin, 1826, Gedruckt bei C. Fr. Amelang (Brüderstraße Nr. 11)]. Die sechzehn Seiten dieses Oktavbogens sind die erste Goethebibliographie. Die überallher vordringenden Quellen beginnen in den Ozean des Goethenamens zu münden, sich in ihm zu vereinen. „Ganz allein aus Goethe läßt sich schon ein Leben führen, eine Literatur, ein Zeitalter aufbauen; und was haben wir nicht alles außer ihm! ja hätten wir ihn noch nicht, wie hätten ihn doch schon, denn er ist vorbereitet durch alles Frühere, das in ihm zur Blüthe wird, zur Frucht!" — schrieb am 6. Juli 1851 K. A. Varnhagen von Ense über Goethe, den Klassiker, in sein Tagebuch.

Um 1850 war bereits die Goethe-Literatur, sich vermehrend, vervielfachend, zerstreuend, zur Goethe-Literaturgeschichte geworden, die die Gestalt des Klassikers allseitiger zu betrachten sich mühte; allmählich sich zur Goethe-Philologie umbildend, weil man zu erkennen anfing, daß die Persönlichkeit dieses großen Mannes erst aus seiner Schöpfung verständlich werde, aus den sämtlichen Werken des reichen, aber auch reichhaltigen Schriftstellers. Der Dichter, entfremdet dem Zeitgeschmack erscheinend; der Mensch, nicht mehr in Haß und Liebe umkämpft, zeigte sich kritischen Maßstäben erreichbar, die eine Umgrenzung seiner Werdens, Wesens, Wirkens, Wollens versuchten. Dabei erwies sich, daß die abschließende Sammlung seiner Schriften nur einen Anfang bezeichnete, die gewaltigste Hinterlassenschaft eines deutschen Schriftstellers neuer Zeit zu bergen. Gewaltig nicht allein nach ihrem Umfang und ihrem Wert; gewaltig auch nach dem Bereiche des Lebenskreises, dessen bestimmender Mittelpunkt Goethe war. Die Beziehungen, die von ihm ausgingen und auf ihn zurückführten, in ein richtiges Verhältnis zu seinem Werk zu bringen, wurde zu einer Aufgabe kritischer Besonnenheit, wofern man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen wollte. Eine stille Gemeinde, die gegen die herrschende öffentliche Meinung sich wehrend, mit ihrer Verehrung Goethes für die erneuerte Anerkennung seiner Machtstellung im deutschen Geistes-

leben sich verband, mußte sammelnd in Goethes Schatzkammern verweilen, um deren Überfluß ordnend zu verteilen. Bahnbrechend ist deshalb Hirzel, der bedeutendste Goetheana-Sammler dieser Zeit, mit den ihm folgenden Forschern für die Goethebibliographie geworden. Sie war für den stolzen Aufbau einer endgültigen Ausgabe von Goethes Werken, der erst möglich wurde, nachdem das Erbe des Hauses am Frauenplan dem deutschen Volke sich erschlossen hatte, das Gerüst, das die Vollendung dieses Buchdenkmals sicherte.

Salomon Hirzel [1804—1877],* einer im Kanton Zürich verbreiteten Familie entstammend, kam 1830 nach Leipzig, wo er mit seinem Schwager Karl Reimer die seinem Schwiegervater gehörende Weidmannsche Buchhandlung erwarb, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu den führenden deutschen Verlagsanstalten gehörte. Als er dann 1853 unter eigenem Namen einen neuen Verlag gründete, übernahm er nicht nur einen Teil der alten Verlagsbestände der Weidmann-Firma, sondern verstand es auch, ihm rasch eine eigene Geltung zu geben. Das Wagnis des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, in dem die erste Epoche der deutschen Germanistik gipfelte, fand in ihm den kräftigsten Förderer. Doch wenn er auch verständnisvoll den früheren Jahrhunderten des deutschen Schrifttums gegenüberstand und in seiner 1886 versteigerten Bücherei sich dessen wertvollste Leistungen lesend und sammelnd aneignete — dem Schweizer Hirzel gelang es, eine kostbare Reihe der Schriften Zwinglis zusammenzustellen, die er der Universitätsbibliothek Zürich hinterließ — wenn er auch dem werdenden neuen deutschen Reich ebenso hingebend als Buchhändler diente, wie er der Allgemeinheit des deutschen Buchhandels nie seine Unterstützung versagte: seine eigentliche Vorliebe blieben doch Goethe und die Seinen; er selbst einer der ersten unter den Goethe-Forschern aus Goethe-Verehrung, der mit den Verzeichnissen seiner sehr vollständigen Goethebibliothek, die er samt seinen Goethehandschriften der Leipziger Universitätsbibliothek vermachte, zum Begründer der Goethebibliographie in einem höheren wissenschaftlichen Sinne wurde, um die sich mit ihm gleichstrebende Bibliophilen mühten, unter denen noch ein anderer Schweizer hervorgetreten ist.

* Abb. 226

Edward Dorer-Egloff [1807—1864], Landammann von Baden im Kanton Aargau, hatte in seiner [4083 Nummern zählenden] Bücherei das schönwissenschaftliche Schrifttum aller Völker und Zeiten zusammenstellen wollen, aber Goethe wurde doch auch für ihn der Mittelpunkt dieses weit ausgedehnten Kreises. Die Beziehungen, die ihm sein Plan, Deutschland und die Schweiz literarisch zu vermitteln, überallhin geschaffen hatten, wuchsen sich allmählich zu einem Briefwechsel des Sammlers aus, der persönliche Anknüpfungen suchte, um auf damals schon erforderlichen Umwegen in die Goetheana-Verstecke zu gelangen. Frédéric Soret ebnete ihm die Wege nach Weimar, wo besonders der Besitz des Bibliothekssekretärs E. Kräuter an Goetheanis seinen eigenen wertvoll bereicherte. Bei seinen Schillersammlungen stand ihm beratend Joachim Meyer in Nürnberg zur Seite, dessen „Beiträge" zur Feststellung des Schillerschen Textes 1858—1860 die Bibliographie von Schillers Schriften gesichert hatten. Aber der mit diesem Eifer glücklich der Vollendung entgegengeführten Bücherei war keine Dauer beschieden. Am 14. Dezember 1868 wurde sie bei T. O. Weigel in Leipzig versteigert. Man muß, wenn man das Sammeln der Freunde deutscher Dichtung um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts richtig schätzen will, berücksichtigen, daß sie sich noch einer behaglichen Muße befleißigen konnten. Denn sehr viele der von ihnen begehrten Bücher waren allenthalben auf dem Büchermarkt, ja sogar noch bei den Verlegern zu finden — ein Teil der Goethe- und Schiller-Urausgaben ist erst im zwanzigsten Jahrhundert vergriffen worden — und zwar zu ganz geringen Preisen. Die Funde, die man in der stillen Gemeinde zu machen hoffte und wünschte, waren, abgesehen von einigen bekannten Seltenheiten, Abzüge außergewöhnlicher Art und Handschriften. Wie man denn überhaupt noch weit weniger methodisch und systematisch sammelte, als mit genießender Regsamkeit. Der Gedanke einer nahezu unbegrenzten Vollständigkeit des Erstdruckes, den etwa Hirzel bibliographisch vertrat, führte weit über die Buchveröffentlichungen hinaus. Hier zogen sich von selbst die Grenzen wieder zusammen. Daß man damals bei der Anwendung einer ausgebildeten Sammeltechnik rasch zum Ziele gelangen konnte, bewies der

hervorragendste deutsche Altbuchhändler des neunzehnten Jahrhunderts, Albert Cohn [1827—1906],* der seine 1859 begonnene Reihe sämtlicher Urausgaben von Goethes und Schillers Werken in zwölf Jahren vollendete, zeigte der Freiherr Wendelin von Maltzahn [1815—1889], der trotz seiner geringen Mittel, die ihn zum literarischen Agenten reicherer Sammler werden ließen, den Bereich der eigenen Bücherei auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des siebzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts sehr weit auszudehnen vermochte. Denn, ein Umstand, der nicht vergessen werden sollte: die berühmten deutschen Goetheanasammler sind fast alle, obschon sie in ihrem Sonderfache sich hervortaten, durchaus nicht engherzige bibliographische Spezialisten gewesen. Vielmehr Männer, die, wie ihre Bibliotheken erwiesen, mit dem ganzen deutschen Schrifttum vertraut waren; und dazu mit der „Weltliteratur" [eine durch Goethe eingebürgerte Bezeichnung des Schrifttums aller Völker und Zeiten, deren Auffassung freilich eine verschiedenartige Auslegung erfuhr]. Allein diese Vielseitigkeit, die doch wiederum nach einer einheitlichen Abrundung der Büchersammlungen strebte, ließe den Vorwurf einer Waschzettel-Bibliophilie nicht zu. In den Worten: Einen einzigen verehren — lag das Bekenntnis zur Persönlichkeit, das man sich an Goethes Vorbilde deutlich werden ließ; lag aber auch die Bestimmung der Bücherliebhaberei als einer vornehmen Tugend, wie sie einstmals Sebastian Francks Spruch treuherzig erklärt hat: Das ist der Bücher rechter einiger Gebrauch, daß wir darinnen ein Zeugnis unseres Herzens sehen. Wenn die Bibliophilie in Deutschland ihre eigene Richtung finden konnte, die zu ihrer selbständigen Entwicklung geführt hat, ist hierfür wegweisend die Beschäftigung mit Goethe und seiner Zeit gewesen. Denn sie verband die schöngeistigen mit den wissenschaftlichen Zwecken; sie erlaubte es, den Augenblick verweilen zu lassen, der einen weiten Weltblick gewährte, nicht nur von der kalten, steilen Höhe einer humanistischen Philosophie, sondern auch von wärmenden Alltagswinkeln des deutschen Vaterlandes. Die Behaglichkeit des kleinen, die gemütliche Stimmung selbstbescheidener Genügsamkeit ließ sich hier gewinnen und lernen; gerade weil der Gegenstand, an dem sie sich übte, so groß war, daß

* Abb. 238

er ein gänzliches Versinken in den Kuriositäten- und Raritätenspielereien früherer Jahrhunderte nicht zuließ.

Erst die unablässige Beschäftigung mit den Beziehungen, den Drucken und Handschriften; eine Kleinarbeit und philologische Sammeltätigkeit, die geleistet werden mußte, um den notwendigen wissenschaftlichen Standpunkt zu gewinnen; ein bibliographisches und biographisches Nachrichtenwesen, das leicht zu verspotten war, konnte die Masse des Goetheschen Nachlasses durchdringen, das geschichtliche Bild des Dichters und seiner Dichtung aufhellen lassen, das von den Mitlebenden so oft entstellt worden war. Das Verfahren, das man wählte, war die Einordnung von Goethes Werken in seines Lebens Zusammenhang. Bei den Bemühungen, nach Goethes Mahnung „vom Häuslichen auszugehen", die Dichtung als Erlebnis zu erklären, ist die Generation der Goetheanasammler, der Hirzel und die mit ihm lebenden angehörten, im Eifer des Erklärens, Findens und Verbindens vielleicht weiter gekommen, als nur zu rein wissenschaftlichen Zielen. Immer jedoch sind diese Bibliophilen geblieben „Vertreter jenes unzünftigen, aber durchgebildeten Dilettantismus reiner, hoher Art, der aus innerem Drang heraus die Neigung zur Pflicht und seinen Namen von der Liebe hat". Michael Bernays, der mit kritischem Scharfsinn zeigte, wie man die Goethedrucke nach ihrem inneren Werte zu sondern habe; Woldemar Freiherr von Biedermann [1817—1913], der als Zweiundsiebzigjähriger seine Ausgabe der Gespräche Goethes begann, mit der er erwies, das jenes Ordnen und Sichten nicht vergeblich gewesen war, das ein Ganzes aus den zusammengelesenen Stückchen sich gestalten ließ, in dem die großen Züge des Lebens sichtbar wurden; Carl Schüddekopf [1861—1917], dem sich beschränkender Sammlerfleiß eine Nachlese jener Blätter und Blättchen erlaubte, die Goethe in reicher Zahl sich zerstreuen ließ, sie alle sind in ihrer Art verarbeitende, vorbildliche Sammler gewesen. Gern mochte ein feingebildeter Mann wie der Berliner Professor der Rechte Karl Bernstein [1842—1894] sich an der deutschen Klassikerbibliothek in Urausgaben erfreuen wollen, da er einen jeden Band nun besser als Teil eines Ganzen zu deuten vermochte. Es ist

* Abb 241

ein artiger Zufall, daß die ausgezeichnetste bestehende Goetheanasammlung ebenfalls einem Leipziger Verleger, Anton Kippenberg,* gehört. Die beiden Verzeichnisse, die die berühmtesten Goethe-privatbibliotheken beschreiben, erweisen ebenso auch die Ausbildung der deutschen Bücherkunde und Bücherliebhaberei in einem Halbjahrhundert, wie sie den Fortschritt der Goethephilologie von der Aufnahme des Bestandes bis zu seiner bibliographischen Durcharbeitung zeigen.

Als Karl Goedeke [1814—1887] 1858 auf seiner großen Deutschlandreise bei Hirzel in Leipzig weilte, wurde ihm nach dreistündigem Suchen und Blättern in dessen Goetheschätzen taumelig. Und doch war gerade er es, der sich solcher Überfülle des Stoffes gegenüber nicht kleinmütig zurückzog, sondern in seinem, in der ersten Auflage mit drei starken Bänden abgeschlossenen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" eine biblio-biographische Materialiensammlung angelegt hat, die auf Jahrzehnte hinaus der Mittelpunkt für die Bücherkunde der deutschen Schrifttumsgeschichte werden sollte. Ursprünglich war es nur seine Absicht gewesen, eine Neubearbeitung des 1795 veröffentlichten ‚Compendiums der deutschen Litteraturgeschichte' von dem Berliner Prediger Dr. E. J. Koch [den seiner „großen Kenntnisse und Büchersammlung wegen" (Cl. Brentano) auch die Berliner Romantiker gern aufsuchten] zu liefern. Als er dann aber in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die Arbeit aufnahm, entschloß er sich, sie von neuem zu beginnen und auf Autopsie zu begründen, um die bibliographischen Zitate richtig und vollständig geben zu können. Eine Absicht, die er weder methodisch noch systematisch überall durchführen konnte, die aber allein schon als solche betont zu haben sein unbestreitbares Verdienst war. Sie brachte das kritisch-literarhistorische Moment für das Büchersammelwesen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung zur vollen Anerkennung und Würdigung; gab die Erklärungen für den Gehalt der Originalausgaben; vereinte Bibliographie, Bibliophilie und Germanistik zu einer deutschen Literaturwissenschaft. Von seiner eigenen, groß angelegten ersten Büchersammlung hat sich Goedeke aus wirtschaftlichen Rück-

* Abb. 249

sichten vor seiner Übersiedlung nach Göttingen trennen und sie zum Verkauf bringen müssen; ein allmählich ihm entstandener zweiter Bücherzuwachs ist nach seinem Tode aufgelöst worden.

Um 1800 war in Deutschland der Antiquariatskatalog neben dem Auktionskataloge oder doch der von Büchereien und Bücherlagern ohne feste Preise aufgekommen. Die Altbuchhändler Helmert* & Püschel in Dresden scheinen die ersten deutschen Altbuchhändler gewesen zu sein, die regelmäßig solche Bücherpreislisten veröffentlichten; ihr Berliner Vertreter, der damalige Verlagsbuchhändler J. E. Hitzig [1780—1849] befolgte das Beispiel, ein bequemeres Format wählend. Von den Buchfreunden wurde diese Neuerung nicht ungern aufgenommen. Gab sie doch ihrem Sammeln mehr Gelegenheiten als die meist zufälligen, alle ihre Mittel auf einmal beanspruchenden Großverkäufe. Mochte auch die bibliographische Gründlichkeit der Antiquariatskataloge noch recht zweifelhaft sein — ein Helmertscher ließ das ‚Kazungali-Problem' wieder aufleben und bot so Brentano den Anlaß zu einigen Späßen — der Büchervorrat, den sie zugänglich werden ließen, war um so wertvoller. Hatte nicht im Jahre 1808 einer der geschicktesten Aufstöberer seltener Buchware, Herr von Meusebach, noch die Restauflage der Erstausgabe von Schillers Räubern wiederfinden können? Und konnten nicht noch wenig wohlhabende Büchersammler alte Handschriften und kostbare Wiegendrucke spottwohlfeil erwerben, von den Scharteken späterer Jahrhunderte zu schweigen?* Solcher Bücherüberfluß hatte vor allem zwei Ursachen. Einmal die Auflösung alter Büchersammlungen durch die Säkularisationen in Süddeutschland, die mit einem Male eine Fülle von seltenen Werken auch in den Handel brachten. Sodann die Änderung der Sammelrichtung, die von den bisher bevorzugten antiken Klassikern, von der gelehrten polyhistorischen Privatbibliothek-Repräsentation sich der modernen Literatur zuwandte; der deutschen, auf die die Germanistik und die neue Blütezeit der deutschen Dichtung, in der man lebte; der fremden, auf die die Idee der Universalpoesie, die die Romantiker verkündeten, verwies. Auch der Orient war dem Okzident genähert worden, durch Aneignungen östlicher Weisen, wie sie der Diwan Goethes bot;

* Abb. 206—210, 216

und durch Übertragungen, auf die eine entstehende Sprachwissenschaft ihren Einfluß übte. Wenn auf dem Wiener Kongresse, wo mit kostbarer Buchware die Händler die dort die europäischen Staaten vertretenden Gelehrten und wohlhabenden Würdenträger umwarben, ein Wilhelm von Humboldt [1767—1835] die neue deutsche Bildung in ihrer schönsten Form verkörperte, durfte der bahnbrechende Sprachforscher, der in den Geisteswissenschaften mächtig war, auch die Verehrung entgegennehmen, die seinem Bruder Alexander [1769—1859], einem Führer in den völkerverbindenden Naturwissenschaften, entgegengebracht wurde. Mit dem Anwachsen der Naturwissenschaften vollzog sich ihre notwendige Trennung von den Geisteswissenschaften, die einen Ausdruck auch in den Büchersammlungen fand, zunächst in der Form eines Verzichtes. Denn der Bereich der Naturwissenschaften blieb nun in seinem großen Umfange den Spezialbibliotheken überlassen, während die Geistes- und Geschichtswissenschaften ihre Gemeinsamkeit durch die Philosophie suchten. Derart ergaben sich als die Hauptgruppen nicht bestimmte Fächer pflegender deutscher Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts Philosophie und Poesie, in denen ergänzend untergebracht wurde, was sonst den dauernden Leistungen des Schrifttums zugerechnet wurde. Hierin wurde die Auffassung des Klassischen in der modernen Bibliophilie deutlich; ihr Verlangen nach den bleibenden Büchern, das auch die rasch wechselnden politischen Schriften nicht zu erfüllen vermochten. So erklären sich die Abgrenzungen der Privatbibliotheken gegen die Tagesliteratur, als welcher man, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten, alles zurechnete, das, eben erschienen, rasch dem Veralten oder der verbesserten Auflage zueilte.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Forschungen, die der Erkundung des deutschen Schrifttums und der deutschen Sprache der Vorzeit galten, eine neue Wendung genommen, die mittelbar aus dem Aufblühen eines neuen deutschen Schrifttums und einer neuen deutschen Sprachkunst hervorging. Gottsched und J. C. Adelung [1734—1806], ihm ähnlich, Bodmer und Breitinger, ihm widerstrebend, hatten manchen Nachfolger ihrer

hierher gehörenden Bestrebungen. Noch wichtiger wurde es jedoch, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mit seinen mannigfaltig sich verzweigenden Geistesströmungen sich vieles vorbildete, das richtunggebend für die altdeutschen Studien werden sollte; wie etwa die Begeisterung an einer Naturpoesie, die auch auf das nordische Altertum führte, sich allmählich in eine nüchternere Auffassung der Volkskunde wandelte. Aber den eigentlichen, den entscheidenden Aufschwung gaben den germanistischen Studien doch erst die älteren Romantiker, nicht sowohl durch ihre eigenen Einzeluntersuchungen als durch ihre Gesamtanschauung eines ‚Mittelalters', in dem die Jahre nationalen Verfalls ein Vorbild für die Wiederaufrichtung im deutschen Geiste zu sehen glaubten. Die literarischen Brennpunkte dieser germanistisch-romantischen Bewegung wurden Berlin und Heidelberg, ihre Vertreter waren Männer einer Generation. Denn die Görres, Brentano, von der Hagen, Docen, A. v. Arnim, v. Meusebach, Büsching sind alle um 1780 geboren; wenige Jahre jünger als die Brüder Schlegel und Tieck, ihre Führer, wenige Jahre älter als die Brüder Grimm und Uhland, die das begonnene Werk einer wissenschaftlichen Erneuerung deutscher Volks- und Vorzeitkunde zur Ausführung brachten. In Berlin war Friedrich Heinrich von der Hagen [1780—1856] seit 1807 in jener eiligen Art, die ihn in seinem langen Leben nicht verließ, mit Ausgaben und Vorlesungen, die ein germanistisches Studium gründen halfen, hervorgetreten; in Heidelberg gaben Arnim und Brentano als Dichter „Des Knaben Wunderhorn" heraus und, von ihnen gewonnen, Joseph Görres [1776—1848] seine Schrift über die deutschen Volksbücher [1807]. Ferner bleibend, weil weit weniger gefühlsmäßig, nahm Ludwig Uhland teil. Aber auch ihn behinderten ebenso wie seine späteren politisch-praktischen Tendenzen, sich ganz und Görres gar Arbeiten zu widmen, die zu einem ruhigen Verweilen in den stillen Bezirken der Vergangenheit und in einer versunkenen Bücherwelt zwangen. Jacob Grimm und Karl Lachmann, aus deren Zusammenwirken die deutsche Philologie eine Schule und eine Tradition erhielt, stellten auch die Muster einer streng wissenschaftlichen Fachliteratur auf, die, zu ihrer Beherrschung ein eigenes

Studium voraussetzend, sich mählich von den durch sie kritisch verarbeiteten alten Drucken und Handschriften, die den Sammlern als Seltenheiten überlassen wurden, sonderte.

Der Freundschaftsbund, den Jacob Grimm im Marburger Wintersemester 1802 auf 1803 mit seinem Lehrer Friedrich Karl von Savigny [1779—1861] schloß, versinnbildlicht das im Zeichen der Bibliophilie sich vollziehende Zusammenfinden der Germanistik und der Romantik. Nicht etwa, daß damals schon der achtzehnjährige scheue Student daran gedacht hätte, ihm könne die Führerschaft in der deutschen Altertumskunde und Sprachwissenschaft bestimmt sein. Oder aber, daß gar der große Romanist den rasch Aufwärtsstrebenden auf den Ursprung einer gelehrten Germanistik in der deutschen Rechtswissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hätte verweisen wollen. Das, was Grimm, dafür dankbar bis in sein höchstes Alter, von ihm lernte, war wissenschaftliches Arbeiten; und die erste Unterstützung auf seinem ferneren Lebenswege, die er Savigny verdankte, war die Benutzung von dessen ausgezeichneter Büchersammlung, die in ihren hohen Schränken die unscheinbare Wohnung des Professors zierte. Von hier aus begann Jacob Grimm seine Wanderungen in das Bücherland, in dem er ein Herrscher werden sollte. In dem gleichen Jahre 1803, in dem Savigny mit seinem ersten Hauptwerke hervorgetreten war, hatte Tieck seine Ausgabe der Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter veröffentlicht; ein anregendes Buch, das diese deutschen Dichtungen aus dem Hintergrunde der Universalpoesie sich lösen ließ und das, hierin mag sein erheblichstes Verdienst liegen, Jacob Grimm [1785—1863] sich selbst finden ließ. Denn nun bildete seinem auf das Heimatliche, Vaterländische, Volkstümliche gerichtetem Wesen sich ein festes Lebensziel. Die Bibliothek Savignys zeigte ihm die alte Bodmersche Sammlung, auf die die neue Tiecksche verwies und sein Sprachgefühl wurde geweckt. In den Bann der Bücher zog es auch Jacobs jüngeren Lieblingsbruder Wilhelm Grimm [1786—1859], der ihm auf die Universität gefolgt war. Im Geschmack der Romantik gründeten die beiden ihre kleine ‚liebe' Bibliothek, die ihnen gemeinsam bis zu ihrem Tode blieb. Im amtlichen Bücher-

dienste und in der Buchpflege, die ihre Forschungen von ihnen verlangten, haben die Brüder dem Buche gelebt. Die beiden Brüder Grimm sind von Jugend auf Bücherfreunde gewesen; ihre Forschungen und ihr Lebenslauf verwies sie von überallher auf das Buchwesen in seinen mannigfachen Verzweigungen. Jacob, der einer Einladung seines Lehrers Savigny folgend schon 1805 in Paris den Betrieb einer großen öffentlichen Bibliothek kennengelernt hatte; der auf die Empfehlung J. v. Müllers hin nach Begründung des Königreiches Westfalen 1808—14 Verwalter der vom Kurfürsten angelegten Büchersammlung in Wilhelmshöhe und 1815 wiederum in Paris der Beauftragte der Preußischen Regierung für die Rückerstattung der dorthin geraubten Handschriften gewesen war, stand von 1816 bis 1830 in Kassel, von 1830 bis 1837 in Göttingen im Bibliotheksdienste, Wilhelm von 1814 bis 1830 in Kassel, von 1830 bis 1837 in Göttingen. Aber beiden blieb noch weit über diese äußeren Beziehungen das Buch ein unentbehrliches Werkzeug ihrer gelehrten Untersuchungen und ihr Amt vermittelte den Bedürfnissen ihrer Arbeit auch ein näheres Verhältnis zu anderen öffentlichen Bibliotheken, vor allem zu denen in Heidelberg, Jena und Weimar, wo sie sich der Förderung Goethes erfreuen konnten. Ein sich immer weiter ausbreitender Schülerkreis ließ sie in den Berliner Jahren zum geistigen Mittelpunkt der Germanistik werden; Jacobs letztes großes Unternehmen, das Wörterbuch, vereinte, ebenso wie schon früher das Belegesuchen für die deutsche Grammatik und das Handschriftenvergleichen, alle Bestrebungen, die sich auf die Erschließung des deutschen Sprachschatzes und des älteren deutschen Schrifttums richteten, in seiner leitenden Hand. Und seine mannigfachen Veröffentlichungen mit ihren vielfach neuen Wegen, die sie suchten, wurden auch beispielgebend für buchgewerbliche und buchhändlerische Ausgestaltungen des deutschen Buches. Bescheidener blieb die eigene Büchersammlung unter solchen die Nutzung fremden Bücherreichtums gestattenden Verhältnissen. Das Bild des Bibliophilen Jacob Grimm hat sein Neffe Hermann umrissen: „Einen wie köstlichen Feierabendfrieden genoß Jacob Grimm nach dem Tode seines Bruders Wilhelm, die wenigen Jahre, die er diesen überleben

sollte, in stetiger stiller Arbeit unter seinen Büchern verbringend. Seine Lieblingsblumen, Goldlack und Heliotrop, standen am Fenster, auch auf dem Arbeitstische, der überdies mit allerlei Andenken besetzt war, standen ein paar Blumen in einem Glase. Seine und seines Bruders Werke waren alle dicht um ihn herum aufgereiht, so daß er sie bequem von seinem Sitze ergreifen konnte. Das für ihn, wie für Wilhelm, mit breitem Rande gedruckte Exemplar des Wörterbuches lag in einzelnen Bogen zu einem dicken Stoße aufgeschichtet neben seinem Schreibtisch. Bald seine vielen kleinen Abhandlungen für ihre endgültige Sammlung durchsehend, bald neu zugeschickte Bücher mit der Feder oder dem Bleistift in der Hand durchlesend, wenn ihn nicht eine größere Arbeit in Anspruch nahm, immer bereit, an geselliger Unterhaltung, an Tagesereignissen teilzunehmen, mit jener heiteren Ruhe, die ihm auch die Worte seiner Rede über das Alter eingegeben hat. ... Seine Bücher liebte er, das Wort ist nicht zu stark, mit Zärtlichkeit. Die gemeinschaftliche Bibliothek [der Brüder Jacob und Wilhelm] stand unter seiner besondern Obhut. Er ließ die Werke nach eigner Angabe verschiedenartig einbinden und konnte es bis zu einem gewissen Luxus darin treiben. Die gute oder bessere Meinung, die er von dem Werte eines Buches hegte, deutete er durch mehr oder weniger kostbaren Einband an. Bei kleineren Gelegenheitsschriften ließ er das zu überreichende Exemplar gern in dunkelroten Sammt binden. Der nach dem Tode meines Vaters [Wilhelm] gedruckte Freidank erhielt den teuersten Einband, der herzustellen war. Es hat etwas natürliches, daß er, der so lange Jahre Bibliothekar gewesen war, nun seine Bibliothek als eine Art Persönlichkeit betrachtete. Mit Wohlgefallen ging er oft die aufgestellten Reihen entlang, nahm auch wohl diesen oder jenen Band heraus, besah ihn, schlug ihn auf und stellte ihn wieder an seinen Ort. Es machte ihm Freude aufzuspringen und das Buch selbst zu geben, wenn man es bei ihm suchte und nicht gleich finden konnte. Nach meines Vaters Tode, als er dessen Stube mit zur Bibliothek einrichtete, ordnete er die Brüder nach einem neuen Plan und besorgte die Umstellung ganz allein. Er konnte im Dunkeln jedes Buch ergreifen ohne Irrtum. Er verlieh nicht gern, weil er

in die Bücher zu schreiben und Zettel hineinzulegen pflegte. Viele tragen auf dem letzten leeren Blatt ein doppelt angelegtes Inhaltsverzeichnis, eins von Jacobs, eins von Wilhelms Hand. Ich finde, daß er in einem Briefe an Lachmann einmal scherzweise von der späteren Auction der Bibliothek redet, wie die Leute da sich wundern würden, so kostbare Bücher, wie die große prächtige Ausgabe der Nibelungen, bei ihm zu finden; er hat auch mir einmal davon geredet, wie nach seinem und meines Vaters Tode die Bücher zerstreut werden würden und so der Plan, nach dem sie sie gesammelt, niemanden als ihnen bewußt gewesen wäre, allein wenn ihm bei solchen Gelegenheiten widersprochen ward, ließ er das gelten. Mehrfach haben meine Geschwister und ich ihm versichert, es würden die Bücher nicht auseinandergerissen und versteigert werden, und noch in den letzten Stunden, als seine Augen zeigten, daß er verstand was man sagte, und als wir uns bemühten, auszusprechen, was ihn erfreuen und beruhigen könnte, wurde ihm die Versicherung gegeben, daß die Bibliothek in würdiger Weise erhalten bleiben würde. Vielleicht daß sie auf einer Universität ihren Platz findet, wo sie Nutzen bringt und an ihre Urheber fördernd erinnert." Jacob und Hermann Grimms Hoffnung ist erfüllt worden, in die, 1831 begründete, Universitätsbibliothek Berlin aufgenommen, ist die Grimmbücherei an einen Ort gelangt, an dem sie im Sinne ihrer Urheber weiterwirkt.

Die literarhistorisch-retrospektive Orientierung der jüngeren Romantik auf die Universalpoesie verband sich bei ihren Vertretern anfänglich auch mit der eben erwachenden Begeisterung für die ältere deutsche, insbesondere die Überlieferungen der volkstümlichen Dichtung. Und die Romantik des alten Buches in Druck oder Handschrift; die Romantik des Sammelns, des Suchens der Trümmer der Vergangenheit, die auch den Germanisten nicht fremd war, ihnen sich aber bald in eine geschichtswissenschaftliche Auffassung wandelte und derart zur festgeleiteten Forschung wurde, mußte die Dichter mehr noch als alle anderen in die bunten Gefilde der Bücherwelt locken. Waren von den drei am meisten hervortretenden Bibliophilen der deutschen Romantik die konsequenten Kritiker August Wilhelm v. Schlegel [1767—1845] und Ludwig Tieck [1773—1853]

schließlich dahin gelangt, in ihren umfassenden Büchereien die Weltliteratur, d. h. die Dichtungen aller Völker und Zeiten, aufzubewahren, so bedachte Clemens Brentano [1777—1842] einen Büchereiplan, als er, der in alten und neuen Schriften wohl bewanderte Leser, seiner Leidenschaft für altertümliche Bücher nachgebend, die Kunde deutscher Vorzeit in ihren verblichenen Zeugnissen, in den fliegenden Blättern, den Holzschnitten, den Volksbüchern aufzuspüren sich bemühte. Schon im August 1802 teilte er dem Freunde A. v. Arnim mit: „Ich bin fünf bare Wochen in Koblenz gewesen und habe unter anderm viele seltene alte Bücher und einige Manuskripte gekauft." Manche ähnliche Stellen aus seinem Briefwechsel, die seinen Sammeleifer beweisen, ließen sich dieser anfügen. Sogar das Büchergesuch in der Form der Zeitungsanzeige hat der Dichter nicht verschmäht. Beabsichtigte doch Brentano der ersten Auslese seiner Büchersammlung, dem 1805 entstandenen Volksliederbuche „Des Knaben Wunderhorn", als Gegenstück eine Ausgabe der deutschen Volksmärchen zu schaffen, bei der ihm die Brüder Grimm, die dann selbst später seinen Plan verwirklicht haben, helfen wollten. Ähnlich hatte er die alten Volksbücher herausgeben wollen. Noch im Anfang des Jahres 1805 beklagte ein Brief an einen Antiquar in Freysing, daß ihm die „Mörin" entgangen sei, für die er gern den doppelten Preis gezahlt hätte; wünschte er sich die Feyerabendausgabe des Buches der Liebe, Lieder und Märchendrucke. Aber schon 1807 stellte er das Ergebnis seiner Sammeltätigkeit Josef Görres zur Verfügung. Ein rascher, ein romantischer Wechsel der literarischen Neigungen zeigte sich derart auch in den Bemühungen des Buchfreundes, dessen Phantasie die alten Bilder und Bücher erquickten. Der Bibliophile Brentano verrät sich in seinen Dichtungen häufig, bisweilen schon in ihrer Anlage. Die „Chronika eines fahrenden Schülers" gab er als den Fund eines Handschriftenaufspürers heraus. Der Schartekenstaub ließ Brentano nicht unempfindlich werden für die Kleinigkeiten und Nebensächlichkeiten, die einen empfindsamen Sammler verraten, der ein geschmackvoller Seltenheitenstöberer ist. Einbände und Größe seiner Bücher waren Brentano nicht gleichgültig. „Quart,

Folio, fein und roh, Schweinsleder bis zum Safian . . . und die Dichter in Großoktav" heißt es im „Gustav Wasa". Eine eigene Vorliebe war ihm freilich schon in frühen Jahren eigentümlich gewesen, die für die geheimwissenschaftlichen Schriften. Als er nach der innerlichen Umwandlung des Jahres 1817 mit dem Dichten und Leben abschloß; seine Büchersammlung zu wohltätigen Zwecken versteigern ließ, sich von den weltlichen Büchern trennend, hat er „den größten Teil seiner Bibliothek über Theologie, Exorzismus und Kabbala seinem Bruder Christian geschenkt", mit dessen eigener Sammlung sie erst 1853 verkauft worden ist. In Marburg, wo Brentanos späterer Schwager, Friedrich Karl von Savigny, sein einziger Umgang wurde, begegnete er mit diesem sich wohl in der Liebhaberei für die von der deutschen Vorzeit Kunde bringenden alten Bücher, die an gleicher Stelle auch Jacob Grimm in den Bann der Bücher gezogen hatten. Aber in ihrem auf gegenseitiger Zuneigung begründeten freundschaftlichen Verhältnisse zeigte sich doch schon der Gegensatz zwischen dem Enthusiasmus des Dichters und der Pedanterie des Gelehrten; trennte sich die Bibliophilie der Romantik von der Bibliophilie der Germanistik und Romanistik. „Ich kann oft sehr traurig werden," berichtete ein Brief Brentanos an Sophie Mereau, „wenn ich so dem Savigny zusehe, wie er im unendlichen Gleichmuth von Morgens bis Abends seine Folianten durchbuchstabiert, so ekelt mich diese Ruhe an, um die ich ihn doch wieder beneide." Den Finder störte der Gleichmut des Forschers; als Leser wie als Sammler war der Führer der historischen Rechtsschule, obschon der hervorragendste Jurist der Romantik, nicht Eklektiker, sondern Systematiker. Das beweisen auch die 1861 in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin aus der Bibliothek Savignys übergegangenen Reihen römischer und kanonischer Rechtsquellen. Der Romanist Savigny, seit der Errichtung der Berliner Universität [1810] einer ihrer ersten Lehrer, stand der Germanistik und der germanistischen Rechtsforschung fern, soweit er nicht geradezu ihrer Gegnerschaft angehörte. Ein anderer Berliner Jurist in hoher amtlicher Stellung schuf, nicht als Rechtsgelehrter, sondern als Schrifttumsfreund, der aufstrebenden, die Einheit deutscher Ver-

gangenheit erfassenden jungen Wissenschaft ihren berühmtesten Büchersaal.

Karl Hartwig Gregor Freiherr von Meusebach [1781—1847],* aus Neubrandenburg in Mecklenburg, war, nachdem er in Göttingen und Leipzig die Rechte studiert hatte, 1803 zu Dillenburg Kanzleiassessor und später Prokurator am dortigen Obergerichtshofe geworden, hatte 1814 die Leitung des Justizwesens in Trier übertragen erhalten und dann den Vorsitz bei dem provisorischen Kassationshofe zu Koblenz. Hier verbrachte er, im angeregten Verkehr mit Gneisenau, Pfuel, Clausewitz, Max von Schenkendorf, Stein, Johannes Schulze, Goethe, Tieck, Görres, Hebel und anderen ausgezeichneten Männern, fröhliche Jahre. 1819 als Oberrevisionsrat mit dem rheinischen Kassations- und Revisionshofe, dessen Präsident er später wurde, nach Berlin versetzt, nahm er 1842 seinen Abschied, die letzten Lebensjahre ganz seinen Büchern widmend, die er auf seinem Landsitze zu Alt-Geltow bei Potsdam um sich versammelt hatte. Seit Meusebachs Übersiedlung war Berlin das bibliographische Hauptquartier der Germanistik geworden; die Bibliotheca Meusebachiana der Ort, wo man Bücher und Nachrichten ausgab oder sie einschickte, wo Forscher und Sammler sich trafen, begehrend, mitteilend, bisweilen vergeblich versuchend, die Erfüllung ihrer Wünsche zu erreichen. Denn den ‚Marktverderbern' wollte Meusebach nicht allzu wohl, den allzuschnell bereiten, eilfertigen Herausgebern, die den von anderen und ihm sorgsam vorbereiteten Ausgaben, weniger schwerfällig sorgsam, zuvorkamen. Es ging damals lustig in der deutschen Philologie zu. Sie war noch eine fröhliche Wissenschaft, deren Bücherlust in den Gastmählern und Gastgeschenken sich zeigte, die die Geselligkeit heiter verschönten. Jacob und Wilhelm Grimm hatte Meusebach vielleicht schon in Marburg bei Savigny kennen gelernt, Lachmann und Haupt traten auch in seinen Freundeskreis; nicht ohne daß die Eigenwilligkeit Meusebachs hin und wieder einige Unruhe in seine Beziehungen zu den Häuptern der Germanistik brachte. Aber in seiner Art war er, dem Jacob Grimm 1828 die Rechtsaltertümer widmete, doch auch eine Autorität der Germanistik. Wenn ihm

* Abb. 221

etwa der mit seiner Ausgabe deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigte Wilhelm Müller am 2. Juni 1825 aus Dessau schrieb: „Wollen Sie mir, was Sie von Rist, Clai und Harsdörfer an poetischen Werken besitzen auf ein paar Monate mittheilen? Ich habe mit einem Worte noch nichts von diesen Dichtern in Händen und brauche Ihnen daher kein Verzeichniß dessen zu schicken, was ich haben möchte" — dann erweist eine solche Briefstelle hinreichend genug, welch ein Verdienst in der bloßen Sammeltätigkeit lag; wofern diese, nach Meusebachs Muster, nur eine bibliographisch-kritische und methodisch-systematische blieb. Um das nicht zu unterschätzende Verdienst des Bibliophilen Meusebach sich klarer zu vergegenwärtigen, braucht man sich lediglich an einen seiner erfolgreichsten Mitsammler, an den Bibliothekar der fürstlichen Bibliothek in Wernigerode Karl Zeisberg [1804—1850], zu erinnern, dessen Bücherliebhaberei nicht über die äußerliche Bemächtigung der Bücher hinaus gelangte und dem nach abgeschlossenen Universitätsstudium noch die Abfassung eines Briefes die allergrößten Schwierigkeiten machte. Daß ein angesehener Beamter und vielseitig gebildeter Gelehrter die Bibliophilie als eine damals notwendige Hilfswissenschaft der Germanistik richtig verstand, war schon etwas wert.

Das Büchersammeln Meusebachs galt ihm selbst als ein Vorarbeiten für groß angelegte Ausgaben und Werke. Doch ist er über solche Vorarbeiten nicht hinausgekommen, sogar nicht für den deutschen Schriftsteller, dem seine ganze Liebe galt. Auf dem Vorsatzblatte einer alten Fischartausgabe trug er am Ende seines Lebens die Worte F. H. Jacobis [aus der Vorrede zu Eduard Allwills Briefsammlung] ein: Er sammelte zu seinem Werke mit einer Liebe, die ihn von der Ausführung desselben entfernte. Besser läßt sich nicht das Ergebnis des Meusebachschen Fleißes und der Meusebachschen Gelehrsamkeit kennzeichnen. Was er geleistet hat, war der bibliographische Teil der Arbeit, geborgen in seiner Bibliothek. Doch obschon er selbst über das Planen auch nicht weit hinauskam und obschon er meist nur ungern den ihn bedrängenden Wünschen nach diesem oder jenem Buche, dieser oder jener Materialienkollektion

entsprach — er hätte seinen Bücherschatz dauernd verleihen müssen und viele zufriedenstellen sollen, die den Aufgaben nicht gewachsen waren, die sie lösen sollten; die Pfuscherei begünstigen müssen — den berufenen Forschern seines Freundeskreises ist er ein treuer Helfer gewesen, trotzdem die mancherlei Mißverständnisse, die sein schrullenhaftes Wesen hervorrief, nicht ausblieben. Das liebevolle Versenken in das Denken, Fühlen und Sprechen deutscher Vorzeit mag Meusebach zu mancher Sonderlichkeit verleitet haben, wenn er mit barocken Wendungen bibliographische Themata in seinem Briefwechsel erörterte, Auskünfte gab, Fragen stellte und vor allen Dingen seine Sammlersorgen nicht vergaß, von denen sich zu befreien ihm die anderen mithelfen sollten. Die Ansprüche, die er hier stellte, waren nicht weniger weitreichend, als die an ihn gestellten. Man braucht nur seinen Briefwechsel mit F. A. Ebert zu lesen, wie er gelegentlich sogar den Bibliothekar in Versuchung führen will, ein unermüdlicher Bücherjäger. Gerade das zeichnete Meusebach aus, daß er ein Bibliophileningenium hatte und ein bibliographisches Gewissen, daß er die Sammelgebiete, die er bestellte, sich recht eigentlich schuf, indem er sie nach klugem Plane systematisch durchforschte. Derart entstanden ihm Sonderreihen. Die Drucke geistlicher und weltlicher Lieder; die deutsche Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts in unübertroffener Vollständigkeit; die polemische und satirische Literatur; die Schwankbücher, die Sprichwörtersammlungen; die Schriften über Spiele, Trachten, Speise und Trank, Kochkunst, Weinbau; über geistige und leibliche Fertigkeiten; über das Familien- und Frauenleben; über Hebammenkunst und Kindererziehung und andere noch bildeten geschlossene glänzende Gruppen, die in ihrem großen Zusammenhange derart noch nie dies ältere deutsche Schrifttum in einer Büchersammlung vereinigt hatten und vielleicht nie wieder vereinigen werden. Daß der gelehrte Handapparat nicht fehlte, der, etwa bei den Vokabularien und Wörterbüchern, sehr vollständig war und sehr weit zurückreichte, so daß er einen eigenen Wert gewann, verstand sich für den gewissenhaften Sammler von selbst. Um so bedauerlicher bleibt es, daß Meusebach, der sich mit dem Gedanken trug, das Kochsche Kompendium um-

zuarbeiten, kein ausführliches Verzeichnis seiner Bücherei hinterließ, daß überhaupt deren Katalog nicht gedruckt worden ist. Eine Aufnahme des Bestandes haben erst nach Meusebachs Tode Zacher und Zarncke für den Verkaufszweck besorgt; und die von der Berliner Bibliothek herausgegebenen Bücherlisten, die die Dubletten der Meusebachbibliothek ausboten, sind kein Ersatz eines vollständigen Kataloges der unvergleichlichen Sammlung. „Er ließ es sich freilich viel, sehr viel kosten, bei Versteigerungen mußte für ihn immer der letzte Preis geboten werden“ [Hoffmann]. Auch sie sind nicht zu unterschätzen, die materiellen Opfer, die Meusebach seiner Sammlung und ihrer Sache zu bringen hatte. Denn am Ende nützte solcher Aufwand großer Mittel doch der Gesamtheit der Anteilnehmenden, die sich seiner Ergebnisse zu bedienen und zu erfreuen verstanden. Wer den Weg zum Bücherherzen des liebenswürdigen Menschen zu finden wußte, dem öffnete sich auch die Bücherei des gelehrten Sammlers und seine reiche Wissenschaft vom Buche der deutschen Vorzeit. Hoffmann von Fallersleben* hat ausführlich seinen ersten Besuch in dem behaglichen Bücherheiligtum beschrieben.

„Schon in Koblenz hatte ich viel gehört von einem Herrn von Meusebach, der dort Präsident der provisorischen Verwaltung der Rheinlande gewesen war und dann als Geheimer Rat an den Rheinischen Kassations- und Revisionshof in Berlin versetzt sei. Der besitze eine große Bibliothek, reich an altdeutschen Werken [nebenbei bemerkt jetzt ein kostbarer Besitz der Königlichen Bibliothek in Berlin], sei ein großer Kenner und immer noch ein eifriger Sammler. Ich erfuhr bald seine Wohnung, eines Morgens ging ich zwischen 9—10 hin und ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch um dieselbe Zeit, wurde aber immer abgewiesen, es hieß: „Der Herr Geheime Rat schläft noch.“ Ich ließ mich nicht abschrecken: ich ging zum vierten Male hin, aber erst um 11 Uhr. Diesmal hatte ich sagen lassen, der Herr von Arnim habe mich ja schon angemeldet. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte eintreten. Herr von Meusebach war im eifrigen Gespräche begriffen mit Frau von Savigny, begrüßte mich, ließ mich stehen und setzte sein Gespräch fort. Frau

* Abb. 223

von Savigny war so gesprächig, daß sich gar kein Ende absehen ließ. Endlich nach einer guten Viertelstunde war der Born ihrer Beredsamkeit versiegt, und sie empfahl sich. Meusebach wendete sich nun an mich. Ich sprach einfach aus, was ich von ihm wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen, und bot mir die eine an. Als wir so recht im Zuge waren, schloß er eine Tapetenthür auf, in diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltensten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Lutherische Gesangbuch von 1545: ‚Was sagen Sie dazu?' Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich, der Bediente, ein: ‚Herr Geheime Rat, es ist angerichtet'. Das störte uns nicht, wir fuhren in unserm angenehmen Geschäfte fort. Friedrich kam wieder: ‚Herr Geheime Rat, das Essen steht schon längst auf dem Tische.' — ‚Gut, nun kommen Sie mit!' Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können, heute schmeckte es mir vortrefflich, sowie der leichte Moselwein — einen andern führte der Geheime Rat nicht. Frau v. Meusebach lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen, als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände."

„Nach Tische begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frisch gestopfte Pfeife. — Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange halten. Meusebach ergötzte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte. Wir begannen von neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet, wir setzten uns. Jetzt kamen die Liederbücher und die Fischartiana an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Tee wurde gebracht. Frau v. Meusebach kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher, Tee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort, Frau v. Meusebach folgte bald nach, wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät.

Mein Bruder wußte nicht, wohin ich gegangen war — ich wollte jetzt nach Hause. Ich mußte bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende . . . Endlich um halb zwei schieden wir und waren nach funfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im geringsten schwer, recht bald Wort zu halten."

Uhlands Wunsch: „Möge doch über dem Meusebachschen Nachlaß ein günstiger Stern walten, damit nicht eine Sammlung ins Elend gehe, oder kläglich zerstreut werde, die so recht dem eigensten Leben des deutschen Volkes angehört und, einmal verschleudert, nicht mehr zu ersetzen wäre," ist in Erfüllung gegangen. Allerdings die Bücherzimmer, die bis dahin [nach Uhlands Ausdruck] „im Dämmerlicht eines Märchens" gelegen hatten, sollten die kostbarste Hinterlassenschaft des alten Freiherrn noch drei Jahre nützen, ehe sie in fünf großen Möbelwagen der Königlichen Bibliothek in Berlin zur endgültigen Verwahrung zugeführt werden konnte.

Anfang und Auflösung der Bücherei Meusebachs gehören der Romantik an. Um den Schatz vor seiner Zerstörung zu schützen, wandte sich die Romantikerin, Bettina v. Arnim [in einem Briefe vom 5. September 1847] an den Romantiker, König Friedrich Wilhelm IV., in der Hoffnung, der Bauten und Bücher liebende Monarch werde sich Alt-Geltow selbst zu eigen machen und die Sammlung mit dem Schlößchen erwerben, in dem sie stand: „Eure Majestät haben eine stolze Burg am Rhein — — aber so nahe der Heimat ein so sinniges Asyl, was den Charakter bürgerlicher Einfachheit trägt — einem genievollen Geist ist es der Sitz des Behagens — einen solchen Sommersitz, nur durch den Abglanz der Natur verschönt, den haben Eure Majestät noch nicht. — Wo der Nußbaum vor der Thür Schatten giebt, wo die Tauben sich niederschwingen, wo die Windmühlen mit ihren Telegraphenarmen andeuten, es gehe einen Tag wie den andern, wo die Segel im Wettlauf bis zum Horizont hintanzen und der Abendschein mit den Wellen der Havel sich zu purpurnem Goldstoff verwebt, wo die Frachtwagen am Fuße des Berges auf der Landstraße ächzen, dann und wann ein Posthorn ertönt, wo am Sonntag in der

Ferne lustiges Volk auf Kähnen vorüberzieht und dann mit Einbruch der Nacht die Mondstille alle Laubgänge in somnambulen Schlummer wiegt, und der Hofhund besser, verständiger und treuer als eine andere Behörde das geliebte Tuskulum überwacht und schützt. — Wie Karl der Große seiner Geliebten die köstlichsten Kleinodien des Orients, die Talismane der Wunderkraft aller Art herbeischaffte, um den Schatz ihrer Tugenden zu bereichern, so hat Meusebach durch seinen Scharfsinn Schätze gesammelt, die man nirgends wiederfindet. — Die Bibliothek ist ein Nationaldenkmal, das dem hohen Ruhm bringt, der es dem Vaterlande erhält. — Die Bibliothek wird als unschätzbar erachtet, ich füge hier eine kurze Übersicht dessen bei, was man im ersten Augenblick wahrnehmen kann. — Sie enthält über 30000 Bände. — Was ich in Vorschlag gebracht wissen möchte, darüber habe ich mich vielleicht nicht deutlich genug ausgedrückt, aber das Herz Eurer Majestät weiß hier die Straße besser zu finden, als ich sie andeuten kann."

Nicht der aufbrausenden Begeisterung Bettinens, erst der beharrlichen Bestimmtheit eines Meusebach nahestehenden Bibliophilen ist die Erhaltung der Sammlung gelungen. Freundschaftlich dem Kreise Meusebachs nahestehend, durch Bücherliebhaberei und Sammeleifer ihm ebenfalls verbunden, war der spätere Adjutant Friedrich Wilhelms IV. und General Gustav von Below, der 1852 starb. „Herr von Below ist bibliomanisch angesehen mein ärgster Feind und kauft mir alles weg", meinte Meusebach einmal mit jenem Bibliophilen-Fanatismus, der sich die Herrschaft über das eigene Sammelgebiet nicht gern streitig machen läßt. Auch sonst fehlte es ihrem Verkehr nicht an ähnlich scherzhaft-spöttischen Wendungen, wovon eine [in Meusebachs Fischartstudien, herausgegeben von Wendeler, abgedruckte] Urkunde aus dem Jahre 1826 ein hübsches Zeugnis liefert, die Below und Meusebach über ein zwischen ihnen stattfindendes Tauschgeschäft errichteten. Below war seit 1820 ein Pantagruelist und seine Vorliebe für Rabelais, der in einer stattlichen Ausgabenreihe seine Bibliothek schmückte, machte ihn ebenso zum Förderer und Gönner des neuen deutschen Rabelaisübersetzers Regis, wie sie ihn des alten deutschen

Rabelaisbearbeiters Fischart Schriften suchen und damit zu Meusebachs Nebenbuhler werden ließ. Freilich ein Nebenbuhler von einer unter Sammlern seltenen Selbstlosigkeit, dem nicht der eigene Besitz sondern die Buchpflege das Höchste war. G. von Below hat in seiner einflußreichen Stellung die dreijährigen Verhandlungen [1847—1850], die dem Ankauf der Bücherei Meusebachs vorangingen, geleitet und, mit Moritz Haupt und Karl Lachmann, zu einem glücklichen Ende geführt. Die Aufnahme des Bestandes der Meusebach-Bücherei wurde nach seinen Ratschlägen vorgenommen, weil er, eine sehr beherzigenswerte Regel, darauf hinwies, daß die geschäftliche Verwertung einer Büchersammlung, die nicht aufgelöst werden soll, nur auf Grund ihres guten Verzeichnisses möglich werde. Als dann durch allseitiges Entgegenkommen, auch Frau von Meusebach hatte den ursprünglichen Verkaufspreis der Bibliothek von 60000 Talern auf 40700 Taler gemindert, und nach Überwindung der mannigfachsten Widerstände 1850 die Bücher Meusebachs in die Berliner Königliche Bibliothek aufgenommen werden konnten, gab das Datum des Erwerbes der glänzendsten deutschen Bibliophilen-Germanisten-Privatbibliothek für eine öffentliche Sammlung auch das der Beendigung einer Sammelrichtung an. Ähnliche deutsche Privatbibliotheken geringeren Umfanges sind wohl auch noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aufgebaut und aufgelöst worden. Aber vorwiegend bevorzugte die literarhistorische Orientierung von nun an die Zeit, die den Bibliophilen-Germanisten ferner lag, weil sie ihnen noch allzu nahe gewesen war, die Zeit des seit etwa 1750 neu aufblühenden deutschen Schrifttums, die Klassiker- und Romantiker-Epoche.

Von den Berliner Buchfreunden, die gleich Meusebach das alte deutsche Buch seines Inhalts wegen und als Sprachgut liebten, sind die meisten ihm in der strengen Begrenzung des Sammelgebietes nicht gefolgt, da sie ihre Ausflüge in die Bücherwelt viel weiter auszudehnen liebten, wie das auch der Generalpostmeister und Staatsminister Karl Ferdinand Friedrich von Nagler [1770—1846]* tat, der sich von seinem [in die Berliner Königliche Bibliothek und die königlichen Museen aufgenommenen] Sammelbesitz noch bei Leb-

* Abb. 220

zeiten trennte. „Es ist ein beschwerliches Ding mit dem Sammeln. Da ist kein Halten — bis endlich einer auf die Sprünge des Herrn von Nagler und seines Arztes Dr. Kloss kommt und die ganzen Sammelfreuden hingiebt für weniges Geld. Herr von Nagler für 92000 Thl.!" schrieb Meusebach darüber am 14. Juli 1835 an Moritz Haupt. Ein ähnliches und doch noch schlimmeres Schicksal, das ihrer gänzlichen Auflösung, ist den Büchereien von Karl Wilhelm Ludwig Heyse [1797—1855] und Karl Biltz [1830—1901] nicht erspart geblieben, die nach ihrer Art der Meusebach-Bücherei vergleichbar gewesen waren, obgleich sie deren Umfang und Wert nicht erreicht hatten. Dafür sollte die bedeutendste Bibliophilen-Germanisten-Bibliothek Süddeutschlands das Ehrendenkmal ihres Urhebers werden.

Mehr noch als Uhland vertrat in Schwaben die Bibliophilen-Germanisten und die Romantiker Joseph Freiherr von Laßberg [1770—1855], dessen Bildnis in der Geschichte der deutschen Bücherliebhaberei und des deutschen Büchersammelwesens das Gegenstück zu des Freiherrn G. v. von Meusebach Porträt ist. In Donaueschingen geboren und bis 1817, seit 1804 als Geheimrat und Landesforstmeister, in fürstlich Fürstenbergischen Diensten stehend, hat er auf seinem Landsitz Eppishausen im Thurgau — nach dem er sich Meister Sepp von Eppishausen auf seinen Schriften zu nennen pflegte — und [seit 1838] auf dem alten Schlosse Meersburg am Bodensee einen altdeutschen Bücherschatz zusammengetragen, der nach seinem Tode in die fürstlich Fürstenbergische Hausbibliothek kam, die, an kostbaren Manuskripten schon vorher reich, recht eigentlich erst seit der Einverleibung der 11000 Druckwerke und 273 Handschriften der Laßbergschen Privatbibliothek den raschen Aufschwung zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung nahm. Manche Unterstützung seiner Sammelarbeit hatte der Enthusiast und historisierende Romantiker der fürstlichen Familie, insbesondere der Fürstin Elise, verdankt. Sie war es auch gewesen, die ihm jene 250 Dukaten lieh, mit denen er die Nibelungenhandschrift [C] gekauft hatte, die, während des Wiener Kongresses unter den dort versammelten Würdenträgern ausgeboten, in Gefahr geraten war, nach England ent-

führt zu werden. In einer ‚mittelalterlichen' Umgebung, die er sich im romantischen Zeitgeschmack schuf, der er aber doch das Opfer seiner gewaltigen Tabakspfeifen nicht zu bringen vermochte, lebte der Buchfreund und Bücherkenner in der deutschen Vergangenheit; ein geselliger Mann, mit Begeisterung und Eifer die neugewonnene Wissenschaft pflegend und durch Besuche und Briefwechsel einen regen Verkehr mit ihren Meistern unterhaltend. Und wenn er dann in einen seiner Kodizes mit der kunstgeübten Hand sein gotisch stilisiertes Wappen als Büchereizeichen hineinmalte,* dann durfte er wohl seinen Lieblingstraum träumen: als Schwabe ein echter Nachkomme jener Minnesänger und goldenen Ritterzeit zu sein, mit deren Entdeckung die Bibliophilen-Romantiker der Germanistik einen Weg gewiesen hatten, der, wenn er schließlich auch zu anderen Zielen führte, ohne die fleißigen Sammler den fleißigen Sichtern viel beschwerlicher geworden sein würde.

Unter den Verdiensten der Romantik war dieses nicht das geringste gewesen, aus den literarischen Studien die literarhistorischen zur Anerkennung gebracht und recht eigentlich erst für das deutsche Sprachgebiet einer Literaturwissenschaft gegründet zu haben. Aus dem katalogisierenden Literator, der in der Gelehrtengeschichte recht und schlecht auch die schönen Geister registriert hatte, wurden die Vertreter wissenschaftlicher Fächer, die mehr und mehr auf engere Sondergebiete sich einschränkten. Hatten am Anfange des Jahrhunderts noch Germanistik und Romanistik, hatte die vergleichende Sprachwissenschaft immerhin noch einen romantisch weiten Ausblick auf die Universalpoesie gehabt, so verlor sich dieser desto mehr, je strenger wissenschaftlich die neuen Disziplinen sich entwickelten. Ja die allgemeine, die philosophierende Betrachtung der Geschichte des menschlichen Geistes und seines Schrifttums, die im Herderschen humanitätsidealistischen und im Goetheschen sozialethischen Sinne auf eine Weltliteratur wies, kam ebenfalls auf die Einschränkung in das literarhistorische Element zurück und die literarische Orientierung der Bibliophilen wurde in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer bibliographisch-kritischen; zu einer Orientierung, die nun allerdings, dank der Ausbreitung und

* Abb. 222

Vertiefung der Fachwissenschaften, allseitiger und tiefer die Büchermassen übersah. Das Bibliotheksideal, das die Bücherwahl hieraus sich bilden konnte, erweckte das Verlangen, die Meisterwerke aller Völker und Zeiten in der Bücherei zu vereinen, Vollständigkeit der wertvollsten Werke in ihren besten Ausgaben zu gewinnen. Das war ein Eklektizismus, der mehr noch als international, der interintellektuell zu nennen sein würde, sofern dann für die Persönlichkeit des Sammlers selbst in seiner Bücherstube kein Raum mehr bliebe. Doch hat schon der deutsche Buchfreund, der in seinen Katalogwerken seit 1894 die Weltliteratur so interpretierte, der Dichter Eduard Grisebach [1845—1906],* den Subjektivismus einer derartigen Auswahl nicht nur betont, sondern auch selbst bewiesen. Sie ist nichts weiter als die mit der Entwicklung der Nationalliteraturen sich verbreiternde Anerkennung eines Klassikerkanons auf literarhistorischer Grundlage, verbunden mit dessen bibliographischer Ausdeutung. Und sie wird immer mehr oder weniger die Richtungen einer Sammlung sich festen Mittelpunkten zuwenden lassen, die für die Bibliothek Grisebachs eine ästhetische Orientierung nach der Persönlichkeit Schopenhauers hin wurde.

Die Betrachtungsweise des Schrifttums ist hierbei zu der seiner Kunstwerke geworden, nicht im Sinne einer ausschließlichen Einschränkung auf die Wortkunst, sondern in dem der Anerkennung einer geistigen und literarischen Schöpfung, die die Buchverkörperung eines Werkes zeigt. [Wozu dann die literarhistorische Betrachtungsweise noch die Ergänzungen heranzieht, die den Begriff der literarischen Persönlichkeit biographisch-psychologisch vertiefen.] Auch in den Fachwissenschaften lassen sich solche nach Form und Inhalt bleibende Leistungen auffinden; ebenso wie in der Philosophie und nicht nur in der Poesie der Begriff des Kunstwerkes sich ihren besten Büchern aneignen läßt. Daraus ergibt sich aber auch die eigene seelische Mitarbeit als die Quelle des Kunstgenusses. In dieser [,objektiven'] Kunsttheorie liegt nun eine Erklärung für das Wesen der Bibliophilie überhaupt. Die geistige und die gelehrte Arbeit des Forschens und Lernens verbindet sich in ihr am Gegenständlichen des Buches und an der geschichtlichen Greifbarkeit eines Vergangen-

* Abb. 233—236

heitszeugen, wo dann das alte Buch in seinen verschiedenartigen Erscheinungsformen des Sammlerstückes für den Buchfreund ebenso wie das seiner Gegenwart ihm lebendig wird. So läßt sich die Bibliophilie als ein Vergnügen und eine Weisheit, die mit allen Mitteln die sinnliche Anschaulichkeit eines Werkes zu erhöhen und für den Leser zu erreichen strebt, von der ihr ebenfalls notwendigen Arbeitszweckform einer Büchersammlung trennen, deren beste Buchpflege das Buch im Dienste seines Gebrauchers hält. Bibliophilie ist die Auffassung des Buches als des Vermittlers eines Geisteswerkes und, in einer Erweiterung der Doktrin der Bibliophilen-Humanisten, die in ihm lediglich den Vertreter einer literarischen Persönlichkeit sahen, als eines Stimmungsträgers, der etwa eine geschichtliche Rückerinnerung versinnlicht, ein seelisches Erlebnis verstärkt. Weiterhin aber auch eine Bibliotechnik, die die beste Buch- und Büchereigestaltung, die nach Möglichkeit alle Buchnutzwerte erschließt, sich wünscht. Von der Bücherliebhaberei, der angeborenen oder anerzogenen Buchfreude, kann sie sich bis in die geistigen und seelischen Höhen erstrecken, die sie des Bibliophilen Persönlichkeit finden läßt, sich, nach ihrer jeweiligen Artung, in einem Bibliophilentemperament ausgleichend. Inwieweit dabei der Buchfreund auch noch zu einem Büchersammler wurde, ist hierfür gleichgültiger.

Arthur Schopenhauer [1788—1860], Verächter und Verehrer des Buches, war wohl derjenige unter den großen Philosophen, der die gewählteste Privatbibliothek hatte. Seine sehr weitreichende Bildung — er war ebenso als Weltmann mit den europäischen Hauptsprachen, in deren Ländern er gelebt hatte, vertraut geworden, wie mit den klassischen Sprachen in streng philologischer Schulung, er hatte das naturwissenschaftliche Studium auf der Universität nicht vernachlässigt und den Erzeugnissen des orientalischen Schrifttums eine ununterbrochene Aufmerksamkeit zugewendet — bedingte ihm eine umfassendere Auswahl als sie die üblichen wissenschaftlichen Büchersammlungen haben konnten; eine Auswahl, deren Breite seine strengen Ansprüche an das Buch einschränkten auf eine dünne Oberschicht der besten Bücher. Denn auch er mußte sich, obschon er

sein Leben der freien Beschäftigung seines Geistes widmen durfte; obschon er die Kunst des Lesens in der Vollendung übte, eingestehen, es wäre gut, Bücher kaufen, wenn man die Zeit, sie zu lesen, mitkaufen könnte. Niemand hat so häufig über die Verschwendung von Zeit an die schlechten Bücher geklagt. Und niemand mit so herbem Urteil die kopfverderbenden Bücher verachtet. Für Schopenhauer galt es als Grundsatz: Kein Buch kann den eigenen Geist ersetzen, und als Ausnahme dieser Regel: die Menschen können nicht allein sein, sie brauchen Gesellschaft, wenigstens ein Buch. Eine Ausnahme, die er sich in Lebensregeln bestätigte: Man kann Bücher von Leuten lesen, an deren Umgang man kein Genügen finden würde — Hohe Geisteskultur bringt dahin, daß man nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung findet. Wer das Glück hat, mehr mit Büchern als mit Menschen leben zu dürfen, vergißt leicht, wie es in der wirklichen Menschenwelt hergeht und übersieht die Kluft, welche zwischen dem Volk und den Büchern ist. Aber die Ablehnung der Bücher hält mit seiner Anerkennung des Buches sich doch die Wage. Die Zahl der Bücher, welche in einer Sprache geschrieben werden, mag sich zur Zahl derjenigen, welche einen Teil ihrer bleibenden Literatur ausmachen, verhalten wie Hunderttausend zu Eins. — Wohl neun Zehntel aller Bücher sind schlecht und hätten sollen ungeschrieben bleiben. — Schlechte Bücher sind intellektuelles Gift. — Viele Bücher taugen bloß zu zeigen, wie viele Irrwege es gibt. — Derart mahnte er sich ständig zur Vorsicht in seinem Büchergebrauch und in seiner Bücherwahl, empfahl sich, das Buch wegzuwerfen, bei dem man merke, daß man in eine dunklere Region gerate als die eigene sei und der Autor bloß schreibe, um Papier zu füllen. Man hüte sich, immer nach den neuesten Büchern zu greifen und die gediegenen älteren ungelesen zu lassen. Jedes wichtige Buch soll man sogleich zweimal lesen. Mit ähnlichen Aussprüchen Schopenhauers ließe sich ein modernes Philobiblon kompilieren, so mannigfaltig und zahlreich sind sie in seinen Schriften zerstreut. Ein modernes Kompendium. Denn Schopenhauer gehörte zu den ersten, die aus dem Begriff der Literatur, wie ihn die Bücher durch ihr Vorhandensein schufen, den

Begriff einer Literatur aussonderte, der die Bücher als deren Wertträger auffaßte. Er meinte, Litteratur müsse geschrieben werden nicht Literatur, welches von linere, schmieren, kommt. Übrigens könnte man eine sehr kleine Litteratur und eine sehr ausgedehnte Literatur unterscheiden. Es gibt, zu allen Zeiten, zwei Literaturen: eine wirkliche, bleibende, stehende Literatur, welche sehr klein ist, und eine bloß scheinbare, vergängliche, fließende Literatur, welche sehr groß ist. Zu fast jeder Zeit ist in der Literatur eine falsche Grundansicht, Manier, im Schwange. Welch unschätzbarer Gewinn würde es sein, wenn, in allen Fächern einer Literatur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existierten. Bei dieser Sachlage und einer richtigen Einschätzung des Lesens [Das Leben ist ein bloßes Surrogat des Denkens — Gelesene Gedanken sind die Überbleibsel eines fremden Mahls — Man soll sich nicht, des Lesens wegen, den Anblick der realen Welt entziehen. — Wir behalten viel besser, was wir erlebt, als was wir gelesen haben] muß in Hinsicht auf die Lektüre, die Kunst, nicht zu lesen, höchst wichtig sein. Man lese nicht, was soeben das größere Publikum beschäftigt, auch nicht die Darstellungen der Lehren großer Geister aus zweiter Hand. Um das gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese. Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Beste nie zu oft lesen. So stellte Schopenhauer ein Bibliophilieideal auf, das als Bibliosophieideal gelten kann. Doch verschloß er sich auch keineswegs der Wirklichkeit, der Zweckerfüllung des Buches. Bücher sind das papierne Gedächtnis der Menschheit. Bücher teilen nur Begriffe mit, keine Anschauung. Bücher sind nicht als Quellen der Erkenntnis, sondern nur als Beihilfe zu benützen; sie sind bloße Sprossen der Leiter, auf der man zum Gipfel der Erkenntnis steigt. Ein Buch kann nie mehr sein, als der Abdruck der Gedanken des Verfassers. Man lese die Urheber der Sachen und kaufe lieber die Bücher aus zweiter Hand als ihren Inhalt. Der Wert liegt entweder im Stoff, in dem, worüber der Verfasser gedacht hat, oder in der Form, in dem, was er darüber gedacht hat. Vermöge des Stoffes können ganz gewöhnliche Menschen wichtige Bücher schreiben, z. B. Reisebeschreibungen; wo es hingegen auf die Form ankommt, da vermag

nur der eminente Kopf etwas zu leisten. Quantität des Wissens [Gelehrsamkeit] erteilt den Büchern bloß Dicke, Qualität desselben [Einsicht] hingegen Gründlichkeit und Stil. Die Hälfte fast jedes Buches besteht aus Gedanken, die an und für sich keinen Wert haben, die aber der Zusammenhang nötig macht. Bücher, die aus lauter wertvollen Gedanken bestehen, wobei das Wertvolle zugleich das Notwendige und umgekehrt ist, sind ein Wunder. Als Büchersammler hat Schopenhauer das Wunderbare nicht gesucht, hat er auch die ihm vermöge ihres Stoffes wichtigen Bücher bewahrt, um sie zur Hand zu haben. Die Ansicht Schopenhauers war: „Wie die zahlreichste Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht soviel Nutzen schafft als eine sehr mäßige, aber wohl geordnete, ebenso ist die größte Menge von Kenntnissen, wenn nicht eigenes Denken sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden." Dieser Vergleich des Philosophen verweist darauf, daß die Bibliothekstechnik noch einen höheren Zweck erfüllen müsse, als den, die Büchersammlung durch ihre Aufstellung in eine äußere Ordnung zu bringen. An einer solchen ließ es der Philosoph nicht fehlen. Ebenso, wie er seine Bücherei planmäßig anlegte und vermehrte, dabei, seine Auktionsaufträge mit ihren Limiten beweisen das,* achtsam auf das wirtschaftliche, hielt er sie bei aller Bescheidenheit in ihrer Ausstattung in gutem Stande; er verwendete ein Ex libris,* um jedem Bande seine Zugehörigkeit zum Ganzen anzudeuten. Denn den Büchern, die er für minderwertig hielt, versagte er dieses Zeichen. Die Anschauungen des englischen Gentleman, die das Beispiel seines Vaters und seine Jugenderziehung ihm verliehen hatten, die er in seiner Lebensführung verwirklichte, ließen ihm die Bücher als einen zum Komfort des Lebens notwendigen Hausrat erscheinen. Er verleugnete sein Weltmannstum, das Kosmopolitische in seinem Wesen, auch nicht in seiner Privatbibliothek, in der er, der neben den deutschen auch die griechischen, lateinischen, französischen, italienischen, spanischen, englischen Autoren in ihrer Ursprache las; es in eine philosophische Universalität weitete. Wenn er dann die beste Zeit des Tages, die frühen Vormittagsstunden, der eigenen schöpferischen und schriftstellerischen Tätigkeit vorbehalten hatte,

* Abb. 218, 219

kam er in der bedachtsam eingerichteten Ökonomie seiner Lebensführung am Abend zu den Büchern. Viel weniger feierlich als Machiavelli, viel weniger an ihre Autorität glaubend als der Italiener. Er benutzte dann seine Bücher, durch Anstreichungen oder Randschriften den Stoff, den er für die Darstellung seiner eigenen Gedanken brauchen oder verbrauchen wollte, sich erläuternd. Nicht ohne daß ihm diese Unterhaltungen mit seinen Büchern gelegentlich auch zu einer lebhafteren Auseinandersetzung mit ihren Verfassern wurden; wobei es dann im raschen Urteilen an Anerkennung oder, häufiger noch, an Widerspruch nicht fehlte. Bisweilen sind die mit Blei gemachten Randschriften später mit Tinte nachgezogen, ein Zeichen wiederholten Lesens, bisweilen verlaufen sie in kleinen Kritzeleien oder Porträtskizzen auf den Vorsatzblättern, ein Zeichen verweilenden, nachdenklichen Lesens. Doch fehlte es hierbei nicht an einer gewissen äußeren Ordnung der kritischen Siglen, die in sich gleichbleibender Form die Nuancierung der Randschriften durchführten. Die Persönlichkeit des Philosophen in seiner Privatbibliothek wiederzufinden gestatten die Randschriften Schopenhauers; und dazu, an einem unvergleichlichen Vorbilde einen modernen Bibliophilencharakter in seiner Vollendung zu studieren. —

Der Buchhandel in den deutschen Landen hatte die nationale Einigung im neuen Reich vorweggenommen und damit selbst eine starke wirtschaftliche Stellung errungen. Waren im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts unter dem Zwange äußerer und innerer ungünstiger politischer Verhältnisse die das achtzehnte Jahrhundert beschäftigenden Auseinandersetzungen über Preßfreiheit und Urheberrechtsschutz weitergeführt worden; so gab jetzt der im Zusammenhange mit ihnen entstandene Metternichsche Plan, zur Beaufsichtigung des Buchhandels ihn zu verstaatlichen, den Anlaß zur Begründung des ‚Börsenvereins der Deutschen Buchhändler' [1825] und damit zur Einigung des deutschen Gesamtbuchhandels, die bald von ihren ersten politischen Zwecken abgehend die ökonomischen voranstellte; derart den buchgewerblichen Wirtschaftszweigen, die infolge der Industrialisierung der Buchherstellungsverfahren, die das Maschinenzeitalter mit seinen neuen deutschen Er-

findungen der Schnellpresse, des Holzpapieres usw. veranlaßte, einen festen Halt verleihend, dessen Mittelpunkt Leipzig war. In den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts beendete auch die Reichsgesetzgebung die noch bestehenden Rechtsunsicherheiten auf dem Gebiete des Verkehrs mit Geistesgütern. Das Anwachsen der Büchermassen ließ dann am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ebenso in Norddeutschland [Berlin] wie in Süddeutschland [München und Stuttgart] eine nötig gewordene Dezentralisierung eintreten, ohne das feste Gefüge der buchhändlerischen Organisation zu zerstören, der der deutsche Altbuchhandel sich sinngemäß eingegliedert hatte.

„Die Litteratur umfaßt beynahe das ganze geistige Leben des Menschen.“ Dieses, Friedrich Schlegels ‚Geschichte der alten und neuen Literatur‘ entlehnte, Motto hatte Friedrich Perthes 1816 auf das Titelblatt seiner Flugschrift: ‚Der deutsche Buchhandel als Bedingung des Daseyns einer deutschen Litteratur‘ gesetzt, in der er von dem eben geschlossenen äußeren Bund der deutschen Staaten für das innere Bildungsmittel ‚Deutsche Sprache und Litteratur‘ einen die Ordnung des buchhändlerischen Verkehrs ermöglichenden rechtlichen Schutz verlangte und es als den eigentlichen Beruf des deutschen Buchhandels, eines auf sich selbst beruhenden, aus dem eigensten deutscher Geschichte und Verfassung hervorgegangenen Instituts, bezeichnete, die Einheit der deutschen Litteratur zu erhalten und zu befördern und alles zu beseitigen, was diese stören und gefährden könne.

Altbuchhandel mit Druckwerken bestand seit den Anfängen der Wiegendruckzeit, da bereits damals die Buchführer nebeneinander alte und neue Bücher kauften und tauschten. Seine Ausbildung zu den heute hier noch üblichen Geschäftsformen vollzog sich seit dem achtzehnten Jahrhundert; seitdem der Begriff des Liebhaberpreises, der alten, seltenen, vergriffenen Werke die Begehrlichkeit der Sammler auf bestimmte Ausgaben lenkte. Demgemäß vollzog sich die Entwicklung des Antiquariats im Zusammenhange mit der der Bibliographie und Bibliophilie. Um 1800 waren, durch die Säkularisationen in Süddeutschland, die alten geistlichen Anstaltsbibliotheken, von denen manche eben nach langem Verfall zu einer

neuen Blüte kamen, aufgelöst und verstaatlicht worden. Aber dem Altbüchermarkt und den Büchersammlern ging ihr Anteil an diesem plötzlichen Bücherüberfluß häufig kostbarer und seltener Werke trotzdem nicht verloren; zumal da bisweilen die Überführung der Büchermassen in die staatlichen Sammlungen sich nicht mit der notwendigen geschäftlichen und wissenschaftlichen Strenge vollzogen hatte. In München, wo mit einem Male die Hof- und Staatsbibliothek auf etwa 400000 Druckwerke, darunter 13000 Wiegendrucke, und auf 16000 Handschriften angewachsen war, konnte ein Bücherkenner wie Carl Erenbert Freiherr von Moll [1760–1838] fast ein Hunderttausend Bände zusammenbringen, die er durch Geschenke oder Verkäufe — 1815 kaufte das British Museum von ihm für 4500 Pfund eine Auswahl von 20000 Bänden, 1816 die durch den Brand von 1812 vernichtete Moskauer Bibliothek gegen eine Leibrente von 2500 Gulden 50000 Bände, 1817 und 1827 schenkte er der Münchener Hofbibliothek an die 15000 bis 20000 Bände — großenteils weiterleitete. Und lange nachher noch gelang es dem Augsburger Händler Albert Fidelis Butsch, Dublettenankäufe von der Hofbibliothek in München zu machen, deren Art seine Auktion von 1858 erkennen läßt, die erweist, von welchen Bücherschätzen sich in diesen Jahrzehnten eine große öffentliche Bibliothek noch zu trennen vermochte.

Die Bewältigung der sich aufstauenden Büchermassen durch einen gelehrten und geschickten Sammler bewies Johann Georg Burckhard Franz Kloss [1787–1854], bekannt als Geschichtsschreiber der Freimaurerei, seit 1810 praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. Schon als Student hatte er systematisch 10000 medizinische Dissertationen, die er 1820 für 560 Taler der Universität Bonn verkaufte, zusammengebracht. Dann sammelte er nach genau bestimmtem Plane, zunächst mit der Absicht, Panzers bis 1536 sich erstreckende Bibliographie zu vervollständigen, die deutschen bis zum Jahre 1550 erschienenen Druckwerke. Dabei half ihm seine Zeit, in der einerseits viele alte deutsche Klosterbibliotheken aufgelöst wurden, anderseits nur verhältnismäßig sehr wenige deutsche Sammler diese Bücher verlangten. So brachte er

* Abb. 232

in den Jahren 1817 bis 1835 eine Bibliophilenbibliothek zustande, deren Grundstock drei alte Büchereien bildeten, die des 1503 gestorbenen Bischofs von Worms, Johannes von Dalberg, die des Bernhard Adelmann von Adelmannsted und die Kirchenbibliothek von Eßlingen. Dazu kamen dann viele wertvolle Erwerbungen aus den Sammlungen des 1542 gestorbenen Christoph Scheurl, Schöffers, Johann Fichards, der 1581 gestorben war, und aus der Abteibibliothek zu Ochsenhausen, sowie aus dem Besitze mancher zeitgenössischer Sammler. Diese Bibliothek ließ Kloß 1835 durch Sotheby in London versteigern. Mr. S. L. Sotheby wollte, wie er auch in einem besonderen, 1839 erschienenen, Werke zu beweisen suchte, gefunden haben, daß zahlreiche Bücher der Kloßschen Sammlung mit Randschriften Philipp Melanchthons versehen seien; eine Behauptung, der Kloß selbst mit aller Entschiedenheit widersprach [Serapeum 1841, Nr. 24]. Kloß hatte 1833 seine Bibliothek verschiedenen größeren Bibliotheken Deutschlands für den geringen Preis von 17000 Talern angeboten, und erst als dieses Angebot erfolglos geblieben war — was um so erstaunlicher ist, als Kloß seine Bücherei, wie ihr in der Frankfurter Stadtbibliothek befindlicher, von ihm geschriebener, Originalkatalog zeigt, sich mit Recht den damaligen großen öffentlichen Bibliotheken vergleichen konnte — sie ins Ausland gehen zu lassen. So erzielte diese prächtige Sammlung in einer miserabel geleiteten Auktion, einer Auktion, in der die Fust-Schöffersche Bibel von 1462 £ 20 10 s, das Catholicon von 1460 £ 19 15 s brachten, die außerordentliche geringe Summe von £ 2261 für 4682 Lose. Auch nach solch doppelt schmerzlichem Verlust seiner schönen Bücherei sammelte Kloß, aber nur in beschränktem Umfange, Monumenta typographica; sein Sammlertalent verwertete er jetzt für den Ausbau seiner die Freimaurerei betreffenden Kollektion von Handschriften und Drucken. Sie ging nach seinem Tode in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande über, der sie der Großloge der Niederlande zum Geschenk machte. 1862 wurde sie dann im Haag gesondert aufgestellt.

Buchgeschichtliche und buchgewerbliche Sammlungen sind seitdem in Deutschland zu einer ganz anderen Geltung gelangt und die

berühmte Inkunabelnbibliothek des 1889 gestorbenen Kommissionsrates Heinrich Klemm,* die 1884 vom sächsischen Staate erworben wurde, brauchte nicht das Schicksal der ‚Kloss Library' zu teilen, in London in alle Winde auseinanderzufliegen. Aber die beste Gelegenheit ist doch für immer verpaßt worden. Manchen Buchforschern mochten noch Sondersammlungen gelingen, die, durch Spezialisierung, eine achtunggebietende wissenschaftliche Höhe erreichten. Seitdem wandelten sich indessen unter dem Zwange der notwendigen Beschränkung auf die erreichbaren, marktgängigen Stücke die buchgeschichtlichen, die historisch-typographischen Kollektionen größeren Umfanges und größerer Vollständigkeit immer mehr in buchkunstgeschichtliche Auswahlsammlungen, diese wiederum verschoben ihr Sammlungsgebiet immer weiter in die der Gegenwart näheren Jahrhunderte hinein — wie die Kostümbibliothek des Verlegers Franz Freiherrn von Lipperheide,* die zu einer der Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin gestifteten kulturhistorischen Spezialbibliothek ersten Ranges wurde — das alte Buch kam in Deutschland ebenso wie in den anderen Ländern langsam zum Ausverkauf, immer tiefer wurde der Gipfel des Büchergebirges, das in dem Gutenberg-Jahrhundert lag, abgetragen.

Buchdruckgeschichte und Buchkunstgeschichte sind eng verbunden. Bild- und Buchdruck hatten in ihrer Frühzeit die nächsten Zusammenhänge. Deshalb beachteten die Forschungen und Sammlungen zur ältesten Buchdruckgeschichte auch die vermeintlichen Vorläufer der Druckwerke, die Holtzafeldrucke, überhaupt die ältesten Erzeugnisse der Bilddruckverfahren. Allmählich gelangte man dann dazu, mehr und mehr die Buchdruckgeschichte nach ihren ästhetischen als nach technischen Voraussetzungen zu prüfen. Und wie man die Buchhandschriften teils wegen ihres diplomatisch-historischen und ihres literarhistorischen Wertes, teils aber auch ihrer künstlerischen Ausstattung wegen suchte, fand man mit dem Einsetzen der neuen Buchkunstbewegung am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zum schönen Buch der Wiegendruckzeit als einem der edelsten Zeugnisse für die Kunst im Buchdruck zurück. Indessen die Klemmsche ‚bibliographische Sammlung' Dokumente der Proto-

* Abb. 224, 230

typographie historisch vereinen wollte, beschäftigte sich bereits der Berliner Architekt Hans Grisebach [1848–1904] mit einer Bücherei, die die Buchkunstmeisterwerke des fünfzehnten bis zwanzigsten Jahrhunderts lediglich ästhetisch wertete. Das Bild im Buche, die Illustration, hatte seine Höhepunkte gehabt, deren beste Beispiele zu Sondersammlungen verlockten; um so mehr, als auch die Beziehungen von der Buchkunst zu den Urausgaben mannigfache waren. So dehnte sich ein ergiebiges Sammelgebiet den es Bestellenden immer weiter aus; die um 1900 beginnende Buchkunstbewegung mit ihrer Forderung einer Kunst im Buchdruck ließ nicht nur an die Buchkunstfreunde sich wendende Liebhaberausgaben entstehen. Sie schuf auch in deren Form dem deutschen Buche der Gegenwart, das in dieser Sonderart einzelne Verlage mit Eifer und Erfolg pflegten, eine starke Anhängerschaft, die, überlegen an Zahl den Bewunderern des alten Buches, der Bibliophilie in Deutschland zu einer starken Stütze wurden, freilich auch bisweilen buchgewerbliche Mißstände und buchhändlerische Übertreibungen veranlassend. Altbuchkunstsammlungen, deren Grenze gegen das Kunstgewerbe überhaupt die Einbandsammlungen andeuten, so die von Dr. Carl D. Becher-Karlsbad 1911 an den deutschen Buchgewerbeverein verkaufte Einbandreihe, verlangen, wenn sie Ausdehnung und Gehalt gewinnen sollen, wie die von Frau Ida Schoeller [1863–1917]* angelegte, großenteils an das Düsseldorfer Museum übergegangene schöne Bücherei, eine Anspannung der Kräfte und Mittel des Sammlers, die nicht immer aufzubringen ist. Andererseits fehlt ihnen, wofern sie nicht bis in die Gegenwart des Sammlers gelangen, die Berührung mit den Kunststrebungen von dessen eigener Zeit. Hieraus ergab sich, auch in engerer Verbindung mit den literarischen Sammelrichtungen, die Bevorzugung des seit dem achtzehnten Jahrhundert entstandenen illustrierten Buches. Die Ausbreitung der Bücherliebhaberei in Deutschland um 1900 — 1897 war die Zeitschrift für Bücherfreunde von Fedor von Zobeltitz, 1899 die Gesellschaft der Bibliophilen gegründet worden — folgte in ihrem raschen Verlaufe der Anerkennung einer literarischen Moderne, die auch beispielgebend

*Abb. 242

in ihren Veröffentlichungen und Zeitschriften für die Buchausstattung gewesen ist. Dem älteren Eduard Grisebach nacheifernd hatten die damals jungen, hatten Otto Julius Bierbaum, Richard Dehmel, Otto Erich Hartleben, Oskar Panizza dem Buchschmuck ihrer Schriften, deren Druckausführung und Papierwahl die größte Sorgfalt zugewendet. Ästhetische Zeitschriften bemühten sich, vor allem der ‚Pan' [1895] und die ‚Insel' [1899], die Alfred Walter von Heymels [1878—1914] Mäzenatentum entstehen ließ, buchgeschmackbildend zu wirken. Eine Bewegung, die, nachdem sie erst einmal zu einer buchgewerblichen und buchgeschäftlichen Festigung gelangt war, eine deutsche ‚Bibliophilie Moderne' entstehen ließ, die auf der Auktion Lennartz [1914] zum ersten Male mit ihren Liebhaberpreisen ihre Selbständigkeit erwies.

Ein Jahrzehnt vorher war die deutsche „Erstausgabe" zu ihren neuen Liebhaberpreisen gekommen; die Auktion Josef Kürschner [1853—1902], die 1904 in Leipzig stattfand, bezeichnet hier den Wendepunkt. Durch geschäftliche Geschicklichkeit in der Wahrnehmung einer Zeitströmung ist damals die deutsche Klassiker-Originalausgabe und bald auch die Originalausgabe der deutschen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts zu einem bevorzugten Sammelgegenstande geworden. Der immerhin die deutschen Bibliophilenbibliotheken einen festeren Mittelpunkt finden ließ als ihn die fachwissenschaftlich gerichteten Sondersammlungen geben konnten, deren Voraussetzung, auch soweit sie die Form einer Liebhaberbücherei annahmen, ganz abgesehen von dem Aufwande, den sie erfordern mochten, eine methodische und systematische Arbeit war. Eine Arbeit, die bisweilen neue Wege erschließen mußte, immer jedoch ohne Geduld, Gelehrsamkeit, Geschmackssicherheit nicht zu leisten war. Unverkennbar ist mit der Ausbreitung der Bibliophilie in Deutschland auch eine nervöse Sammlerstimmung verbunden gewesen, deren Eklektizismus aus dem Begehren entstand, rasch eine anerkennenswürdige Bücherei zu gewinnen. Und die eine Verkleidung solcher Wünsche dem glücklichen Umstande verdankte, daß einerseits die deutsche Dichtung seit dem achtzehnten Jahrhundert ein-

geschlossenes Hauptsammelgebiet war, andererseits Buchkunst und Liebhaberausgabe dessen Erweiterung zwanglos gestatteten, wodurch dann alle derartigen Büchereien, mochten sie auch nur aus einem Verzeichnis von Nummern bestehen, die, hineingehören', eine nicht zu bestreitende Abrundung nach außen hin erlangten. Selbstverständlich gab es und gibt es unter den deutschen Bibliophilenbibliotheken neuerer und neuester Zeit auch viele höheren Wertes. Aber es ist noch eine voreilige Beurteilung der Bibliophilie in Deutschland, wenn man lediglich aus der Vermehrung von Liebhaberbüchereien und Liebhaberpreisen den Schluß ziehen soll, sie bedeute auch eine Vermehrung der inneren Werte der deutschen Bibliophilie. Hierüber kann allein die Zukunft zutreffend urteilen. Der Gegenwert erscheint sie gelegentlich allzu ästhetisch-einseitig gerichtet; nicht zum wenigsten wegen der Absonderung des Künstlerischen vom Wissenschaftlichen.

Für den Bereich der Naturwissenschaften gilt das vor allem. Das mag, wenn man es derart auslegen will, eine Bibliophilieopposition des Idealismus gegen den Materialismus sein. Bibliothekornamentik von nicht geringer Kostbarkeit waren von altersher die großen naturwissenschaftlichen Prachtwerke und Reiseschriften, die umfangreichen Unternehmungen mit den Tafeltausenden, die häufig zwischen Anfang und Ende schon veralteten, gewesen. Denn fühlbarer als bei den Büchern, die den Geisteswissenschaften angehörten, machten sich bei den naturwissenschaftlichen die neuen Entdeckungen und Erfindungen geltend. Welch einen Abstand fortschreitenden Wissens zeigen die drei Jahrhunderte voneinander entfernten Bibliotheken der fleißigen, gelehrten Sammler Konrad Geßner [1516—1565] und Alexander v. Humboldt [1769—1859]; welche Änderungen des Gesamtgebietes der Naturwissenschaften in einem Halbjahrhundert konnte der Verfasser des ‚Kosmos' registrieren, den der Maler und Weltreisende Eduardt Hildebrandt in seiner bescheidenen deutschen Gelehrtenstube gezeichnet hat; der Mann, der allein noch einmal Erde und Himmel zu überschauen versuchte und trotzdem in seinen eigenen Werken — sie sind eine Bibliothek für sich, hier gilt die allzu oft mißbrauchte Wendung —

schon die Ausbildung des naturwissenschaftlichen Buches zeigt zum Gemeinschaftssammelwerk, zur Monographie des Spezialisten. Und wozu diente dem ausgezeichnetsten Berliner Genossen Alexander von Humboldts in den naturwissenschaftlichen Regionen, wozu diente dem Geographen Carl Ritter [1779—1859] kostspieliger Kupferprunk pittoresker Reisebeschreibungen, der, um die Ergebnisse der Forschung zu verwerten, zu den letzten Berichten, Briefen und Tagebüchern, die in der Unrast und in dem Unrat von mühevollen Expeditionen geschrieben waren, griff? Die Arbeitsmittel der Naturwissenschaften, soweit Büchersammlungen zu ihnen gehören, waren seit dem neunzehnten Jahrhundert wenig mehr deren Entfaltung in eng geschlossener ruhiger Sicherheit günstig; die besten Fachbibliotheken wurden Sondersammlungen mit ihrem Apparat von Kleinschriften und vollständigen Zeitschriftenreihen; nur da, wo geschichtliche Rücksichten eine Sammlung leiteten, kamen die alten Bände noch einmal zu ihrem Recht. Es sei denn, daß sie auch sonst, aber ihrer buchgewerblichen Eigenschaften wegen und nicht als Werkzeuge wissenschaftlicher Wichtigkeit, in die Liebhaberbüchereien aufgenommen wurden, die nunmehr beinahe stets bis auf einige Klassiker ganz und gar die Naturwissenschaften vernachlässigten.

Aber auch die Geistes- und Geschichtswissenschaften sind in deutschen Liebhaberbüchereien des zwanzigsten Jahrhunderts oft vernachlässigt worden, in denen man durch die beiden Abteilungen Kulturhistorie und Philosophie alles außerhalb der Kunst und insbesondere der Poesie liegende bequem zusammenzufassen sich gewöhnt hat. Als ein Erinnern an die Vergangenheit des eigenen Volkes, das in den Büchereien anderer Länder stark ist, treten in den deutschen Bibliophilenbibliotheken diese Gebiete sehr zurück. Übergänge vom Kulturhistorischen zum Literarhistorischen, doch eher umgekehrt, vermitteln besonders die Musik- und Theatersammlungen. Aber auch sie bilden sich da, wo sie eine Erfassung ihres Gebietes erreichen, in fachwissenschaftliche Sondersammlungen um, wie die eigentlichen kulturhistorischen und kunsthistorischen Privatbibliotheken. Das ist immerhin verständlich, weil es in ihrer Art

liegen muß, die Beschränkung auf das Bibliophilenbuch im ausschließlichen Sinne einer Kostbarkeit oder Seltenheit zu vermeiden, weil sie die Bücher, die für sie wertvoll und wichtig sind, gleich hoch achten müssen. Und da die Vollständigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete im Wettbewerb mit den bestehenden großen Bibliotheken von der meist in einem Menschenalter entstehenden Privatbibliothek nur schwer zu erreichen ist, bleibt deren Verdienst auch hier die durch die Persönlichkeit eines Bibliophilen sich ordnende Sondersammlung. In dem Fache der Geschichte wird das besonders in den lokalhistorischen Privatbibliotheken sich zeigen; am stärksten da, wo eine bedeutende irgendwie historische Persönlichkeit eine bedeutende Büchersammlung hinterläßt, die zu einer Beurkundung ihrer Leistungen, zu einem der Nachwelt sich erhaltenden Ausdruck ihres Wesens geworden ist. Damit ist dann auch gesagt, daß der Begriff des Provenienzexemplares dem Buchfreunde der Gegenwart sich weitete. Einmal, indem er ohnehin den Begriff einer geschichtlich merkwürdigen Persönlichkeit ausdehnt. Sodann, indem er fast mehr deren Bücherei als ein Ganzes hochschätzt als das Einzelstück aus ihrer Zerstreuung.

Archiv-Bibliotheken, deren historischer Charakter in den Persönlichkeiten ihrer im politischen Leben sich auszeichnenden Sammler ruht, insbesondere also Büchersammlungen hervorragender Staatsmänner, sind im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts, in größerem Umfange wenigstens, kaum entstanden. Im Anfange dieses Jahrhunderts besaß zwar der Staatskanzler Fürst Clemens Lothar Metternich eine sehr ansehnliche Repräsentationsbibliothek und auch sein federgewandter, geistreicher, gelehrter Gehilfe Friedrich von Gentz war nicht ohne einiges Bibliophilentemperament. Aber im allgemeinen sind es doch mehr die Tagesschriftsteller als die im Amte befindlichen Politiker gewesen, die in ihren Privatbibliotheken auch literarische Dokumente der Politik vereinten. Und auch sie sind, gleich E. M. Arndt und J. von Görres, weit eher dem wissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen Schrifttum zugewandte Buchfreunde gewesen als die Errichter politischer Registraturen. Es mag ja nun leicht

erklärlich sein, daß Neigungen für Sammelarbeit in der Stille unschwer eine Verbindung mit politischer Tätigkeit eingehen werden. Als Beispiel dafür kann die Bibliothek Bismarcks gelten.

Ein außerordentlich belesener Mann ist Fürst Otto von Bismarck zwar gewesen, jedoch kein Buchfreund und Büchersammler im eigentlichen Wortsinne. Seine Beschäftigungen mit dem Buchwesen, wie etwa sein Festhalten an der Frakturschrift, entsprangen keinen bibliographischen Rücksichten. Und der beeilte Staatsmann mußte der ephemeren politischen Literatur so viel von seiner kostbaren Zeit zuwenden, daß für ein geruhsameres Lesen nichts übrig blieb. Der entspannende Roman und die Tageszeitungen waren für den alternden Fürsten hauptsächliche Lektüre. Doch pflegte er auch die Aufsehen machenden Neuerscheinungen zu durchblättern und mit seinem scharfen Blick für das wesentliche, von seinem vortrefflichen Gedächtnis unterstützt, das aufzunehmen und zu behalten, was er bei Gelegenheit mit genialer Intuition zu einem treffenden Zitat, zu einer geistreichen Anspielung benutzen konnte, hierin Shakespeare vergleichbar. Waren doch die Lesefrüchte, die der langjährige Leiter der preußisch-deutschen Politik in seinen Reden und Staatsschriften, die die Ornamentik der Klassiker-Reminiszenzen mit prägnanter Stilsicherheit verzierte, in den Mußejahren des jungen Gutsherren gesammelt worden. Alles Lesen wurde für Bismarck zu einem Zwiegespräch mit dem Buch, seine kräftigen Randschriften folgten sich Seite auf Seite; sogar in den Zeitungsblättern, die sogleich in den Papierkorb flogen, brachte der gewaltige Zimmermannsbleistift die großen steilen Bismarckischen Vermerke an. Wäre dieser Überfluß den Bänden und Blättern einer eigenen sorgfältig geordneten und verwalteten Büchersammlung zugute gekommen, dann wäre sie eine deutsche politische Privatbibliothek des neunzehnten Jahrhunderts geworden, wie es keine zweite gäbe.

Als Urkundensammlungen zur Zeitgeschichte haben die Zeitschriften- uud Zeitungssammlungen angefangen, die nicht die geringwertigsten unter den geschichtswissenschaftlichen sind. Das Bild im Flugblatt, die Flugschrift, die den Mangel eines fehlenden regelmäßigen Nachrichtendienstes und der fehlenden Organe öffent-

licher Meinung recht und schlecht ausglichen, mußten schon in früheren Jahrhunderten zur Aufbewahrung verlocken. Freilich, die Kleinarbeit, die in den vielen Sammelbänden steckt, die dergleichen Tagesblätter und Tagesbüchlein zusammenhielten, ist nur selten zu einer systematischen Vervollkommnung dieser Art von Sammlungen gelangt. Vor allem waren es die ikonographischen Materialien, die methodisch für die Anlage einer Bandfolge zur Zeitgeschichte dienten — ein Beispiel ist etwa der Thesaurus Picturarum des Kurpfälzischen Kirchenrates Dr. Marcus zum Lamm [der um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts lebte] — während in den Bibliotheken seit dem sechzehnten Jahrhundert, auch unter dem Einflusse buchhändlerischer Vertriebsgewohnheiten, die aus Sparsamkeitsrücksichten sich ergebende Vereinigung von Druckwerken geringen Umfanges allmählich bibliothekstechnisch in die Formen des gelehrten Handapparates hineinwuchs, der, nachdem bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein die Dissertationenkollektionen in langen Reihen die Arbeits- und Bücherzimmer geschmückt hatten, dann seine Auflösung in den beweglichen Buchkästen fand. Aber fast alle diese Einzelsammlungen waren doch mehr oder minder Nebensammlungen geblieben und erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden größere, selbständige Sondersammlungen, die einen geschichtswissenschaftlichen Grundplan auszuführen versuchten; entstanden aus geschichtswissenschaftlichen Rücksichten Flugblätter-, Flugschriften-, Zeitungssammlungen. Die Abgrenzung bestimmter neuer Sammlungsgebiete, für die sie kennzeichnend sind, ergibt sich aus der wissenschaftlichen Bestimmung des Unterschiedes zwischen ‚Presse' und ‚Schrifttum', wobei dann das Buch, wie in den Kriegssammlungen unter den anderen Druckerzeugnissen keine ausschließliche Wertgeltung mehr hat. Es ist ein Grenzgebiet, auf dem Bücher-, Griffelkunstblatt-, Handschriften- und andere Sammler sich begegnen; ein Grenzgebiet, auf dem mehr eine archivalisch-dokumentierende Orientierung gegeben ist als eine bibliographisch-bibliophile. So sind die Bibliophilenbibliotheken in dieser ihrer neuesten Sonderform wieder in die Anfänge des Bibliothekswesens, in das Archivwesen zurückgelangt. Ein Anzeichen dafür vielleicht, wie

Buch und Presse für den Buchfreund und Büchersammler sich durch die Art der Sammelverfahren genauer scheiden werden. —

Wenn die Bibliophilie des Deutschen Reiches seit Kaiser Maximilians I. Tagen in Wien keinen festen Mittelpunkt finden konnte, so ist das damit einfach genug zu erklären, daß weder Wien noch sonst eine deutsche Stadt ein die deutschen Länder verbindendes Kulturzentrum war. Aber die äußere Machtlosigkeit des alten deutschen Reiches war letzten Endes doch nur eine Folge seiner geistigen inneren Zerrissenheit. Und die Bedeutungslosigkeit der alten deutschen Reichshauptstadt für die ökonomisch und politisch immer mehr selbständig werdenden deutschen Staaten beruhte eben darauf, daß sie allein dem Namen nach Reichshauptstadt war, ihr Ansehen und Aussehen indessen lediglich dem Umstande verdankte, gleich anderen deutschen Städten auch eine Residenzstadt zu sein. Daraus ergaben sich nun freilich gewiß nicht zu unterschätzende soziale Zusammenhänge. Immerhin, Frankreichs gesellschaftliches Leben fand nicht in Paris sondern in Versailles die stärkste Stütze; nicht in London sondern in Oxford und den alten anderen Universitäten Englands waren die Pflegestätten des geistigen Lebens der englischen Nation. Dafür aber wurden London und Paris früh schon die Handelshauptplätze der Buchware. Im Deutschen Reiche hatte sich, den geistigen Bewegungen nachfolgend, der Buchhandel immer weiter nach Norden zurückgezogen; in Österreich war er überhaupt nie zu einer Vormachtstellung geistiger oder wirtschaftlicher Art gelangt. Anfänglich hatten hier der Ausbreitung des Buchdrucks die Kriegswirren in seiner Entstehungszeit entgegengewirkt. Im ständigen Kampf stand Kaiser Friedrich IV. [1440—1493] mit seinen Brüdern Albrecht und Siegmund von Tirol, mit dem Könige Georg Poděbrad von Böhmen und Matthias Corvinus von Ungarn. Daher gestaltete sich auch für das Buchwesen kein nach außen hin wachsender Kern in Wien. Von Süden her, von Trient, war das neue Buch nach Österreich gelangt; die Hofbibliothek und die Humanisten Kaiser Maximilians I. hatten ihm Anerkennung verschafft. Doch auch sie lokalisierte sich mehr als daß sie sich dezentralisiert hätte, wofür immerhin die Voraussetzung eine Zentrali-

sierung gewesen sein würde. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert berühmt werdenden Büchersammlungen Wiens sind, soweit sie nicht die Hofbibliothek in ihren Umkreis zog, vereinzelte Erscheinungen geblieben, weil das geistige Band einer fester werdenden nationalen Bibliophilietradition sie nicht zusammenhielt. Bezeichnend genug ist es, daß, als sich eine solche im achtzehnten Jahrhundert auszubilden begann, sie mit den Viennensiakollektionen in den Grenzen der Wienerstadt selbst genügsam blieb, im Gegensatz zu dem, was Kaiser Maximilian I. gewollt und sich gewünscht hatte. Die Humanistenbibliotheken waren international, die Juristen-, Philologen-, Theologen-Bibliotheken universal gewesen, die Bibliophiliemoden, denen die reichen Wiener Sammler sich späterhin anbequemten, wurden kosmopolitisch nach dem guten Pariser Ton, nirgends aber entwickelte sich ein Aufwärtsstreben aus den Bereichen des deutschen geistigen Lebens; auch dann nicht, als eine Klassikerepoche dem deutschen Sprachgebiete nationale Einheit sicherte. In den österreichischen Privatbibliotheken dieser Zeit erglänzten die privilegierten Nachdrucke, fehlten die eben zur Führung kommenden Philosophen und sonst Verbotenen. Es war nicht die Schuld der Buchfreunde und Büchersammler Österreichs, daß sie nur schwer vorwärts kommen konnten. —

Mancher Bibliophilenname guten Klanges, der von der Bücherliebe und Bücherliebhaberei Österreichs im siebzehnten Jahrhundert zeugt, wäre mehr als eines nur flüchtigen Gedenkens wert. So der des Bischofs von Wien, Melchior Khlesel [1552—1630] und der des Tirolers Zacharias Geizkofler [1560—1617], der lange in Augsburg lebte und in Prag starb. Aber ihre Bücher sind zerstreut; die Bände, die davon berichten, wie ihr einstiger Besitzer für sie sorgte, bringen, so die nicht wenigen Büchereizeichen Geizkoflers, keine Kunde mehr von der Art ihres Sammelns und ihrer Sammlungen, sie sind Stücke bekannten und doch unbekannten Ursprunges. Daß damals deutsche Buchfreunde lebten, die ebenso für die Auswahl wie für die Ausstattung ihrer Bücher keine Mühewaltung scheuten, die ansehnliche und umfangreiche Privatbibliotheken zu unterhalten verstanden, könnte das Beispiel des Regenten

der niederösterreichischen Lande Joachim Grafen von und zu Windhag [Enzmüller 1600—1678] lehren, der es nicht verschmähte, seinen Buchbindern genaue Regeln für eine gute Bindearbeit aufzustellen. Er hinterließ seinen im Schlosse Windhag aufgestellten Bücherschatz dem Dominikanerorden in Wien als eine bibliotheca pro usu publico fundata. Ein ähnliches Bücherdenkmal errichtete sich der Hofbibliothekar und Leibarzt Kaiser Karls VI., Pius Nicolaus Garelli [1675—1739], während der Hofbibliothek eben die erlesenste Liebhaberbücherei Österreichs, die im achtzehnten Jahrhundert bestanden hat, zugefallen war, diejenige des Prinzen Eugen von Savoyen [1663—1736].*

Das Büchersammeln als die Erholung eines glanzliebenden großen Herren liebte Prinz Franz Eugen von Savoyen [1663—1736].* Der edle Ritter, wie er im Volksliede hieß, wurde freilich durch seine militärische und politische Tätigkeit mehr in Anspruch genommen als die anderen Bibliophilen seiner Zeit, deren Mittel ihnen einen gleichen Bibliothekenluxus gestatteten. Dafür wurde ihm seine Bücherei die Hoffnung kommender Mußestunden, und als er 1719 ein ruhigeres Leben beginnen durfte, war seine erste Freude, daß er mit einem solchen Büchervorrate versehen sei: „daß die Zeit mir nicht lang werden soll". Der Feldherr hatte es verstanden, auch sein Bücherheer guter Leitung anzuvertrauen und so kleiden zu lassen, daß ihm und seinen Besuchern die Parade dieser Truppen stets wohlgefiel. Eine geregelte Ordnung herrschte überall. Dem Aufwande entsprachen die Erfolge. Begonnen wurde die Bibliothek des Prinzen Eugen um 1712 durch umfangreiche Bücherkäufe in London. Agenten und Korrespondenten in den europäischen Hauptstädten sorgten mit seinen Bibliothekaren, unter denen hervorragende Männer wie J. B. Rousseau, Nicolas Lenglet, Pierre Mariette waren, für ihren Ausbau. Angeschafft sollten die besten und schönsten Ausgaben und dabei solche bevorzugt werden, die sich durch ansehnliches Format und lesbare Typen auszeichneten; das Gesamtgebiet der Wissenschaften in gleichmäßiger Verteilung berücksichtigt werden. Demgemäß kamen hier die bändereichen Prachtwerke in ihren Fürstenausgaben zusammen,

* Abb. 170, 171

deren Preise in die Zehntausende stiegen. Bezahlte doch Prinz Eugen noch 1732 für die sechsundvierzig Folianten seines Blaeuschen Atlas die runde Summe von 30000 Talern. Ein einheitlicher Bibliotheksband mit dem Wappensupralibros in Ziegenleder — blau für die theologischen und juristischen Fächer, rot für die historischen, gelb für die naturwissenschaftlichen — gab dem Ganzen einen aristokratischen Stil. Es war die Bibliothek einer Grand-Seigneurs, die repräsentierte; die aber, ohne darauf zu verzichten, durchaus nicht literarische Antiquitäten, bibliographische Raritäten in einer Bücherschatzkammer aufhäufen, sondern eine Gebrauchsbücherei mit neueren und neuesten Werken, die einen vorzüglichen Buchgeschmack zeigten, werden wollte.

Angegliedert war der Bibliothek eine Bildnissammlung, die aus der 60000 Nummern zählenden Porträtkollektion des Nürnberger Polyhistors Gottfried Thomasius hervorgegangen war. Auch sie stand in reichvergoldeten roten Buchkästen wohlgeordnet und wohlverwahrt anfangs in dem 1705 erbauten Wiener Palaste des Prinzen an der Himmelpfortgasse und kam dann mit der Bibliothek 1716 in die Büchersäle des Belvedere-Palastes, die zu den damaligen europäischen Sehenswürdigkeiten gerechnet wurden. Auch die Bibliophilenbibliothek seines Generaladjutanten Freiherrn G. G. Hohendorf hatte Prinz Eugen erworben. Aus dem Nachlasse des Prinzen verkaufte seine Erbin und Nichte die auf 150000 Gulden geschätzte Sammlung — sie zählte 15000 Druckwerke und 237 Handschriften, darunter die Tabula Peutingeriana, 290 Kupferstichwerke, für die eine halbe Million Taler ausgegeben waren, 215 mit Bildnissen und Stichen gefüllte Buchkästen — gegen eine Leibrente von 10000 Gulden an die Hofbibliothek. Man mußte damals in Österreich ein großer Herr sein, um sich eine Bücherei gleich dieser leisten zu können. Nicht nur des Aufwandes wegen, den sie verlangte, sondern auch, um die Freiheit zu haben, als Bibliophile auftreten zu dürfen.

Der ‚Bücher-Narr' gehörte um 1700 schon zu den auffälligen Erscheinungen der deutschen Kaiserstadt, die ein Pseudo-Abraham à S. Clara in seinem ‚Centifolio Stultorum' verspotten durfte. Zwar

gelte es: „Bücher lesen ist eine schöne / ehrliche / nutzliche Lustbarkeit; durch dieses wird manches sonst vernebletes Hirn außgeheitert / und mancher auß Narren-Netz herauß gezogen / in welchem er sonst sich unaußläßlich verwickelt hätte: wie bescheidener die Leuth / destomehr seyn sie in diese Lust vertiefft: . . . Aber: Bey diesen allen doch leydet der gemeine Lehr-Satz / Stultorum plena sunt omnia, alles ist mit Narren voll / bey den Büchern selbst kein bey gesetzte un umbgängliche Exception: Es mischen sich unter die volle Reyen deren aus denen Büchern Weißheit-schöpffenden manche Narren mit ein. Nicht die Geringste seyn diese / welche viel zusammen kauffen / alle Gewölber und Täntl-Märckt auslauffen / gleichwohlen wenig oder selten darinn lesen / und nur vor einen Schein gantze Stellen voll im Zimmer stehen haben / selbige in schöne Ordnung stellen / abstauben und sauber halten; sodann last einer sich schon für Hochgelehrt / Excellenz / als einen Doctor der Rechten tituliren / wann er gleich kein Recht kan außführen / und öfftermahls nöthig wäre / die Bücher mit sich vor Gericht zu nehmen / daß solche selbst reden möchten. // Bücher lesen ist ein so edle / nutzlich- und ergötzliche Sach / daß der sich darein begibt / verliebt und begierig wird / davon nicht mehr ablassen kan. . . .// Aber jene / welche ohne Unterschied alle Bücher / so ihnen vor die Hand kommen / lesen / und theils hierdurch verkehrt / aber nicht gelehrt werden / indeme / wo sie nur ein närrisch-unzüchtig- oder verbottenes Buch können aufftreiben / sie es theuer genug bezahlen / gehören in das große Narren-Buch . . ." Die Moral dieser Narrenpredigt, die schließlich in eine Anleitung zum bedächtigen Lesen ausklingt, hat indessen einen neuen, den alten Angriffen auf die Bibliophileneitelkeit und die Bibliomanenuntugenden fehlenden Sinn erhalten, sie polemisiert gegen die ‚malitiosen, verbottenen' Bücher, die ihre Leser verführen, verirren, perturbiren „und offtermahls zweiffel- und teuffelhafft / gar verdammt" werden lassen, „dahereo ein verdächtig- oder verbottenes Buch keiner ohne große Sünd nicht lesen kan;" sie wendet sich gegen die Bücher, die zu „verbottnen Sachen anleiten / welches leyder nur gar zu offt geschicht / durch manches ketzerisch-zauberisch-schwarzkünstlerisch- oder verliebtes Buch / welche uns

alles Übels berichten / lehren / und den grössten Seel- und Leibs-Schaden zufügen"; und sie bezeichnet damit dasjenige Sammelgebiet, dessen beide bibliographische Pole der ‚Index librorum prohibitorum' und Miltons Areopagitica sind. Den Beschränkungen der Freiheit in Rede oder Schrift durch Gesetz oder Sitte entsprach eine Einschränkung des Lesens und des Sammelns, die in verschiedenen Ländern, zu verschiedenen Zeiten sich sehr verschiedenartig gestaltete. Aber die verbotenen Bücher, die verpönten Werke wurden nicht allein durch einen Geheimhandel hergestellt, den sie hervorgerufen hatten, um, ‚unter dem Mantel' verborgen, von Hand zu Hand weitergegeben zu werden; sie gelangten nicht nur an die Neugierigen, sondern sie wurden auch ein Gegenstand, der die Bemühungen der Büchersammler wachrief. Denker und Dummköpfe, Forscher und Seltenheitsjäger zogen sie in gleicher Weise an. Auf den Bücherreisen und im Gelehrtenbriefwechsel suchte man ihrer habhaft zu werden; ernsthafte Sammler erfanden für sie bibliographische Systeme, so Zacharias Conrad von Uffenbach, der in seinem Kataloge kunstvoll die allerlei libri prohibiti trennte. Als das achtzehnte Jahrhundert längst schon in der Aufklärung ‚fortgeschritten' war, hatten ihre Hauptstücke noch höchste Liebhaberwerte. Aber in Wien endeten die vielen Buchtragödien, die manchesmal das Scheiterhaufenfeuer unglücklicher Verfasser beleuchtet hatte, in einem Satyrspiel, das die Geschichte der Wiener Zensur heißt. Eine Bureaukratie verwaltete hier das Amt der Bücherpolizei, die in ihren Maßnahmen sondergleichen war. Selbst den Diplomaten fremder Staaten nahm sie die ihnen gehörenden nicht gehörigen Bücher weg. Und sie achtete mit einer Empfindlichkeit auf das erlaubte und das verbotene Wort, sofern es gedruckt oder geschrieben oder auf der Bühne und sonstwo gesprochen wurde, daß sie schließlich ihrem eigenen Urteil nicht mehr vertraute, weil sie nicht wußte, ob es nicht auch noch zu verbieten sein würde. —

In seiner ‚Einleitung in die Bücherkunde' vermerkte [1795] Michael Denis, um auch von der Menge der wienerischen Privatsammlungen ein Urteil zu fällen: „daß nur das Jahr 1776 hindurch in 28 öffentlichen Auctionen bey 30000 Bücher zu Kaufe gewesen

sind. Würden die dabey herauskommenden Kataloge nur ein wenig correcter gehalten, und verriethen sie nur soviel von Bücherkenntniß, daß sie zum Nachschlagen brauchbar wären, dann könnten sie bey den traurigen Zersplitterungen, die auch in der Bücherwelt jährlich vorgehen, eine Art Trostes seyn, und verdienten in Büchersälen beygesetzt zu werden, wo man oft große und den Bibliographen nützliche Sammlungen von Verzeichnissen abgelebter Privatbibliotheken unter dem Namen Bibliotheca oder Catalogus findet." Beisetzung in den Büchersälen. Das hieß eine Anschauung über die Bestimmung öffentlicher Bibliotheken, die man damals nicht ungern in Wien hegen mochte, treffend bezeichnen. Und der beklagte Mangel bibliographischer Gründlichkeit war doch wohl nicht die eigentliche Ursache davon, daß der Altbuchhandel und mit ihm das Büchersammelwesen in der Hauptstadt des deutschen Reiches keinen Vergleich mit dem in London oder Paris wagen ließ. Allzusehr beengten ihn eben jene geistigen und gewerblichen Schranken, die noch ein halbes Jahrhundert hindurch in den österreichischen Erblanden um das Buch gezogen waren, obschon der Kaiser selbst das Beispiel eines Bibliophilen war.

Als der Erzherzog Franz [1768—1835, als römisch-deutscher Kaiser (1792—1806) Franz II., als Kaiser von Österreich (1804—1835) Franz I. genannt] 1784 seine Vaterstadt Florenz verließ, um in Wien von seinem kaiserlichen Oheim Joseph II. in die Regierungsgeschäfte eingeführt zu werden, brachte er nicht allein seine ansehnliche Büchersammlung an den neuen Wohnort mit, sondern auch die Leidenschaft des Büchersammelns, der die [K. K.] Habsburg-Lothringische Familien-Fideikommiß-Bibliothek ihre Entstehung verdankte. Des Kaisers Vorliebe war wissenschaftlichen Zwecken zugewendet. Neben dem in seinen Jugendjahren noch selbstverständlichen Grundstock einer guten Privatbibliothek, der gewählten Ausgabenreihe griechischer und römischer Klassiker, standen die archäologischen und kunstwissenschaftlichen Prachtwerke sowie, damals noch etwas ungewöhnliches, Bücher der technologischen Literatur. Bald dehnten sich auch die Fächer der Erdkunde und Geschichte, der Kriegswissenschaften und der Natur-

wissenschaften aus, in den letzteren füllten die in ihrer Art auf einen Höhepunkt gelangten großen Bilderwerke, vor allem die botanischen, jenen Raum, der noch ein Jahrhundert vorher der Folianten-gewichtigkeit gelehrter lateinischer Werke vorbehalten wurde. Die Wendung einer ästhetisch bedeutsamen in eine naturwissenschaftlich bedeutsame Zeit wird durch diese ihre Buchvorläufer gekennzeichnet, die als Bildersammlungen in Buchform mit einem früher und später nicht wieder versuchten Aufwande veröffentlicht wurden. Gerade ihre, von etwa 1750 bis 1850 reichende Glanzperiode schuf eine Form kostspieligster Liebhaberausgaben, die in deren Vollendung und Vollständigkeit nur wenigen zugänglich waren, zumal da sich ihr Erscheinen bisweilen über Jahrzehnte ausdehnte. Diese Staatsbücher im Doppelsinne [denn sie machten nicht nur Staat, sie ruhten auch auf staatlichen Subventionen, eine Fortbildung der höfischen Prachtwerke des siebzehnten Jahrhunderts] etwa das französische Kaiserliche Ägyptenwerk, Humboldts Amerikanische Reisebeschreibung und ähnliche, verlangten ein Bibliophilen-Mäzenatentum in einem modernen Sinne: die Gewährung erheblicher Mittel, um die kostspielige Herstellung umfangreich angelegter Werke ihres wissenschaftlichen Nutzens wegen zu ermöglichen. Sie wendeten sich an den vornehmen, wohlhabenden Privatmann, der auch auf die bibliographische Repräsentanz Wert legte wie das Franz I. Staatskanzler Clemens Fürst von Metternich-Winneburg [1773—1859] tat, dessen 1907 aufgelöste Büchersammlung nach Anlage und Ausgestaltung das Muster einer derartig gewählten Privatbibliothek zeigte. Allerdings, Franz I. selbst blieb allzu sehr Bücherkenner und Bücherliebhaber, um sich damit zufrieden zu geben, als Kaiser Buchgeschenke zu empfangen oder Buchunternehmungen zu unterstützen. Von ständigen bibliographischen Studien geleitet, bestimmte er bis zu seinem Tode die Auswahl seines Bücherschatzes in allen ihren Einzelheiten und bis 1806 hatte er auch allein dessen Aufstellung und Ordnung geleitet. Als dann die angewachsene Büchersammlung einem besonderen Bibliothekar, Thomas Peter Young [† 1829], anvertraut wurde, verlor ihr Schöpfer trotzdem nicht seinen engen Zusammenhang mit ihr. Er kannte, eine bei biblio-

philen Temperamenten nicht ungewöhnliche Erscheinung, gedächtnismäßig genau den Standort der einzelnen Bandgruppen in den Fächern der vielen Bandtausende, war das lebendige Standortsverzeichnis seiner Privatbibliothek. Unter den festlichen Veranstaltungen des Wiener Kongresses von 1814 wiederholte sich für die bevorzugten Gäste das bibliographische Vergnügen einer Bibliotheksausstellung, in der der Kaiser die ausgezeichnetsten seiner 40000 Bände und 100000 Bildblätter vorwies. Diese Kollektion historischer Porträts war aus der Beschäftigung Franz I. mit Kants anthropologischen und Lavaters physiognomischen Studien entstanden, großzügig in Angriff genommen und vermehrt worden. Ihre bedeutendste Bereicherung brachte 1828 der Erwerb der Hauptmasse des ikonographischen Materials aus dem Lavaternachlasse bei der Gelegenheit des Gräflich Fries'schen Konkurses: 22000 Bildnisse in den verschiedensten Griffelkunstverfahren, die meisten mit eigenhändigen Bemerkungen Lavaters in Hexametern. Bilder- und Büchersammlung vereinte Franz I. zu einer Fideikomißstiftung für die Kaiserliche Familie, in deren Form sie nach Angliederung weiterer Bestände, so der Privatbibliothek Kaiser Franz Josefs I., weiter wuchs.

Die Kaiserstadt war im Kongresjahr nicht zur Weltstadt geworden. Die Beschränkungen der biedermeierischen Gemütlichkeit von Staatswegen erstreckten sich auch auf das Buch; die Einschränkungen des Untertanenverstandes, die ihm die Politik verboten, fanden im Klatsch ein Mittel, sich aus geistigen Spannungen zu befreien. Vor allem waren es, wie damals auch sonst in den deutschen Landen, die Ablenkungen der Bühne, nicht der von strenger behördlicher Aufsicht geregelten dramatischen Dichtung, die dem daseinsfreudigen Völkchen der Wienerstadt mit deren einheimischen Ereignissen zum Vermittler aller Geschehnisse wurde. Buchhandel und Zeitungswesen, im vormärzlichen Wien von der Zensur eingeschnürt, ließen keine Ausblicke in die Weiten jenseits der Grenzpfähle zu. Auch auf die Büchersammler und Büchersammlungen übte das alles einen nicht geringen Einfluß. Es entstand eine Vorliebe für die Anekdote und die Memoiren, die, anders als in Frank-

reich, wo sie zu einem Ausdruck der Gesellschaftspsychologie geworden war, hier mehr die Nahrung einer äußerlichen Neugier blieb. Als lokale Originale angesehen zu sein, war eine Art Ehrgeiz auf den Wiener Ruhm. Man sammelte Theatralia und Viennensia, ohne daß dabei meist allzu viel herauskam. Nur einer fest auf sich beruhenden Persönlichkeit, Franz Haydinger, dem „Wirt von Margarethen" [1797—1876] gelang es, auf solchem Untergrunde und unter solchen Umständen eine Privatbibliothek aufzubauen, die etwas bedeutete.

An äußerem und inneren Wert der Haydinger-Sammlung vergleichbar wurde nur die Austriaca-Viennensia-Kollektion des Germanisten und Historikers Th. G. v. Karajan [1810—1873], die den Hauptbestandteil seiner teils in Leipzig und teils in Wien versteigerten Bibliothek bildete. Und auf dem Gebiete der Theatergeschichte übertraf sie durch die weitergezogenen Grenzen ihres stofflichen Umfanges, vor allem jedoch durch ihre methodisch-systematische Anlage erst die noch bestehende Bücherei des Burgtheaterleiters Hugo Thimig. Weit mehr abgeschlossen und abseits von den lokalpatriotischen Tendenzen, ohne deshalb deren eigentliche Werte zu verschmähen, blieben eine Anzahl Liebhaberbüchereien, die in der Stille anwachsend und eigentlich erst durch ihre Auflösung bekannter werdend, sich im neunzehnten Jahrhundert in Wien bildeten und größtenteils auch wieder zerstreuten. Daß unter den berühmten Büchersammlern dieses Jahrhundert der Feldzeugmeister Franz R. v. Hauslab [1798—1883] wenig genannt wird, ist nicht allein durch seine bescheidene Zurückhaltung zu erklären. Weder die alte noch die neue Hauptstadt Deutschlands sind jemals für die Büchersammler tonangebende Buchvororte gewesen. Und dann fehlten der Bibliophilie in Deutschland als einer allgemeiner anerkannten Vertreterin der Buchpflege bis zum zwanzigsten Jahrhundert die nationale Organisation, die sie, wie in England und Frankreich, als eine bestimmte Erscheinung der Kultur und Zivilisation hervortreten ließ. So löst sich die Betrachtung des Büchersammelwesens in deutschen Landen fast überall und selbst da, wo eine Großstadt die Ausbreitung einer Tradition hätte be-

günstigen können, in die Bewertung einzelner Sammlungen durch den weit eher zu einer internationalen Geltung gelangten deutschen Buchhandel auf. Allzu sehr entbehrte die deutsche Bibliophilie noch einer von den nationalen Liebhaberwerten ausgehenden Entwicklungsrichtung, als daß die großen Sammler des neunzehnten Jahrhunderts für sie hätten wegweisend werden können. Zu ihnen gehörte Franz R. v. Hauslaub, dessen Bücherschatz, in einem langen, reich von Sammlerglück begünstigt gewesenen Leben zusammengetragen, sonst einen europäischen Ruf gewonnen hätte. Vielleicht hätte die Auflösung dieser kostbaren Privatbibliothek den Namen ihres Begründers berühmt werden lassen. Sie blieb aber, vom Fürsten Johann II. Lichtenstein erworben und den Büchersammlungen seines Hauses zu Wien, Feldberg usw., die nach ihrer Art und Bedeutung eher den öffentlichen als den privaten Bibliotheken zu vergleichen sind, einverleibt, in ihrem Bestande erhalten. Doch auch der Katalog, der sie als ein Ganzes gekennzeichnet hätte, blieb ihr versagt.

Daß auch Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall [1774—1856], der Orientalist, der auf die Ausstattung seiner eigenen Bücher die größte Sorgfalt verwendete, das Verzeichnis seiner Büchersammlung nicht herausgab, ist um so mehr zu bedauern, weil dieser Bibliophile es liebte, die abendländische und die morgenländische Bücherliebhaberei in seiner Buchpflege zu vereinen und sein Katalog vielleicht zu einer sehr ersprießlichen Anregung geworden sein würde, die Bibliophilie des Okzidents und die des Orients vergleichend zu studieren. Ein Bericht August Lewalds aus dem Jahre 1856 eröffnet einen Einblick in das Bücherzimmer des Freiherrn. „Ein Freund führte mich in das Vielen bekannte von Henniksteinsche Haus in der Kärntnerstraße, wo der berühmte Orientalist wohnte, dessen Gattin eine geborene von Hennikstein gewesen. Wir trafen Hammer in einem großen Gemach, das seinen Bücherschatz enthielt und als Arbeitszimmer diente. Die Bücherschränke waren nach verschiedenen Richtungen aufgestellt und bildeten Gassen, in denen man sich frei bewegen konnte. Sie waren aus künstlerisch geschnitzten und vergoldeten Palmbäumen gebildet, und ein jeder enthielt

an einer Art von Frontispiz eine arabische Inschrift." Nach dem Abschlusse seiner osmanischen Geschichte hatte Freiherr von Hammer-Purgstall die 200 historischen Manuskripte, die er hierfür im Orient gesammelt, für deren Ankaufspreis der Wiener Hofbibliothek überlassen und die anderen 412 Handschriften — 100 von ihnen hatte er mit einem Kostenaufwande von 450 Gulden, um sie gegen Wurmfraß zu schützen, in Zedernholz binden lassen — gelangten nach seinem Tode ebenfalls in die Hofbibliothek. Die von ihm hinterlassene Druckwerksammlung, ausgezeichnet in den Fächern der Linguistik und orientalischen Literaturen erwarb die Leipziger Universitätsbibliothek 1857 für 10000 Gulden. Sie kam, in fünfzig Kisten verpackt, Anfang 1858 nach Leipzig, und enthielt nach Ausscheidung der in der Universitätsbibliothek schon vorhandenen Werke noch etwa 9000 Bände.

Verlockend waren allerdings im vormärzlichen Wien die für die Drucklegung eines Liebhaberbüchereiverzeichnisses zu machenden Voraussetzungen nicht gewesen, weder für dessen Aufnahme noch für dessen Ausführung. Der Altbuchhandel in Österreich und Ungarn war durch mancherlei Widerstände [‚Antiquariats'- und ‚Sortiments'-Streitigkeiten um die Auslegung der Buchhändlerprivilegien, Bücherzoll, Konzessionszwang, Zensur] an seiner Ausbildung noch die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hindurch vielfach behindert, das Antiquariat dem minderwertigen Büchertrödel gleichgestellt worden. Während man in Wien noch aus Brotneid um die Gewerbegrenzen stritt, hatte der Altbuchhandel in anderen Ländern bereits seine ebensosehr kaufmännisch wie wissenschaftlich anerkannten führenden Vertreter; ein Zustand, der für die Abhängigkeit der damaligen Büchersammler deutscher Lande in manchen nicht unwichtigen Beziehungen [Antiqarisch - bibliographische Terminologie, Bibliophilie-Moden, Liebhaberwerte, Sammlergewohnheiten] kennzeichnend ist. 1852, bei den Vorarbeiten für ein neues österreichisches Handelsgesetzbuch, erklärte die Handelskammer in Wien, daß als Fondsausweis für die Bewerber um eine Buchhandlungsbefugnis in der Kaiserstadt 10000 fl. C. M., für die um eine Antiquarbuchhandlungsbefugnis 4000 fl. C. M. als genügend angemessen zu erachten

seien. Die Behinderungen durch Zensur und Zunftzwang beschränkten die Antiquariatsvertriebsformen auf ein Mindestmaß. Die Veröffentlichung eines Bücherverzeichnisses war der vielen politischen Bücherverbote wegen im vormärzlichen Wien ein Wagnis, weil nicht allein die konfiskablen Bücher konfisziert wurden, sondern auch die sie ausbietenden Kataloge, und der für diese verantwortliche Antiquar in Strafe genommen wurde, wie 1847 Ignaz Klang, der zu 200 fl. C. M. Geldstrafe nebst einmonatlichem, allerdings erlassenen, Hausarrest verurteilt wurde, da sein Antiquariatskatalog u. a. einige der Moderomane von E. Sue verzeichnet hatte. Auch dieser Zensurstrenge erklärt es sich, daß bis etwa 1850 nur sehr wenige Antiquariatskataloge in Wien erschienen sind. Man begnügte sich damit, Neuerwerbungen in der Kaiserlichen Wiener Zeitung zu inserieren und die Sonderdrucke solcher Anzeigen als Bücherpreislisten zu verwerten. Ähnlich wirkten die „Gewerbsgränzen"-Schranken. Kupferstiche und Landkarten, die nicht fester Bestandteil eines Buches waren, durften ausschließlich von Kunsthändlern vertrieben werden. Noch 1854 mußte der eben genannte Antiquar Ignaz Klang die Kühnheit, einen alten Homannschen Atlas, ein Kartenwerk ohne Text, in das Schaufenster gestellt zu haben, mit 20 fl. C. M. Geldstrafe und dem Konfiskationsverlust des Bandes bezahlen. Erst seit dem Weltausstellungsjahr 1873 bekam der Altbuchhandel in Wien [wo 1788 — 5, 1830 — 10, 1849 — 12, 1870 — 18, 1900 — 40, 1909 — 59 Antiquariate bestanden] eine internationale Geltung, die vor allem die Firma Gilhofer & Ranschburg [1884] mit den von ihr geleiteten Versteigerungen gewann. In den übrigen Städten der österreichischen Kronländer war, mit Ausnahme von Prag [wo die 1783 begründete Firma Taussig ihren Vorrang wahrte], das Antiquariat bedeutungslos; wie der Buchhandel überhaupt, da bis 1848 das Bestehen von Buchhandlungen nur in den Provinzhauptstädten und den sogenannten Kreisstädten erlaubt war, so daß sich im ganzen Österreich-Ungarn des Vormärz [mit Ausnahme von Wien, doch einschließlich des venetianischen Königreiches] kein halbes Hundert Buchhandlungen aufzählen ließ. Einen Aufschwung, den die erleichterte Bewegungsfreiheit des Buches er-

laubte, nahm seit den siebziger Jahren auch die Bücherliebhaberei und das Büchersammelwesen. Es entstanden Bibliophilenbibliotheken, die sich wieder mehr nach der internationalen Bibliophiliemode orientierten, nicht nur in Wien, sondern auch in den anderen österreichischen Staaten. Adalbert Freiherr von Lanna [1836—1909], in Prag ein Mann ungewöhnlicher Sammlerbegabung und ungewöhnlichen Geschmackes, verstand es, die bibliographischen Cimelien seinen sonstigen Schätzen einzufügen, Eduard Langer [1852—1914] in Braunau i. B., die mustergültige Organisation einer Privatbibliothek größeren Umfanges [25000 Bände mit 500 Wiegendrucken, 6000 Einblattdrucke, 800 Handschriften] festen wissenschaftlichen Zielen, zumal der Erforschung der Frühdruckgeschichte Österreichs, anzupassen. Buchkunst der Gegenwart und Buchkunstgeschichte sind in manchen österreichischen Privatbibliotheken neuerer und neuester Zeit, auch die Auflösung einiger dieser Liebhaberbüchereien bewies das, mit Erfolg und Verständnis gepflegt worden. Welche Wendung im zwanzigsten Jahrhundert die Bibliophilie der Republik Österreich aber auch nehmen wird, die Verluste, die ihrem öffentlichen Büchersammelwesen dadurch entstanden sind, daß die alten Bestände der größten öffentlichen Bibliotheken teilweise aufgelöst werden mußten, um dorthin zurückzukehren, von wo sie vor Jahrhunderten nach Wien gekommen waren, werden nicht leicht zu überwinden sein. Denn es handelt sich hierbei ja nicht lediglich um eine Rückgabe wertvollsten Büchergutes. Sehr viel schwerer wiegt die Auffassung, der die Bestimmungen dieser Rückgabeleistung entsprangen. Die Auffassung, daß selbst die Büchersammlungen eines Staates als Bücherschutzstätten, die Dauer haben, nicht gelten sollen.

VI. SLAVIEN UND SKANDINAVIEN

Die Ausbildung einer magyarischen Nationalliteratur konnte nationale Privatbibliotheken erheblicheren Umfanges in Ungarn erst mit ihrer Ausbreitung seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ermöglichen. Dazu war lange das Lateinische Umgangssprache gebildeter Ungarn geblieben; hatten die Beziehungen zu Wien, dem Wohnsitz des Königs, und die durch ihn geschaffene Verbindung mit der österreichischen Monarchie dem deutschen Buche Anerkennung in Ungarn verschafft; waren die Nachbarschaft Slawiens und der bei solcher Vielsprachigkeit sich ohnehin ergebende Einfluß der französischen Verkehrssprache in den vornehmen Kreisen weiterhin bestimmend dafür, daß die Büchersammlungen Ungarns sprachlich von nicht geringer Verschiedenartigkeit werden konnten, ohne trotzdem ihre nationale Tendenz zu verlieren, die sie vor allem in ihren geschichtswissenschaftlichen Grundlagen suchten. Das allmähliche Anwachsen der magyarischen Literatur bedingte dann in den Privatbibliotheken Ungarns deren Eingrenzung auf ihr eigenes Sprachgebiet; eine Erscheinung, die für alle kleineren europäischen Literaturen gilt. Aus dem Umkreise der in den Bezirken einiger führender europäischer Sprachen verbleibenden Bibliophilie verschwinden selbst die angesehenen Büchersammlungen der kleineren Staaten und Völker mehr oder weniger, soweit sie nicht auch bibliographisch und linguistisch internationalen Ranges sind. Das pflegt bei einer Betrachtung der Bücherliebhaberei und der Liebhaberbüchereien in diesen Ländern oft ein falsches Bild für den ihnen Fernerstehenden zu ergeben, weil er gerade die ihnen eigenartigen Wesenszüge nicht erblickt und sie auch erst dann richtig erkennen könnte, wenn er nicht allein den Bibliotheken, sondern auch den Literaturen, die sie repräsentieren, eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden würde. —

Der Bibliophile hatte eine Hochburg an seinem glänzenden Hofe in Ofen König Matthias Corvinus [1458—1490]* errichtet. Überschwänglich feiert eman im humanistischen Italien den ‚cultus librorum luxuriosissimus‘, den er trieb, denn er sparte nicht mit

* Abb. 252—255

seinen Aufträgen an die florentinischen Handschriftenverleger und ließ sich von Vespasiano di Bisticci eine Büchersammlung zusammenstellen. Doch auch in seinem eigenen Lande verstand er es, dem Buchgewerbe, das er ins Leben rief, ein Mäzen zu werden. Lebten und sammelten doch auch in Ungarn Bibliophilen-Humanisten wie Johann Vitéz. Daß die Bibliotheca Corvina in ihrer Zeit eine der hervorragendsten Liebhaberbüchereien war, dafür sind ihre Prachtbände noch heute gewichtige Zeugen. Aber die mancherlei späteren Nachrichten übertrieben ihren Umfang und ihren inneren Wert. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohácz [1526] wurde die etwa 1000 bis 1500 Bände zählende Büchersammlung eine Kriegsbeute der Türken und zerstreut. Schon König Wladislaus II. hatte in seiner Geldnot und Machtlosigkeit den ererbten Schatz weder vermehren noch wahren können seine kostbarsten Stücke an die Gesandten verpfändet oder verschenkt. Heute ist die Corvinus-Sammlung bis auf kärgliche Überreste verloren oder aus der Blickweite der Geschichtsschreibung verschwunden.

Dem Beispiel des Königs Corvinus folgten in den späteren Jahrhunderten die Magnaten, die große Privatbibliotheken anlegten, so die Fürsten Esterházy in Eisenstadt. Graf Samuel Teleki hatte 1795 auf seinem Schlosse in Maros-Vásárhely eine der ausgezeichnetsten Bibliophilenbibliotheken, Graf Franz von Széchényi legte 1802 mit der Stiftung seiner ausgedehnten Bücherei den Grundstock der dem Ungarischen Nationalmuseum angegliederten Landesbibliothek. Um das Jahr 1800, als die Bemühungen der in Wien lebenden Gardisten eine neue Blütezeit des magyarischen Schrifttums wachriefen, kam die Bücherliebhaberei ebenfalls zu einer erneuerten Anerkennung. Die Martin Georg Kovachich [1743—1821], Nikolaus Jancovich [1773—1846], Martin Georg Nagy, dessen Handschriften und ungarische Wiegendrucke der ungarische Staat für 125000 Gulden ankaufte, Ludwig Farkas, Stefan Nagy, Kardinal und Fürstprimas von Ungarn Johann Simor [1813—1893] in Gran, Domprobst Josef Dankó [1829—1894] in Preßburg mühten sich, mit Gelehrsamkeit und Geschmack ihre Privatbibliotheken auszustatten. Aus allen diesen

Sammlungen gelangten wertvollste Bestände in die öffentlichen Bibliotheken Ungarns. Die große Hungaricakollektion des Senatspräsidenten Georg von Ráth kam in den Besitz der Königlich ungarischen Akademie der Wissenschaften. Eine ähnliche bedeutende Bücherei, die er durch ein vortreffliches Katalogwerk zugänglich werden ließ, hatte Graf Alexander Apponyi sich erworben. Und neben den eigentlichen Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts, den Sammlungen Josef Agoston, Gustav von Emich, Graf Stefan Keglevich, Ferdinand Knauz, Etzel von Szémere ließen die alten Familienbibliotheken der Grafen Karolyi, Karátsonyi, Zichy, Teleki, Széchényi, Vigyázó und anderer es sich angelegen sein, für die Buchpflege in Ungarn zu wirken. —

Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg hatte 1348 die erste deutsche Universität in Prag gegründet und bald [1336] ist mit ihr auch eine Universitätsbibliothek verbunden gewesen. Die alte Karolinische Bibliothek blieb bis 1555 erhalten, in welchem Jahre sie die Jesuiten übernahmen und im Dominikanerkloster St. Clemens, dem Clementinum, unterbrachten, sie vermehrend. Als dann 1638 Kaiser Ferdinand III. die Universität wieder der jesuitischen Leitung entzog, entstand auch eine neue Universitätsbibliothek, die 1773, nach der Aufhebung des Jesuitenordens, mit der früheren vereinigt und dazu erheblich aus den Klosterbibliotheken vergrößert wurde. Andererseits hatten die Hussitenkriege, hatte der Bücherraub der Schweden im Dreißigjährigen Kriege bedauerliche Verluste den älteren und ältesten Beständen gebracht. An diesem Beispiel der Prager Universitätsbibliothek, das sich bis in unsere Gegenwart weiter verfolgen ließe, ist die Bibliophilieentwicklung in Böhmen, wo von Nürnberg her über Pilsen und Prag zwischen 1470 und 1480 der Buchdruck eingeführt worden ist, zu erklären. Sie ist bisher nie, obschon es weder an reich und reichhaltig ausgebauten Familienbibliotheken fehlte, obschon die Büchersammlungen mancher Klöster und Stifte sehr umfangreich und wertvoll geworden sind, obschon auch bedeutendere Privatbibliotheken entstanden und vergingen, zu einer eigenen Gestaltung gewachsen; nicht zum wenigsten deshalb,

weil auch in den Büchersammlungen das deutsche und das tschechische Element einander widerstrebten, jenes zu keiner selbständigen Auswirkung im Buchwesen kam, dieses sich dem deutschen Buchwesen einschloß. —

Kasimir der Große hatte im Königreich Polen 1364 in Krakau eine Universität gegründet, die aber erst 1400 von Ladislaus Jagełło ausgebaut worden ist. Damals ist ihr auch die Jagellonische Bibliothek verbunden worden. Zwar ermangelten die Edelsitze und Gelehrtenstuben Polens in den späteren Jahrhunderten nicht der Büchereien, aber die staatlichen Verhältnisse und Verwicklungen waren dem Aufbau größerer Büchersammlungen oft wenig günstig, die in der Ausbreitung einer Volksbildung keine Stützpunkte finden konnten. So sind denn auch die bedeutenderen polnischen Privatbibliotheken meist die Familienbibliotheken der alten führenden Geschlechter gewesen, die, obschon den westlichen Zivilisationen zugeneigt, ihnen einen nationalpolnischen Charakter, der die polnischen Traditionen verkörperte, zu verleihen strebten; während die Bibliophilenbibliotheken einer internationaleren Orientierung sich ebenfalls weit mehr nach dem Westen, insbesondere nach Frankreich hin, als nach einer allgemeineren slawischen Richtung weiteten.

Arbeitskraft und Bücherleidenschaft, Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit, gerichtet auf ein hohes Ziel, vereinten sich in dem berühmtesten Bibliophilen Polens, dem Kronreferendar und späteren Bischof von Kiew, Josef Andreas Załuski [1702–1774].* Mit achtzehn Jahren hatte er bereits 13000 Bücher gesammelt. Während er sie, Gelegenheiten und Reisen nutzend, unablässig vermehrte, versuchte er gleichzeitig die Herstellung einer vollständigen polnischen Bibliographie So hat er ebenso als Bücherforscher wie als Büchersammler die Inventarisierung der polnischen Literatur vorgenommen, ehe es dafür zu spät wurde; immer von dem Gedanken getrieben, in seiner Bibliothek einen Mittelpunkt des geistigen Lebens seines Volkes zu schaffen. Und das alles gegen die ihm überall in dem verfallenden Königreiche sich entgegensetzenden Widerstände. Indessen er sich bemühte, von einem außerordentlichen Gedächtnis unterstützt, in die Büchermassen Ordnung zu bringen, Ver-

* Abb. 256

zeichnisse herstellen zu lassen, Mitarbeiter auszubilden, ungedruckte Werke zu veröffentlichen, einen Plan zu verwirklichen, nach dem in Warschau eine Akademie seiner Bibliothek angegliedert und eine Universität ihr verbunden werden sollten, fand er nur geringe Teilnahme. Die Benutzung seiner dem allgemeinen Gebrauch eröffneten Sammlung blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück, dafür kamen die Diebe in um so größerer Zahl. Seine eigenen Mittel versagten und die des Staates versagten sich ihm. Zwar gelang es ihm noch, ein Gebäude für die Sammlung, die 1774 rund 230000 Bände sowie 11000 Handschriften zählte und auf 3000000 Gulden geschätzt wurde, zu finden, aber die ihn treffende Verbannung nach Kaluga ließ sie verwahrlosen. Nach ihres Begründers Tode in den Besitz des Staates übergegangen, der das kostbare Vermächtnis an das polnische Volk nicht zu wahren wußte, wurde sie 1794 eine Beute der Russen. Ein Befehl der Kaiserin Katharina II. ließ sie nach Sankt Petersburg überführen, wobei ein Fünftel des Zaluskischen Bibliothek gestohlen, verloren, vernichtet wurde, indessen der Überrest größtenteils den Grundstock der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in der Hauptstadt Rußlands legte, deren Bau auf dem Newski Prospekt 1801 fertig wurde und ihn aufnahm.*

Das Buchwesen in dem gewaltigen, Abend- und Morgenland vereinigenden Reiche Rußland hatte keine einheitliche Entwicklung und könnte sie auch nicht haben. Und selbst in dem Bereiche des europäischen Rußland und des russischen Schrifttums hatte diese Entwicklung die stärksten Hemmungen zu überwinden; Hemmungen, die ebenso in der langsamen Ausbildung einer autorisierten russischen Schriftsprache und mit ihr eines russischen Schrifttums und eines russischen Bildungsbegriffes vorhanden waren wie in dem politischen Zwange, den die Regierung bis in das zwanzigste Jahrhundert übte. Das russische Buchwesen ist bis dahin niemals frei geworden, es stand unter geistlicher und staatlicher Vormundschaft. Das aber übte wiederum auch seinen Einfluß auf das Buch selbst, das seine höchsten Liebhaberwerte oft als Schmuggelware fand — denn ein Teil der russischen Literatur wurde ja auch im Auslande gedruckt — und erfüllte den Leser mit einiger Gleichgültigkeit gegen das Buch, die

* Abb. 257, 258

sich sogar auf den Sammler übertrug. Wozu noch hinzukam, daß die Gebildeten und Vornehmen die ‚westliche Kultur' bevorzugten und vor allem dem französischen Buche huldigten. So fehlte der Bibliophilie des europäischen Rußland lange der nationale Zug, den sie erst erhielt, als die älteste russische Druckgeschichte durchforscht wurde; die Literatur Rußlands eine anerkannte selbständige Stellung in der europäischen gewonnen hatte. Zwar hatte schon Sweybold Veyl in Krakau 1491 die ersten slawischen Bücher gedruckt, aber das Buchwesen Rußlands fand doch erst einige Festigung, als der Zar Iwan der Schreckliche aus politisch-religiösen Gründen 1563 die erste Druckerei Rußlands, die Moskauer Synodaldruckerei, gegründet hatte. Immerhin sind, nach W. P. Ssemennikow, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts nur etwa 10000 Bücher in Rußland gepruckt worden, die größtenteils populäre, praktische und religiöse Schriften, dazu Übersetzungen, verbreiteten. Im neunzehnten Jahrhundert entwickelten sich Druckwesen und Verlag freier, auch die Ausstattung der Bücher fand weitergehende Beachtung und führte bis zu den Liebhaberausgaben. Bereits am Anfange dieses Jahrhunderts gab der Gönner der russischen Geschichtswissenschaft, N. Rumjanzew [1754—1826] in den 27 auf seine Kosten und unter seiner Mitwirkung veröffentlichten Werken Beispiele einer Bibliophilen-Buchpflege, die schon in einigen Prachtwerken des achtzehnten Jahrhunderts Vorgänger gehabt hatte. Seine Bücherei und seine anderen wissenschaftlichen Sammlungen hinterließ er als eine Stiftung, aus der das 1861 nach Moskau verlegte Rumjanzewsche Museum entstanden ist.

Die Belebung des Büchersammelwesens, die im achtzehnten Jahrhundert vielfach einem äußeren Zwange folgte — der Kaiserliche Hofbuchhändler Klostermann verkaufte die mit dem Zollstock abgemessenen Bandreihen für 50 bis 100 Rubel, je nach dem Einbande, an die, die sich rasch auf einen Besuch der Kaiserin Katharina einzurichten hatten — gewann im neunzehnten ihre innere Kraft aus dem nationalen Selbstbewußtsein. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bildeten sich Büchereien, die sich als Sammlungen nach strengerem System zusammenschlossen, so

die der Geistlichen Pitirim, des heiligen Innocenz von Irkutsk und Afanassjis Kondoidi. Auch die Privatbibliotheken weltlicher Buchfreunde wurden nun häufiger. Der Zarewitsch Alexei, Generalfeldmarschall Bruce, Graf A. Matwejew und besonders Fürst D. Golyzin, dessen Sammlung schon 6000 Werke zählte, sind die ersten angeseheneren russischen Bibliophilennamen. Aber die nationale Richtung der russischen Bibliophilie ist doch immer mehr oder minder mit einer internationalen verbunden gewesen. Eine ganze Anzahl der größten russischen Liebhaberbüchereien ist im Auslande entstanden und auch im Auslande wieder zerstreut worden. Diejenigen, die streng russisch blieben, konnten einen rechten Zusammenhang mit den Literaturen des Westens nicht finden, hatten der Eigenart des älteren russischen Schrifttums wegen einen primitiven Charakter. Hier gab es erst durch die Wechselwirkungen zwischen den anderen europäischen Literaturen und der russischen, dieam Ende des neunzehnten Jahrhunderts sich verstärkten, Ausgleichungen. Dafür mag die Büchersammlung des Grafen Leo N. Tolstoi ein Beispiel sein mit ihrem Bücherbunterlei. In ihr sammelte zum ersten Male ein russischer Schriftsteller in den Reihen der Übersetzungen seiner Werke Weltruhm, mochte er selbst am Ende seines Lebens ihn auch verachtet haben. —

Die Anfänge der Bibliophilie in den skandinavischen Staaten führen auf Deutschland zurück, von hier aus kam der Buchdruck nach dem Norden. Aber auch die geistigen Strömungen, hervorgerufen durch die Bewegung der Reformation, die seit der Hansezeit sich ausbildenden ökonomischen und politischen Wechselbeziehungen, machten die deutschen Nachbarstaaten zum natürlichen Vermittler zwischen Skandinavien und Westeuropa, indessen der Einfluß Englands durch Handel und Schiffahrt zurückwirkte. Diese Kosmopolität, frühzeitig neben der Internationalität der Wissenschaften, die auch Skandinavien in das gelehrte lateinische Universalreich einbezog, sich ausbildend, begann seit dem Erstarken der dänisch-norwegischen und der schwedischen Nationalliteratur zwar allmählich in den drei Königreichen der Vormachtstellung ihres eigenen

Schrifttums zu weichen. Indessen blieben doch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein andere Länder sowohl im Buchwesen wie in der Literatur für Skandinavien mit tonangebend; die allgemeine literarische Bildung war weit weniger beschränkt als die größerer Völker, war mehrsprachig; ein Zug, der sich deutlich auch in den Büchersammlungen ausprägte.

Die Umwandlung der alten katholischen Kirchen- und Klosterbibliotheken in die neuen reformierten weltlichen hatte sich in Dänemark, entsprechend seiner ganzen Reformationsbewegung, verhältnismäßig ruhig vollzogen. In Kopenhagen hatte König Christian I. im Jahre 1479 die Universitätsbibliothek errichtet, die auch mit norddeutschen Privatbibliotheken, so teilweise denen von J. A. Fabricius und Reimarus vermehrt, aber [1728] durch einen Brand geschädigt worden war. Und die von König Friedrich III. [1640—1679] gegründete Königliche Bibliothek konnte durch die Aufnahme einer Anzahl bedeutender Bibliophilen- und Familienbibliotheken, unter denen die Büchereien Danneskjold-Samsoe, Gottorp, Moldenhawer, Rostgaard, Thott, Suhm die hervorragendsten waren, ihr äußeres und inneres Wachstum erheblich beschleunigen.

Die Büchersammlungen Dänemarks im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wahrten noch ihren gelehrten Charakter. Die Verbindung der Reformatorenbibliotheken mit der deutschen Reformationsliteratur, ihr Gehalt an lateinischen theologischen Werken erschienen selbstverständlich, ebenso selbstverständlich blieb noch in der Fachgelehrsamkeit die lateinische Sprache. Ein Tycho Brahe [1546—1601],* der auf seiner Astronomeninsel Hven den Betrieb eigener buchgewerblicher Werkstätten neben dem der großen Sternwarte eingerichtet hatte und dessen Bücherei nun überallhin zerstreut ist, wendete sich mit seinen Veröffentlichungen ebenso an ein internationales Publikum wie er ihre Dedikationsexemplare, die er kostbar ausstatten ließ, an seine Gönner in aller Herren Länder verschickte. Ähnliche Verhältnisse bestanden ja auch noch in den anderen Ländern, deren Literatur schon einen erheblichen Umfang und Wert gewonnen hatte, deren Sprache sehr viel weiter galt als die dänische. Im Auslande kamen auch die dänischen Diplomaten und

* Abb. 259, 260

Kavaliere auf den Geschmack ihrer Liebhaberbüchereien. Just Høeg in Fultofte [1640—1694], der spätere Vizestatthalter von Norwegen, sammelte die 5000 Bände seiner 1695 in Kopenhagen versteigerten Bücherei als Gesandter in Nimwegen [1676—1679] und Paris [1679—1681], der Geheime Rat Friedrich Walter [1649—1718], der im Hofdienste 1708 bis 1709 den König Friedrich IV. nach Italien begleitet hatte, stellte in dem Bändetausend seiner 1719 in Kopenhagen unter den Hammer gekommenen ausgewählten Bücherei das Muster einer auch durch die Einbandliebhaberei verfeinerten Buchpflege auf.

Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gab es manchen dänischen Buchfreund — [und sogar eine Bücherliebhaberin, Karen Brahe, die eine von Anne Gjøe ererbte, jetzt in Odense befindliche, Bücherei systematisch durch dänische Drucke und Handschriften vermehrte] — vornehme und wohlhabende Büchersammler wie den Grafen Johan Ludvig Holstein-Ledreborg [1694—1763], der eine Bücherei von 20000 Druckwerken, Flugschriften, 600 Handschriften als Familiengut hinterließ, das 1812 durch eine Auktion verkleinert wurde, oder den Grafen Christian Danneskjold-Samsøe [1702—1728], dessen 7500 Bände Druckwerke und 522 Handschriften bergende Büchersammlung 1732 aufgelöst wurde. Dazu Gelehrte, deren Privatbibliotheken nach Auswahl und Umfang wichtig wurden, wie Niels Foß [1670—1751], dessen 12000 Bände meist historische und philologische Werke bargen, oder den Geheimrat Johan Theodor Holmskjold [1731—1793], der 6000 Bände naturwissenschaftlicher Schriften zusammenbrachte, oder den Prediger der deutschen reformierten Gemeinde Johan Lebrecht Stubenrauch [1707—1776], dessen Beschäftigung mit antiquarisch-bibliographischen Studien ihm zu einer ausgewählten Liebhaberbücherei verhalf. Auch die Repräsentationsbibliotheken fehlten nicht. So hatte der Graf Johan Hartwig Ernst Bernstorff [1712—1772] 1744 bis 1750 sich in Paris eine Privatbibliothek im noblen Stil zu schaffen gewußt, die er nun in der Heimat erweiterte. Und mancher andere Bibliophilenname ließe sich hier noch anführen. Die wichtigste Sammelarbeit dieses Zeitraumes leistete jedoch ein Isländer, Arni Magnusson [1663—1730], der von 1702 bis 1712 auf seiner Insel die

jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrte, als arnemagnäanische Bibliothek vielgenannte, großartige Sammlung altisländischer Handschriften zustande brachte.

Die bedeutenden Büchersammler Dänemarks, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hervortraten, fanden in dem Buchfreunde und Bücherkenner B. W. Luxdorph ihren Führer. Amtliche und persönliche Beziehungen verbanden ihn mit dem Grafen Otto Thott,* einem der größten Gutsbesitzer des Landes, den er oft auch in Tiltaelde besuchte, wo dessen Privatbibliothek aufgestellt war, die mit ihren wertvollsten Beständen, den alten Drucken [bis zum Jahre 1530 6059 Bänden] und den Handschriften durch ein Vermächtnis des Sammlers der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen zufiel, die außerdem in den verschiedenen Thottauktionen noch rund 50000 Bände erwarb. Auf seinen Auslandsreisen hatte Graf Thott die Begründung seiner Büchersammlung, die durch den Kopenhagener Brand von 1728 erheblich vermindert wurde, begonnen gehabt. Sie ist dann aber schließlich doch bis zu ihrer endgültigen Aufstellung, die der Büchersaal im Kopenhagener Palaste des Grafen am Kongens Nytorv zeigte, auf 138000 Bände vermehrt worden, die nach seinem Tode größtenteils in den Auktionen der Jahre 1789—1795 zerstreut worden sind. Auch die 100000 Bände der Bücherei des Historikers Peter Frederik Suhm [1728—1798] gelangten 1796 für 10000 Rdl. an die gleiche Stelle. Das Ergebnis einer halbhundertjährigen Sammlertätigkeit, konnte sich ihr innerer Reichtum freilich nicht mit dem der Bibliotheca Thottiana messen. Aber auch Suhm hatte für ihre Vermehrung viel aufwenden können und auch er hatte es nicht versäumt, wenn er aus Norwegen nach Kopenhagen kam, sich mit Luxdorph zu beraten. Weit wohlhabender als Luxdorph war auch der dritte seiner Gesinnungsgenossen und Mitsammler, Henrik Hielmstierne [1715—1780],* der ihm am nächsten stand. Dem Amtskollegen befreundet, verband ihn mit Luxdorph die ähnliche Geschmacksrichtung, die auf die Qualität, nicht bloß auf die Quantität ihrer Bibliotheken ausging. Hielmstierne, der Sohn eines in Kopenhagen zu Ansehen gelangten isländischen Kaufmanns, hatte

* Abb. 261, 262

von einem längeren Aufenthalte in Straßburg, Paris und London [1740—1742] eine Erziehung zur Bibliophilie heimgebracht, die er im nationalen Sinne auszunutzen wußte. In glücklichen Verhältnissen lebend, nahm er als Geheimer Rat 1771 unter Struensee seinen Abschied aus dem Staatsdienste, nicht unbedeutend auf dem Gebiete der Wissenschaften — er gehörte seit ihrer Gründung der Videnskabernes Selskab und der Danske Selskab an — konnte er die Aufgabe lösen, einen Bücherschatz zusammenzubringen, der wie kein zweiter bis dahin dänische Drucke in ihrer Vollständigkeit einer Privatbibliothek einfügte. Darauf bedacht, ausgesuchte Stücke zu erwerben, scheute er keine Kosten und Mühen, defekte Exemplare zu ergänzen, Fehlendes nachbilden zu lassen; kurz, er leistete eine Sammlerarbeit, die in ihren Zielen sich mit denen der späteren Germanistik und skandinavischen Philologie begegnete. Mit seiner Bibliophilenbibliothek, die seine Tochter, Gräfin M. G. Rosencrone, der Königlichen Bibliothek stiftete, erreichte er neben seinem Freunde Bolle Willum Luxdorph [1716—1788] den Höhepunkt der Bücherliebhaberei und Buchpflege Dänemarks im achtzehnten Jahrhundert. Denn diese Bibliophilen um Luxdorph, unter denen Jacob Langebek ebenfalls die ehrenvollste Erwähnung verdient, waren nicht lediglich Bücherjäger und Bücherkenner in der Vergangenheit; sie verweilten ebenso gern in der Gegenwart, mühten sich, die Ausbildung der Buchkunst und in Verbindung mit ihr die nationale Schrifttumspflege zu fördern, legten Wert darauf, ihren Namen in den Subskribtenlisten neuer Prachtwerke zu finden, ohne deshalb Unscheinbareres zu vergessen. Luxdorph hat eine in 25 Bände gebundene Reihe von 500 der sogenannten, in den Jahren 1771 bis 1775 veröffentlichten, Druckfreiheitsschriften zusammengetragen — Dänemark war der erste Staat gewesen, der, am 14. September 1770, die Preßfreiheit einführte und die Zensur aufhob — Tagesblättchen, die damals kaum verwahrt wurden und heute kaum wiederzufinden sind. Die Hoffnung, die sich in einer anderen von ihm angelegten Sondersammlung aussprach, die er ‚Icones Longaevorum' nannte und in der er schließlich 729 Bildnisse von Achtzigjährigen und noch älteren vereinte, ist ihm nicht ganz und gar er-

füllt worden. Er starb, zu seinen Jahren gekommen, in seiner amtlichen Juristenlaufbahn, dank seiner Kenntnisse und Tüchtigkeit zu hohen Würden gelangt, als Assessor am Höchstgericht, Kanzleideputierter und Geheimrat. In bescheidener Genügsamkeit sein Leben führend, suchte er seinen Reichtum in der geistigen und künstlerischen Atmosphäre seiner Bibliothek, deren Blumen- und Früchtegarten er mit genießender Sorgfalt umhegte. Schon in der Büchersammlung seines Onkels, des Bischofs von Seeland, Christen Worm, die 1728 großenteils verbrannte, war ihm die Bücherlust erweckt worden. Ohne in den eigenen wissenschaftlichen Forschungen bis zu größeren Veröffentlichungen vorzudringen, wußte seine rezeptive Natur aus den mannigfaltigsten Studien Nutzen zu ziehen. Dafür führte ihn sein Bibliophilentemperament überallhin; mit kleineren und größeren Spezialkollektionen in der universellen Anlage seiner Bücherei auf eigene Aussichtspunkte. Die Beschäftigung mit den bibliognostischen Notizen, die er auf die Vorsatzblätter seiner Bücher schrieb; ihr Exzerpieren und ihre Lektüre; die Fürsorge für ihre gute Ausstattung — er benutzte ein besonderes Supralibros, einen Elefantenkopf — und ihre Ordnung, gaben seinen Mußestunden einen für ihn köstlichen Inhalt, an dem er andere Buchfreunde gern teilnehmen ließ. Als vom 14. September bis zum 14. Oktober 1789 die 1151 Folianten, 3310 Quartanten, 7844 Oktavbände und 2751 Duodezformate mitsamt den 493 Handschriften, der Bildnis- und Kartensammlung versteigert wurden, brachten sie einen ansehnlichen Erlös, 9657 Rdl. 5 Mk. 6 Sk. Die Beruhigung eines Sammlerstillebens, wie sie die Bibliotheca Luxdorphiana zeigte, ist gerade den Bibliophilenbibliotheken der kleineren Literaturen eigen. Sie lassen es noch zu, daß der Gedanke einer Auslese des besten Büchergutes im Umkreise der Nationalliteratur nahezu bis zur Vollständigkeit möglich wird, daß es sich hoffen läßt, ein nächstliegendes Sammlungsziel zu erreichen. An ausgedehnten Büchersammlungen hat es Dänemark auch im neunzehnten Jahrhundert nicht gefehlt. Der geheime Archiv- und Konferenzrat Caspar Frederik Wegener [1802—1893] in Roskilde hatte die rund 22000 Nummern seiner 1902 von der Staatsbibliothek in Aarhus über-

nommenen Büchersammlung eigens in einem gewaltigen Büchersaale untergebracht, um sich an dem Anblick ihres Umfanges zu vergnügen. Sie kann der langen Zeit wegen, die sie im Besitze des einen Buchfreundes durchdauerte, der ihren Aufbau bereits als Schüler begonnen hatte, gewissermaßen als ein Auszug der dänischen Privatbibliotheken des neunzehnten Jahrhunderts gelten, obschon sie weit eher eine fachwissenschaftliche als eine Liebhaberbücherei wurde. Wählerischer war die an 32 000 Bände zählende Büchersammlung des norwegischen Juristen Thorvald Olaf Boeck [1835—1901] in Kristiania zusammengebracht worden, die ebenfalls die dänisch-norwegische Literatur in ihrem ganzen Umfange vereinen wollte und die in den Besitz der norwegischen Akademie der Wissenschaften in Trondhjem übergegangen ist. Buchgewerbe und Buchkunst Dänemarks hatten im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts eine eigene kräftige Entwicklung genommen, die die Bücherliebhaberei und das Büchersammelwesen förderte, das sich im zwanzigsten Jahrhundert vertiefte und weitete. Bis an die Grenzen dieser neuesten Zeit reichte die Bibliotheca Wegeneriana.

Die Bücherbeute der Schweden während des Dreißigjährigen Krieges in den deutschen Ländern; dann in Dänemark, in Polen und Rußland, hatte aus ihrer Heimat die Bestände einer Reihe alter Sammlungen geführt. Bei Gustav Adolfs Lebzeiten war diese Kriegsbeute meist der Universität Uppsala zugewiesen worden, dagegen behielt seine bücherliebende und gelehrte Tochter Königin Kristina* das meiste aus den in den Jahren 1642 bis 1648 erbeuteten böhmischen und mährischen Bibliotheken für ihre eigene Bücherei zurück oder gab es als Geschenk an ihre Günstlinge weiter, wie an den 1686 gestorbenen Reichskanzler Grafen Magnus Gabriel de la Gardie, dessen Privatbibliothek hierdurch reich vermehrt wurde. Aber sie bedachte auch die kleineren Kirchen- und Schulbibliotheken. Nach ihrer Thronentsagung nahm sie dann die eigene Büchersammlung mit sich fort, die schließlich in die Bibliotheca Vaticana gekommen ist. Die alte, von König Johann III. begründete Königliche Schloßbibliothek ist zwar durch den Brand vom 5. April 1697 großenteils vernichtet worden. Doch die Könige Gustav III. und IV.,

* Abb. 263

dazu die allgemeine nationale Teilnahme ließen sie wieder aufblühen. Die deutschen Feldzüge hatten auch dem Grafen Carl Gustaf Wrangel die Bücher geliefert, die seine berühmte Bücherei im Schlosse Skokloster gründeten. Andere alte Familienbibliotheken mehrten sich aus denen der polnischen Feldzüge, so die der Oxenstierna, die 1732 teilweise aufgelöst wurde. In dem dänisch-schwedischen Kriege der Jahre 1657—60 kamen auf diese billige Weise, in einem löblichen Wetteifer zwischen Magnus Gabriel de la Gardie und dem Grafen Carl Gustav Wrangel, auch einige dänische Bibliophilenbibliotheken nach Schweden, unter ihnen die berühmte Büchersammlung von Jørgen Seefeld im Ringstedkloster, die Karl X. Gustav Corfitz Ulfeld verehrt hatte und die nach dessen Fall [1660] in die Königliche Bibliothek nach Stockholm gelangte. Es war eine Bewegung der Büchermassen im derart bunten Durcheinander der Auf- und Zuteilungen, in der die Büchereien getrennt, die Bücher häufig verloren oder vernichtet wurden, daß sich die Einzelheiten ihres raschen Wechsels nur schwer verfolgen lassen. Jedenfalls aber gaben sie der Bibliophilie Schwedens im siebzehnten Jahrhundert ein eigenes Gepräge, in der selbst die diesem großen Büchersegen, der noch in den Versteigerungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts weiterwirkte, fernerstehenden Buchfreunde einen Anreiz ihrer Bücherliebhaberei finden konnten. Und es ist gewiß kein Zufall, daß auch der Hofrat La Gardies, Ludwig Frisenhäuser [1611—1694] zu den eifrigsten und geschmackvollsten Sammlern seiner Zeit gehörte. Ähnlich wie in Dänemark gestaltete sich dann auch in Schweden mit der Erstarkung des nationalen Schrifttums eine eigenere Entwicklung der Bibliophilenbibliotheken, die mit dem Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts dank den Fortschritten der bibliographischen und bibliotheksgeschichtlichen Studien, dank dem Emporstreben des Buchgewerbes in der Buchkunst eine Anerkennung ihres Sonderwertes erfuhren. Große Liebhaberbüchereien waren im neunzehnten Jahrhundert entstanden und größtenteils in der Stille oder in öffentlichen Versteigerungen wieder aufgelöst worden, so die des Doktors der Theologie J. A. Lüdecke [1840], die des Vizebibliothekars J. A. Brun-

nerus [Lund 1875], die Banérsche [1876—1877], die Cederhjelmsche [1878—1880], die des Freiherrn N. Gyldenstolpe [1884—1885], die von G. H. Stråle [1887]. Der Freiherr Nils Silfverschiöld auf Koberg hatte eine der kostbarsten schwedischen Privatbibliotheken in kurzer Sammlerzeit sich zu eigen gemacht, der Freiherr Per Hierta auf Fråmmestad das Beispiel eindringender Buchforschung gegeben, der Freiherr Carl Carlson Bonde auf Ericsberg ebenso wie der Graf Carl Trolle-Bondeauf Trolleholm das der Buchpflege einer ererbten großen Familienbibliothek.

Zu den bemerkenswertesten Buchmännern Schwedens hat Emanuel Swedenborg [1688—1772] gehört. Denn dieser Visionär war nicht allein ein Gelehrter, Naturforscher und Sprachkenner von großer Vielseitigkeit, sondern auch ein gelernter Buchbinder, der sich der in seiner Jugend erworbenen handwerklichen Geschicklichkeit gern noch in späteren Jahren rühmte. Und da ihm auch die Kupferstechkunst nicht fremd war, hat der eifrige Besucher der europäischen Bibliotheken und Buchhändler dem Buchwesen und der Wissenschaft vom Buche in allen ihren Zweigen eine dauernde Teilnahme geschenkt. An einer 1740 zur Dreihundertjahrfeier der Buchdruckerfindung in Leipzig veröffentlichten Festschrift beteiligte er sich mit einem lateinischen Lobgedichte, für die Ausstattung seiner eigenen Werke sorgte er mit vielem Geschmack. Zwar besaß er selbst nur eine kleine Büchersammlung, die eine Wand seines 1767 erbauten Sommerhauses füllte doch war sie gewählt und durch mancherlei Seltenheiten geziert. Deshalb darf der Mann, der in einer dies- und jenseitigen Welt leben wollte, ein Wunsch, den ein Jahrhundert später auch sein großer Landsmann August Strindberg hegte, wohl als ein Zeuge für die Bibliophilie genannt werden, der in der Nobelbibliothek in Stockholm ein Tempel der ideellen Güter, die sie schützt, errichtet worden ist. Denn die Aufgabe dieser Büchersammlung ist die Verwahrung der Meisterwerke des Weltschrifttums und wenn sie auch zunächst ihre Entstehung den praktischen Zwecken der Nobelstiftung zu verdanken hat, so ist doch ihr Leitgedanke auch der der Bibliophilenbibliotheken aller Völker und aller Zeiten gewesen, das beste und schönste zu gewinnen, das in den Büchern steckt.

VII. ENGLAND

Auch auf den britischen Inseln blühte, von Irland sich ausbreitend, Bücherliebe und Bücherlust des Mittelalters; im geistigen Tauschverkehr, dessen Vermittler die Bücher waren, mit den jenseits des Kanals gelegenen Ländern wachsend, in der englischen Gestaltung des Humanismus, dem Revival of learning, ausreifend. Frühe Legenden ranken sich, gleich dem Efeu um die alten Kathedralen und Kirchen, um die Namen von geistlichen und gelehrten Herren, die zu Büchereiengründern wurden, in denen sie die Pflegstätten des Lehrens und Schreibens, Lernens und Lesens schufen. Ein angelsächsischer Mönch Benedikt der Bischof [u. 628—690] gilt als der erste große Büchersammler Englands — aber was bedeutet eine solche Annahme mehr als die menschliche Empfindung für den Anfang einer jeden Erscheinung — der die von ihm geschaffene Sammlung teils seinem um 867 von den Dänen zerstörten Kloster Wearmouth, teils dessen Schwesterkloster Jarrow hinterließ. Ihn hatte manche Bücherreise nach Rom geführt und nichts anderes als Bibliothecae christianae waren auch diese englischen Bibliotheken, durch die, ein Johannes der Zeitenwende, im dreizehnten Jahrhundert Roger Baco [1214—1294] schritt. Er, der schon in der neuen Gedankenwelt lebte, der von Flugschiffen, Kompaß und Schießpulver sprach, der ebensosehr die Experimentalmethode wie seinen eigenen Ruhm empfahl, hat, obschon nicht die Brille selbst doch wenigstens ihre Idee gekannt. So mag man ihn einen Boten der kommenden Jahrhunderte nennen, in denen Brille und Buch kennzeichnend wurden für den Bücherweisen, von dem sich immer weiter diejenigen entfernen wollten, die freien Blickes über die Erde, die sie durchforschten, hinaussahen in die weiten Welten des Himmels und der Seele. Alcuin [Ealwhine], geboren in York 735, gestorben in Tours 804, am Hofe Karls des Großen in hoher Vertrauensstellung, hat die internationale theologische Richtung in seinen dem Büchersammeln und Bücherschreiben gewidmeten lateinischen Versen ausgedeutet. In engerer Verbindung mit dem französischen Buchwesen ist dessen Verweltlichung dann in England vollzogen

werden. Als Guy de Beauchamp, Earl of Warwick 1315 starb, hinterließ er der Bordesley Abbey in Worcestershire seine Bücherei, deren Liste diese Beziehungen zwischen den englischen und französischen Vornehmen, die gesellschaftliche Bildung des internationalen Rittertums kennen lehrt: A tus iceux, qe ceste lettre verront, on ourront, Gwy de Beauchamp, Comte de Warr. Saluz en Deu. Salus nous aveir baylé e en la garde le Abbé e le Covent de Bordesleye, lessé à demorer a touz jours touz les Romaunces de sonz nomes; ceo est assaveyr, un volum, qe est appelé Tresor. Un volum, en le quel est le premer livere de Lancelot, e un volum del Romaunce de Aygnes. Un Sauter de Romaunce. Un volum des Evangelies, e de Vie des Seins. Un volum, qe p'le des quatre principals Gestes de Charles, e de dooun, e de Meyace e de Girard de Vienne e de Emery de Nerbonne. Un volum del Romaunce Emmond de Ageland, e deu Roy Charles dooun de Nauntoyle. E le Romaunce de Gwyoun de Nauntoyl. E un volum del Romaunce Titus et Vespasien. E un volum del Romaunce Josep ab Arimathie, e deu Seint Grael. E un volum, qe p'le coment Adam fust eniesté hors de paradys, e le Genesie. E un volum en le qel sount contenuz touns des Romaunces, ceo est assaveir, Vitas patrum au comencement; e pus un Comte de Auteypte; e la Vision Saint Pol; el pus les Vies des XII. Seins. E la Romaunce de Willame de Loungespe. E Autorites des Seins humes. E le Mirour de Alme. Un volum, en le quel sount contenuz La Vie Seint Pére e Seint Pol, e des autres liv. E un volum qe est appelé l'Apocalips. E un livere de Phisik, e de Surgie. Un volum del Romaunce de Gwy, e de la Reygne tut enterement. Un volum del Romaunce de Troies. Un volum del Romaunce de Willame de Orenges e de Teband de Arabie. Un volum del Romaunce de Amase e de Idoine. Un volum del Romaunce Girard de Viene. Un volum del Romaunce deu Brut, e del Roy Costentine. Un volum de le enseignemt Aristotle euveiez au Roy Alisaundre. Un volum de la mort ly Roy Arthur, e de Mordret. Un volum en le qel sount contenuz les Enfaunces Nostre Seygneur, coment il fust mené en Egipt. E la vie Seint Edwd. E la Visioun Saint Pol. La Vengeaunce n're Seygneur par Vespasien a Titus, e la Vie Seint Nicolas, qe fust nez

en Patras. E la Vie Seint Eustace. E la vie Seint Cudlac. E la Passioun n're Seygneur. E la Meditacioun Seint Bernard de n're Dame Seint Marie, e del Passioun sour deuz fiz Jesu Creist n're Seignr. E la Vie Seint Eufrasie. E la Vie Seint Radegounde. E la Vie Seint Juliane. Un volum, en leqel est aprise de Enfants et lumiere à Lays. Un volum del Romaunce d'a Alisaundre, ove peintures. Un petit rouge livere, en le qel sount contenuz mons diverses choses. Un volum del Romaunce des Mareschans, e de Ferebras e de Alisaundre . Les queus nous grauntous par nos heyrs e par nos assignes qil demorront en la dit Abbaye &c."

Die altberühmten Bildungsstätten in Oxford und Cambridge fanden, als im dreizehnten Jahrhundert die ersten jener selbständigen Schulen, jener Colleges, entstanden oder doch zu solchen reorganisiert wurden, nach dem Muster des ersten eigentlichen College, des Merton College [1262] in Oxford, bereits zahlreiche Bücher vor, die zu sammeln und bei ihren reichen Mitteln ihren Zwecken nutzbar zu machen, sie jedenfalls nicht versäumten; zumal ihre Aufgabe über die der Klosterschulen hinaus die Erziehung derjenigen Geistlichen war, die sich dem öffentlichen Dienste als Staatsmann oder Arzt, als Künstler oder Gelehrter widmen wollten. In Oxford begann man bereits 1320 Vorbereitungen für den Bau eines besonderen, der Bibliothek der university bestimmten Büchersaales zu treffen; ein Jahrhundert früher hinauf reichen die Nachrichten über Bücherschenkungen, aber erst 1409 war der 1367 endlich begonnene Bau vollendet.

Wahrscheinlich war damals bereits die durch ihren Besitzer angesehenste englische Liebhaberbücherei, die den Übergang zu einer neuen Zeit mit verwirklichte, zum größten Teile nach Oxford gekommen, die des Kanzlers und Schatzmeisters Königs Eduard III., Richards de Bury* [wie er nach seinem Geburtsorte] oder Aungerville [wie er nach seinem Vater, dem normannischen Sir Richard, genannt wurde]. Geboren 1287 bei Bury St. Edmond, seit 1333 Bischof von Durham, gestorben 1345, scheint Richard de Bury allerdings mehr ein weltmännisch gebildeter Staatsmann, als ein gelehrter Geistlicher gewesen zu sein, der auch den Aufwand einer bedeutenden

* Abb. 264

Büchersammlung zeigte, um durch sie Geltung zu gewinnen. Ihr Schicksal ist ungewiß. Versprochen hatte er sie dem Durham Colleg in Oxford, das im sechzehnten Jahrhundert von Henry VIII. aufgelöst wurde. Damals sind dann wohl auch die Bücherschätze Richard de Burys zerstreut worden; teils in Duke Humphreys Library, teils in die Bibliothek des Balliot College, teils in den Besitz des königlichen Leibarztes Dr George Owen de Godstow gekommen. Vielleicht aber waren die Bücher Richard de Burys niemals im Durham Colleg, sondern sind als Schuldenzahlung vor oder nach seinem Tode zerstreut worden. Wie dem auch sei, seine Schrift über die Bücherliebhaberei und die Buchpflege, die er ein ‚Philobiblon' nannte und schon ganz im Geschmacke der Bibliophilen-Humanisten verfaßte — war er doch persönlich mit Petrarca in Avignon bekannt geworden, der ihn einen: Vir ardentis ingenii nec litterarum inscius nannte — ist erhalten geblieben und allein ihretwegen schon darf Richard de Bury der Klassiker unter den Büchersammlern Alt-Englands, ja des europäischen Mittelalters, genannt werden. Denn echt englisch ist in diesem humanistischen Traktat der Ausgleich zwischen Idealismus und Realismus; ihr Gedankenflug in die hohen Gefilde des geistigen Lebens findet, anders als in den Meditationen Petrarcas, immer wieder zum Boden der Wirklichkeit zurück; sie ist auch der älteste Bibliophiliclehrmeister für die eben entstehende neue Bücherwelt, kein bloßer Bücherlobspruch. [Einige Handschriften nennen allerdings Robert Holkot als Verfasser des am 24. Januar 1344 vollendeten Werkes, der es aber nur nach dem Plane und den Anweisungen seines Bischofs ausgearbeitet haben dürfte. 1473 ist es in Köln zum ersten Male gedruckt worden.]

Des Buches edle Geselligkeit hatten Edward III., Chaucers und Froissarts Gönner, zu schätzen verstanden als eine neue Form ritterlicher Unterhaltung und ritterlichen Zeitvertreibes. Das verraten die Verse G. Chaucers im Book of the Duchesse.

So whan I saw I might not slepe,
Til now late, this other night,
Upon my bedde I sat upright,
And bad oon reche me a book,

A romaunce, and he hit me took
To rede and dryve the night away;
For me thogte it better play
Than playen either at chesse or tables.

Bei aller Ehrerbietung vor der Bücher Gelehrsamkeit und Weisheit ließ solche Bücherfreude nicht zum Bücherwurm werden. Das gab derselbe Dichter [The Legend of Good Women] zu erkennen.

Than mote we to bokes that we finde,
Through which that olde thinges been in minde,
And to the doctrine of these olde wyse,
Yeven credence, in every skilful wyse,
And trowen on these olde aproved stories
Of holinesse, of regnes, of victories,
Of love, of hate, of other sundry thinges,
Of whiche I may not maken rehersinges.
And if that olde bokes were a-weye,
Y-loren vere of remenbraunce the keye.
Wel oghte us than on olde bokes leve,
Ther-as ther is non other assay by preve.
And, as for me, though that my wit be lyte,
On bokes for to rede I me delyte,
And in myn herte have hem in reverence;
And to hem yeve swich lust and swich credence,
That ther is wel unethe game noon
That from my bokes make me to goon,
But hit be other up-on the haly-day,
Or elles in the joly tyme of May;
Whan that I here the smale foules singe,
And that the floures ginne for to springe,
Farwel my studie, a lasting that sesoun!

Hier schieden sich die Wege am Rain, wo der Buchfreund der Bücher Narren zurückließ; wo der Gebildete sich vom Gelehrten trennte; der Dichter mit den schönen Künsten vom Pedanten.

A Clerk ther was of Oxenford also
That un-to logik hadde long y-go.
As lene was his hors as is a rake,
And he was nat right fat, I undertake;
But loked holwe, and ther-to soberly.
Ful thredbar was his overest courtepy;
For he had geten him yet no benefyce,
Ne was so wordly for to have offyce.
For him was lever have at his beddes heed
Twenty bokes, clad in blak or reed,
Of Aristotle and his philosophye
Than robes riche, or fithele, or gay sautrye.
But al be that he was a philosophre,
Yet hadde he but litel gold in cofre;
But al that he mighte of his freendes hente,
On bokes and on lerninge he it spente,
And bisily gan for the soules preye
Of hem that yaf him wher-with to scoleye.
Of studie took he most cure and most hede.
Noght o word spak he more than was nede,
And that was seyd in forme and reverence,
And short and quik, and ful of hy sentence.
Souninge in moral vertu was his speche,
And gladly wolde he lerne, and gladly teche.

Das Patronat der Künste und Wissenschaften lernte man als eine Pflicht verstehen, die Vornehmen wohl anstand. Bald war das Bemühen des Buchfreundes im fünfzehnten Jahrhundert darauf gerichtet, die Bücher, die es gab, kennen zu lernen. Ein Bibliograph, durchforschte John Boston aus Bury alle Büchersammlungen, in die er Eintritt fand, um sich genaue Titelverzeichnisse anzulegen. Bald war es der Bann der Buchschönheit, dem man unterlag. John Plantagenet [1] Duke of Bedford erfreute sich an dem Manuskriptenprunk, den die Meister der Miniatur ihm schufen, an seinem aus französischer Beute sich mehrenden Bücherschatz. Bald war

es das Bibliotheksproblem, die Überzeugung von dem Wert, den die gemeinnützige zweckdienliche Einrichtung einer Büchersammlung hat, die den Buchfreund nicht ruhen ließ. Nicht allein beschränkte sich Sir Walter Sherington auf das Büchersammeln für den eigenen Gebrauch; er vertrat die Ansicht, ohne Bibliothek sei eine Kathedrale unvollkommen, er machte den Versuch, Regeln, in englischer Sprache, aufzustellen, die die Benutzung der Bücher verbessern sollten. Sie alle standen noch vor den Grenzen des alten und neuen Buchlandes, das, unter der Regierung Edwards IV. Caxton für England erobern sollte; wie Bedfords Bruder Humphrey Plantagenet [1] Duke of Gloucester [1391—1447],* der von Jugend an die Bände der Gelehrsamkeit christlicher Kirchenväter und arabischer Wissenschaft um sich vereinte nebst einigen wenigen der antiken Klassiker [seine Bücherei ist in Edwards VI. Tagen ein Opfer des Pöbels geworden], der in Verbindung mit den italienischen Humanisten stand und sich mit Büchergeschenken an die Universität Oxford so verdient machte, daß sie ihm, nicht ohne einige schmeichlerische Übertreibung, 1444 den Ehrennamen des „Gründers" ihrer Büchersammlungen verlieh. Zwischen 1439 und 1446 schenkte er ihr mit allen seinen lateinischen Büchern an 600 Handschriften, von denen ein Teil vermutlich aus der alten librairie der französischen Könige stammte, die nach Bedfords Tod wahrscheinlich aufgelöst oder in den Besitz seines Bruders gekommen war. Dazu gab er reiche Geldgeschenke, zuletzt 100 Pfund für die Vollendung der neuen, seit 1426 erbauten School of Divinity, die die immer mehr anwachsende Bibliothek beherbergen sollte. Als 1488 die neue Bibliothek ihrem Gebrauche übergeben wurde, ein dem Revival of Learning errichtetes Schloß — es hieß nun Duke Humphreys Library — bildete sie den stärksten Stützpunkt für die erwachenden Geister, denen die Regierung König Henrys VII., ungestört durch innerpolitische Wirren, die Ruhe des Schaffens und Schauens schützte. Als dann nach der Renaissance mit der Reformation die Revolution kam, als der Protestantismus, immer mehr zum Zelotentum erstarrend, unter Heinrich VIII. bei der Aufhebung der Klöster zum Bildersturm führte, blieb zwar die Ox-

* Abb. 265

forder Bibliothek noch unberührt und unversehrt. Aber schon 1550 wurde sie nach papistischen Schriften durchsucht, geplündert, vernichtet und nur ganz geringe Reste der stolzen ersten Oxforder Universitätsbibliothek gelangten in die neue, die Bodleian Library, deren Namen den des Neubegründers der Oxforder Universitätsbibliothek nennt. —

In England war es im fünfzehnten Jahrhundert vornehmer Ton geworden, in Italien zu reisen, um an seinen Universitäten zu studieren und an seinen Höfen zu leben. Die dann mit gelehrter und weltmännischer Bildung in die Heimat Zurückkehrenden nahmen mit den nach England entführten Kunst- und Bücherschätzen auch die Neigung mit, diesen Besitz zu mehren. Und die nach italienischen Mustern begründeten Liebhaberbüchereien, so die von Lord Cobham, Sir Walter Sherington [Clastonbury Library] und John Tiptoft, Earl of Worcester, fanden manche Nachahmungen, die mehr und mehr einen nationalen Charakter, insbesondere auch durch die Ausbreitung der Buchdruckerkunst in England gewannen.

Das Beispiel des Buchgeschmackes, daß der englische Hof gab, ist anfänglich nur gering gewesen. Zwar besaßen auch Englands Könige Bücher oder Büchereien — Edward IV. [1465—1483], aus dem Hause Plantagenet, hatte bereits eine Anzahl von Druckwerken, die in das Verzeichnis der ihm gehörenden, von London nach dem Eltham Palace überführten Werte aufgenommen wurden — indessen eine Büchersammlung des Königlichen Hauses ist doch kaum vorhanden gewesen; zumal da auch das nationale Buchgewerbe noch darniederlag, die Einführung der Buchware aus dem Auslande, besonders aus Italien, dem Buchhandel und den Bücherkäufern genügte. Derart ist der Begründer der Old Royal Library [die 1757 dem British Museum zufiel] der erste König aus dem Hause Tudor, Henry VII. [1485—1509], geworden. Er hinterließ seinem Sohn Henry VIII. [1509—1547], der die Einfuhr fremder Druckwerke und Einbände durch ein ‚Act for Printers and Binders of Bokes' [25 Hen. VIII. cap. 15] einschränkte, eine recht stattliche Sammlung, die bald anwuchs und von deren Stamm Henry VIII. eine An-

zahl Handbüchereien in St. James und anderen Schlössern sich abzweigen ließ. Sein Hofbuchbinder, der etwa 1556 gestorbene Franzose [oder Italiener] Thomas Berthelet [Bartlet], hatte die neue Art der Einbandverzierung, die Handvergoldung auf den feinen Lederbänden im Renaissancestil, nach England gebracht. Seine in der Fleet Street gelegene Werkstätte, deren Ladenschild die ‚Lucretia Romana' zeigte, kam in die Mode mit den Mustern der Einbände „after the Italian fascion" oder „after the fascion of Venice". Zu seinen besten Kunden gehörte der Fürst von Wales, der spätere König Edward VI. [1547—1553] und es bildete sich eine Büchersammlergruppe, deren Einbandliebhaberei unmittelbar den französischen Vorbildern folgte.

Die Einbandliebhaberei, die Hochschätzung des kunstreichen Prachtbandes, ist im England der Elizabethanischen Zeit, hauptsächlich von Thomas Wotton [1521—1587]* gepflegt worden, den man, da die Bände seiner Liebhaberbücherei den Grolierstil nachahmten, den englischen Grolier genannt hat. Allerdings ist die Ausführung der für ihn gefertigten Prunkbände hinter ihrem französischen Muster zurückgeblieben. Thomas Wotton, der Sohn Sir Edward Wottons, des Treasurer von Calais und eines der Testamentsvollstrecker Heinrichs VIII., hatte seit 1547 die Amtstätigkeit seines Vaters unterstützt und war ihm nach dessen Tode 1551 in dieser gefolgt. Auch er erfreute sich des königlichen Wohlwollens, im Juli 1573 durfte er die Königin Elizabeth auf seinem Landsitze Boughton Malherbe empfangen. Ein Förderer der protestantischen Religion und der Wissenschaften, wird er als ein Mann „of great learning, religion and wealth" geschildert. Also als ein ernsthafter Mann, dessen Einbandliebhaberei einer tieferen Verehrung des Buches entsprang, ähnlich wie bei seinem Vorbilde Grolier, der ebenfalls Gelehrsamkeit und Geschmack verband. Eine nähere Bekanntschaft Groliers und Wottons erscheint nicht ausgeschlossen, die Beziehungen des englischen Buchfreundes zum französischen Buchwesen ergaben sich ja leicht aus seinem Aufenthalte in Frankreich und erweisen sich auch durch die vielen französischen Ausgaben, die in seiner Bücherei standen. Gleich ihm hatte ein anderer

* Abb. 267

englischer Einbandliebhaber, Sir William Pickering [1516—1575]* seinen Buchgeschmack in Frankreich gebildet. Früh [1538] in Heinrichs VIII. Hofdienst gelangt, ist er keineswegs ein grämlicher Bücherwurm gewesen. Das beweist eine am 1. April 1543 gegen ihn und Henry Howard stattgehabte Gerichtsverhandlung, weil die beiden nächtlicherweile Lärm in den Londoner Straßen erregt hatten: „breaking the windows of the houses with stones shot from cross-bows". Nach dergleichen jugendlichen Kavaliersvergnügungen wurde aber auch Sir William gesetzter. Ausgezeichnet bei der Thronbesteigung Eduards VII., Parlamentsmitglied für Warwick, ging er als außerordentlicher Gesandter im Februar 1550—1 zum Könige von Frankreich, um über ein Bündnis zwischen den beiden Reichen zu verhandeln. Im April des gleichen Jahres zum Botschafter ernannt, gewann er auch dessen Gunst. Trotzdem bat er wiederholt um seine Rückberufung, weshalb ihm unter anderem Thomas Wotton als Gesandtschaftsmitglied beigesellt wurde. Erst 1553 wurde er abberufen, erst 1558 war er wieder im diplomatischen Dienste in Belgien und Deutschland tätig, den er 1559 verließ, um sich auf seinen Landsitz Pickering House bei London zurückzuziehen. Man sprach damals davon, daß eine eheliche Verbindung zwischen der Königin Elizabeth und ihm möglich wäre. Doch starb er, gelegentlich noch an politischen Ehrenstellen hervortretend, unverehelicht. In seinem, vier Tage vor seinem Tode, am 31. Dezember 1574 errichteten Testamente vermachte er an Cecil seine Antiquitäten, Archivalien, Globen, Kompasse und sein Pferd „Bawle Price". Seine Bücherei, die nicht geteilt werden sollte, hinterließ er für den Fall ihrer Vermählung seiner ehelichen Tochter Hester, die später Sir Edward Wotton, den Sohn des Bibliophilen und Diplomaten, ehelichte. Dessen und Sir Pickerings Bücher kamen dann wenigstens mit ihren Hauptteilen als Heiratsgut der Catharine, ältesten Tochter und Miterbin Thomas Lord Wottons, an ihren Mann Sir Henry Stanhope und dadurch in die bei Sothebys 1920 in London versteigerte Familienbibliothek der Chesterfield.

Königin Elizabeth [1533—1603],* deren Einbandgeschmack die weibliche Art der Samt-, Seide- und Stickereibände bevorzugte,

* Abb. 266, 269

darf vielleicht eine Buchfreundin genannt werden, obschon sie kaum eine Büchersammlerin gewesen ist. Dagegen legte der Hofadel schon vielen Wert auf die Bibliothekenrepräsentation des Einbandprunkes; ihr Liebling, Robert Dudley, Earl of Leicester [1532—1588], vergaß nicht, des Besitzes einer ansehnlichen Büchersammlung durch Namen- und Wappenzeichen ihrer für ihn nicht ohne Prachtentfaltung ausgestatteten Einbände sich zu rühmen. Auch William Cecil, Lord Burghley [1520—1598], der eine reichhaltige Sammlung von Druckwerken und Handschriften hatte, sowie der Erzbischof von Canterbury, Matthew Parker [1504—1575], liebten den Einbandluxus und dieser hatte sogar im Lambeth Palast eine eigene Buchbinderei für sich einrichten lassen. Er war ein Sammler großen Stils, dessen Agenten auf dem Kontinent ebenso für die Bereicherung seines Bücherschatzes zu sorgen hatten wie er selbst es verstand, die Auflösung der geistlichen Anstalts- und der Klosterbibliotheken auszunutzen. Auch der erste König aus dem Hause Stuart, James I. [1566—1625] gehörte zu den Einbandliebhabern, der seine Hofbuchbinder John Gibson in Edinburgh, John und Abraham Bateman viel beschäftigte; und gleich ihm förderte sein frühgestorbener Sohn Henry, Prince of Wales [1594—1612] die Einbandkunst. Dieser junge Fürst brachte den zerstreuten Buchbesitz der Könige aus dem Hause Plantagenet wieder in die Royal Library zurück. 1609 erwarb er die Bibliothek des John Lord Lumley [1534—1609], die bedeutendste damals in England, neben der [im achtzehnten Jahrhundert in das British Museum gelangten] Sammlung des Sir Robert Bruce Cotton [1571—1631],* vorhandene Archivbibliothek, die nach seinem Tode in die Königliche Sammlung aufgenommen wurde. Für sie, die James I. auch mit der Büchersammlung des Jsaac Casaubonus [1559—1614], die er für 250 Pfund erwarb, noch vermehrt und die der Bürgerkrieg nicht verschont hatte, sorgte nach der Restauration zwar noch König Charles II. [1660—1680], dessen Hofbuchbinder Samuel Mearne war. Aber die in Whitehall aufgestellte Bücherei fand von jetzt an ihren besten Förderer in dem seit 1660 bestehenden, 1709 erneuerten, 1774 ausgedehnten, 1812 neu geregelten und 1842

* Abb. 276

in der gegenwärtigen Geltung gesetzten Kronrecht, von jedem im Königreich entstandenen Buchdruck einen Abzug der besten Ausgabe jeder Auflage zu erhalten; einem Rechte, das allerdings 1757 dem British Museum mit der alten Königlichen Büchersammlung überlassen worden ist. —

Robert Burton [1577—1640], in seiner ‚Anatomy of Melancholy', berichtet: „King James, 1605, when he came to see our University of Oxford, and amongst other edifices now went to view that famous library, renewed by Sir Thomas Bodley in imitation of Alexander at his departure, brake out into that noble speech: ‚If I were not a King, I would by a University man: and if it were so that I must be a prisoner, if I might have my wish, I would desire to have no other prison than that library, and to be chained together with so many good authors, et mortuis magistris.'" Burton fährt dann an dieser Stelle seines Buches weiter fort: ‚So sweet is the delight of study, the more learning they have [as he that hath a dropsy, the more he drinks the thirstier he is] the more they covet to learn, and the last day is prioris discipulus; harsh at first learning is, radices amarae, but fructus dulces, according to that of Isocrates, pleasant at last; the longer the live, the more they are enamoured with the Muses. Heinsius, the Keeper of the library at Leyden, in Holland, was mewed up in it all the year long; and that which to thy thinking should have bred a loathing, caused in him a greater liking. ‚I no sooner [saith he] come into the library, but I bolt the door to me, excluding lust, ambition, avarice, and all such vices, whose nurse is Idleness, the mother of Igorance, and Melancholy herself, and in the very lap of eternity, amongst so many divine souls, I take my seath with so lofty a spirit and sweet content, that I pity all our great ones, and rich men that know not this happiness. I am not ignorant in the meantime [notwithstanding this which I have said] how barbaroushy and basely, for the most part, our ruder gentry esteem of libraries and books, how they neglect and contemn, so great a treasure, so inestimable a benefit, as Aesop's cock did the jewel he found in the dunghill; and all trough error, ignorance, and want of education."

Das Bücherdenkmal des Elizabethanischen England erhob sich aus den dürftigen Trümmern der alten Bibliothek Oxfords: die neue. Ein Mann, dessen Namen sie fortan tragen sollte, Sir Thomas Bodley [1544—1613],* erweckte die ehrwürdige Büchersammlung zu neuem Leben und in einem Menschenalter vollendete er die festen Grundmauern seines ihn lobenden Werkes. Nachdem Bodley beschlossen hatte, wie er in seiner Autobiographie sagt, seinen Stab an der Bibliothekstür von Oxford niederzusetzen, ein Entschluß, den er dem Vice-Chancellor in einem, am 2. März in großer Versammlung verlesenen, Brief vom 23. Februar 1597, mitteilte, mußte er über zwei Jahre auf die Wiederherstellung der alten Bücherhalle verwenden. Am 25. Juni 1600 war der Raum für die Unterbringung einer neuen großen Sammlung fertig. Nun aber sollte diese erst gesammelt werden; und zwei dicke Folianten, in die die Gaben und Namen aller Wohltäter der Bodleian Library eingetragen wurden, bildeten, wie die Folge zeigte, mit Recht deren Eckstein. Zur Vermehrung der schon von ihm nach wohlüberlegtem Plane — er wollte keine alltäglichen Drucksachen, wie Schauspiele und Almanache, um nicht die vornehme Bibliothek durch solche „Baggage Books" zu verunzieren — gesammelten Bücher sandte Bodley den Londoner Buchhändler John Bill nach dem Kontinent, von dessen Ankäufen, wie überhaupt von vielen Einzelheiten der Bibliotheksvermehrung Bodleys Briefe an den ersten Bibliothekar der Bodleiana, Dr. Thomas James, berichten, in denen er häufig ins einzelne gehende Anweisungen zur Erinnerung seiner Gönner gibt. Am 8. November 1602 konnte die Bibliothek, die damals 2500 Handschriften und Drucke enthielt, dem gemeinen wissenschaftlichen Gebrauch geöffnet werden. Zahlreiche größere und kleinere Büchergeschenke kamen; der König, der 1604 Bodley zum Knight adelte, bestimmte im gleichen Jahre, daß die Büchersammlung, der er gleichzeitig Körperschaftsrechte verlieh, fortan den Namen ihres Begründers zu tragen habe. 1610 waren bereits Vergrößerungsbauten nötig geworden. Im selben Jahre traf Bodley auch ein Abkommen mit der Stationers Company in London, daß sie je ein vollständiges Exemplar aller von ihren Mitgliedern, den Verlegern, veröffentlichten

* Abb. 270

Werke der Bodleiana überweisen sollte. Auch der Wunsch William Drummonds [1585—1649] — „to such a worthy work all the lovers of learning should conspire and contribute; and of small beginnings who is ignorant what great effects may follow?" — erfüllt sich.

Unter den ersten Förderern der Bodleiana war jenes „incomparable pair of brethren", denen die erste Shakespear-Folio gewidmet ist. William Herbert, Earl of Pembroke schenkte ihr 1629 die aus 242 griechischen Handschriften bestehende Sammlung des Francesco Barocci in Venedig, sein Bruder Philipp, der vierte Earl, gleich ihm Kanzler der Universität, stiftete 1649 die Pariser Polyglottenbibel von 1645. Die Gabe der Manuskripte verdankte die Bodleiana der Befürwortung eines ihrer größten Wohltäter, William Laud [geboren 1573, seit 1630 Kanzler der Universität, seit 1633 Erzbischof von Canterbury, hingerichtet 1645], der ihr von 1633 an rund 1300 Handschriften zueignete, darunter die für ihn durch den Konsul von Aleppo, Robert Huntingdon, erworbenen kostbaren orientalischen Manuskripte und andere, die aus Deutschland gekommen waren; aus dem Jesuitenkollegium von Würzburg, aus den Klosterbibliotheken von Mainz und Eberbach. Die Privatbibliothek des Erzbischofs, die er in seinem Palaste zu Lambeth* aufgestellt hatte, erhielt nach seinem Tode Hugh Peters. Auch Lauds Freund, Sir Kenelm Digby, folgte des öfteren seinem Beispiele. So überwies er die ihm von seinem Lehrer Thomas Allen hinterlassenen Handschriften und Drucke, aus eigenem Besitz noch vermehrt, 1634 der Bodleiana. Robert Burton hatte durch letztwillige Verfügung bestimmt, daß die Bodleiana von seinen Büchern diejenigen, die sie noch nicht habe, nehmen dürfe. Und der Verfasser der „Anatomy of melancholy" besaß viel von jenem „riff-raff", den Sir Thomas verschmäht hatte: „almanacs and play-books". Der gelehrte John Selden [1584—1654] hatte in White friars und im Temple in London reiche Bücherschätze aufgehäuft, die der Bodleiana zu hinterlassen, er ursprünglich die Absicht hatte; eine Absicht, die er später, wohl wegen des geringen Entgegenkommens der Oxforder Gelehrten, in seinem letzten Willen anscheinend von der Erfüllung besonderer Bedingungen abhängig machte. Jedenfalls kam ein kleinerer Teil

* Abb. 268

seiner Büchersammlung, insbesondere orientalische Handschriften, kurze Zeit nach seinem Tode in die Bibliothek, ihr Hauptteil, rund 8000 Bände, aber erst 1659. Inzwischen war jedoch schon vieles durch Ausleihen in London und durch ein Feuer im Temple vernichtet oder zerstreut. Juristische Werke erhielt aus dieser Sammlung auch die Bibliothek von Lincolns Inn, medizinische das College of Physicians. Unter Seldens Büchern waren manche der großen Folianten, deren Herkunft das stolze: Sum Ben Jonson bezeichnete. Thomas Lord Fairfax [1611—1671], der 1646 die Bodleiana durch eine besondere Wache gegen seine Oxford plündernde Soldateska geschützt hatte, hinterließ ihr außer 28 Handschriften von Werken der frühen englischen schönen Literatur auch die Dodsworth Papers, die er von Roger Dodsworth geerbt hatte. Er hatte diesem eifrigen Sammler von Material zur Familien- und Kirchengeschichte Nordenglands eine jährliche Rente ausgesetzt, damit er ungestört seinen Studien leben könne. Dodsworth hatte, als die Archive der nordenglischen Abteien eine Zeitlang in St. Marys Tower zu York aufbewahrt wurden, diese Muße wohl zu nutzen verstanden, und als der Tower 1644 in die Luft gesprengt wurde, manches wertvolle Stück aus den Trümmern gerettet, so daß seine Sammlung am Ende seines Lebens 161 Quart- und Foliobände füllte. Elias Ashmole [1617—1692] hatte zwar die Druckwerke seiner kostbaren Sammlung 1679 durch einen Brand im Temple verloren. Die Handschriften, die in seinem Hause in South Lambeth verwahrt wurden — sie schlossen auch die Collectionen von William Lilly und John Booker sowie teilweise die von Dr. John Dee [1527—1608] ein — vermachte er mit seiner Münzensammlung der Universität Oxford für ihr Ashmolean Museum, aus dem sie 1858 in die Bodleiana überführt worden sind. Das Register of Benefactors der Bodleiana Library konnte im achtzehnten Jahrhundert auch einen in der Geschichte der englischen Bücherliebhaberei viel und oft genannten Namen verzeichnen. Dr. R. Rawlinson [1690-1755]* hinterließ der Bibliothek, der er schon bei Lebzeiten vielfache Schenkungen gemacht hatte, den Hauptteil seiner umfangreichen Sammlungen: seine Handschriften und Urkunden sowie die kostbarsten, rund 2000 Bände, seiner Druck-

* Abb. 285

werke. Der berühmte Altertumsforscher und Topograph Richard Gough [1735—1809] hatte bei Lebzeiten seine reichen Sammlungen dem British Museum zum Geschenk angeboten, ohne hier das erhoffte Entgegenkommen zu finden, weshalb er rund 3700 Bände sowie alle Griffelkunstblätter und Kupferdruckplatten seines Besitzes, seine topographische Sammlung, der Bodleiana Library hinterließ, damit diese damit „an Antiquarys Closet" einrichte. Einen besonders wertvollen Teil dieser Bücherei bildeten die gedruckten Bücher zum englischen Kirchendienste, die service-books; ihr Überrest kam 1810 zur Versteigerung. 1815 schenkte Richard Lord Sundertin der Bibliothek die Malone-Collection, die er von seinem Bruder, dem 1812 gestorbenen Edmund Malone, dem Shakespeareherausgeber, geerbt hatte, rund 800 Bände seltener und wichtiger Originalausgaben der Elizabethan Poets. 1834 erbte sie fast die ganze Douce-Collection. Francis Douce [1757—1834], eine Zeitlang Keeper of the Manuscripts im British Museum, hatte in seiner reichen Bibliothek von rund 17000 Bänden und rund 400 Handschriften vieles besessen, was die Sammlungen der Bodleiana ergänzte und abrundete. Sein kostbares Geschenk war aber auch die letzte Liebhaberbücherei großen Stiles, die ihr zugefallen ist, wenn es ihr immerhin im neunzehnten Jahrhundert nicht an wertvollen kleineren Zuwendungen gefehlt hat.* —

Robert Burton [in seiner ‚Anatomy of Melancholy'] hat eine Umschreibung der Wißbegierde und des Wissenstriebes seiner Zeit, die in den Büchern ihre Helfer sah, versucht. ‚To most kind of men it is an extraordinary delight to study. For what a world of book offers itself, in all subjects, arts, and sciences, to the sweet content and capacity of the reader! . . . What vast tomes are extant in law, physic, and divinity, for profit, pleasure, practice, speculation, in verse or prose, &c.! their names alone are the subject of whole volumes; we have thousands of authors of all sorts, many great libraries full well furnished, like so many dishes of meat, served out for several palates; and he is a very block that is affected with none of them.' Im ‚Advancement of Learning' war, auch F. Bacon, Lord Verulam zeigte es, das Buch unentbehrlich:

* Abb. 271—274

„We see then how far the monuments of wit and learning are more durable than the monuments of power or of the hands. For have not the verses of Homer, continued tventy-five hundred years, or more, without the loss of a syllable or letter; during which time infinite palaces, temples, castles, cities, have been decayed and demolished? It is not possible to have the true pictures or statues of Cyrus, Alexander, Caesar, no, nor of the kings or great personages of much later years; for the originals cannot last, and the copies cannot but leese of the life and truth. But the images of men's wits and knowledges remain in books, exempted from the wrong of time and capable of perpetual renovation. Neither are they fitly to be called images, because they generate still, and cast their seeds in the minds of others, provoking and causing infinite actions and opinions in succeeding ages. So that if the invention of the ship was thought so noble, which carrieth riches and commodities from place to place, and consociateth the most remote regions in participation of their fruits, how much more are letters to be magnified, which as ships pass to participate of the wisdom, illuminations, and inventions, the one of the other?" Hier läßt sich die Bibliophilie in ihrer realistischen Tendenz hören, die die Buchwerte nach einer neuen Richtung hin steigern sollte. Die Anerkennung des Buches als Schrifttumsträger, gewonnen durch den Humanismus, hatte das eigentliche Element der Entwicklung einer modernen Bibliophilie gefunden. Die Bedeutung des Druckwerkes, der öffentlichen Meinung ihre Verkörperung zu verleihen, bezeichneten die ‚Areopagitica' John Miltons, dem die Freiheit zu erkennen, zu sprechen und nach Überzeugung frei zu schließen mehr als alle anderen Freiheiten war; der aus dem Kleinkampf der Parteien die Politik einer allgemeinmenschlichen Angelegenheit zu erhöhen strebte. ‚I deny not but that it is of greatest concernment in the Church and Commonwealth to have a vigilant eye how books demean themselves, as well as men; and thereafter to confine, imprison, and do sharpest justice on them as malefactors: For books are not absolutely dead things, but do contain a potency of life in them to be as active as that soul was whose progeny they are; nay, they do preserve, as in a vial, the

purest efficacy and extraction of that living intellect that bred them. I know they are as lively and as vigorously productive as those fabulous dragon's teeth; and, being sown up and down, may chance to spring up armed men. And yet, on the other hand, unless wariness be used, as good almost kill a man as kill a good book. Who kills a man kills a reasonable creature, God's image; but he who destroys a good book, kills reason itself; kills the image of God, as it were, in the eye. Many a man lives a burden to the earth; but a good book is the precious life-blood of a master-spirit, embalmed and treasured up on purpose to a life beyond life. 'Tis true no age can restore a life, whereof, perhaps, is no great loss; and revolutions of ages do not oft recover the loss of a rejected truth, for the want of which whole nations fare the worse. We should be wary, therefore, what persecution we raise against the living labours of public men, how we spill that seasoned life of man preserved and stored up in books; since we see a kind of homicide may be thus committed sometimes a martyrdom, and if it extend to the whole impression, a kind of massacre, whereof the execution ends not in the slaying of an elemental life, but strikes as that ethereal and fifth essence — the breath of reason itself; slays an immortality, rather than a life.' Nicht als archivalische Materialien hieß das in den britischen Büchereien die Newspapers und Pamphlets werten, sondern ebenso als Zeugen geistiger Bewegungen gleich den Büchern nach ihrem strengeren Wortbegriffe. Das aber hieß auch die bedruckten Papiermassen unbezwingbar, unübersehbar werden lassen; zu einer anderen Einschätzung des bibliographischen Kosmos gelangen, als ihn die Humanisten Italiens gewinnen mußten. Dafür fand Sir T. Browne [in seiner ‚Religio Medici'] diese Worte: 'Tis not a melancholy Utinam of mine own, but the desires of better heads that there were a general synod; not to unite the incomportible differences of religion, but for the benefit of learning, to reduce it as it lay at first, in a few and solid authors; and to condemn to the fire those swarms and millions of rhapsodies, begotten only to distract and abuse the weaker judgements of scholars, and to maintain the trade and mystery of typographers." Die aus der Anschauung des Bücher-

überflusses entstandene Mißachtung der überflüssigen Bücher hatte das Sammelverfahren Sir Thomas Bodleys ebenfalls erkennen lassen; man kann kaum sagen, daß die Bodleiana und das Verlangen einer Büchervernichtung die beiden Gegensätze zeigten, zwischen denen die Bibliophilie Humanismus und Realismus auszusöhnen hatte. Eine Aussöhnung durch die Auswahl und Benutzung der Bücher, die späterhin die bibliographische und bibliothekarische Technik fand, die methodisch und systematisch das ganze Bücherreich den Menschen, seinen Schöpfern, zurückgewann. Für den sich bescheidenden Buchfreund gab es jedoch noch eine leichtere Lösung, die ihm das Buch als Unterhaltungsmittel und Werkzeug wiedergab. Nicht die, daß er es überhaupt vernachlässigte, sondern die, daß er in ihm seinen Komfort fand. Ein Komfort, der allgemach allerdings auch eine Mode wurde — andeutend bezeichnete diese Entwicklungsrichtung einmal Dr. Johnson: „The call for books was not in Milton's age what it is in the present. To read was not then a general amusement; neither traders, nor often gentlemen, thought themselves disgraced by ignorance. The women had not then aspired to literature nor was every house supplied with a closet of knowledge.“ Doch ein Komfort, der, ähnlich dem altgriechischen Ideal des Guten und Schönen, nach einer Ausgeglichenheit der Persönlichkeit strebte, die auch die Privatbibliothek zu erweisen hatte. Das Bedürfnis des Buchgeschmackes, das die Einbandliebhaber sich erfüllten, verlangte Henry Peacham vom Compleat Gentleman: „Have a care of keeping your books handsome, and well bound, not casting away overmuch in their gilding or stringing for ostentation sake, like the prayer-books of girls and galants, which are carried to church but for their outsides. Yet for your own use spare them not for noting or interlining [if they be printed], for it is not likely you mean to be a gainer by them, when you have done with them: neither suffer them trough negligence to mould and be moth-eaten or want their strings and covers. King Alphonsus, about to lay the foundation of a castle at Naples, called for Vitruvius his book of architecture; the book was brought in very bad case, all dusty and without covers; which the king observing said, 'He that must cover us all, must no

go uncovered himself'; then commanded the book to be fairly bound and brought unto him. So say I, suffer them not to lie neglected, who must make you regarded; and go in torn coats, who must apparel your mind with the ornaments of knowledge, above the robes and riches of the most magnificent princes." Ein Bedürfnis, das einer ehrlichen Überzeugung vom Bücherwerte entsprang, die Anstand war, die auch das Verhältnis des Compleat Gentleman zu seiner Bücherei zeigte: „Affect not, as some do, that bookish ambition, to be stored with books and have well-furnished libraries, yet keep their heads empty of knowledge: to desire to have many books, and never to use them, is like a child that will have a candle burning by him, all the while he is sleeping." Es ist nicht mehr die Bücherlust des Humanisten, deren Wiederklang in diesen weit weniger begeisterten als nüchtern wägenden Worten zu finden ist. Ebenso sind sie indessen auch frei von der Bücherlast der Polyhistorie, von der die Befreiung erst dem Spezialistentum sich ausbildender Fachwissenschaften gelingen sollte. In Zeiten, in denen es der Wissenschaft lediglich glückte, den Stoff aufzuhäufen, ohne ihn zu durchdringen, geschweige denn zu durchgeistigen, ist das Bestreben der Büchersammlungen immer die Vollständigkeit des vorhandenen Wissens gewesen, da die Gelehrsamkeit in ihnen nichts anderes bedeutete als die Bewegung des Wissensstoffes von einer zur anderen Stelle, ohne ihn am Ende weitergebracht zu haben. Dagegen half die Anschauung des Bibliothekskomforts, die die englischen Bibliophilen des siebzehnten Jahrhunderts, denen der mangelnden Bibliographien wegen ein gefestigter Eklektizismus noch unmöglich war, hegten. Und ihr Bild läßt zum ersten Male die Züge moderner Bibliophilen erkennen, obschon noch unklar zwischen den mancherlei Velleitäten, in denen es heute aus der Vergangenheit her uns anschaut.

Anders als in Frankreich, wo seit den Anfängen der modernen Bibliophilie im siebzehnten Jahrhundert Paris tonangebend war und Mittelpunkt der bibliographischen Tradition blieb, gestalteten sich die Verhältnisse in England, wo die Hauptstadt London erst allmählich im achtzehnten Jahrhundert zum Vorort des Bücher-

sammelwesens wurde und zwar durch die Ausgestaltung des Büchermarktes im Geschäftsbetriebe der Versteigerungen. Daß die alten Bildungsstätten, die das gelehrte Erbe der Klöster mit übernommen hatten, durch die enge Verbindung mit ihren früheren Schülern auch im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert weiterhin für deren Buchpflege Anregung und Förderung gaben, war dazu nicht allein durch ihre Führung des wissenschaftlichen Verkehrs zu verstehen. Auch der buchgewerbliche Verkehr hatte hier seine Hauptstätten. Von dergleichen Überlieferungen — die auch auf die Familienbibliotheken der Landsitze zurückwirkten, in denen sich bereits die Auffassung einer Privatbibliothek als Komfort und Luxus der Vornehmen durchzusetzen begann — unabhängiger waren die noch wenigen Schöngeister, die in der eben entstehenden Weltstadt London seit der Elizabethanischen Epoche ihre Büchersammlungen zu Hilfsmitteln ausgesprochener literarischer Interessen zu machen begannen; die, obschon meist selbst in amtlichen Stellungen, über die fachwissenschaftlichen Grenzen, sehr viel seltener über die Landesgrenzen hinaus, ihre Aufmerksamkeit denjenigen Schriften zuwendeten, die die meisten Sammler noch gleichgültig ließen, oder die sogar von ihnen verachtet wurden. Denn diese Männer beschränkten sich nicht darauf, die antiken und die theologischen Klassiker allein für anerkennenswert zu halten, sie sahen sich ebenso gern in anderen Wissenszweigen um und sie gingen klaren Auges sogar nicht am Alltag vorüber. Als Antiquitätenforscher begannen sie schon ein Verhältnis zu den alten Druckwerken zu finden, obschon dabei mehr noch die Teilnahme für die geschichtliche Vergangenheit ihres Landes und Volkes überhaupt sie leitete und eine ausgesprochen lokalpatriotische Tendenz nicht zu verkennen war, als das bereits bestimmtere bibliographische Problem sie reizten, die zu feineren Ausgabenunterscheidungen führten. Aber das Historische verband sich doch schon enger mit dem Politischen ihrer Gegenwart. Die von den Foliantenverehrern verschmähten Flugschriften und Zeitblätter hoben sie sorgfältig, ja systematisch, auf, und selbst die Erzeugnisse der schönen Wissenschaften ihrer Tage fanden Platz in ihren Bandreihen. Es waren freilich nur einige wenige Buchfreunde, die so

handelten und deshalb manchen Spott der Zeitgenossen hinnahmen. Und auch die Nachwelt kann ihre Verdienste erst recht durch die Überlegung würdigen, daß alle jenen Miscellanea, Pamphlets und Tracts, die sich beschämt in den Bücherlisten dieser selbstsicheren Vorläufer späterer Sammlergeschlechter versteckten, auch diejenigen Schätze, meist freilich noch mehr gelegentlich als geordnet, verzeichneten, die inzwischen zu hohen Werten englischer Liebhaberbüchereien geworden sind: die frühen Ausgaben englischer Dichtung und Geschichtsschreibung. Als dann die Auktionen in London ungefähr gleichzeitig mit der Begründung des British Museum zu einer Einrichtung wurden, die den Altbüchermarkt Englands in seine Hauptstadt zentralisierte, wurden ihre Annalen zu einer Bibliophilie-Chronologie des britischen Reiches. Mehr noch als die Büchereiräume der großen Sammlungen sind von da an ihre Säle die ruhenden Pole, von denen aus sich am bequemsten das Bibliophiliegebiet Englands im Wandel der Zeiten abmessen läßt.

Das Beispiel eines englischen Bibliophilen des siebzehnten Jahrhunderts ist der Sekretär der Admiralität Samuel Pepys [1632—1703]* nicht allein deshalb, weil seine Büchersammlung noch in ihrem ursprünglichen Zustande aufbewahrt wird. Mehr noch ist es der Geschmack, der, ihre Auswahl kennzeichnend, auf den Unterschied der literarischen Moden zwischen damals und heute verweist. Denn der Diarist, den seine Tagebücher als einen vortrefflichen Beobachter erweisen; der Mann, der in seinen hohen amtlichen Stellungen, die er nicht allzu einwandfrei verwaltete, vielen Weitblick hatte, war ganz und gar nicht in gelehrten Vorurteilen befangen, sondern bezeugte dem englischen Buche, ja sogar denjenigen Druckwerken seiner Tage, die zu der ephemeren Literatur, zu den Erzeugnissen der „Presse" — nach heutigem Wortgebrauch — gehörten, nicht geringe Teilnahme. Das Chap-Book verachtete er nicht, er sammelte es in Reihenbänden, die etwa die Titel „Penny Merriments" oder „Penny Godlinesses" trugen, sogar sorgfältig. Damit hat er der Nachwelt, die sein Bücherschatz etwas bunt anmutet, unschätzbare Dienste geleistet. Immerhin, und hierin liegt das Unterscheidende zwischen der alten Bibliophilie Englands, die

* Abb. 279

Pepys vertritt, und der im achtzehnten Jahrhundert aufkommenden neuen: nach den jetzt am meisten begehrten bibliographischen Kostbarkeiten, den englischen Wiegendrucken, den Ausgaben der Dramatiker der Elizabethanischen Epoche, hat er nur gegriffen, wenn es ein Zufall fügte; gesammelt aber hat er sie, die ihm zu den niedrigsten Preisen erreichbar gewesen wären, nicht. Das war bei ihm und seinen Zeitgenossen eine Begrenzung des literarischen Horizontes, hinter dem noch diejenigen Sammelgebiete lagen, von denen die englischen und amerikanischen Liebhaberbüchereien des zwanzigsten Jahrhunderts auszugehen pflegen. Bedeutungsvoll ist es jedoch für die Bibliophilieentwicklung Großbritanniens. Ihre Caxton- und Shakespearetradition ist aus geschichtlichen Rückerinnerungen hervorgegangen, nicht aus einer ununterbrochenen Verbindung mit der Vorzeit. Wenn Pepys in seiner Bücherwahl sich nun auch die Freiheit eines gebildeten Weltmannes ließ, in seiner Buchpflege war er von einer etwas seltsamen Umständlichkeit, die selbst seine letztwillige Verfügung über die 3000 von ihm hinterlassenen Bände nicht verließ. Alphabetische Kataloge anzulegen, in der Aufstellung eine fest geregelte Ordnung zu wahren, das war für ihn eine Beschäftigung, der er sich aufs eifrigste widmete. Trotzdem aber findet sich in dieser seiner Bibliothekstechnik ebenso wie in seiner Achtsamkeit auf das Druckpapier der Straße durchaus Neuartiges. Das Bibliotheks-Comfort-Ideal des Gentleman kommt in solcher Aufnahme der Bücher in den Hausrat ebenso zum Ausdruck, wie sich in dem Festhalten der Gegenwartsschriften die Trennung von der Gelehrtenbücherei vollzieht und die moderne Privatbibliothek vorbildet, die die Formen einer Liebhaberbücherei wahrt, aber weder bloß der Repräsentation wegen als Wohnungsschmuck erscheint noch eine Sammlung systematischer Art sein soll. Also eine Bücherei, wie sie in England sehr viel häufiger als in anderen Ländern zu finden war und ist. Bibliothekskomfort, die bequemste Gebrauchsnutzung des Buches war auch die Reisebibliothek, derentwegen der Master of the Rolls unter James I., Sir Julius Caesar, dessen Sammlung später teilweise in die von Mr. Carteret-Webb und von diesem ins British Museum kam, nicht ganz aus eigenem Verdienst Biblio-

philenruhm gewann. Denn die in dem Museum verwahrte vielbewunderte Travelling Library mit ihren 42 Duodezbänden ist lediglich eine vor 1619 hergestellte Nachahmung einer anderen, die Sir Julius Caesar 1617 von einem Unbekannten als Neujahrsgeschenk empfing und die er 1635 seinerseits als Hochzeitsgeschenk dem Attorney König James I., John Madden, bei dessen Vermählung mit Miß Waterhouse darbrachte. Da 1921 auch diese ursprüngliche Reisebibliothek — sie zählt 43 Bändchen — die ebenfalls in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten war, im Altbuchhandel auftauchte, wird man daraus vielleicht schließen wollen, daß dergleichen Gerät und mit ihm verbundene Gewohnheiten noch zu den Ausnahmen gehörten; als Seltenheiten oder gar Seltsamkeiten geschätzt wurden. Aber es handelt sich, wenn man sie als Erscheinungen einer neuen Art der Behaglichkeiten des Buches, der praktischen, realistischen Tendenz in der Bibliophilie werten möchte, ja weit weniger um ihre Verbreitung als überhaupt um ihr Vorhandensein. Sie weisen auf die neue Stellung hin, die der Buchfreund zum Buch gefunden hat, dem er sich nicht nur im Tempel der Weisheit ehrfürchtig nähert wie Machiavelli. Daß er unbekümmerter gebraucht und sogar verbraucht, wenn er es nicht sammelt der Sammlung wegen. —

Der Buchhändler William Cooper — sein Ladenschild zeigte einen Pelikan — veranstaltete 1676 nach holländischem Muster die erste englische Büchereiversteigerung in London, deren gedrucktes Verzeichnis in der Kings Gallery des British Museum ausgestellt ist. Beweis genug, daß man in diesem dünnen Hefte ein in seiner Art epochemachendes Werk einzuschätzen hat. „For the encouragement of Learning", heißt es in dessen Vorrede, werde die Büchersammlung des Geistlichen Dr. Lazarus Seaman in dieser neuartigen Form ausverkauft; und das war kein ganz leeres Wort. Auch in einem Briefe von David Millington an den englischen Geistlichen Joseph Hill in Holland vom Juni 1697, der der geistige Urheber dieser Versteigerung gewesen war, wird versichert, man müsse Gott und ihm danken für den „great service done to learning and learned men in your first advising and effectually setting on foot that admirable and universally approved way of selling librarys

amongst us". Der Altbuchhandel hatte hier den Anfang des Weges gefunden, der durch die unübersichtlich, ja undurchdringlich gewordenen Büchermasse in das Freie eines geregelten Geschäftsverkehrs wies; in dem das alte Buch gleich dem neuen marktgängig wurde, so daß Angebot und Nachfrage eine Ordnung der Preisgestaltung ermöglichten, dem Altbuchhandel und dem Büchersammeln die zu erkennenden Grundlagen einer Wirtschaftlichkeit schufen. Und das war, ebenso wie die Beschaffung der Bücher selbst und ihre bessere Bestimmung durch die Bibliographie, für die Bibliophilie und ihre Buchpflege wichtig. Denn die Bildung des Liebhaberpreises gab ebenfalls eine Gewähr für die Scheidung der guten und schlechten Bücher, die zu einem Verlangen des Fortschrittes in den Wissenschaften geworden war; vermittelte die Auswahl bester Bücher, die ein Büchersammler treffen sollte und nahm seinem Tun den Anschein des Aufraffens, des planlosen und zufälligen. Die Methodik des Sammelns und ihre Systematik fand hier eine nicht geringe Unterstützung. Etwas über 700 Pfund waren für die 5—6000 Bände der Bibliothek Seaman gezahlt worden. Ein Bibliothekspreis, der der Öffentlichkeit die für eine Büchersammlung selbst gezahlte runde Summe zeigte; eine Summe, die bis dahin nur aus den geschäftlichen Verhandlungen über den Verkauf von Privatbibliotheken bekanntester Besitzer einer Bücherei hervorzugehen pflegte. Das gab einer nüchterneren Überlegung Rückhalt für das Sammeln. Die Möglichkeit, annehmbares Sammlungsgut verwerten zu können, mußte dessen Wert steigern. Allerdings, allmählich erst konnte eine solche Überzeugung weiter wirken. Auch die zweite, ebenfalls von Cooper geleitete Auktion, die der Bücherei des Rektors Thomas Kidner [1676] lieferte vorwiegend theologische Werke, ebenso die dritte, die des Geistlichen Thomas Greenhill [1677], die diesmal von Zachariah Bourne veranstaltet wurde. Auf der vierten, von Cooper besorgten, des Geistlichen Thomas Manton [1620—1677], die im Mai 1678 stattfand, boten sich schon mehr englische Schriften. Und die vierte im gleichen Jahr und Monat veranstaltete, die Benjamin Worsleys Büchersammlung durch die Auktionatoren John Dunsmore und Richard Chiswell zum Verkauf stellte, zeigte zum ersten

Male ein größeres Angebot älterer englischer Bücher, die ‚gute Preise‘ machten. Auf diese, die ‚neuen‘ Preise, waren nun schon die Buchhändler aufmerksam geworden und in den sich jetzt mehrenden Versteigerungen ließen sie es nicht an Versuchen fehlen, die freilich auf Widerstand stießen, unter bekanntem Namen Bestände ihres Lagers zu verwerten. Damit war die Anerkennung des Sammlernamens in die Wertrechnung eingeführt worden; für den Buchfreund als eine Gewähr, gute Buchware zu erhalten und als Ansporn des Sammlerehrgeizes, für den Buchhändler als aussichtsreiches Geschäftsmittel. Und die frühe Schlichtung der sich aus ersten Versuchen, verfälschte Versteigerungen zu verhüten, ergebenden Streitfragen — es begegnen bereits damals Feststellungen in den Katalogvorworten, daß es sich nur um die auf den Titelblättern genau angezeigten Büchersammlungen handle — hat nicht wenig dazu beigetragen, dem englischen Versteigerungsmarkt durch das strenge Bemühen, seine geschäftliche Redlichkeit zu sichern, eine starke und stetige Entwicklung zu geben. Als im November 1679 durch John Dunsmore die Bücherei des Sir Edward Bysshe, Clarenceux king at armes, versteigert wurde, die bereits durch ihre Auswahl, in der auch die französische, italienische, spanische Literatur berücksichtigt war, sich als eine Liebhaberbücherei erwies, bemerkte ihr Verzeichnis zum ersten Male die Bücher, die „curiously bound and richly gilt“ waren.

Die bibliophile Eleganz unter den englischen Buchfreunden des siebzehnten Jahrhunderts vertrat Sir Kenelm Digby [1603—1665],* eine geistig sehr regsame, viel und vieles wissende, die Gelegenheiten sich günstig machende Persönlichkeit; bald Gelehrter, bald Mann der Tat, in den Berufen des Diplomaten ebenso seinen Platz behauptend wie in denen des Kontroversen- oder des Schiffsführers oder den sonstigen, die er übte. Dazu ein vielseitiger Schriftsteller, dessen Tätigkeit von den, 1827 veröffentlichten, „Private Memoirs“ des „gentleman of the bed chamber to King Charles the First“ bis zu dem „Closet of the Eminenthy Learned Sir Kenelme Digbie kt. opened: Whereby is Discovered Several ways for making of Metheglin, Sider, Cherry-Wine &c., together with Excellent Directions for

* Abb. 277

Cookery, As also for Preserving, Conserving, Candying &c. [Published by his Son's Consent. Londen: 1669]" reichte, hat er seit seinen Pariser Universitätsstudien teils in England, teils in Frankreich gelebt und in dem Jahrhundert, in dem die bibliographischen britischen Expeditionen nach dem Festlande aufkamen, den späterhin noch des öfteren auftretenden britischen Büchersammlern, die in mehreren Ländern auch mit ihren Liebhaberbüchereien zu Hause sind, kein überall nachahmenswertes Vorbild gegeben. Ein Bericht über seine Bibliotheken ist nicht ganz einfach. Die ihm von seinem Lehrer Thomas Allen hinterlassene Büchersammlung stiftete, vermehrt, der Freund Lauds der Bodleiana. Eine andere Bücherei verehrte er der Library of Harvard College, Cambridge, Mass. Eine ältere Bücherei sollen ihm in England während des Bürgerkrieges die Rundköpfe verbrannt haben. In Paris arbeiteten für ihn die besten Buchbinder und er beließ diese seine Bücherei größtenteils in der französischen Hauptstadt, wo sie nach seinem Tode durch das droit d'aubaine zum Heimfall an die französische Krone kam. Später soll sie teilweise von dem Earl of Bristol zurückgekauft und dieser Teil der Digby Library, vier Jahre nach des Lords Tode, im April 1680 in London versteigert worden sein; eine freilich nicht ganz zweifellose Annahme.

Die Auktionssensation für die englischen Büchersammler des siebzehnten Jahrhunderts wurde im Mai 1682 die Versteigerung der Bibliotheca Smithiana durch Richard Chiswell. Richard Smith [1590—1675] hatte eine Liebhaberbücherei in Little Morfields entstehen lassen, die ebenso durch seine eigene Sammeltätigkeit wie auch dadurch wertvoll geworden war, daß sie eine ältere Bücherei, die von Humphrey Dyson, umschloß. Es war jedenfalls die nach ihrer Auswahl beste bis dahin in England unter den Hammer gekommene Privatbibliothek. Oldys vermerkte über Smith, daß er „for many years together suffered nothing to escape him that was rare and remarkable". Und Hearne notierte in seinen „Collections", „that Mr. Rich. Smith's rare and curious collection of books was began first by Mr. Humphrey Dyson, a publick notary, living in the Poultry. They came to Mr. Smith by marriage." Mr. Smith habe

die beste Sammlung der Werke des Erasmus zusammengestellt. Und schließlich versuchte er sogar ein Bibliophilenporträt des alten Dyson zu entwerfen: „A person of a very strange, prying, and inquisitive genius in the matter of books, as may appear from many libraries; there being books chiefly in old English, almost in every library, that have belonged to him, with his name upon them.“ Den Katalog belobte Oldys, er meinte, daß Smiths „exraordinary library makes perhaps the riehest catalogue of any private library we have to show in print, making above four hundred pages in a very broad-leaved and close-printed quarto.“ Das war, nach anderen Maßstäben gemessen, allerdings ein Lob, das nicht zutraf. Dibdin beklagte ‚daß die kostbarsten Werke hier in Losen unkenntlich zusammengefaßt seien, daß man überall die Bezeichnungen „Bundles of stitcht Books“ vorfinde. Rasch, sehr rasch waren die Auktionen in London und in den Provinzstädten zu Regulatoren des Altbüchermarktes geworden; zu einer Einrichtung, die dem Getriebe des Sammelns, des Sichtens und Suchens, richtunggebend wurden. Bereits im Jahre 1688 wurde die Bibliothek eines Parlamentsrates aus Montpellier, die Bibliotheca Mascoviana, in London versteigert; ein Zeichen, wie auch im Auslande die Bücherversteigerungen Englands geschätzt wurden. Auktions- und Katalogtechnik hatten sich schnell vervollkommnet; weder wich man den geschäftlichen noch den rechtlichen Streitfragen aus, sondern suchte ihre ausgleichende Lösung.

Diese Entwicklung innerhalb eines Vierteljahrhunderts erwies 1698 die Auktion der Bibliothek des Dr. Francis Bernard [1627—1698], des Arztes am St. Bartholomäus-Hospital und des Leibarztes James II. Einem Bibliophilen-Stoiker, nach Dibdins Urteil, hatte die Bibliophilie-Ornamentik, hatte das Großpapier und der Prachtband seinen Augen nicht geschmeichelt und seinem Herzen nicht wohlgetan. Anderes zeichnete seinen Bücherschatz aus, dessen Umrechnung in den Versteigerungspreis 5000 Pfund ergab. Ein echter Kenner der Historia litteraria war es gewesen, der Bescheid in seinen meist medizinischen und philologischen Büchern und nicht nur über sie wußte. Da war es kein Wunder, daß sich in dem Auktionskataloge bibliographische Entdeckungen machen, Bücher treffen

ließen, von deren Vorzügen man bisher nichts oder nur wenig wußte. Zu Entdeckungsreisen in unbekanntes Buchland wurden die großen Büchersammlungen und die großen Büchereiversteigerungen des folgenden Jahrhunderts. Nach allen Seiten drang man immer weiter vor; die bibliographischen Eroberungen, die man machte, trug man auf den sich bald dicht bedeckenden Karten der Liebhaberwerte ein. Ein Buch, das seinen Preis hatte, war viel weniger einer Zerstörung ausgesetzt als das unbeachtet, unbekannt sich verlierende. Und seine Auflage kam, soweit sie noch da war, aus den verstaubten, versteckten Winkeln in die achtsamste Buchpflege. So ist die kommerzielle Tendenz, mag sie immerhin zu einer Beeinträchtigung des Bibliophilen-Idealismus geworden sein, doch auch ein Materialismus, der notwendig wurde, um die Erhaltung der Kostbarkeiten und Seltenheiten zu sichern. Das ist bei einer Betrachtungsweise des alten Buches als Handelsgegenstand nicht zu vergessen. Für die Bewahrung der alten Bücher zahlte jetzt der Bibliomaniac die hohen Preise, die der Humanist für die Beschaffung der alten Werke nicht gescheut hatte.

Der Altbüchermarkt Englands in den Anfängen, die die Auktionen des siebzehnten Jahrhunderts bildeten, hatte im allgemeinen nur Arbeitsbüchereien zur Auflösung gebracht; für eine Berufsnutzung gebildete Zwecksammlungen. Kaum ein halb Dutzend Nur-Liebhaberbüchereien waren darunter gewesen, d. h. Bibliophilenbibliotheken, die nicht das theologische oder juristische oder medizinische Fach vertraten, sondern ihr Dasein einer freibleibenden Passion und einem freibleibenden Studium verdankten. Für den Altbüchermarkt des achtzehnten Jahrhunderts galten zunächst die gleichen Verhältnisse. Es waren Durchschnittsbüchereien, deren Erscheinung durch ihren öffentlichen Verkauf für eine kurze Weile festgehalten wurde. Wofern eine nach Ausdehnung und Ausstattung bemerkenswerte Bibliophilenbibliothek unter den Hammer kam, blieb sie nach außen hin doch in fachwissenschaftlicher Geltung. Die Bücherliebhaberei mit ihren Liebhaberpreisen, mit ihrer im Sammelwesen sich auszeichnenden Sonderstellung trat deutlicher erst um die Jahrhundertmitte hervor. Dann allerdings wurde die

Entwicklung des Umschwungs zur Bibliomania [eine Bezeichnung, die damals im Englischen schlechthin der der Bibliophilie im Französischen entsprach], die sich jetzt vollzog, rascher und rascher. Die Bände, die der Arzt Askew auf der Büchereiversteigerung seines Berufsgenossen und Freundes Mead 1754—1755 gekauft hatte, sind 1775 auf seiner eigenen zum doppelten und dreifachen Preise fortgegeben worden und wuchsen von nun an. Dabei begann man mit bibliographischer Kritik die angenommenen von den vorhandenen Werten zu trennen, d. h. von denjenigen, die aus den Beziehungen sich ergaben, die in einem Buche die Verkörperung eines Werkes erkennen ließen. Das hatte die Ausbreitung des Buchdrucks herbeigeführt. Die Humanisten konnten den Verfasser allein in seinem Werke suchen, ihre Nachfolger hatten ihn auch in denjenigen Ausgaben zu finden, die durch ihre Ursprünglichkeit auf den Verfasser selbst zurückführten. Feiner noch als früher Apogramm und Autogramm bestimmte man jetzt das authentische Exemplar aus seinem Verhältnis zum Autor und darüber hinaus aus der Buch- und Werkgeschichte. Der Begriff der editio princeps vervollkommnete sich bibliographisch in den der original edition.

Einer Bücherversteigerung größten Umfanges, die die Auflösung der Rawlinson-Sammlung veranlaßte, war man am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts freilich nicht gewachsen. Und diese Auktion, die fünfzig Jahre später vielleicht, die Bücherfluten ihren Kanälen zuführend, für den Altbuchhandel und die Büchersammlungen ein Ereignis ersten Ranges geworden sein würde, verlief in einer gewaltigen Bücherüberschwemmung; kennzeichnend dafür, daß Bücherhandel und Büchersammeln sich gegenseitig noch schwach stützten. Thomas Rawlinson [1681—1725], der „Leviathan of book-collectors during nearly the first thirty years of the eigteenth century" nach Th. Fr. Dibdins Urteil, repräsentierte seinen Landsleuten die Bibliomania in allen ihren Verwunderlichkeiten. Das Aufhäufen von Büchern war sein Lebensinhalt. In England und den Niederlanden herumreisend kaufte er Bilder, seine andere Leidenschaft, und Bücher. Nicht ohne Plan, denn hauptsächlich suchte er die antiken Klassiker in ihren besten und schönsten Ausgaben zu erwerben; vor allen

Dingen jedoch Druckwerke und Handschriften, die sich auf die englische Geschichte und Sprache bezogen, zusammenzubringen. Dieser unbezähmbaren Büchersucht opferte er Lebensfreuden und Reichtum, ein Fanatiker des bedruckten Papiers. Nachdem seine Wohnung in Grays Inn für die ständig wachsende Bücherzahl zu eng geworden, siedelte er nach London House, einem alten Palast der Londoner Bischöfe in der Aldersgate Street, über, wo bald doppelte, dreifache Bandreihen mit Bücherwänden alle Räume durchzogen. Trotz seiner sonstigen Sparsamkeit und trotz seines großen Vermögens brachte ihn sein Bücheraufwand gegen Ende seines Lebens in Zahlungsschwierigkeiten. 1721 begannen die von Charles Davis und Thomas Ballard geleiteten Bücherversteigerungen, die seinen Namen trugen. Sie dauerten bis 1734. Aber sie ähnelten in ihrer Gesamtheit mehr der Auflösung eines Buchhändlerlagers als der einer Büchersammlung. Rawlinson, dessen Gelehrsamkeit seine Freunde zu schätzen wußten, hätte vielleicht nur das Andenken an den Privatmann, der bis dahin die meisten Bücher in England gehabt hatte, hinterlassen, wenn nicht Thomas Addison [im Tatler', No. 158] ihm die Bibliomaniaccharakteristik auf den Leib geschrieben hätte, ein Zerrbild, jedoch ein Zerrbild, dessen Züge dem Leben nachgezeichnet wurden.

„Tom Folio ist einer jener Büchernarren, die sich damit beschäftigen, gute Ausgaben aufzukaufen und die Bibliotheken großer Männer zusammenzutragen. Keine öffentliche Bücherversteigerung nimmt ihren Anfang, ehe Tom Folio zur Tür hereingetreten; keine Auktion ist denkbar, bei der sein Name nicht im letzten kritischen Moment, ehe der Hammer des Auktionators fällt, gehört würde. Keine Subskription wird eröffnet, zu der man Tom Folio nicht den ersten Subskriptionsplan zuschickt und kein Katalog verläßt die Presse, der nicht noch erst in seine Hände käme. Er besitzt, soweit es die Titelblätter aller Autoren betrifft, die umfassendste Gelehrsamkeit, kennt die von jedem großen Schriftsteller vorhandenen Manuskripte sowie alle Ausgaben, die man davon veranstaltet und jedes Lob oder jeden Tadel, den die verschiedenen Größen der gelehrten Welt darüber ausgesprochen. Aldus schätzt er höher als Vergil und Homer; und spricht man von Herodot, so

bricht er in einen Panegyrikus über den Drucker Etienne aus. Er glaubt, die erschöpfendste Schilderung eines Schriftstellers zu geben, wenn er euch sagt, über was er geschrieben, euch den Namen des Herausgebers und das Jahr nennt, in dem dieses oder jenes seiner Werke erschien. Fragt ihr ihn nach anderen Einzelheiten, so redet er von der Güte des Papieres, preist die Sorgfalt des Korrektors und spricht mit Entzücken von der Schönheit des Druckes. Dieses alles betrachtet er als tiefe Gelehrsamkeit und echte Kritik. Diejenigen, welche von Feinheit des Stils und Klarheit der Gedanken sprechen oder die Schönheit irgendeiner poetischen Stelle hervorheben, wird Tom, auch wenn sie ebenso geistreich und talentvoll wären wie der gerühmte Autor selbst, immer als Männer von oberflächlicher Bildung und unbedeutendem Wissen betrachten."

Der Tadel traf die Besonderheiten, die das Auftreten der Bibliophilen in dem gesellschaftlichen Treiben einer Großstadt haben mochte; sie unter den Gelehrten und Kunstfreunden sich schon in eigenen Gruppen zusammenfinden ließ. Er traf weit mehr noch, ihren Sinn verkennend, die Bemühungen der bibliographischen Studien und den Zweck der bibliothekarischen Arbeit. Addison, der 1719 starb, sollte die Bedeutung der Bibliophilie für das ‚encouragement of learning' nicht mehr an dem ein Menschenalter später erstehenden British Museum würdigen können. Doch bleibt die Frage offen, ob er es getan hätte. Das aufbauende fehlte der Aufklärung oder gar den Freidenkerparteiungen, die Politik und Religion nicht schieden, sondern verbanden. Dem Buch, ihrem Kampfmittel, stand sie letzten Endes fremd gegenüber, mißtrauisch gegen seine geschichtliche Stellung. Nicht von ihr, weder in England noch in Frankreich ist der Gedanke der Gemeinbildung getragen worden, den Büchersammlungen für den Einzelnen oder die Gesamtheit verwirklichten. Hier trennten sich schon wieder das ‚Buch' und die ‚Presse', diesmal endgültiger, deren innere Einheit für das geistige Leben der Menschheit Milton verkündet hatte.

Daß die Auflösung der Rawlinsonsammlungen eine erheblichere Störung des Altbüchermarktes nicht herbeiführte, erwies die Bridges-Auktion. Wenn damals trotzdem Nachlassen der Sammel-

lust zu spüren gewesen ist, dann hatte das noch andere, tiefere Ursachen. Nicht ein plötzlicher Bücherüberfluß war es, der die Buchfreunde wählerisch werden ließ. Ihr Zögern entsprang der sich ändernden Einschätzung des Sammlerstückes, der kritischer werdenden Unterscheidung zwischen alten und neuen Büchern schlechthin und denen, die Liebhabern am schätzenswertesten schienen. Die Liebhaberbücherei als solche begann sich durch ihre Ausstattung und Auswahl von den Fachbibliotheken, den Familienbibliotheken und den sonstigen Privatbibliotheken zu unterscheiden. Diese Unterscheidung machte deutlicher die Bridges-Versteigerung erkennbar. John Bridges [1666—1724] hatte an 4000 Druckwerke und Handschriften, hauptsächlich zur britischen Geschichte, mit der noch selbstverständlichen Grundlage einer guten Büchersammlung, den erlesenen Ausgaben der besten griechischen und römischen Schriftsteller, um sich vereinigt. Schon ihr ungewöhnliches Versteigerungsverzeichnis beschäftigte die Buchfreunde, denn sein Titelholzschnitt trug unter dem Bilde einer gefällten Eiche, deren Zweige von den Holzsammlern weggeschafft wurden, die griechische Unterschrift: Δρυὸς πεσούσης πᾶς ἀνὴρ ξυλεύεται. Ein noch größeres Aufsehen sollte jedoch die im Februar 1726 von Mr. Cock geleitete, in seinen Geschäftsräumen in Lincoln's Inn stattfindende Versteigerung selbst machen, denn es wurde die erste englische Auktion, in der Bücherlose einen Durchschnittspreis von einem Pfund erreichten. Die Empörung unter den Sammlern war nicht gering, sie argwöhnten, daß die hohen Preise nicht mit rechten Dingen zustande gekommen seien und ließen es an Vermutungen und Vorwürfen gegen den Auktionsleiter nicht fehlen, die der sparsame Bibliothekar der Harleyan Library, Humphry Wanley, in seinem Tagebuche zornig aufzeichnete. Immerhin, die hohen Preise waren bezahlt worden. Die Buchhändler hielten sie für richtig, die Büchersammler sahen schließlich in solcher Umwertung die Wendung zur Anerkennung des ‚besonderen' Buches, des Sammlerstückes. Und auch sie wurden zufriedener.

Damals lebte eine Sammlergeneration, die für das Aufstapeln der Bücher in der Verborgenheit einer Bücherstube keinen rechten

Sinn hatte. Ebenso, wie der Altbüchermarkt auch die Büchersammler mehr in die Öffentlichkeit treten ließ, ebenso gestaltete das Sammeln selbst sich zu einer den Gedanken der Gemeinnützigkeit hegenden Tätigkeit. Das Bibliotheksideal war, eine Bücherei zu schaffen, die durch ihre Ordnung umfassend den Wissenschaften diente; die womöglich den Gelehrten eine erwünschte Arbeitsstätte wurde, die man ihnen zugänglich machte; die nicht mit ihrem Schöpfer verschwand. Mit anderen Worten: es formte sich eine neue Auffassung der öffentlichen Bibliothek, die sich nicht mehr auf die engeren Kreise der Fakultäten und Universitäten einschränkte, die eine Verbreiterung des encouragement of learning erstrebte. Die Anlage der hervorragendsten englischen Privatbibliothek dieser Epoche, der Harleyan Library, war schon ganz und gar darauf berechnet, sie zu einem Gemeingut des Volkes und der Wissenschaften werden zu lassen. Und es war kein Zufall, daß damals in der ersten Reihe der Bibliophilen Männer der Naturwissenschaften, der neuen Wissenschaften, standen, die das Buch als Forschungsmittel und Geisteswerkzeug zu werten wußten. Man beklagte einen Verlust für die Wissenschaften, als 1754 und 1755 die 30000 Bände der Bibliothek des Arztes Dr. Richard Mead [1673—1754]* durch eine Versteigerung, die von Samuel Baker geleitet wurde und deren Erlös bis auf £ 5509 stieg, wieder zerstreut wurden. In diese Bibliothek, in der die Medizin und Philologie gleich gut vertreten gewesen waren, hatte man leicht Zutritt gefunden, sie war weithin bekannt, benutzt, geschätzt gewesen; ihre Auktion die erste englische, die nicht allein in der engen Gemeinschaft der Sammler berühmt, die ein öffentliches Ereignis wurde. Ähnliches galt für die Büchereiversteigerung des Präsidenten der Royal Society und der Society of Antiquaries Martin Folkes, die 1756 durch den gleichen Altbuchhändler stattfand. Als Gelehrter nicht allzusehr hervorragend, hatte er es durch sein verbindliches Wesen verstanden, ein hohes gesellschaftliches Ansehen zu erlangen; durch eine Art von Ubiquität wissenschaftlicher Art, die seinem vornehmen Wesen wohl anstand. James West [1704—1772],* der später ebenfalls den Präsidentenstuhl der Royal Society einnahm, hatte gleich ihm in der Biblio-

* Abb. 283, 286

philie ein Versöhnungsmittel zwischen Weltmannstum und Wissenschaftlichkeit gefunden und in seiner reichhaltigen, 1773 durch eine Versteigerung aufgelösten, Sammlung, die Beziehungen glücklich findend, alte und neue Richtungen klug zu vereinen verstanden; wie es einem Manne nötig gewesen war, dessen Verdienste in der Organisation der Wissenschaften zu finden waren. So bildeten die Folkes und West aus der Fakultätsbibliothek strengen Stils, in der Form der Liebhaberbücherei, eine die freiere Wertung der Wissenschaften nach ihren Nutzzwecken und ihren Zusammenhängen erstrebende Betrachtungsweise der Büchersammlung heraus, die einen Ausgleich zwischen Bildung und Gelehrsamkeit finden ließ. Der zu gewinnen war, da der Gelehrte jetzt für seine Gelehrsamkeit sich auf seine Sondergebiete zurückzog, sonst aber von den Gebildeten sich nicht weiter schied; wohl aber in den von seiner Fachwissenschaft her sich verzweigenden Übergangs- und Grenzwissenschaften sich den weiten Bereich der anderen Fachwissenschaften zugänglich machen mußte. Die antiken Klassiker, die unter den 7000 Bänden des Arztes und Philologen Dr. Anthony Askew [1722—1774], die 1775 unter den Hammer kamen, durch ihre Liebhaberausgaben und ihre Liebhaberausstattung noch das Humanistenideal vertraten, verschwanden zwar nicht aus den Büchereien. Aber die ausschließlichen Bildungsrepräsentanten blieben sie nicht weiter. Der stolze Bau der British Museum Library erhob sich, aus einer modernen Privatbibliothek, die der Präsident des Royal College of Physicians, Sir Hans Sloane, als kostbare Stiftung seinem Volke hinterließ. Kostbar durch ihren Inhalt, noch kostbarer durch die Absichten seiner Stiftung, deren Erfüllung sie verlangte.

Die englische National- und Zentral-Bibliothek, das British Museum in London, darf das Denkmal der Bücherliebhaberei Englands genannt werden. Als es am 15. Januar 1759 eröffnet und dem Gemeinwohl nutzbar gemacht wurde, bildeten drei große Privatsammlungen den Grundstock seiner Archiv-Bibliothek: die Cotton- und Harleyan-Manuskripte, von unvergleichlichem historischem Wert die Sloane Collections, in denen die beginnende naturwissenschaftlich neue Zeit sich ankündigte. Anders als in den alten Kathedral-

und Universitätsbibliotheken, ehrwürdig durch die Überlieferungen der Vergangenheit, die sie, die Geistes- und Gotteswissenschaften hütend, weitergaben, ist das British Museum entstanden. Der Leitgedanke seines Planes, das Beste aus Kunst und Wissenschaften in einer großen öffentlichen Sammlung zusammenzufassen, ließ sich allmählich erst, bei der Anordnung der bereits vorhandenen Bestände, in festere Urmisse zwingen. Die Verfahren der Verwaltungsarbeit, die hier zu leisten war, mußten ausgebildet, die einem neuartigen Unternehmen sich entgegenstellenden sonstigen Widerstände wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Art mußten beseitigt werden. Die Anfänge, die Versuche verzögerten sich, weil die Muster für den neuartigen Rahmen der jetzt zu leistenden Sammelarbeit fehlten. Die Aufgabe begriff man im common sense leichter als ihre in der Ausbildung einer modernen Bibliotheks- und Museumstechnik liegende Lösungen. Mit den alten Mitteln ließ sich das Organisationsproblem nicht fördern, seine hauptsächliche Schwierigkeit war es, diese Mittel durch neue zu ersetzen oder wenigstens weiterzubilden; nicht lediglich in der Beherrschung der Betriebseinrichtungen, mehr noch in der der neuen Geistesrichtungen, die die herrschenden wurden.

Sir Hans Sloane [1660—1753], 1727 Nachfolger Isaak Newtons als Präsident der Royal Society, der Leibarzt Georges I., hatte in seinem langen Leben, unterstützt von seinen vielen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Beziehungen, gefördert durch sein großes Vermögen — er konnte für seine Sammlungen 80000 Pfund ausgeben — ein großes naturwissenschaftliches Museum [das er insbesondere in Westindien, wo er von 1687—1690 als Leibarzt des Herzogs von Albemarle lebte, sowie mit den Sammlungen seines Freundes, des Handelsherrn William Courten [1642—1702] bereicherte] und eine prachtvolle Bibliothek naturwissenschaftlicher Werke in seinem Landsitze in der Gemeinde Chelsea gegründet. Museum und Bibliothek [neben der naturwissenschaftlichen Sammlung 32000 Münzen und Medaillen, 2000 geschnittene Steine, zahlreiche Antiquitäten, 3516 Handschriften, 40000 Druckwerke] wurden nebst seinem Landsitze, gemäß seinem Testamente vom 10. Juli

1749, dem englischen Volke für 20000 Pfund zum Kauf angeboten, und diese Stiftung des „Sir Hans“ gab damit den Anlaß zur Gründung des British Museum.

Im Jahre 1753 beriet das Parlament die „Vorlage für den Ankauf des Museums oder der Sammlung des Sir Hans Sloane und der Harleyan Collection von Manuskripten und für die Beschaffung eines einheitlichen General-Repositoriums für die bessere Aufbewahrung und die bequemere Benutzung der erwähnten Sammlungen und der Cotton Library und der Erweiterungen dazu.“ Um die zum Ankauf der Sloane-Sammlung und zur Einrichtung des „General-Repositoriums“ nötigen Geldmittel aufzubringen, entschloß man sich zu einer Staatslotterie. Diese von dem berüchtigten Makler Leheup geschäftlich geleitete Lotterie führte zu wilden Spekulationen und brachte vielen schwere wirtschaftliche Schädigung. Jedenfalls aber brachte die Lotterie auch die notwendigen Mittel. Man konnte 1754 das 1686 erbaute Montague-House vom Earl of Halifax erwerben und entsprechend ausbauen, 1759 das fertiggestellte und eingerichtete Museum eröffnen; nachdem man in ihm die Harley-Manuskripte schon 1755, die von König Georg III. 1757 geschenkte Royal Library, die Sloane-Collection und Cotton-Manuskripte, sowie die mit diesen bereits 1738 vereinigte Bibliothek des Majors Arthur Edwards, 1758 aufgestellt hatte.

Daß nicht die ganze Harleyan Library, der unmittelbaren Vorläuferin der British Museum Library, deren Auf- und Ausbau festigte, zeigt, wie neu und noch oft unverstanden der Gedanke des großen nationalen Werkes in den frühen Jahrzehnten seines Keimens und Sprossens gewesen ist. Besaß doch diese Privatbibliothek, die Auslese von hundert anderen, die besten Bücher aller Länder, Sprachen und Wissenschaften. Als Robert Harley [1], Earl of Oxford [1661—1724],* der als Politiker ebenso des Glückes Gunst wie Ungunst erfahren hatte, gestorben war, bezeugte Pope diesem Edelmann, daß er „left behind him one of the finest libraries in Europe“. Ein nicht übertreibendes Urteil. Denn der Ehrgeiz literarischer Repräsentation hatte die Bibliotheca Harleyana zu einer Büchersammlung gemacht, die in ihrer Heimat die bis dahin hervorragendste

* Abb. 282

Privatbibliothek war. Ihre Anfänge — sie befand sich, bevor Robert Harley Peer wurde [1711], in seinem in Cambridgeshire gelegenen Landsitz Wimple — verbanden sie mit den ehrwürdigen Überlieferungen der Universität Cambridge, wo ihr Begründer sich gern Hilfe und Rat holte. Ihre Auflösung bedeutete den Beginn der modernen Epoche britischer Bücherliebhaberei und eine erhebliche Förderung für den Ausbau des British Museum, ihr kurzes Vorhandensein das Beispiel einer Art des Büchersammelns, die seitdem in England die vornehmste war. Zwar hatte Earl Edward [1689—1741], an Eifer und Freigebigkeit seinem Vater gleichend, den ererbten Schatz noch erheblich zu vermehren verstanden. Aber der Aufwand der Lords hatte das Familienvermögen gemindert und Margarete, Duchess of Portland, an die der Besitz der beiden Bibliophilen kam, konnte die kostbare Sammlung nicht weiterführen. Die Handschriften [7639 Buchhandschriften und 14236 Urkunden] bot sie um den zehnten Teil des Wertes dem Staate an. Ein Parlamentsbeschluß von 1753 billigte den Ankauf für 10000 Pfund [oder nur 4000 Pfund mehr als der Earl of Oxford allein für eine einzige der von ihm erworbenen Manuskriptkollektionen, die Sir Symonds d'Ewes'sche bezahlt hatte] und führte damit wenigstens diesen Teil der Bibliotheca Harleyana dem British Museum zu. Die Druckwerke [etwa 50000 Bände, 41000 Einzelblätter, 350000—400000 Kleinschriften] gelangten schon vorher in den Handel. Der Buchhändler Thomas Osborne, Grays Inn, hatte sie für 13000 Pfund erworben und zum Verkauf gestellt, der das bemerkenswerteste bibliographische Ereignis Londons seit dem Angebot von Mr. Bridges Büchern wurde. Freilich hatte auch hier der Kaufpreis nicht einmal diejenigen Bucheinbandkosten erreicht, die lediglich die letzten Sammlungsteile verursacht hatten. [18000 Pfund.] Denn auch darin waren Robert und Edward Harley beispielgebend für die Bibliophileneleganz in England gewesen, daß sie ihrem Bibliothekbande — allerdings bisweilen damit alte Einbände, die einer Erhaltung Wert gewesen sein würden, zerstörend — eine vielbeachtete Aufmerksamkeit widmeten, an die die Bezeichnung des seit etwa 1720 zur Bibliophilenmode werdenden „Harleian style" erinnert. Sie ließen ihre Bücher von

den tüchtigen Meistern Eliot und Chapman hauptsächlich in rotes, übrigens fast immer schlechtes, Ziegenleder binden und mit einer eigenartigen Handvergoldung schmücken. [Die Deckenumrahmung dieser Bände besteht aus einer dreifachen Linienumrandung nach französischer Weise, an die sich eine breitere Randleiste schließt, die aus zwei oder drei verschiedenartig benutzten Stempeln, denen des öfteren das Besitzerzeichen des Tannenzapfens eingegliedert ist, gebildet wurde. Als Mittelstück diente ein rautenförmig angeordnetes Muster.] Das Bibliotheksideal, daß die Harleys noch hatten, Qualität und Quantität zu vereinen, hatte sich für ihr ausgedehntes Sammlungsgebiet, das den Plan einer Universalbibliothek, wie ihn das siebzehnte Jahrhundert verstand, befolgte, bis zur endgültigen Vollständigkeit nicht mehr verwirklichen lassen. Aber daß ihr Sammeln neben dem äußeren Glanz der Bibliothek, den ihr auch die Griffelkunstblätter und Kupferstichwerke verliehen, bibliographisch-bibliothekarisch zu reden, eine Aufnahme des Bestandes der englichen Literatur bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts erstrebte, aus der, buchhändlerisch zu sprechen, die führenden englischen Liebhaberwerte hervorgingen, auch unscheinbarere bibliographisch-literarhistorische und typographische Werte aufzufinden verstand: das machte es vorbildlich für die Bibliophilie Englands. Agenten, die einen eben entstehenden Altbuchhandel mit festen Geschäftsgewohnheiten ergänzten, gaben auch bereits dem Einzelstück Bedeutung, obschon die billigen Druckwerkpreise einer Exemplarschätzung noch lange entgegenwirkten. [Schied doch sogar das British Museum noch um 1800 Dubletten aus, die es jetzt unter seinen Cimelien verwahren würde.] Wenn Robert und Edward Harley für ihre Privatbibliothek bisher in England unerhörte Unkosten hatten, obschon ihr Bibliothekar H. Wanley in dem Rufe stand, nichts ohne Feilschen zu erwerben, so werden diese den Handschriftenkäufen und bei den Druckwerken hauptsächlich den Bucheinbänden zuzuschreiben sein. Andererseits war auch die Auslese nicht so sorgfältig, wie bereits ein Jahrhundert später, was ein Vergleich der Bibliotheca Harleiana mit der Bibliotheca Heberiana zeigt.

Die abweichende Einschätzung literarischer und typographischer Werte, die bei ähnlichen Vergleichungen einzelner Entwicklungsstufen der Bibliophiliegeschichte niemals übersehen werden sollte, hat das Andenken an John Bagford [1650—1716],* der fünfundsechzigjährig 1716 in London starb, als das eines verabscheuungswürdigen Biblioklasten erhalten. Indessen war er, der ehemalige Schuhmacher, den Begabung und Neigung auf den Beruf eines Bücherjägers verwiesen hatten, obschon ohne eigentliche gelehrte Bildung, keineswegs der Bücherschädling gewesen; der gierigste und räuberischste aller Sammler, zu den ihn die von Dibdin verbreitete Legende gemacht hat. Er hat, auch auf Einkaufsreisen in Deutschland und Holland, dem Bischof John More und dem Earl of Oxford, der seinen ganzen mit den Harleyan-Manuscripts an das British Museum übergegangenen Nachlaß, darunter auch die sogenannten Bagford Ballads erwarb, die brauchbarsten Dienste geleistet. Allerdings mag er, um seine Blattsammlung zur Buchdruckgeschichte zu vervollständigen, eine Menge alter Bücher zerstört haben. Jedoch sein Vorhaben, eine allgemeine Buchgeschichte auf ihre buchgewerblichen Unterlagen zurückzuführen, ist, zumal für die damalige Betrachtungsweise des Buches, von einer Originalität gewesen, die eher Anerkennung als Verachtung verdienen würde. Die Bucheinbandteile übersah er ebensowenig wie die Kennzeichen alter Papiere. Ob er dann selbst der Mann gewesen wäre, nach seinen Entwürfen ein geschichtliches Werk zu schreiben, ist eine andere Frage, der eine Antwort zu geben um so müßiger scheint, als die Wissenschaft vom Buche erst in den letztverflossenen Jahrzehnten die mannigfachen buchgeschichtlichen Sonderuntersuchungen unter denjenigen Gesichtspunkten zu vereinen sich bemühte, die im wesentlichen auch die John Bagfords gewesen sind. Daß sein Beispiel in den englischen und amerikanischen Grangerizermethoden unnützlich weiterwirkte, ist nicht eine Beschuldigung, die ihn anklagt und nicht eine Entschuldigung für die, die etwa seine Nachahmer wurden, ohne den Sinn seiner Blättersammlung zu verstehen. In Bagfords Tagen machte man zwischen den älteren und den ältesten Druckwerken noch keine besonders strengen bibliographischen Unterschiede. Die

* Abb. 278

Beschäftigung mit dem englischen Buchwesen und Schrifttum der Vorzeit schränkte sich auf einen kleinen Kreis von Liebhabern ein; die meisten Sammler suchten anderes für ihre Bibliotheken, insbesondere die editiones optimae der antiken Klassiker. So wurden die, die Bagfords Schüler waren oder doch seinen Spuren folgten, Sir John Fenn, Thomas Martin of Palgrave und andere, weit eher zu Bücherrettern, die durchaus nicht die alten Bände, die sie bargen, zerschnitten.

Der Altbuchhändler, der die beste in seinem Lande vorhandene Liebhaberbücherei ankaufte, um sie geschäftlich zu verwerten, hat in mancher Hinsicht dem Antiquariat Englands die Entwicklungsrichtung zu seinen Formen, die noch in der Gegenwart gelten, bestimmt. Von etwa 1727 bis 1767 beherrschte Thomas Osborne — er starb am 27. August 1767 und hinterließ das ansehnliche Vermögen von 40000 Pfund — den Altbüchermarkt Englands, indem er sein Lager ständig auch mit den hervorragenden Privatbibliotheken, die aufgelöst wurden, bereicherte. Indem er sich so mühte, den Bücherkreislauf in die Antiquariatskanäle zu leiten und dabei erfolgreich genug war, wie seine Kataloge zeigen, konnte er allmählich dazu beitragen, daß die Bildung fester Liebhaberwerte sich auch auf dem englischen Büchermarkt vollzog; daß die Preise in ihrem Verhältnisse zu den bibliographischen Werten sich fester regelten; daß Angebot und Nachfrage und nicht allein der Zufall dem Büchersammelwesen nutzbar wurde. Daß der dicke kleine Herr nicht als Gelehrter, sondern als Geschäftsmann darauf bedacht war, den Altbuchhandel zu vervollkommnen, kann kein Vorwurf sein. Er machte zwar eine laute Reklame, aber das war sein gutes Recht. In den von ihm veröffentlichten Zeitungsanzeigen finden sich bereits die auch heute noch nicht ungewöhnlichen Übertreibungen, mit denen er für seine Buchware warb. Und es fehlte in ihnen ebensowenig die bekannte Wendung, Käufer, die seine Kataloge nicht erhielten, sollten sie schleunigst bestellen, wie die Mahnung an die Nichtkäufer, die Kataloge weiter- oder zurückzugeben. Vielleicht bezeugt die Vorteile, die die Art des Geschäftsbetriebes Osbornes für die Ausbildung gleichmäßiger Verkehrsformen im Antiquariat brachte, auch ein eigenes

Erlebnis, das er mit Mr. David Papillon, einem kenntnisreichen und wohlhabenden, 1762 gestorbenen, Sammler hatte. Dieser hatte ein Abkommen mit dem Buchhändler getroffen, er solle ihm für 100 Pfund Bücher zum Preise von drei Pence das Stück liefern, unter der Bedingung, daß alle Bücher gut erhalten, vollständig und nicht doppelt vorhanden seien. Allmählich konnte Osborne die Massen billiger Bücher nicht mehr aufbringen, er mußte diese durch solche ersetzen, die ihm mehrere Schillinge kosteten und schließlich um die Aufhebung des Vertrages bitten, der ihm die Lieferung von 8000 Dreipence-Werken auferlegt hatte. Die Anekdote beweist nicht nur, daß dem Antiquar die Berechnung des genauen Geschäftsganges notwendig wird, sobald die Entwicklung von Liebhaberwerten ständig zunimmt, wenn er sich behaupten will. Sie zeigt auch aufschlußreich den Buchdurchschnittspreis — er schwankte zwischen drei bis fünf Schillingen —, den die Bibliophilen Englands in der Epoche der Harleyan Library zu zahlen pflegten.

Der Absicht Osbornes nach sollte die Ausgabe des Harleyan-Kataloges Antiquariat und Bibliophilie in England durch ein bibliographisches Wahrzeichen zusammenführen. Und wenn die Ausführung seines großzügigen Planes scheiterte, trug er daran die geringste Schuld. Zur Bearbeitung des Verzeichnisses waren Johnson, Maittaire, Oldys als Autoritäten gewonnen worden, sie sollte derart wissenschaftlich erfolgen, „that the books shall be distributed into distinct classes, and every class arranged with some regard to the age of the writers; that every book shall be accurately described; that the pecularities of the editions shall be remarked, and observations from the authors of literary history occasionally interspersed, that by this Catalogue posterity may be informed of the excellence and value of this great collection, and thus promote the knowledge of scarce books and elegant editions.“ Der Katalog hätte also, wenn Osbornes eben angeführte Worte richtig verstanden wurden, eine Art englisches Bibliophiliesystem und der Buchhändler, der ihn herausgab, ein arbiter elegantiarum auf bibliographischem Gebiet werden können. Aber Maittaire, der auch die lateinische Widmung an den Staatssekretär Lord Carteret geschrieben hatte — bemerkens-

wert ist der Bibliothcae Harleianae Catalogus nämlich auch noch dadurch, daß er ein Übergang der lateinischen Verzeichnisse in die englischen wurde — hatte die allgemeine Einteilung nachlässig und unsicher vorgenommen. Und auch R. Johnson, der die später dem ersten Bande vorangestellten ‚Proposals' für die Drucklegung verfaßte, lieferte, nach Dibdins gegen Boswell gerichtetem Urteil, gerade kein Meisterstück. Dazu kam, daß der Band fünf Schillinge kosten sollte, was besonders von den andern Buchhändlern zu spöttischem Widerspruch ausgenutzt wurde. Kurz und gut, Osborne verzichtete noch während des Druckes auf die Ausführung seines Katalogplanes, nicht aber auf den Katalogpreis. Doch erbot er sich, entweder für diesen noch andere Bücher zu liefern oder den Katalog zurückzunehmen, verfuhr also auch dabei geschäftstüchtig großzügig. Der Verkauf begann Dienstag den 14. Februar 1744 in den Büchersälen des in der Albemarle Street gelegenen Oxford Palastes. Um Unordnungen zu vermeiden, war vorher kein Zutritt gestattet worden. Den, wie Dibdin zeigte, durchaus unberechtigten Vorwürfen einer allzu gewinnsüchtigen Preistreiberei ließ Osborne durch Johnson eine Antwort geben, die ein buchhändlerischer Epilog der Auflösung der Harleyschen Privatbibliothek ist: „If, therefore, I have set a high value upon books, if I have vainly imagined literature to be more fashionable than it really is, or idly hoped to revive a taste well-nigh extinguished, I know not why I should be persecuted with clamour and invective, since I shall only suffer by my mistake, and be obliged to keep those books which I was in hopes of selling." Es war um 1750 noch weit bis zum Ausbruch der Bibliomania.

Hatte doch Königin Anne ihrem Lord Schatzmeister Harley, als er ihr vorschlug, S i r S y m o n d s d'E w e s [1602—1656] Handschriftensammlung, die kostbarste und reichhaltigste in England nach der von Sir Robert Cotton zusammengebrachten, anzukaufen, geantwortet: „It was no virtue for her, a woman, to prefer, as she did, arts to arms; but while the blood and honour of a nation were at stake in her wars, she could not, till she had secured her living subjects an honourable peace, bestow their money upon dead letters." Das war die öffentliche Meinung in dieser Sache und Robert Harley,

der ein Nationalarchiv nun selbst aus eigenen Mitteln vor der Zerstreuung bewahrte, kam auch damit in den Ruf eines Verschwenders. Freilich hatte er darauf verzichten müssen, die ihm 1714 für 8000 Pfund angebotene, 30000 Bände mit etwa 2000 Handschriften umfassende Bibliothek John Mores, Bischofs von Ely [1646—1714]* anzukaufen, die dann 1715 Georg I. für 6000 Pfund erwarb und der Universität Cambridge zuwies. Der Bischof, der „Vater der black letter Sammler", der bei seinen Erwerbungen in den Büchersammlungen seiner Diözese [nach Mr. Goughs Urteil] mit frommen Segenswünschen und Selbsttröstungen: ‚quid illitterati cum libris' nicht sparte, hatte die Aufmerksamkeit der Bücherkenner auf die englischen Drucke des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts gelenkt und derart diejenige Sammelrichtung eingeleitet, die noch heute in den klassischen Bibliophilie-Systemen der englisch sprechenden Länder maßgebend scheint. Allerdings, der Antiquar trennte sich vom Bibliophilen erst bei den sich bibliographisch genauer orientierenden Büchersammlern; und auch unter ihnen war Robert Harley einer der ersten gewesen, obschon sein Sammlungsverfahren, das Aufkaufen, ihn weit weniger zum Auslesen als zum Aussondern zwang. Der Ausbau der Bibliotheca Harleiana in kaum einem Halbjahrhundert war damals nur derart möglich gewesen, daß sie sich das Beste aus über einem Hundert anderer Privatbibliotheken zueignen konnte. Das Aufkaufen bemerkenswerter Büchermassen führte dazu rasch, freilich ohne die Mittel zu sparen, zum Ziel und es ist seitdem, gegenwärtig als amerikanisch großzügige Sammeltechnik vielbewundert, bei den großen Sammlern der englisch sprechenden Länder beliebt geblieben. Nicht zum wenigsten auch deshalb, weil die allmählichen Bereicherungen der berühmten Büchersammlungen mit erlesenen Sammlerstücken die Arbeit der Vorgänger weit nutzbringender, auch wirtschaftlich weit nutzbringender zu verwerten gestattet, als das im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts noch der Fall war. Man braucht nur die Entstehung der Harleyan Library mit der der Morgan Library oder der Huntington Library zu vergleichen, um die Ausbildung des Büchersammelwesens von 1720 bis 1920 kennen zu lernen.

* Abb. 280

Im Jahre 1774 gab der Londoner Buchhändler Paterson einen Auktionskatalog heraus, dessen schon zur Gewohnheit gewordener langatmiger Titel verkündete, er sei: A Catalogue of rare books and tracts in various languages and faculties, including the Ancient Conventual Library of Missenden Abbey in Buckinghamshire, together with some choice remains of that of the late eminent Sergeant at Law, William Fletewode, Esq., Recorder of London in the reign of Queen Elizabeth; among which are several specimens of the earliest typography, foreign and English, including Caxton, Wynkyn de Worde, Pynson and others; a fine collection of English history, some scarce old law books, a great number of old English plays, several choice MSS. upon vellum, and other subjects of literary curiosity ... Diese Bibliotheca Monastico-Fletewodiana, der übrigens, aus anderem Besitz, der Versteigerer auch neuere Werke hinzugefügt hatte, war keine abgerundete Büchersammlung mit dem Ansehen, das ihr ein bekannter Bibliophilennamen hätte geben können; und die Preise, mit der ihre Schätze bewertet wurden, blieben niedrig. Immerhin wurde sie in ihrer Art epochemachend, weil sie am Anfange der Bewegung steht, die im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts das altenglische Buch zum fortan führenden der englischen Liebhaberbüchereien werden ließ und damit gleichzeitig eine Umwandlung der bisherigen Liebhaberwerte vollzog, indem die antiken Klassiker den nationalen weichen mußten. Anfangs blieb noch das archäologisch-typographische, das historische und Raritätsinteresse richtunggebend, die Romantik des blackletter book und der gothic library. Nach und nach jedoch kam die literarhistorische Sonderung der alten Büchermassen zu einer fester werdenden Systematik, die für die Bibliophilenbibliotheken sie in der Dreiteilung der Druckwerke des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts sonderte, die man den Hauptwerken britischer Geschichte, englischer Dichtung und englischer Wiegendrucke zurechnete. Wobei dann die bibliographische Forschung auf das Entstehen immer neuer Spezialkollektionen einwirkte; eine in ihren Einzelheiten nicht einfach zu verfolgende Entwicklung, weil das ältere Druckwerk an und für sich im achtzehnten Jahrhundert der Beschäftigung der Büchersammler

manche eigene Richtung gegeben hatte. Aber was jetzt immer schärfer hervortrat, war die nationale Tendenz, die Beschränkung auf die Bevorzugung derjenigen Sammelgebiete, die recht eigentlich englische waren.

Die Beutelust der ‚black letter dogs', die Bände und Bündel in ihre ‚gothic library' schleppten, steigerte sich allgemach bis zur Sammelwut. Da war der originale Krämer John Ratcliffe, der, als er 1776 starb, eine der schönsten Büchereien dieser Art hinterließ. Man erzählte sich, daß er manche ihrer besten Stücke als Altpapier nach dem Gewicht gekauft habe. Aber das Verzeichnis seiner 1776 durch Christie ausgerufenen Bibliothek erwies, daß sein Glück von seinen Kenntnissen reichlich unterstützt gewesen sein wird. Und bei seinen Donnerstag-Frühstücken, die in hohem Ansehen ihres vortrefflichen Stilton-Käses wegen standen, saßen um den Tisch des jovialen und korpulenten Mannes die angesehensten Sammler, die Askew, Croft, West, um seine neuen Erwerbungen zu bewundern. Sogar Johnsons fashionabler Freund, Topham Beauclerk [1739—1780] pflegte sich regelmäßig einzufinden, der in einem kurzen Leben an 30000 Bände vereint hatte, die freilich an Wert sich mit denen des Kabinettes dieses ungewöhnlichen Kolonialwarenhändlers nicht vergleichen ließen; obschon sie im dramatischen und historischen Fache Reihen bildeten, die sich sehen lassen durften. Ihre Auktion, die 1781 Paterson besorgte, blieb denn auch weit hinter der von ihm 1783 geleiteten Bibliotheca Croftsiana zurück. Mit Recht durfte über den Sammler und das Verzeichnis, in dessen Vorrede, gesagt werden: The great reputation which the late Rev. an learned Mr. [Thomas] Crofts had acquired, with respect to bibliographical knowledge, cannot be better established than by the following digest of his excellent library, in which no pains have been spared to render it worthy the character of the collector, and such as he himself, it is presumed, would not have disapproved. The collection on the 'Origin of Letters', and of Grammars and Dictionaries, is admirable, and much fuller of curious books than is to be found in many libraries of the first description. The theological divisions comprehend many curious and valuable articles . . . The

classical part of the library is indeed a treasure of Greek and Roman learning, comprising many of the early editions, almost all the Aldine editions, and those of the best modern commentators.“ Auch die ältere italienische, portugiesische, spanische Literatur fand sich in bester Auswahl in dieser Bibliothek eines Buchfreundes und Gelehrten, die anders als die bald nachher verkaufte Büchersammlung Dr. Johnsons die Vereinigung von Bildung, Gelehrsamkeit, Geschmack erläuterte.

Den Engländern ist nicht der Geschmacksrichter Dr. Samuel Johnson teuer, der 1708 als der Sohn eines Buchhändlers zu Lichfield geboren wurde und 1784 in London als ein Bücherherrscher starb; nicht der Mann, dessen Nachruf in den Zeitungen lautete: „Georg III. hat seinen berühmtesten Untertan verloren“; nicht der Verfasser des Wörterbuches der englischen Sprache: nein, einen ganz anderen Johnson verehren sie als den „old Doktor“ und den geachtetsten Besucher der Mitre tavern in der Fleet Street. Dr. Samuel Johnson ist das bemerkenswerteste Beispiel für die Macht der Biographie, das die neuere Schrifttumsgeschichte kennt und in dem der Beschreibung seiner Lebenszüge gewidmeten Buche hat sein Biograph Boswell der britischen Persönlichkeit ihr Denkmal gesetzt. So ist Samuel Johnson zur Verkörperung altenglischen Wesens geworden.

Den Eifer oder die Eitelkeit eines Büchersammlers hatte Dr. Samuel Johnson nicht. Er behandelte die Bücher, die er las, so gut, als das seine Bequemlichkeit erlaubte, d. h. recht schlecht. ‚Books‘, sagte er zu Boswell, „that you may carry to the fire, and hold readily in your hand, are the most useful after all.“ Und er las auch beim Essen oder riß die Bogen auseinander, anstatt sie langsam aufzuschneiden. Ja, er machte darin keinen Unterschied zwischen den eigenen und den entliehenen Büchern, die er nicht immer gern zurückgab, was seine Freunde wohl wußten. In Staub und Unordnung lagen die Bände der Bibliothek Johnsons durcheinander, deren Wahl keineswegs auf die Äußerlichkeiten bedacht gewesen war und nicht die besten und schönsten Ausgaben herausgesucht hatte; einer Bibliothek, die für die Arbeit am Dictionary angelegt worden ist. Es läßt sich annehmen, daß der alte Doktor in seinem

Verhältnis zu den Büchern weder ein Elegant noch ein Pedant gewesen ist, und vielleicht war dieser ihm auch mit Voltaire gemeinsame Grundzug seines Wesens — auch der große französische Kritiker besaß weder ein Bücherherz noch eine geordnete Büchersammlung — eine Äußerung der Mißachtung bedruckten Papiers, die viele Polygraphen bewiesen haben.

Nach Dr. Samuel Johnsons Tod wurde seine Bibliothek in Mr. Christies großem Auktions-Saal in Pall Mall am 16. Februar 1785 versteigert. Der „Catalogue of the Valuable Library of Books, of the late learned Samuel Johnson, Esq., Ll. D.; Deceased" zählt, außer den Stichen, 650 Lose auf, die ihrerseits wieder eine größere Anzahl von Bänden unter einer Nummer vereinten. Er verzeichnete auch nicht den ganzen Büchernachlaß Johnsons, der eine Anzahl von Werken seinen Freunden vermacht hatte, von denen Reynolds unter anderem das Handexemplar der letzten Ausgabe des Wörterbuches erhielt. Buntscheckig, unpersönlich, unvollständig ist dieser Auktionskatalog, in dem sogar eigene, ihm gewidmete oder von ihm lobend erwähnte Schriften des berühmten Kritikers und Lexikographen ebenso fehlen wie fast kein Buch dieser Versteigerung als eine den Liebhabern schätzenswerte Kostbarkeit oder Seltenheit erschien. Sie ging auch ziemlich unbeachtet vorüber, nicht einmal „London Chronicle", Dr. Samuel Johnsons Lieblingszeitung, erwähnte sie; ihr Erlös, 247 Pfund 9 Schillinge, war nur gering. Vielleicht hatten sich bei ihr selbst die Freunde nicht beeilt, ein Andenken zu erstehen. Denn der gelehrte Doktor hatte ja die von den Freunden entliehenen Bücher wie die eigenen behandelt und sie mit seinen durchaus nicht verschönernden Randbemerkungen zurückgegeben, in denen er den Stoff für das Wörterbuch anhäufte, obschon er im übrigen ein Gegner solcher Randschriften war, weil er, ein aufmerksamer Leser, sie als hemmend und hinderlich ansah.

‚It is the practice of many readers to note, in the margin of their books, the most important passages, the strongest arguments, or the brightest sentiments. Thus they load their minds with superfluous attention, repress the vehemence of curiosity by useless deliberation, and by frequent interruption break the current of narration

or the chain of reason, and at last close the volume, and forget the passages and marks together. Others I have found unalterably persuaded that nothing is certainly remembered but what is transcribed; and they have therefore passed weeks and months in transferring large quotations to a commonplace book. Yet, why any part of a book, which can be consulted at pleasure, should be copied, I was never able to discover. The hand has no closer correspondence with the memory than the eye. The act of writing itself distracts the thoughts, and what is read twice is commonly better remembered than what is transcribed. This method therefore consumes time whitout assisting memory. The true art of memory ist the art of attention. No man will read with much advantage, who is not able, at pleasure, to evacuate his mind, or who brings not to his author an intellect defecated and pure, neither turbid with care, nor agitated by pleasure. If the repositories of thought are already full, what cant they receive? If the mind is employed on the past of the future, the book will be held before the eyes in vain. What is read with delight is commonly retained, because pleasure always secures attention: but the books which are consulted by occasional necessity, and perused with impatience, seldom leave any traces on the mind. [The Idler 74.] Dr. Samuel Johnson, der einmal [Adventurer 137] der Betrachtung, weshalb und wie Bücher gelesen werden, ein paar vernünftige Zeilen gewidmet hat, blieb allen Übertreibungen in der Gelassenheit seines Wesens fremd. Die Unterscheidung zwischen dem fruchtbaren Lesen aus Begabung, Neigung und Stimmung, die er in einer Unterhaltung mit I. Boswell diesem empfahl, und dem Arbeitspflichtlesen, zu dem Beruf und Geschäfte zwingen, hat er mit klarer Unbekümmertheit gegenüber jener Dummheit oder Heuchelei vertreten, die die Meinung verteidigte, ein Mensch müsse die Bücher, mit denen er es zu tun habe, immer durchlesen. Es ist die bekannte Antwort, die er Mr. Elphinston auf die Frage gab, ob er ein neues Buch gelesen habe. „Ich habe hineingesehen." Und die, als der Erstaunte erwiderte: „Wie, Sie haben es nicht durchgelesen?" sich zur Abwehr in der Gegenfrage erhob: „Nein, lesen Sie denn die Bücher durch?" Daß die Beweglichkeit des Buchgeistes dank einer kursorischen Lektüre

wächst, daß sie der Bücherwälzerei schwerfälligerer Zeitalter ihre Gefahren nimmt, ist nicht zu verkennen. Der Ausspruch Dr. Samuel Johnsons bedeutete auch eine Entschuldigung, wofern eine solche notwendig sein sollte; und eine Erklärung für die Benutzung der Liebhaberbüchereien. Um so mehr, als darin eine Emanzipation von der Autorität des Bücherglaubens lag. Als Boswell auf der Hebridenreise es beklagte, daß das Buch mit fremden Gedanken und Gefühlen die eigenen unterjoche, die Persönlichkeit vernichte, daß alle Welt von Büchern spreche, wußte Dr. Samuel Johnson die Antwort zu finden: „You and I do not talk from books." Ein Scherz, in dessen Verhüllung diese Wahrheit zu finden war: daß man in dem künstlichen Leben der Literaturmode nicht untergehen, in dem bedruckten Papierwust nicht versinken solle. Die Achtsamkeit auf Äußeres und Äußerlichkeiten des Buches, schützt sie nicht den Buchfreund gegen die Unterwerfung unter angelesene Meinungen unbedeutender Werke? Und ist nicht der Genuß des Geistesgehaltes guter Werke, dessen volle Wirkung die Art des Buches und das Verhältnis, das der Leser zu ihm findet, gibt, den Mühseligkeiten des Verdauens schlechter Schriften vorzuziehen? Was der alte Doktor empfahl; die Lebens- und Leseklugheit, die er verteidigte, war der geistige Komfort des Buches, den die Buchfreunde jetzt erst recht schätzen lernten, nachdem sie den Komfort ihrer Büchersammlungen zu würdigen wußten. Mag Dr. Samuel Johnson selbst nicht ein Büchersammler gewesen sein, dank seinen Ratschlägen entstand eine der besten Büchereien des Landes, die des Königs.

Im Gegensatz zu seinem Vater war der dritte König aus dem Hause Hannover, George III. [1738—1820],* der erste Bibliophile seines Landes und einer der ersten Büchersammler seiner Zeit. Den Kern seines kostbaren und kostspieligen Bücherschatzes, der neuen Royal Library, auf dessen Vermehrung er jährlich 2000 Pfund verwendete, bildete eine Liebhaberbücherei allerersten Ranges, die er 1762 für 10000 Pfund von dem englischen Konsul in Venedig, Joseph Smith [1682—1772], erwarb. Dieser gelehrte und geschmackvolle Sammler hatte es verstanden, im bücherreichen Italien systematisch Wiegendrucke zusammenzubringen. Von seiner

* Abb. 292

Forscherfreude gibt auch der Katalog seiner ersten Bibliothek, der 1755 erschien und der die Erwerbung des Königs verzeichnet, ein vortreffliches Zeugnis; von seinem Forscherglück seine sogleich von neuem begonnene zweite Bibliothek, die 1773 in London unter den Hammer kam. Walpole hat ihn den ‚Kaufmann von Venedig' genannt, der von seinen Bänden bloß die Titel kenne; ein Witz, der dem Geschäftssinne Smiths nicht Unrecht getan haben mag, aber ein allzuungünstiges Urteil über seine Kenntnisse aussprach.

1763 kaufte George III. von den Erben des 1666 gestorbenen Londoner Buchhändlers George Thomason für 300 Pfund die von diesem unter den schwierigsten Umständen vereinten Civil War tracts, eine von dem Royalisten Thomason im November 1640, als das lange Parlament sich einsetzte, angefangene und bis zum Mai 1661 weitergeführte einzigartige Kriegs- und Revolutionssammlung, die der König dem British Museum schenkte. In nahezu 2000 Bänden sind hier fast 23000 Einzelschriften zusammengestellt, darunter dreiundsiebzig nur geschriebene, „which no man durst then venture to publish without endangering his ruine". Das Bestehen der Sammlung, eine ständige Gefahr für ihren Besitzer, war dem König Charles I., der selbst ihr einmal ein Buch entlieh — ein Ereignis, das eine lange Eintragung Thomasons in diesem Exemplare feierte — und der Kavalierpartei wohlbekannt, den Gegnern durfte sie nicht in die Hände fallen. So ist sie in den Revolutionszeiten, von treuen Freunden bewacht, auf heimlichen Wegen durch England hin- und hergeschickt worden, bis sie schließlich ihren besten Schlupfwinkel in der Bodleiana fand. Thomason, der über viertausend Pfund auf sie verwendet haben wollte, hat auch ihr, von Marmaduke Foster angelegtes, Verzeichnis durchgesehen: ein Bibliophilenheros sondergleichen, der sich ständig von seinen Büchern trennen mußte, um sie zusammenzubringen und zusammenzuhalten. Und nicht einmal der Ruhm ist ihm gegönnt worden, daß sein Name sein Werk ziert; als eine Gabe Georges IV. heißen die wertvollen Bände im British Museum die King tracts.

Sir F. A. Barnard, des Königs Privatbibliothekar, nutzte 1768 die Auflösung der Jesuitenbibliotheken, um auf einer ausgedehnten

Kontinentaltour die ihm unterstellte Bücherei zu ergänzen und versäumte es auch nicht, sie mit den besten Neuerscheinungen zu vermehren. 66000 Bände und 19000 neu gebundene Kleinschriften, dazu die vielleicht größte jemals in einer Privatbibliothek vorhanden gewesene Kartensammlung barg die seit 1767 im Buckingham Palast aufgestellte Bücherei Georges III., dessen Sohn, der geldbedürftige George IV., sie für 180000 Pfund nach seinem Regierungsantritte sogleich dem Kaiser von Rußland anbot. Nur mit Mühe konnte man, durch Überlassung der Droits of Admiralty an den König, den Verkauf verhindern und die Erhaltung der Sammlung, als angebliches Geschenk Georges IV. an die Nation vom 15. Januar 1823, sichern, das jetzt im British Museum den Donator eher rühmt als ihren Sammler. So daß George III. und Thomason am Ende das gleiche Schicksal teilten, mehr oder minder mit den Denkzeichen, die ihnen ihre Bibliophilie schuf, vergessen worden zu sein.*

Die von einem unbekannten Johnson ihm angebotene Widmung von dessen Wörterbuch hatte ein großer Herr abgelehnt; als dieses epochemachend wurde, beeilte er sich nachträglich, sie anzunehmen, um diesmal eine derbe Zurückweisung zu bekommen. Das ist eine Anekdote aus Chesterfields Leben, die bezeichnend genug bleibt, um sie als Motto seiner Bibliophiliedoktrin zu verwenden. Der erzogene und gebildete, der gentleman, durfte an dem Buche nicht vorübergehen. Aber seinen Verkehr mit ihm sollte er als Weltmann verstehen, wie es Stanhope, Philipp Dormer, Earl of Chesterfield [1694—173?] dem Sohne anempfahl: ‚A man who, without a good fund of knowledge and parts, adopts a Court life, makes the most ridiculous figure imaginable. He is a machine, little superior to the Court clock; and, as this points out the hours, he points out the frivolous employment of them. He is, at most, a comment upon the clock; and, according to the hours that it strikes, tells you, now it is levee, now dinner, now supper time; etc. The end which I propose by your education is, to unite in you all the knowledge of a scholar, with the manners of a courtier, and to join, what is seldom joined in any of my countrymen, Books and the World. They are commonly twenty years old before they have spoken to anybody

* Abb. 293

above their Schoolmaster and the Fellows of their college. If they happen to have learning, it is only Greek and Latin; but not one word of Modern History or Modern Languages. Thus prepared, they go abroad, as they call it; but, in truth, they stay at home all that while; for being very awkward, confoundedly ashamed, and not speaking the languages, they go into no foreign company, at least none good; but dine and sup with one another only, at the tavern.' Die Briefstelle verweist auch auf die insulare Schwäche [und Stärke] des Briten überhaupt, sein hohes Selbstgefühl, das fremdes Sprachgut und fremdes Schrifttum verschmäht; sie übersieht nicht die Mängel der vornehmen, wohlhabenden Jugend, der zu allerletzt die literarischen Vergnügungen etwas galten; vor allem aber deutet sie auf die praktische, die realistische Tendenz, nicht ohne sie in einen Gegensatz zu den bloß humanistischen Studien zu stellen, denen die [ihr im Italien des fünfzehnten Jahrhunderts sie auszeichnende] notwendige Weltläufigkeit fehle. Von ähnlicher Nüchternheit ist die kurze bibliographische Regel, die an einer anderen Stelle der Briefe Chesterfields an seinen Sohn steht: „Buy good books, and read them; the best books are the commonest, and the last editions are always the best, if the editors are not blockheads; for they may profit of the former. But take care not to understand editions and title-pages to well. It always smells of pedantry, and not always of learning.“ Ein Ratschlag, in dessen Sinne auch dieser verstanden sein soll: „Due attention to the inside of books, and due contempt for the outside, is the proper relation between a man of sense and his books.“ Daß Bücher ‚the best of all possible company‘ sein sollten — das versicherte einmal ein Schreiben R. Southeys an G. C. Bedford — ist doch ein Gedanke, an den seinen Sohn zu gewöhnen der Lord vermeiden wollte. Er beabsichtigte, ihm das Brauchen der Bücher zu lehren, wie ihm die Brieffolge den Gebrauch des Menschen erklären sollte. Von dem Bücherherzen, das in dem Humanisten schlug, ist nichts in den Ratschlägen des Mannes von Welt, der im bücherreichen England des achtzehnten Jahrhunderts lebte, zu spüren. Nicht einmal den Bibliothekskomfort empfehlen sie; sie erklären bloß, weshalb und wieweit sich ein Mann,

um Geltung zu gewinnen, auch mit den Büchern einzulassen habe. Den äußeren Bücherreichtum schätzte richtiger Johnson, als er über ihn [im Idler] schrieb: It is observed that a corrupt society has many laws; I know not whether it is not equally true, that an ignorant age has many books. When the treasures of ancient knowledge lie unexamined, and original authors are neglected and forgotten, compilers and plagiaries are encouraged who give us again what we had before, and grow great by setting before us what our own sloth had hidden from our view." Ebensowenig läßt sich aus der Beschäftigung mit den letzten Neuheiten des Tages, die man sich womöglich aus jetzt beliebt gewordenen Circulating Libraries holen ließ — eine von R. B. Sheridan in den „Rivals" verspottete Gewohnheit — auf eine Ausbreitung der Bücherliebe schließen, wie etwa die vielen vorhandenen Bücherzimmer der Landsitze und städtischen Wohnhäuser für sie zeugten. Hier galt das Urteil Walpoles: Our booksellers her at London disgrace literature by the trash they bespeak to be written, and at the same time prevent everything else from being sold. They are little more or less than upholsterers, who sell sets or bodies of arts and sciences for furniture; and the purchasers, for I am very sure they are not readers, buy only in that view. I never thought there was much merit in reading: but yet it is to good a thing to be put upon no better footing than damask and mahogany." Für die Bibliophilie läßt sich der Bibliothekenluxus, die feiner gewordene Form des gesellschaftlich guten Tones, die neben anderen Komforts die literarischen nicht vergaß, nach der Ausbreitung, dem Umfang und der Zahl englischer Privatbibliotheken kaum in dem Maße in Anspruch nehmen, in dem es bisweilen geschieht. Eher wird sich in ihnen eine Rückwirkung der Bibliophilie auf die Ausbildung des Buchgeschmackes finden lassen.

Die Antiquitäten der Literatur und Typographie in eine bibliographische Ordnung zu bringen, hatten im achtzehnten Jahrhundert die Bibliophilen Englands mehr und mehr gelernt. Damit kam auch mehr und mehr in die Sammelrichtungen und in die Sammlungen selbst eine strengere Systematik, gleichzeitig aber auch in das Sammeln eine gewisse Abgeschlossenheit gegen die Lebenskräfte

der Literatur; ein die Gegenwart vernachlässigender, dem Histori sieren eigentümlicher retrospektiver Zug. Die besten Liebhaberbüchereien wurden ausgewählte Schatzkammern; ihre Auswahl beschränkte sich jedoch auf die Vergangenheit, sie ließ das Klassische mit dem Modernen ohne inneren Zusammenhang. Der Katalogzwang gewährte der eigenwilligen Laune und Lust keinen reichen Spielraum, wenn allein diese alte Ausgabe und jene alte Ausgabe begehrenswert sein und es sonst für den Bibliophilen kein Buch geben sollte. Die Buchbildeleganz, die die französischen Kupferstichwerke verbreiteten, war in England nie in Aufnahme gekommen, man war hier für seine Grazie noch zu robust; und letzten Endes liebte man mehr die freie Luft als den Salon. Derart gestalteten sich auch die Buchvergnügungen im Geschmacke der Zeit derber und frischer. Man gab, eine Ahnung des Greater Britain, etwas auf die gute Ausstattung von Reisewerken, und war stolz darauf, trotzdem der Heimatgeschichte und Heimatkunde mit kostbaren Prachtwerken zu dienen; man hielt es nicht für Verschwendung, wenn sich die Liebhaberausgaben alltäglichen Dingen zuwendeten, deren Sinn sich in dem einen Worte comfort konzentierte; die wohlausgestatteten Fächer der Sports and Pastimes durften einer Büchersammlung nicht fehlen. Man verstand sich vor allem auch beim Büchersammeln auf Wit and Humour. Hatten schon die alten Buchfreunde es geliebt, die allerlei kleine Nützlichkeiten herbergenden Werke zusammenzutragen, die nun, kulturhistorisch geworden, den Altertümlern eine nicht geringe Gruppe ihrer Sammlungen wurden — eine Gruppe, deren Ansehen bis heute in den englischen Ländern mehr als in allen anderen [und das mit dem besten Rechte von der Welt] sich erhalten hat — so bemühten sich jetzt bewußter die Freunde eines literarischen bric-à-brac Geschmackes, die ermüdende Klassikerschwere mit dergleichen Leichtigkeiten aufzuheben oder doch zu mildern.

Das Abwechslungsbedürfnis auch des gebildetsten und gelehrtesten Bibliophilen, das allein der Literatur-Pedant nicht anerkennen will, hat einmal geistreich R. Walpoles Wunsch ausgedrückt: I sometimes wish for a catalogue of lounging books — books that one

take up in the gout, low spirits, ennui, or when in waiting for company. Some novels, gay poetry, odd whimsical authors, as Rabelais, etc. A catalogue raisonné of such might be itself a good lounging book.' Die Anerkennung der Berechtigung des Buches, ein Zeitvertreiber zur rechten Zeit zu sein, erweitert seine Fähigkeiten, verkürzt nicht seinen Wert. In ihr liegt die Forderung, die Unterhaltungsschriften zu veredeln, deren Vermehrung mit der der Zeitungen sich an die Augenblicksleser wendete, die um so zahlreicher wurden, je mehr die Anspannung der Arbeit das Bedürfnis einer Bucherholung hervorrief. Es ist die künstlerisch-schöngeistige Richtung der englischen Bücherfreunde des achtzehnten Jahrhunderts, deren tonangebender Vertreter Horatio Walpole [4], Earl of Orford [1717—1797]* wurde. Eine Richtung, die damals noch allgemeineren kunstwissenschaftlichen Bahnen folgte. Bis sie dann im neunzehnten Jahrhundert, durch ihre Begrenzung auf Buchkunst und Liebhaberausgabe, das andere Hauptlager der Bibliophilen bildete, das dem der Freunde des guten alten Buches sich anschloß: das der Freunde des neuen, schönen Buches ihrer Gegenwart. Eine Trennung, die erst möglich wurde, nachdem das Druckwerk in jahrhundertelanger Entwicklung die alten und neuen gedruckten Bücher in einen immer weiter werdenden Abstand voneinander gebracht hatte; nachdem die Buchhandschrift ein entschwindendes Stück Vergangenheit geworden war. „Uniquity" war Walpoles Zauberwort, das alles von ihm berührte in ein eigeneinzigartiges Sammlerstück verwandeln sollte. Die antiquarische Rarität, das Unikum; doch ebensogut das neue Buch, dessen Ausstattung, dessen Herstellung ihm die Originalität, die Seltenheit verlieh. Es war der Begriff einer Bibliophilenbuch-Exklusivität der sich so gestaltete. Eine aristokratische Bücherlust war es, in Freundeskreise Privatdrucke zu verteilen. Als Walpole 1747 di Einrichtung seines Landhauses Strawberry Hill, Twickenham, be gann, um es allmählich in ein gotisches Schlößchen zu verwandelı vergaß er nicht die eigene Druckerei; die Privatpresse, die es ihı gestattete, ungestört und zwanglos die Bücher herstellen zu lassei die er sich in einer Liebhaberausgabe wünschte. Bilder, Bücher, G

* Abb. 287, 2

mälde, Stiche, ein allerlei von Gegenständen, die ihm ‚vertu' zu haben schienen, verband er in einem mittelalterlichen Rahmenwerk; hier schrieb er seine Briefe und Lebenserinnerungen, seine kunstgeschichtlichen und schöngeistigen Werke; ein connoisseur und ein dilettante, der es verstand, mit Büchern und Menschen zu leben. Die Ausstattung der Bücherzimmer im Geschmack der ‚Gotik', den auch eine Literaturmode nicht verhehlte, ist indessen keineswegs der ausschlaggebende Geschmack gewesen. Man erinnert sich bei ihren Spielereien gern daran, daß im England des achtzehnten Jahrhunderts die vielleicht vornehmsten Bibliothekmöbel entstanden sind, die, wie etwa die Musterbücher Sheratons erläutern, Komfort und Noblesse vereinten; die ihre Gebrauchszweckerfüllung durch mancherlei sinnreich erdachte Vorrichtungen mehrten, Behaglichkeit und Bibliothekenluxus vereinend.*

Bereits das Beispiel der Harleyan Library hatte die Bibliophilenbibliotheken, die vielfach vornehmen und wohlhabenden Leuten gehörten, die sich ihren Büchersaal reich geschmückt wünschten, auf die Einbandprunkentfaltung gewiesen. Da nun die alten Bände in die Reihen des Sammlergutes aufgenommen wurden, die häufig ausgebessert und hergerichtet werden mußten; da die alten fremden Kunsteinbände zu Liebhaberwerten wurden, entfaltete man auch hier einen nicht geringen Luxus. Nicht allein die überall und von jeher verspottete Sammlereitelkeit war es, die ihn hervorrief. Mochte Pope auch das Arbeitszimmer des Lords belachen:

> His study! with what authors is it stored?
> In books, not authors, curious is my Lord;
> To all their dated backs he turns you round;
> These Aldus printed, those Du Seuil has bound.

Man hatte noch nicht hinreichendes historisches Stilgefühl, um den alten Einband, mochte er auch schlecht erhalten und schlicht sein, als einen Bestandteil des alten Buches zu schätzen und man meinte der Buchpflege zu dienen, wenn man die alten, einfachen Einbände durch neue, schönere ersetzen ließ. Diese Gewohnheit der englischen Sammler hat lange, bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein,

* Abb. 297—302

bestanden und ist vielen, als buchgeschichtlichen Zeugnissen hoch zu wertenden Einbänden der Wiegendrucke und früherer Zeiten verderblich gewesen. Allmählich setzte dann die Wendung ein und sich bis zum Widerspruche durch, der jetzt im alten erhaltenen Einbande den höheren Liebhaberwert schätzt. Der sich bisweilen sogar in den Übertreibungen gefällt, in denen aber doch ein guter Kern unverkennbar ist, wenn man den schlechten Verlegerband eines Favoritautors des neunzehnten Jahrhunderts weit höher wertet als einen gleichzeitigen guten Liebhabereinband. Eigenwillig, exzentrisch, genial war der berühmteste englische Buchbinder des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Arbeit die Büchersammler zu gewinnen sich mühten, fast für sie ein Halbgott, Roger Payne [1739—1797]. Dibdin meinte: „The great merit of Roger Payne lay in his taste, in his choice of ornaments and especially in the working of them." In der Tat, es hat kaum jemals einen zweiten Buchbinder gegeben, der so wie dieser in seiner Arbeit aufging; der von Fall zu Fall sich so liebevoll mit allen Einzelheiten des alten Bandes, den er in seinen Händen hatte, beschäftigte. Und obschon er selbst, vielleicht seines Eigensinnes wegen, weder in seiner Bindearbeit noch in seinen Schmuckverfahren einen Höhepunkt erreichte, so blieb es doch sein großes Verdienst, den Boden für jene Buchbinder vorbereitet zu haben, die den Bibliotheksband der englischen Liebhaberbüchereien ein notwendiges Stück gewählter und guter Arbeit werden ließen. Robert Burns, der im Bücherschranke eines Edelmannes in Edinburgh eine schlecht erhaltene und schön gebundene Shakespeareausgabe fand, schrieb auf ihr Vorsatzblatt:

Trough and through the inspired leaves,
Ye maggots, make your windings;
But, oh! respect his lordships taste,
And pare his golden bindings.

Eine Eintragung, die erst lange nach des Dichters Tode au gefunden, das Buch zu einer Kostbarkeit machte sowie ein Geschichchen, das die Entwicklung des englischen Altbüchermarktes und d englischen Bücherliebhaberei im neunzehnten Jahrhundert syı

 * Abb. :

bolisiert. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte man die alten Bücher aufgesammelt, geborgen, gesichtet. Jetzt kamen ihre Massen in einen schnelleren Kreislauf, in den nicht nur die Bibliophilenbibliotheken sondern ebenso die alten Familien- und Schloßbibliotheken hineingezogen wurden; in großen und kleinen Ausverkäufen, deren beste Waren im zwanzigsten Jahrhundert dem vordem an alten Büchern armen englischen Ländern jenseits des Atlantischen Ozeans zuflossen.

Der Schutzherr der ersten berühmten englischen Büchereiversteigerung des neunzehnten Jahrhunderts war Shakespeare, der fortan über den englischen Altbüchermarkt wie über die englischen Bühnen herrschen sollte. Am 13. Mai 1800 und den zehn folgenden Tagen brachte Mr. King die Büchersammlung von George Steevens unter den Hammer. 2740 Pfund wurden für die 1943 Nummern der Privatbibliothek des Shakespearekommentators bezahlt. Eine Anzahl Liebhaberbüchereien, die im ersten Jahrzehnt die Liebhaberpreise durch ihre Versteigerungen zum Steigen brachten, zeigten die Bibliomania im raschen Wachsen. 1810 hatte sie ihren Höhepunkt nahezu erreicht. Die Auflösung einer Liebhaberbücherei des achtzehnten Jahrhunderts, der des Rev. Benjamin Heath, D. D., die von ihrem Sammler noch bei Lebzeiten dem Buchhändler Joseph Johnson verkauft und von diesem Mr. Jeffery zur Versteigerung anvertraut war, brachte für etwa 4800 Lose rund 9000 Pfund. Dibdin, im Enthusiasmus, fand für das Ereignis diese Worte: „Never did the bibliomaniac's eye alight upon ‚sweeter copies', as the phrase is, and never did the bibliomaniacal barometer rise higher than at this sale! The most marked phrensy charakterized it. A copy of the editio princeps of Homer [by no means a first-rate one] brought £ 92, and all the Aldine classics produced such an electricity of sensation, that buyers stuck at nothing to embrace them! Do no let it hence be said that black letter lore is the only fashionable pursuit of the present age of book collectors. This sale may be hailed as the omen of better and brighter prospects in literature in general; and many a useful philological work, although printed in the Latin or Italian language — and which had been

sleeping unmolested upon a bookseller's shelf these dozen years — will now start up from its slumber, and walk abroad in an new atmosphere, and be noticed and ,made much of' —"

Nicht ohne, im britischen Stolz von Dibdin verschwiegenen, Einfluß war auf die Gestaltung des Altbüchermarktes in England um 1810 die Kontinentalsperre. Die reichen Zuflüsse, zumal aus den in Frankreich durch die Revolutionswirren zerstreuten Büchersammlungen stockten; das Angebot vermochte der Nachfrage nach bestimmten bibliographischen Kuriositäten nicht mehr Genüge zu leisten, weil das book-hunting ein fashionabler Sport geworden war. Unter solchen Auspicien erschien 1812 ein Auktionskatalog der Messrs. G. u. W. Nicol, in dessen Vorrede gesagt wurde: „When literature was deprived of one of its warmest admirers by the death of the Duke of Roxburghe, his grace was in full pursuit of collecting our dramatic authors. But when his collection of English plays is examined, and the reader is informed that he had only turned his mind to this class of literature for a few years, his indefatigable industry will be readly admitted." John Ker [3], Duke of Roxburghe [1740—1804] hatte nun allerdings ein köstliches Sammlergut, die Elizabethan Dramatists in ihren frühen Quartos [doch besaß er nicht die vierte Shakespearefolioausgabe] und die englischen Wiegendruckerreihen, altfranzösische und altenglische Bände in reicher Auswahl sowie manches andere schöne Stück bibliographisch erster Ordnung geborgen, ohne dafür allzu erhebliche Aufwendungen gemacht zu haben. Und auch seine Vorfahren, insbesondere John, Earl of Roxburghe in den Jahren der Königin Anna, waren achtsam auf die Vermehrung ihres Bücherschatzes gewesen. Aber es waren doch mehr die äußeren Begleitumstände gewesen, die die von Robert H. Evans, der damit seine über dreißig Jahre andauernde Auktionatorentätigkeit begann, geleitete Versteigerung im Roxburghe House, St. James Square, London epochemachend werden ließen: die Preise, die in diesen 46 Versteigerungstagen des Mai und Juni bezahlt wurden; das Gesamtergebnis, das für 10120 Lose auf 23397 Guineen 10 s 6 d stieg; ihr Höhepunkt, der Wettkampf zwischen George Spencer Churchill, Marquis of Blandford [1766—

* Abb. 296

1844] und Earl Spencer, der um die Valdarfer Ausgabe von Boccaccios Decamerone [1471] geführt wurde und in dem der Marquis, der bereits ein defektes Exemplar der gleichen Ausgabe besaß, den höchsten bis dahin für ein Buch gegebenen Preis zahlte, 2260 Guineen. Eine Summe, die wie Dibdin in seinen ‚Reminiscences' [I, 369] versicherte, derjenigen entsprach, die der Herzog für seine ganze Privatbibliothek verbraucht hatte. Aber diese Büchersammlung des achtzehnten Jahrhunderts ließ sich doch nicht mit anderen, damals in England schon vorhandenen in eine Reihe stellen. Auch war sie weit weniger systematisch ausgebaut als etwa die Althorp Library des diesmal unterliegenden Earl Spencer, der 1819 sich doch noch den Valdarfer Decamerone [für 918 £ 15 s, für welchen Preis die Buchhändler Longmans versehentlich das Buch erworben hatten, das sie dem Earl überließen],zu eigen machen konnte, als der Marquis of Blandford, [5] Duke of Malborough geworden, seine in White Knights bei Reading, Berkshire, aufgestellte Büchersammlung zugunsten seiner Gläubiger verkaufen mußte. Damals zerstreuten sich die rasch und teuer erworbenen Emblem- und Liturgie-Werke, die französischen, italienischen, spanischen Ritterromane, die englischen Wiegendrucke der White Knights Library in alle Winde.

Am Abend des denkwürdigen 17. Juni 1812 feierte man in St. Albans Tavern die Kraftleistung des Marquis und die Tischgesellschaft gründete den Roxburghe Club, Englands ersten Bibliophilen-Verein.

Ein Vierteljahrhundert hindurch folgten sich jetzt nicht allein in kurzen Abständen die glänzendsten Auktionen, auch die Durchschnittsversteigerungen vermehrten sich an Wert und Zahl; es bildeten sich die festen Formen des englischen Auktionswesens für den Büchermarkt heraus, dessen Führung im neunzehnten Jahrhundert ‚Sothebys'* übernahmen. Preisschwankungen blieben zwar nicht aus, doch erst die Heberauktionen mit ihrer Überfülle wertvollsten Büchergutes ließen seit 1834 einen Stillstand eintreten, der erst seit der zweiten Hälfte der vierziger Jahre einer neuen Aufwärtsbewegung der Liebhaberpreise wich. Als ein auch gesellschaftliches Ereignis ersten Ranges, darin dem Roxburghe Sale vergleichbar, gestaltete

* Abb. 294, 316

sich 1823 die Fonthill Abbey Auktion, zu der die eilenden Postwagen die Käufer und Neugierigen aus London in das Land der Romantik entführten, das zu besichtigen eine für 10 s. 6 d. gelöste Eintrittskarte zu dem Abteibau William Beckfords ihnen gestattete.

Eigenartig als Mensch, Sammler und Schriftsteller ist William Beckford [1759—1844] die Inkarnation einer Bibliophilie-Romantik gewesen. Sein großes Vermögen und sein Sonderlingtum gestatteten ihm die Verwirklichung seiner gotischen Träume. Aber dem leidenschaftlichen Bücherleser und Menschenverächter, der es liebte, in sarkastisch-skeptischen Vermerken auf den Vorsatzblättern seine weltkundigen Aufzeichnungen zu machen, fehlten auch nicht der Geist und die Kenntnisse, die ihn erheblich von manchem anderen viel berühmter gewordenen großen Bibliophilen unterschieden. Was ihm, dem Exzentrischen, mangelte, war Maßhalten und ein genaues Ziel. Und so hat er zwar in seinen Bibliotheken die besten und schönsten Bücher gehabt und gekannt, die kostbarsten und prunkvollsten Werke aufgehäuft. Aber als ihn nach einem langen Leben 20000 Neugierige zu Grabe geleiteten, hinterließ er unter seinen vielbewunderten Schätzen keine Sammlung, die als solche einen festen Zusammenhang gehabt hätte. Seine Bücherphantasien hatten ihn in alle Weiten der Dichtung, Kunst und Wissenschaft geführt, hatten ihm den auskostenden Genuß unzähliger erlesener Sammlerstücke verschafft; sie bibliographisch zu katalogisieren fehlte seinem bei der Gegenwart verweilenden Temperament die Lust. Ein Bibliophile war der Mann, den sein Freund Lord Byron, ‚Englands wealthiest son' genannt hat, gewiß. Ein Büchersammler ist er nicht gewesen, obschon sich seine Bibliotheken, denn er pflegte seine Bücher über alle Wohnräume zu verteilen, ihres Bücherreichtums rühmen konnten. Sein Vater, Lordmayor von London und ein Freund des Lord Chatham und John Wilkes', hatte ihm ein Vermögen hinterlassen, dessen Millioneneinkünfte der Sohn zum Bauen, Reisen und Sammeln verwendete. In Genf erzogen, von wo aus er die Bücher aus Edward Gibbons Besitz in Lausanne sammelte, die er später seinem Arzt Dr. Scholl schenkte, mit dessen Bibliothek sie 1833 verkauft wurden, hatte bereits der Siebzehnjährige eine

Satire, „A history of extraordinary peinters" [1780] geschrieben und dann die seiner Begabung entsprechende Fähigkeit, raschen Eindrücken einen anschaulichen und sicheren Ausdruck zu geben, derentwegen man ihn einen Vorläufer der reisenden Zeitungsberichterstatter genannt hat, auf Festlandsreisen ausgebildet. Seine Reisebriefe, in ihrer ersten, 1783 erschienenen, aber unterdrückten Ausgabe [Dreams, waking thoughts and incidents] und in ihrer späteren, durch spanische und portugiesische Reiseschilderungen erweiterten Fassung [Italy, with sketches of Spain and Portugal 1834; Recollections of an excursion to the monasteries of Alcobasa and Batalha 1835] verraten wenig von der anderen Seite seines Wesens, das sich in dem unheimlichen Vathek-Roman offenbarte, den der Einundzwanzigjährige französisch geschrieben [1787], der Rev. Samuel Henley ins Englische übersetzt hatte [1786] und der nach ähnlichen bibliographischen Schicksalen wie Friedrich des Großen Antimachiavell der Ausgangspunkt einer literarischen Bewegung wurde, um die sich aber ihr Verfasser nicht weiter kümmerte. Er baute sich ein Schloß in Ciutra, das Lord Byron im „Childe Harold" verherrlichte, und füllte es mit Büchern und Kunstwerken. 1784 bis 1790 hatte Beckford in Paris den Grundstock seiner Büchersammlungen erworben, wenn man davon bei einem Bibliophilen reden kann, der ebenso gern Bücher kaufte wie fortgab und der schon von seinem Vater eine bedeutende Büchersammlung zum Geschenk erhalten hatte. Es waren die glücklichen Jahre seiner jungen Ehe mit Lady Margaret Gordon, einer Tochter des Earl of Aboyne, gewesen, die er 1783 geheiratet hatte. Als die Gattin 1786 starb, suchte er den Schmerz um die Verlorene in langen ruhelosen Wanderfahrten zu vergessen, um erst 1796 nach England zurückzukehren und, menschenscheu geworden, auf seinem großen Grundbesitz in Wiltshire Fonthill Abbey zu errichten, einen gotischen Prachtbau. Erhebliche Verluste, die ihn trafen, veranlaßten Beckford, die Abtei Fonthill mit ihren Sammlungen 1822 für 330000 Pfund an den Spekulanten Farquhar zu verkaufen, der auch die 20000 Bände umfassende Büchersammlung 1823 dort durch den Auktionator Mr. Phillips-London, New Bond Street, in zwanzig Tagen zur Versteigerung brachte.

Die nach und nach wieder großartig vermehrten Reste seiner ersten Bibliothek brachte Beckford jetzt in seinem neuen Wohnsitz Bath unter. Hier hatte er, wie Vathek in seiner Erzählung, auf dem nahe gelegenen Lansdowne Hügel einen 130 Fuß hohen Turmbau errichtet. Hier überlebte er die Menschen und seine Zeit. Seine Bücher ließ sein Schwiegersohn Alexander Douglas, [seit 1816] zehnter Duke of Hamilton [1767–1852] in sein Londoner Stadthaus, den Hamilton Palast, überführen. Der Herzog, der selbst als Marquis of Douglas die dort aufgestellte Familienbibliothek, insbesondere im Fache der Prachtwerk-Theologie, erheblich vermehrt hatte, wollte zwar, für £ 30000 die Beckford-Sammlung an den Buchhändler Bohn verkaufen. Da sich aber seine Gemahlin nicht von den Büchern ihres Vaters trennen wollte, blieb die Beckford Library vorläufig zusammen, und auch der elfte Herzog, William Alexander Anthony Archibald [1811–1863] bemühte sich noch um die Ergänzung der ererbten Büchersammlungen, die sein Sohn 1882 zum Verkauf bringen mußte. Am 30. Juni 1882 begann bei Sothebys die Versteigerung der Beckford Library, die mit ihrem vierten Teile im November 1883 beendet wurde und für 9837 Nummern £ 73551 brachte; eine überraschend hohe Summe, die durch die vorzügliche Erhaltung der Beckfordbücher gerechtfertigt war und dadurch, daß sich in ihr auch viele Bände berühmter Abstammung befanden und ihre alten und neuen Bucheinbände sie ebenfalls auszeichneten. Die Hamilton Library selbst, die 1884 in acht Maitagen gleichfalls bei Sothebys unter den Hammer kam, erzielte für 2136 Nummern nur £ 12892. Ihr kostbarster Bestandteil, die Handschriften, war in der Hauptsache für £ 75000 von der Preußischen Regierung angekauft worden. Doch kam ein Rest, außer den an das British Museum übergegangenen Urkunden zur schottischen Geschichte, im Mai 1889 bei Sothebys für £ 15189 zum Verkauf.

Der bescheidenere Platz, den die Bücherkammer in der Burgromantik gotischer Umwelt hatte, in der die Schloßherren diesen Raum gern ungestört ihren Kaplänen-Schriftgelehrten überließen, hat auch in den Romanen Scotts keinen Helden hervortreten lassen, der vom Bücherturm aus das Land seines Schicksals übersah. [Wie

denn überhaupt, es könnte die Bibliophilen nachdenklich stimmen, in der ganzen klassischen Literatur nur ein ihnen gleichgesinnter Heros weiter lebt, Don Quixote.] Aber alte Bücher und ihre Liebhaber sind trotzdem in den Romanen Scotts nicht ganz unvergessen. Da sind die berühmten Zeilen, die Edwards Heißhunger und Übersättigung in der Waverley-Honour Library schildern; jene Zeilen, die fast einen Vergleich mit dem Dorian Gray-Leser Wildes herausfordern. Da ist Dominie Sampson, der die Büchersammlung des Bischofs ordnet [Guy Mannering]. Und das Gedenken der guten alten Zeit, in der die alten Bücher noch billig waren, wenn man sie nur zu finden verstand, im ‚Antiquary' in dem prächtigen Bibliophilenporträt Mr. Jonathan Oldbucks. Aber alles das ist weit entfernt von der Begeisterung des Richard de Bury und mit ironischem Lächeln wird übersehen, daß Bibliophilie noch etwas anderes sein kann als book hunting sport oder comfort. Besonders innig scheint das Verhältnis Sir Walters zu seinen Büchern nicht gewesen zu sein; sie waren sein notwendiges Werkzeug und in Abbotsford auch ein Mittel zur Repräsentation des Romantik Schottlands.

Sir Walter Scott [1771—1832] hat leichthin wohl auch einmal das Bibliomanenidol der Quartanten aus der Zeit der Elizabethan Dramatists ironisiert und mit ihm jenen erlesenen Kreis von Anbetern der gothic lette books, der sich eben erst im Roxburghe Club zusammengeschlossen hatte. [Die Geistererscheinung Betty Barnes', in dem Introductory Epistle der „Fortunes of Nigel".] Aber er war doch allzusehr Sammler und Schotte, um nicht dem Beispiel des Londoner Vereins zu folgen und 1822 eine ähnliche schottische Gesellschaft zu gründen, den ‚Bannatyne Club', dessen Aufgabe es sein sollte, Antiquitäten der Historie und Literatur Schottlands für die Mitglieder neu zu drucken. Den Namen führte der Bannatyne Club von jenem wackeren Manne, der im furchtbaren Jahr 1568 abschreibend und aufbewahrend aus dem Büchersturm, der damals Schottland durchtoste, ein Retter vieler alter schottischer Werke gewesen war. Der erste Präsident des Clubs wurde selbstverständlich Sir Walter und er hat ihm 1823 bei Gelegenheit des ersten Jahresessens auch ein langes launiges Lied gewidmet: „The Bannatyne

Club, or one volume more". Eine ausführliche Beschreibung von Abbotsford um 1850 gibt Theodor Fontane [in seinem Werke: Aus England und Schottland. Berlin, 1900, zuerst in: Jenseit des Tweed Berlin, 1860]. Der Eindruck, den der deutsche Dichter von der „Romanze in Stein und Mörtel" umfing, war nicht gerade überwältigend. Die berühmte Architektur-Poesie erschien ihm gekünstelt, das Bauwerk mit allen seinen in ein Museum passenden Einzelheiten blieb für ihn ohne rechte Gesamtwirkung. Aus der Halle trat Fontane in Walter Scotts Arbeitszimmer. „Die Mehrzahl seiner Romane wurde hier entweder komponiert oder niedergeschrieben. Das Zimmer macht durchaus den Eindruck des Wohnlichen und Behaglichen. Die Möblierung und Ausstattung ist gediegen, aber nicht reich und überladen. Der Arbeitstisch und ein lederüberzogener Armstuhl stehen noch an alter Stelle; einige Nachschlagebücher sind dicht zur Hand und eine leichte Gallerie von Gußeisen (tracery work) umläuft, in Mittelhöhe des Zimmers, drei Seiten desselben und erleichtert das Herabnehmen der Bücher. — Nischenartig abgezweigt von dem Studierzimmer und kaum so groß wie eine Schiffskoje befindet sich neben demselben eine Art Kabinett, worin . . . unter einem Glaskasten, das letzte Sommerkostüm Sir Walters aufbewahrt wird. Es ist sehr elegant und zeigt, neben vielem anderen, wie großes Gewicht der Verstorbene auf Äußerlichkeiten legte. . . . Wir verließen die Cabine . . ., um nunmehr in das Bibliothekzimmer einzutreten. — Die Bibliothek ist ein sehr geräumiges und reich verziertes Zimmer, für dessen Dimensionen die 20000 (meist sehr schön gebundenen) Bände sprechen, die mit ihren goldbedruckten Lederrücken so sauber geordnet um einen herstehen, als befände man sich in der berühmten Lese-Rotunde des britischen Museums. Viele dieser Bände sind außerordentlich selten und kostbar; ein wesentlicher Bruchteil der ganzen Bibliothek besteht aus Werken über schottische Altertümer und Hexengeschichten. Über dem Kamin befindet sich das Porträt von Sir Walters ältestem Sohn, dem . . . Husaren-Offizier; die Züge sind fein, aber weichlich, fast kränklich, und der kecke Husarenschnurrbart, den man bekanntlich eben so gut im Ausdruck des Auges wie

über der Oberlippe haben kann, fehlt diesem feinen Gesichtchen an beiden Stellen gleich sehr. In einer der Ecken steht eine Silberurne auf einem Porphyr-Postament, die Urne selbst ein Geschenk von Lord Byron. Außerdem befinden sich die Büsten Shakespeares und Sir Walters im Zimmer, die letztere (von der Hand Chantreys) natürlich erst nach seinem Tode aufgestellt." Das Dichterschloß, den Rahmen der Sammlungen Sir Walter Scotts, hielt Fontane, obschon es an einem Reisewege lag, auf dem die romantischen Spuren führten, also nicht für eine gelungene Dichtung seines Schöpfers. Die Gründe, die er anführte, sind auch gültig für die sonstigen Anlagen der Bauromantik Englands in dem Jahrhundert 1750/1850, die ‚mittelalterlich' als Museum eines Sammlers ausgestaltet, trotzdem sie bis in die Einzelheiten mit echten Stücken ausgestattet waren, eine echte Gesamtwirkung ihrer romantischen Stilisierung nicht erreichen konnten. Und wenn wir von Alt-Englands Bücherschlössern reden wollen, dann möchten wir lieber an die Büchereigalerien und -säle der berühmten Familiensitze denken, die einen geschichtlichen Namen tragen. Allerdings, auch diejenigen von ihnen, die als Bibliophilen-Bibliotheken weitbekannt wurden, sind fast niemals Familienbibliotheken gewesen, sondern das Werk einzelner Sammler und nach deren Tod dann wieder zerstreut worden. Die in ihrem Bestande von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und vervollkommneten geschlossenen großen Privatbibliotheken waren auch in England Seltenheiten und beinahe mehr noch als in anderen Ländern, weil hier die Büchersammlungen früh schon in den Erbauseinandersetzungen als beachtenswerte Vermögenswerte behandelt wurden. Dabei war sehr wenig Romantik. Etwas anderes war es jedoch, daß unter den englischen Edelleuten von Rang und Vermögen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sich einige Buchfreunde fanden, denen es gelang, Liebhaberbüchereien höchsten Wertes zu vollenden, die dann freilich meist von ihren Nachkommen aufgelöst worden sind. Da mag es wohl eine besonders günstige Schicksalsfügung zu nennen sein, daß die geschlossenste, die am meisten planmäßig ausgebaute dieser Bibliophilen-Bibliotheken erhalten blieb, deren Mitschöpfer, ihr Bibliothekar Reverend Thomas

Frognall Dibdin [1776—1847], der „Callot der Bibliographie", gewesen ist.*

Im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ist die englische Liebhaberbücherei entstanden, die A. A. Renouard mit Recht als die damals prachtvollste und reichhaltigste der Druckwerksammlungen einer Privatbibliothek in Europa rühmen sollte. Den Ehrgeiz ihres Sammlers, George John [2], Earl of Spencer [1758—1834]* förderten außer seinen bedeutenden Mitteln auch die seinem Vorhaben günstigen Zeitumstände; besonders aber auch die Mitarbeit seines Bibliothekars Dibdin, die die literarische Tradition dieser Bibliotheca Spenceriana schuf. Seit dem alten Hugh Le Despenser und seiner Library of Bokes sind die Buchfreunde und Büchereien der der Familie Churchill sich verschwägernden Spencer-Familie zahlreich gewesen. Und nicht weniger als drei weltbekannte Sammlungen sind mit dem Spencer-Namen verknüpft, die Althorp Library, die Blenheim Library Charles Spencers, des dritten Earl of Sunderland [1674—1722],* die ein Jahrhundert früher begründet war und ein Jahrhundert später versteigert wurde, und die White Knights Library George Spencers, des fünften Duke of Marlborough [1766—1844], deren allzu kurzer Bestand ihren Roxburghe Sale Triumph nur einige Jahre überdauert hat. Die sogenannte Sunderland Library, auf deren Ausbau der Staatssekretär Wilhelms von Oranien, Charles Spencer, viel Geld, Mühe und Zeit verwendet hatte — er kaufte für sie auch Hadrian Beverlands Bibliothek und einen großen Teil von Pétaus Büchern — war in dem Familiensitze [seit 1508] der Spencer, Althorp in Northumberland, begründet und später von Charles Spencer nach dem Londoner Stadthause in Piccadilly überführt worden. Bei dessen Tode enthielt sie, außer einigen erlesenen Handschriften, etwa 20000 Druckwerke und sie ist seitdem kaum vermehrt, dagegen an ihrem letzten Aufstellungsorte sehr verwahrlost worden, so daß die ihr entstammenden Bände meist die Spuren dieser Vernachlässigung zeigen. Zwar war ihre Anordnung in Blenheim, wohin sie 1749 gebracht wurde, als Charles, [3] Earl of Sunderland, [2] Duke of Marlborough wurde, glanzvoll. Sie stand in einem der größten

* Abb. 281, 303—306, 309—311

Büchersäle mit herrlicher Aussicht. Nur daß durch die hohen Fenster [ähnlich wie in der Bibliotheksgalerie Friedrich des Großen im Neuen Palais in Potsdam] allzustark das Sonnenlicht hereinstrahlte und die Bandrücken ausbleichte. Eine Mahnung, die Bücherpflege nicht über dem Büchereiprunk zu vergessen. Die Blenheim Library, für die, nach Oldys, der König von Dänemark der Erbin Lord Sunderlands, der Duchess Sarah of Marlborough, vergeblich £ 30000 geboten hatte, mußte vom achten Herzog von Marlborough notgedrungen verkauft werden und ihre von Messrs. Puttick & Simpson im Dezember 1881 begonnene, im März 1883 beendete Versteigerung, deren Erlös £ 56581, 6 s. betrug, wurde für den Altbüchermarkt der Beginn einer neuen Ära der großen Auktionen und großen Preise.

In Althorp war zum Ersatz der nunmehrigen Blenheim Library um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die aus dem sechzehnten stammende und bis dahin in Wormleighton, Warwickshire, verwahrte Familienbibliothek aufgestellt und von John, dem jüngeren Bruder Charles', und erstem Earl of Spencer vermehrt worden; unter anderem durch die 5000 Bände umfassende Büchersammlung des Headmaster von Eton Dr. George. So fand George John [2] Earl of Spencer, als er am 31. Oktober 1783 die Titel und das Vermögen seines Vaters erbte, bereits die ersten Grundlagen der von ihm gesammelten Althorp Library vor, auf denen er weiterbaute.

Aber die eigentliche Begründung der berühmten Althorp Library ist doch eigentlich der Erwerb der Reviczki-Sammlung im Jahre 1790 gewesen. Sie machte mit einemmal einen Hauptteil der Bibliothek des Earl of Spencer fast vollständig und bestimmte endgültig deren planmäßigen Ausbau. Karl Emerich Alexander [seit 1783 ungarischer] Graf Reviczki von Rewißnie [jetzige Schreibweise Reviczky de Revisnye] [1737—1793] könnte den bedeutendsten Bibliophilen Wiens, wo er geboren wurde und gestorben ist, zugezählt werden, hätte ihn nicht seine diplomatische Laufbahn, der eigene Reisen vorangegangen waren, als [seit 1779] K. K. Gesandter in Warschau, Berlin, London der Heimat ferngehalten. Den antiken Klassikern galt die ganze Liebe des bewunderten Bibliognosten, den ein eminentes Sprachtalent auszeichnete, das ihn außer

den meisten europäischen auch eine Anzahl orientalischer Sprachen beherrschen ließ. Durch seine Verbindungen mit Sir William Jones auch mit Lord Spencer bekannt geworden, konnte er diesem das Angebot seiner Büchersammlung für eine einmalige Zahlung von £ 1000 und eine Jahresrente von £ 500 machen, das der Lord annahm und das ihm für £ 2500 eine der ausgezeichnetsten europäischen Bibliotheken überlieferte. Der Graf Reviczky hatte hauptsächlich Ausgaben der griechischen und römischen Schriftsteller gesammelt und dabei eine Reihe ihrer Editiones principes und primariae zusammengebracht, die, wie die unter dem Pseudonym Periergus Deltophilus 1784 in einem Berliner Privatdruck bekannt gemachte Beschreibung seiner ‚Bibliotheca graeca et latina' zeigt, in solcher annähernden Vollständigkeit kaum jemals in einer Privatbibliothek vorhanden gewesen waren. Wozu noch kam, daß der Graf auch erfolgreich dem Bibliophilensport des tadellosesten Exemplares gehuldigt hatte; ein Verehrer der Charta maxima und der Charta membranea gewesen war, die auf seinen Bücherbrettern die höchsten und letzten Triumphe einer bibliographischen Philologieeleganz gefeiert hatten.

Nachdem Lord Spencer sich 1807 aus dem Staatsdienste zurückgezogen hatte, konnte er, von Dibdin unterstützt, alle seine Kräfte einem Werke widmen, an dem vielleicht mehr als sein Fleiß und seine Gelehrsamkeit seine Freigebigkeit beteiligt waren. Das aber doch sein Werk bleibt und ihn heute noch lobt, weil er es verstanden hat, die Absichten, die ihn zu seiner Schöpfung bestimmten, ausdauernd zu verwirklichen. Die vornehme Art, in der er Bücher erwarb, und auch das ist kein geringes Lob, kennzeichnet eine kleine Geschichte. Als er einmal feststellte, daß ein bei Payne gekauftes Buch ein Caxton sei, ließ er dem überraschten Buchhändler nachträglich £ 50 anweisen. Kein Wunder, daß sich auch die Buchhändler für einen solchen Kunden mühten, der bei aller Freigebigkeit keineswegs geschäftsunkundig verfuhr und durchaus nicht in blinder Sammelleidenschaft jeden ihm abverlangten Preis bezahlte. Lord Spencer ging bei dem Auf- und Ausbau seiner Büchersammlung vielmehr sehr planmäßig vor; ließ für seine Zwecke England und den Kontinent bereisen und ersetzte ständig die schlechten Exemplare seiner Biblio-

thek durch bessere, dabei auch unvollständige Exemplare nicht zurückweisend, um allmählich ein schönes, vollständiges Exemplar zusammenzustellen. Seine zahlreichen Dubletten suchte er im Tauschverkehre oder in regelmäßigen, zumeist von Evans geleiteten, Versteigerungen zu verwerten. Seine Beziehungen gestatteten dem Lord, für seine Büchertauschgeschäfte Wege einzuschlagen, die nicht allen offen standen. Er gab gern den kleineren öffentlichen und halböffentlichen Sammlungen, die ihre alten Scharteken los werden wollten, einen sehr reichlichen Ersatz in den von ihnen gewünschten neuen Werken. Oder aber er brachte auch Verhandlungen zum Abschluß, die Bücheropfer verlangten, wie ein Tauschgeschäft mit der Königlichen Bibliothek in Stuttgart, das Dibdin eigens nach Württemberg führte und dessen Preis zwei Vergilwiegendrucke wurden, an deren Stelle die Stuttgarter Bibliothek Bereicherungen ihres Hauptfaches, der Theologie, empfing. Als Lord Spencer 1813 die Büchersammlung Stanesby Alchornes, die er 1806 ausgeschlagen hatte, von ihrem neuen Besitzer John of Hafod erwarb, geschah das in der Hauptsache nur, um seine englischen Frühdrucke durch einige erlesenste Stücke zu bereichern. Aber bereits im gleichen Jahre kam der größere für ihn nicht verwendbare Teil dieser Sammlung mit anderen ausgeschiedenen Stücken auf seiner vierten Dublettenauktion durch Evans zum Verkauf, und die 187 Nummern der Versteigerung wurden mit £ 1769 bezahlt. Eine ähnliche geschäftliche Kaltblütigkeit, die letzten Endes das Ergebnis des richtigen Sammlergrundsatzes war, die Auswahl, nicht die Zahl bilde eine Liebhaberbücherei, konnte den Lord auch auf seiner bibliographischen Kontinentalreise fördern, die er 1819 mit seinen Fehllisten unternahm, freilich nicht als ein dem guten Glück allein vertrauender Schwärmer. Er kannte die Bücherlager und die Büchersammlungen des Kontinentes schon aus seinen frühesten, mit seinem Erzieher, dem Orientalisten William Jones, dorthin unternommenen Reisen. Der Bücherreise Höhepunkt, der Ankauf der Bibliothek des Duca di Cassano-Serra in Neapel, die durch ein 1807 gedrucktes Wiegendruckverzeichnis wohl bekannt geworden war, war für ihn durchaus keine Überraschung. Denn er hatte vergeblich lange vor-

her für die drei Werke der Sammlung stattliche Summen geboten, auf die es ihm ankam und als er ihretwegen sich die ganze Sammlung zu eigen gemacht hatte, konnte er aus dem Gedächtnis noch in Neapel den Plan der Dublettenauktion entwerfen, die 1821 stattfand und deren Hauptbestandteil die Bücher des Herzogs wurden. So ergänzte sein freigebiges, frisches Zugreifen ständig ein klares Urteil über die Verwendung seiner Mittel, seiner Bestände und seines Geldes, das für eine derartige großzügige Sammeltechnik unerläßlich wird. Lord Spencer warf nicht das Geld mit vollem Händen aus dem Fenster und verschleuderte nicht die Bücher, die er abstoßen mußte. Darin kann er geringeren Sammlern vorbildlich sein wie überhaupt in der überlegten Art, die ebenso in der Ausnutzung des Zufalls, den er zu finden wußte, sich bewies, wie sie auch in der bedachtsamen Ergänzung der Lücken den sicheren Überblick nicht verlor. Beschränkung auf bestimmte Sammelgebiete, auf beste Abzüge bester Ausgaben bester Bücher: das war ein Wahlspruch, der sich für die Althorp Library bewährte. Sie war bereits um 1820 mit dem verhältnismäßig geringen Kostenaufwande von etwa £ 50000 nach ihres Begründers Plan vollendet. Bis zu seinem Tode fanden sich denn auch nur noch seltene Gelegenheiten, die Bücherei, die damals ungefähr 41500 Bände barg, durch erhebliche Neuerwerbungen zu vervollständigen. Das Sammlergeschick und das Sammlerglück Lord Spencers ist seine zähe Zielsicherheit gewesen. Mit ihrem ganzen Bestande, der nach des Sammlers Tode sich noch vermehrt hatte, wurde die Althorp Library 1892 von Mrs. John Ryland aus dem Familienbesitz des Enkels Lord Spencers für eine Viertelmillion Pfund erworben und dem von ihr inmitten der Fabrikschornsteine Manchesters 1889 zur Erinnerung an ihren Gatten errichteten Prachtbau der John Rylands Library zugeführt; einer Bibliotheksstiftung, der sie 1901 die Manuskriptkollektion des Lord Crawford, die die Druckwerke des Althorp Library wertvoll ergänzte, hinzufügte.

Alexander William, [25] Earl of Crawford [1812—1880] hatte von seinem Vater Earl Alexander 3000 Bände ererbt, die dieser als Heiratsgut von Baron Muncaster erworben hatte und die nach seinem Plan den Kern einer Bibliotheca Crawford-Linde

siana bilden sollten, deren Gebäude 1830 in Haigh-Hall, Lancashire, noch von ihm errichtet wurde; deren inneren Ausbau indessen erst sein Sohn zu einem ersten Abschlusse bringen konnte. Die Lindsay, Grafen Crawford of Balcarres, hatten ihre im siebzehnten Jahrhundert von John Lindsay Lord Menmuir in seinem Schlosse Balcarres am Forth begründetete Familienbibliothek nicht immer mit Sorgfalt gehütet und in Verfallszeiten waren wichtige Teile der alten Sammlungen zerstreut worden, darunter die 1712 von Colin Earl of Balcarres an die Advocates Library in Edinburgh verkauften historischen Dokumente, die der Begründer der Bibliothek zusammengebracht hatte: die sogenannten Balcarres Papers. Auch der Bestand der glanzvoll und großzügig von dem fünfundzwanzigsten Earl erneuerten Büchersammlung hatte ihren Schöpfer nicht allzulang überdauert. 1887 und 1889 wurden durch zwei Versteigerungen [die für 3251 Nummern £ 28397 erlösten] bedeutende Teile auch der Druckwerkereihen abgetrennt. Trotzdem aber blieb die neuergänzte Sammlung mit ihren 100000 Bänden und 6000 Handschriften, mit ihren Einblattdrucken und sonstigen Erzeugnissen der ephemeren historischen Literatur eine Privatbibliothek höchsten Ranges. Und wenn sie trotz ihrer Vorzüge, trotz des Willens von drei begeisterten Buchfreunden, sie mit allem Reichtum auszugestalten, anderen, geringeren und kurzlebigeren Sammlungen verglichen, freilich zu Unrecht, weniger bekannt geworden ist, so liegt das nicht zum wenigsten an ihrer allzuoft unterbrochenen Tradition.

In dem Verwandtenkreise des Earl Spencer war neben dem Duke of Marlborough der erfolgreichste Büchersammler William George Spencer Cavendish, [6] Duke of Devonshire [1790—1858] gewesen. Die Cavendish-Familie hatte in Chatsworth, Derbyshire, und im Devonshire House eine Sammlung, in der sich auch die Bücher von Henry Cavendish, teilweise die von Thomas Hobbes und der alten Bibliothek der Bolton Abbey [Yorskhire] zusammenfanden. Durch Ankäufe des ersten, 1707 gestorbenen, Herzogs William auf französischen Auktionen und durch den dritten Herzog gleichen Namens [1698—1755] war sie mit wertvollem Büchergut vermehrt worden. Ihr eigentlicher Begründer aber ist der sechste

Herzog, der unter anderem auch für £ 2000 die schöne Sammlung von Bühnenstücken des berühmten Schauspielers John Philip Kemble [1757—1823] erwarb; wie denn überhaupt der besondere Vorzug der Chatsworth Library, deren Auflösung im zwanzigsten Jahrhundert die amerikanischen Liebhaberbüchereien mehrte, das altenglische Drama war, dazu ihr Reichtum an englischen Wiegendrucken.

Das Beispiel der Chatsworth Library, die Geschichte der meisten großen Privatbibliotheken Englands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert läßt die Gründung des British Museum als einer nationalen Schutzkammer geistiger und künstlerischer Werte erst recht würdigen. Wie viele Bücher und Büchereien hat es nicht in sich aufnehmen können, die sonst dem Lande verloren gegangen wären. Allerdings, die Bedeutung, die seine Bibliothek für das British Museum hatte, ist erst seit 1835 hervorgetreten, nachdem in diesem Jahre ein parlamentarischer Ausschuß sich mit der Reorganisation von dessen Sammlungen beschäftigt und hierbei auch der bis dahin nur als einen Anhang der Altertums- und Naturwissenschaftensammlungen geltenden Büchersammlung eine selbständige Stellung verlieh, die ihr gegeben zu haben, das Verdienst Antonio Panizzis [1797—1879] war. Als er 1837 zum Keeper of the printed books ernannt wurde, zählte die Bibliothek 167000 Bände, als er das Amt des Oberbibliothekars niederlegte, 1865, fast eine halbe Million, die in dem 1857 vollendeten großen Lesesaal dank einer geregelten Verwaltung leicht zugänglich gemacht waren.*

Unter allen Gaben, die die Bibliothek des British Museum im neunzehnten Jahrhundert erhielt, ist keine, soweit es sich um eine ganze Privatbibliothek handelte, wertvoller gewesen als die Grenville Library. Sir Thomas Grenville [1755—1846],* der letzte „Chief-Justice in Eyre“, hatte mit einem Aufwande von £ 54000 eine Liebhaberbücherei von 20240 Handschriften und Druckwerken gesammelt, die zu den glänzendsten ihrer Art gehörte. Ihr Ruhm, die besten Werke aller bedeutender Autoren in den schönsten Ausgaben der vorzüglichsten Auflagen zu enthalten, eine ideale Liebhaberbücherei gewesen zu sein, war wohl begründet. Eine ähnliche geschlossene Sammlung fiel dem Museum erst wieder mit dem Ver-

* Abb. 308, 317

mächtnis von H. S. Ashbees [1834—1900]* zu. Dieser, ein Londoner Großkaufmann, hatte, auf weiten Reisen und durch umfassende gelehrte Studien gebildet, auch vielfache Beziehungen zu den Pariser Bibliophilen seiner Zeit unterhaltend, zuletzt in seinem Landhause Hawkhurst, Kent, seine große Bücherei aufgestellt. Sie enthielt mit ihren 8764 Werken in 15299 Bänden neben der berühmten Erotica-Sammlung, die Ashbee als Pisanus Fraxi teilweise selbst in einem mustergültigen Werke beschrieben hat, und der ebenso berühmten Cervantes-Reihe, [384 Ausgaben des Don Quixote, 114 Ausgaben anderer Werke des Cervantes und 252 Schriften über ihn,] Folgen der Urausgaben der Werke Fieldings, Sternes, Molières. Le Sages, zahlreiche Liebhaberausgaben und einen reichen bibliographischen Handapparat, darunter ein extra illustriertes Exemplar von Nichols Literary Anecdotes in 42 Bänden. Und sie war schon eine moderne, bibliographisch-literarisch orientierte Privatbibliothek, in der das historisch-typographische Element weiter zurückstand, aus dem die Buchfreunde, die Grenvilles Zeitgenossen gewesen waren, das literarhistorische entwickelt hatten, unter ihnen an erster Stelle Richard Heber.

Den Beinamen des Glänzenden hat Richard Heber [1773—1833] von Sir Walter Scott erhalten, der über ihn verkündete, seine Büchersammlungen und Weinkeller überträfen alle anderen auf der Welt. Eine Meinung, die die Bibliotheca Heberiana rechtfertigte. Daß sie die ihr gebührende Geltung nicht gewann, hatte einen doppelten Grund. Denn die Aufhäufung der gewaltigen Büchermassen, die ständige Aufkäufe und Bücherreisen ihres Sammlers vermehrten, gelangte nicht mehr bis zu ihrer Ordnung und Zusammenfassung. Sodann verhinderte ihre räumliche Verteilung auf eine Reihe von Städten — Büchersammlungen Hebers standen in London, Oxford, Paris, in Antwerpen, Brüssel, Gent, kleinere noch an einigen anderen Orten des Kontinents — daß sie als ein einheitliches Ganzes in die Erscheinung trat. Auch die Doppelstücke waren wenig gesondert, absichtlich kaufte Heber manches alte oder neue dreifach nach seinem Grundsatz: ein gutes Buch solle man dreimal haben; eins gehöre in die Büchersammlung, eins sei für den eigenen Handgebrauch nötig,

* Abb. 323

und eins, um es zu verleihen. Die 150000 Bände, die Flugschriften ungerechnet, die in den 202 Tagen der von 1834 bis 1837 dauernden Londoner Versteigerungen — die Pariser Versteigerung fand 1836 statt — wieder zerstreut wurden, boten daher einbuntes Durcheinander, das die Absichten des Sammlers und den Sammlungswert nicht zeigte. Aber die Auswahl der reichen Reihen, der Klassikereditionen, der altenglischen Bücher und derjenigen der romanischen Literaturen, die Heber zu treffen wußte, ist keineswegs lediglich ein Zusammenkaufen gewesen. Die Eintragungen, die er in seine Bücher machte, lassen erkennen, daß er nicht lediglich ein bücherkundiger, daß er dazu ein geistreicher und gelehrter Mann gewesen ist. Als Kenner steht Heber, der ebenso in den alten wie in den neuen Literaturen zu Hause war, weit an der Spitze der großen englischen Sammler seiner Tage, die bloß Sammler waren und die keinen Vergleich mit seinem Wissen vertragen würden. Und auch die großzügige Organisation seiner Privatbibliothek muß er verstanden, er muß die für ihn Mitsammelnden an ihren besten Platz zu stellen gewußt haben. Das lehren die Bücherlisten der Versteigerungsverzeichnisse, die leider nicht mehr zum Katalog einer der bedeutendsten jemals vorhandenen Liebhaberbüchereien werden konnten. Das praktische Resultat der angestrengten Sammeltätigkeit und ihres Aufwandes war es freilich nur gewesen, daß sie den Rohstoff anderer Sammlungen, ihnen vorarbeitend, sonderte. Immerhin ist auch das ein Verdienst gewesen; wofern es überhaupt ein Verdienst ist, Büchereien in einem Menschenleben mühsam zu gründen, die nach ihres Sammlers Tode als Sammlungen vernichtet werden. So erläutert das Beispiel Hebers an einem besonders deutlichen Fall ein Kernproblem der modernen Bibliophilie, soweit diese sich in Bibliothekenschöpfungen tätig zeigt. Zwar bleibt die Buchpflege, aber der Sammlungszweckgedanke geht immer von neuem verloren. Oder, wenn man es lieber will, er erneuert sich stetig in den Büchereienwandlungen, die eines Sammlerlebens Arbeit und Freude wurden. Das mag dem einzelnen genügen, für die Bibliophilie als ein Element der Kulturpolitik im humanistischen Sinne ist es doch zu wenig, weil es die bleibendste Leistung, die Büchersammlung selbst, zerstört.

Aus Hebers Reichtümern schöpften alle die Sammler, die damals in England ihre berühmten Liebhaberbüchereien auf- und ausbauten, ihre Schätze oder vervollständigten sie doch mit wertvollstem Büchergut: William Henry Miller [1789—1848], der in Britwell Court, Bucks, eine Bibliotheca poetica anglicana in seltener Vollständigkeit angelegt hatte; Henry Perkins [1778—1855], der in Springfield, Surrey, eine kleinere aber um so kostbarere Bibliophilenbibliothek sich errichtet hatte; George Daniel [1789—1864], der in seinem Hause in Islington die ältere englische Dichtung, vor allem die ältere englische Dramatik und eine Shakespeareanacollektion sondergleichen herbergte; Rev. Thomas Corser [1793—1876], dessen ‚Collectanea Anglo-Poetica' die bibliographischen Fortschritte vermerkten, die die Bibliophilie Englands auf dem ihr eigensten Gebiete, dem des alten englischen Schrifttums, gemacht hatte und die anderen Büchersammlungen, die meistenteils früher oder später das Schicksal der Heber Library teilten, in einer ‚großen' Auktion sich aufzulösen.

Bereits die Auflösung der Bright Library [1845] schreckte durch ihre Preise eine Anzahl von Büchersammlern aus den Gebieten des großen Sammlers im englischen Geschmack zurück; bereits auf ihr trat deutlich die Erscheinung hervor, daß es nur einzelne Sammler waren, die sich die Hauptstücke teilten. Als die Auktion der Sunderland Library durch Messrs. Puttick & Simpson, vom Dezember 1881 bis zum März 1883, mit den für ihre 13858 Nummern bezahlten £ 56581 6 s. dem Altbüchermarkt eine neue Ordnung ankündigte, durfte der hervorragendste englische Antiquar des neunzehnten Jahrhunderts, Bernard Quaritch,* der als Bieter alle seine Gegner geschlagen hatte, sie mit einem Lobspruche schließen, der letzten Endes mehr dem Sammelgut galt, trotzdem er die Sammlung auszeichnete: „This was the most wonderful library that had been sold by auction in the present century. Fine as the Hamilton library was he could form another like it to-morrow, but nothing like the Sunderland library would be seen again as a private collection. He held its founder in the highest respect and gratitude." Das Andenken des Büchersammlers war seine Bücherversteigerung ge-

* Abb. 315

worden, Bücherei und Buchware ließen sich fortan nur schwer unterscheiden, weil Einzelstücke zu hohe Werte geworden waren. Das mußte der Altbuchhändler ebenso berücksichtigen wie auch der Sammler selbst. Das Kommerzielle, ja das spekulative Element war nunmehr ebenfalls eine Treibkraft geworden. Ein Materialismus, wenn es einer war — denn als Kapitalsanlage berechnet haben auch die besten und bestbezahlten Liebhaberbüchereien nur eine mäßige Verzinsung gebracht — der schließlich doch nicht mit dem Idealismus der Bibliophilie sich in Widerstreit zu setzen braucht. Darüber urteilte der Nationalökonom Mc. Culloch in der Vorrede seines Büchereiverzeichnisses: „It is no doubt very easy to ridicule the taste for fine books and their accumulation in extensive libraries. But it is not more easy than to ridicule the taste for whatever is most desirable, as superior clothes, houses, furniture and accomodation of every sort. A taste for improved or fine books is one of the least equivocal marks of the progress of civilisation, and it is as much to be preferred to a taste for those that are coarse and ill got up, as a taste for the pictures of Reynolds or Turner is to be preferred to a taste for the daubs that satisfy the vulgar. A man acts foolisly, if he spend more money on books or any thing else than he can afford; but the folly will be increased, not diminished, by his spending it on mean and common rather than on fine and uncommon works. The latter when sold invariably bring a good price, more perhaps than was paid for them, whereas the former either bring nothing or next to nothing." Gerade aus der Kennerschaft erwachsen die ideellen und die materiellen Gewinne einer Sammlung; die Kenntnisse sind es, die sie wirtschaftlich machen, künstlerisch wie wissenschaftlich, und ebenso für den Standpunkt, der in Geldzahlen Arbeitskraft und Auslagen umrechnend, die Ökonomie einer Bibliophilenbibliothek übersehen will.

Allein die Druckwerke wurden in der Hamilton-Versteigerung ausgeboten, gleichzeitig hatte die Preußische Regierung die Handschriftensammlung, deren Hauptstück das mit den Botticelli-Zeichnungen geschmückte Dantemanuskript war, erworben. Ein Fall, der in England vielfachen Widerspruch fand. Noch war man es nicht

gewöhnt, dem Auslande Bücher- und Kunstschätze zu überlassen. Ruskin [im ‚General statement explaining the natur eand purposes of St. Georges Guild'] forderte vergeblich zu einer Nationalsubskription auf, um diesen Schatz England zu erhalten und erregte das Verlangen, wenigstens die Asburnham Collection dem Lande zu sichern. Bertram [4] Earl of Asburnham [1797—1878] hatte es verstanden, mit einem verhältnismäßig geringen Aufwande eine Büchersammlung zu schaffen, deren Druckwerke, noch billig gekauft, sein Sohn bei der Auflösung der Sammlungen seines Vaters, teuer verwertete. Nicht mit Unrecht tadelte W. Carew Hazlitt, daß die glanzvoll die Auktionen des neunzehnten Jahrhunderts beendende Asburnham-Versteigerung Preise zeitigte, die weit über den damaligen Liebhaberwert hinausgingen; nicht mit Unrecht machte er dieser Druckwerksammlung den Vorwurf, daß ihr jeder Plan, jede Teilnahme für ihr Zusammenbringen gefehlt hätte. Sie war ein gut angelegtes Kapital gewesen, das reichliche Zinsen trug: eine Ausnahme für das Entstehen und Vergehen großer Liebhaberbüchereien. Auch die an 4000 Bände umfassende Handschriftensammlung war weit mehr durch eine Vereinigung vorhandener Handschriftenreihen zusammengekommen als das Ergebnis fruchttragender Sammeltätigkeit gewesen. Aus vier Teilen war sie gebildet worden, der Stowe Collection, der Libri Collection, der Barrois Collection und einer Gruppe einzeln von Lord Asburnham erworbener Handschriften. Die Stowe Collection historischer Manuskripte hatte Thomas Astle, Keeper of the Records in the Tower, gesammelt und, weit unter ihrem Werte, gegen eine Zahlung von £ 500 dem Marquis of Buckingham aus Dankbarkeit gegen die Grenville-Familie hinterlassen, der das Angebot annahm und die Aufstellung der 996 Manuskripte in Stowe bewirken ließ. 1849 bot dann der Marquis of Chandos dem British Museum diese Sammlung für £ 8300 an, die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch und Lord Asburnham kaufte sie dann. 1883 kam aber aus der Asburnham Library die Stowe Collection doch noch in das British Museum, freilich für einen weit höheren Preis. Auch wegen der sogenannten Libri Collection, die aus den Beständen des Bücherdiebes Libri, die nach England geschafft waren, zu-

sammengesetzt wurde, hatte das British Museum 1846 und 1847 vergeblich verhandelt, bis Lord Asburnham in diesem Jahre ihre 1923 Manuskripte für £ 8000 kaufte. Die ihm 1848 für £ 6000 angebotene Barrois Collection, 702 Manuskripte altfranzösischer Dichtungen, hatte das British Museum gleichfalls ausgeschlagen und Lord Asburnham, der seinen drei Handschriftenreihen nach und nach ein Vierteltausend weiterer Manuskripte hinzufügte, konnte sie für diesen Preis erwerben. So war also die Begründung dieser berühmten Manuscript Library im Grunde nicht viel mehr gewesen als die innerhalb eines kurzen Zeitraumes von einem ‚entschlossenen Käufer' benutzten Gelegenheiten, das Beste, was der Markt gerade bot, aufzukaufen; der über bureaukratische Sammelverfahren siegreiche „Geldmann", der solchen Vorteil wahrnahm, deshalb noch nicht ein Sammler großen Stils geworden, den ein höherer Zweck begeisterte.

Buchhandschrift und Druckwerk gehörten im neunzehnten Jahrhundert schon getrennten Sammelgebieten an. Die bedeutendsten zwischen 1810 und 1870 in England hervortretenden Bibliophilen, deren Bibliotheken die Druckwerkliebhaberpreise durch ihr Entstehen und Vergehen reguliert hatten, der Duke of Roxburghe, Mr. Heber, Mr. Grenville, Mr. Daniel, Lord Spencer, Mr. Miller und Mr. Huth, auch Mr. Jolley, Mr. Bright und Mr. Corser wären im gleichen Zusammenhange wohl noch anzuführen, besaßen bei der Anwendung großer Mittel immerhin noch die Möglichkeit der Auslese und Auswahl ihrer Kostbarkeiten und Seltenheiten nach einem weit gesteckten Plane. Diese Möglichkeit schränkt sich, nach den ersten Durchsuchungen der erforschten Sammelgebiete, jedoch immer weiter ein und so wurden denn die neu entstehenden großen Sammlungen in immer höherem Maße notwendig abhängig von der Auflösung oder der Aufteilung bestehender Liebhaberbüchereien. Im allgemeinen mußten sich die Antiquariate mit den begehrtesten Hauptwerken, mit den Büchern, die für die einzelnen Sammelrichtungen an der Spitze standen, ebenfalls in den Auktionen ersten Ranges versorgen. Damit wuchs nicht nur deren Bedeutung für die besten Bibliophilenbibliotheken überhaupt, sondern

sie wurden geradezu für sie die eigentlichen Quellen ihres Wachstums. Und nachdem man im zwanzigsten Jahrhundert bereits zu Bestandsaufnahmen der gegenwärtigen Verteilung des Sammelgutes, des Vorhandenseins von Caxtons oder Shakespeare-Original-Editionen an dieser oder jener Stelle, von Wiegendrucken im amerikanischen Besitz gelangt ist, macht ein solcher Census auch die Marktkontrolle in einem Umfange möglich, der immer mehr die Sammlungen einengt, die für den Wettbewerb um alte oder auftauchende neue Stücke bestimmter Sammelgebiete in Frage kommen können. Die Formeln für die Aufstellung hoher Liebhaberwerte sind auch rechnerisch richtig zu begründen, da sich das Verhältnis von Angebot und Nachfrage genauer bestimmen läßt und ausgeschaltet bleiben hier nahezu die Hoffnungen, Sammlerglück ohne die erforderlichen runden Summen zu gewinnen. Die Bildung großer Liebhaberbüchereien in der Art der oben erwähnten ist also nahezu unmöglich geworden, soweit neue Privatbibliotheken ihres Ranges nicht die Kombinationen schon vorhandener sind. Daraus erklären sich die amerikanischen Sammelverfahren des Aufkaufens bestehender Büchereien. Ein Menschenleben reicht nicht aus, Stück für Stück der Bibliophilenbibliotheken desjenigen Umfanges und Wertes zusammenzutragen, die für die großen englischen Liebhaberbüchereien des neunzehnten Jahrhunderts und ihren Stil kennzeichnend gewesen sind.

In der Hauptsache ist auch die Huth Library zwischen den Jahren 1854 und 1870 entstanden. Der Bankier Henry Huth [1815—1878],* der Sohn eines deutschen Vaters und einer spanischen Mutter, kaufte 1854 in der Dunn Gardner-Versteigerung sein Exemplar der ersten Shakespeare-Folio. Die Auktionen Daniel und Corser brachten ihm noch eine reiche Bücherauswahl. Sonst aber war es weit mehr der für ihn mitsammelnde Antiquar, der seinen Bücherschatz vermehren half, als das eigene Suchen, das noch der ihm vorangehenden Bibliophilengeneration möglich gewesen war. Erklärlicherweise wandten sich die Altbuchhändler mit ihren freihändigen Angeboten, wandten sich auch die Privatleute zuerst an den reichen Sammler, von dem sie wußten, daß er die erlesenen

* Abb. 314

Sammlerstücke mit dem Liebhaberpreise bezahlen konnte und wollte, den sie kosteten. Das bedeutete keineswegs, daß deshalb dieser Sammler zu einem Spielball seiner Agenten wurde. Als Henry Huth zwei Jahre nach der Perkinsauktion von Quaritch, der sie dort erworben hatte, die Mazarin-Bibel für £ 2625 kaufte, war er selbst über die Höhe des Kaufpreises so stark gegen sich selbst verstimmt gewesen, daß er die beiden Bände lange unausgepackt liegen ließ. Doch ebensowenig war das Geschäft für Mr. Quaritch glänzend gewesen, der an ihm £ 25 verdient hatte. Ein Geschichtchen, das hinreichend die für den großen Sammler sich ergebenden Schwierigkeiten der Verbindung seiner Bibliophilie mit finanziellen Transaktionen verständlich macht. Hier ließ sich das Sammeln und Spekulieren bis zu einem gewissen Grade nicht mehr trennen, da die Hauptstücke des Sammlungsgebietes schon zu Spekulationsobjekten geworden waren. Diese Einwirkung des Altbüchermarktes verleugnete die Huth Library nicht. Zwar erstreckte sie sich weiter, als manche der anderen englischen Bibliophilenbibliotheken ersten Ranges; alte deutsche und spanische alte Drucke lagen in ihrem Plan. Zwar gewann sie einen erheblichen Umfang. Aber aus dem Bemühen des Sammlers, die bemerkenswertesten Bücher in erlesensten Exemplaren zu erwerben; die lohnendsten Ankäufe zu machen, die deren Aufwand rechtfertigten, entstand schließlich nur eine Vereinigung von Cimelien-Spezial-Kollektionen. Da waren die altenglischen Drucke und die Shakespeareana, da waren die Reihen der alten Reisewerke und manche anderen Reihen noch, die letzten Endes nicht mehr in einer Büchersammlung zusammenwuchsen, weil überall nur die Kostbarkeiten und Seltenheiten vorhanden waren; weil die Bücher geringen Liebhaberwertes, die doch einer Bücherei unentbehrlich sind, um in ihrer Art vollständig und zu einer Rechtfertigung des Sammlers zu werden, fehlten. Nicht daß Henry Huth kein Bibliophile gewesen wäre. Die Bücherliebe hat in seinem Leben, das sein Sohn Alfred im ‚Dictionary of National Biography' schrieb, eine nicht geringe Rolle gespielt. Aber die Art seiner Sammlung beschränkte sie auf eine Auswahl, die ohne das Sammlungsziel zu stören, keine Ausgleiche und Übergänge zuzulassen schien. So wurde

sie in hohem Maße vollständig und blieb, als Bücherei, doch im hohen Maße unvollständig, von einer kühlen Nüchternheit. Die belebende Wärme des Buches ihrer Gegenwart hatte sie sich versagt; sie war ein Antiquitätenkabinett geworden, das in den früheren Jahrhunderten zurückblieb; ihr Auktionskatalog hätte auch die Beschreibung der kostbarsten Werke eines Altbuchhändlerlagers sein können. Als Alfred Henry Huth, der die Huth Library im Sinne seines Vaters verwahrt und vermehrt hatte, 1910 starb, überließ er als ein Vermächtnis dem British Museum die Wahl von 50 Büchern der Sammlung, das kostbarste Geschenk, das das Museum seit der Gabe der Grenville Library erhalten hat. 1914 bis 1922 ist dann die Bibliothek Huth in London unter den Hammer gekommen, eine Versteigerung, die die der anderen berühmtesten englischen Bibliophilenbibliotheken ihrer Zeit, so der Büchereien von Sir William Tite [1798—1873], James Thomson Gibson-Craig [1799—1886], Robert Samuel Turner [1818—1887], Frederick Locker-Lampson [1821—1895] und der Didlington Hall Library weiter hinter sich zurück ließ.

Der Bibliothekenzauber, der von den Büchereien ausgeht, die als Erbgut, als Familienüberlieferung gehütet, Generationen hindurch gewachsen sind; die Dinge oder doch das Wesen von Dingen enthalten, von denen das Gefühl empfindet, sie seien unkäuflich, ist längst aus den der Gegenwart angehörenden großen Liebhaberbüchereien verschwunden. Mag die Persönlichkeit ihres Sammlers auch in ihnen mächtig sein, mag auch ihre Geldwertung außer Betracht bleiben: die ihnen notwendige bibliographische und bibliothekarische Organisation verbietet es ihnen, sich jener im Schimmer der Vergangenheit verklärten Willkür zu überlassen, in der die alten Sammlungen wuchsen. Daß diese alten Büchereien, in denen die Bücher ihrer Zeit inzwischen zu Sammler- und Wertstücken wurden, eine Romantik-Stimmung erhalten, die unvergleichlich wirkt, mag zutreffen. Aber die Einschätzung einer modernen Privatbibliothek im Vergleich mit ihnen wird doch in dem Maße zunehmen, in dem sie zur Lösung eines bestimmten Bibliotheksproblems wird, als das Ergebnis einer ausgebildeten Sammeltechnik. Aus dem

begeisterten bibliomaniac, der sich der Bücherlust überließ, ist ein wägender, wissenschaftlich arbeitender Büchersammler geworden; der rechnende Sammler aus dem wagenden book-hunting sportsman. Ob deshalb, manche meinen so, aus der Bibliophilie, soweit sie sich im Büchersammeln äußert, die Poesie verschwunden sei, das zu erörtern ist für weite Sammelgebiete, die das alte Buch umhegen, zwecklos. Der Buchfreund sieht sich klar zu überlegenden Tatsachen gegenüber. Daß dergleichen Überlegungen zuerst für die englisch-amerikanische Bücherliebhaberei Geltung erhielten, ist doch wohl kein Zufall gewesen.

Der Bibliothek von Holland House* in London, die auch die Büchersammlung von Joseph Addison [1672—1719] seit seiner Heirat [1716] mit der verwitweten Gräfin Warwick gewesen war, und die 1767 mit Henry Fox, Lord Holland zur Familienbibliothek leitender liberaler Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts wurde, gedachte einmal Macaulay mit diesen Worten: „Mit besonderer Vorliebe wird man sich jenes ehrwürdigen Saales erinnern, in dem alle Altehrwürdigkeit einer Universitätsbibliothek so merkwürdig sich vereint mit weiblicher Grazie, die auch einen ernsten Raum verschönern kann. Von hier aus wurde zwei Generationen hindurch die Politik Europas durch Vernunft und Beredsamkeit geleitet. Bronze und Leinwand wurden in Leben verwandelt und der Nachwelt Werke hinterlassen, die nicht zu sterben vermögen. In diesem eigentümlichen Kreise konnte jedes Talent seinen Platz finden. Es kam vor, daß in einer Ecke die letzte politische Debatte und in einer anderen Ecke das neue Lustspiel von Scribe besprochen wurde, während Makintosh im Thomas von Aquino blätterte, um eine von ihm angezogene Stelle zu vergleichen, und Talleyrand über seine Unterhaltung mit Barras oder von seinem Ritt mit Lannes über das Schlachtfeld von Austerlitz erzählte. . . . Man fühlte stets die offene Höflichkeit, die sofort selbst den jüngsten Schriftsteller, der sich zum erstenmal zwischen Botschaftern und Herzögen befand, aller Verlegenheit enthob.“ Die Ansicht einer Bücherei, die für eine Gesellschaft, in der sich geistige Beweglichkeit mit einem gelassenen Wirklichkeitssinn durch Anlagen und Erziehung ver-

* Abb. 313

band, den rechten Hintergrund abgab. Daß in diesen anmutenden Räumen große Unternehmungen großartig ausgedacht und vollendet wurden, ist ohne Zweifel. Aber läßt es sich auch denken, daß sie, wie das in der Humanistenepoche geschehen ist, zum Ausgangspunkt einer bibliographischen Expedition hätten werden sollen, die in der Hoffnung, ein unbekanntes Werk zu entdecken, nach ungewissen Zielen geschickt wurde? In jenen frühen Tagen der auferweckten Bücherliebe wechselte man gegen Geistesgüter sein Gold; in der Roxburghe-Versteigerung zahlte man es für den Sammlerruhm. Nun gilt die anerkannte Buchware, die ihren hohen Preis wert ist, der allseitiger Prüfung stand hält. Das ist kein bloßer Kommerzialismus und Materialismus. Denn eben diese allseitige Prüfung bedingte es, daß mit den äußeren Buchwerten diejenigen inneren Buchwerte erfaßt wurden, die sie hervorriefen; daß die Auslese der besten Druckwerke, der erhaltenswertesten, die durch die Büchervermehrung notwendig wurde, sich zwar auf dem Altbüchermarkte vollzog, aber doch immerhin vollzog; zu einer Anpassung an die wirtschaftliche Entwicklung Europas wurde, in der sich nur das erhält, was einen eigenen Wert im wirtschaftlichen Kreislaufe gewonnen hat. So liegt in der Ausbildung hoher Liebhaberpreise für die marktgänge Buchware auch dann noch ein ökonomisches Element der Buchpflege, das nicht zu unterschätzen ist, wenn die Triebkräfte, die ihre Wirkungen hervorrufen, allein der Bewunderung des Buches und nicht noch seiner Verehrung entstammen. Poliziano hat einmal in einer Prunkrede den Lorenzo de' Medici und den Herzog Federico von Urbino gepriesen: „Diese beiden wagten in einer düstern Zeit auf Licht zu hoffen und einen starken Damm gegen den Strom der schlechten Gewohnheiten aufzuwerfen. Daher versahen sie sich mit Büchersammlungen und hielten es ihrer nicht für unwürdig, sich selbst den Studien zu widmen." Sie dachten kulturpolitisch. Und dieser Gedanke verkörpert sich in einer jeden Büchersammlung allein schon in ihrem Vorhandensein, sie sei entstanden, wie sie wolle. Da wächst über den Sammler die Sammlung hinaus und es ist ebenso müßig zu fragen, ob sie von höchstem Nutzen für den Sammler selbst geworden sei, wie es müßig zu fragen

sein würde, ob die Hüter anderer Kulturgüter bereits genug taten, indem sie einen Damm gegen den Strom der schlechten Gewohnheiten errichteten.

Die bibliographische Kritik hatte auch in England im neunzehnten Jahrhundert die Originaledition zum Sammelgegenstand werden lassen; eine Verfeinerung ebenso der gefühlsmäßigen wie der schrifttumsgeschichtlichen Werte, die die Bibliophilie ausbildete. Lord Macaulay [Boswells Life of Johnson] hat das einmal umschrieben: ,,We love, we own, to read the great productions of the human mind as they were written. We have this feeling even about scientific treatises; though we know that the sciences are always in a state of progression, and that the alterations made by a modern editor in an old book on any branch of natural or political philosophy are likely to be improvements. Some errors have been detected by writers of this generation in the speculations of Adam Smith. A short cut has been made to much knowledge at which Sir Isaac Newton arrived through arduous and circuitous paths. Yet we still look with peculiar veneration on the ,Wealth of Nations' and on the ,Principia', and should regret to see either of those great workes garbled even by the ablest hands. But in works which owe much of their interest to the character and situation of the writers the case is infinitely stronger. What man of taste and feeling can endure rifacimenti, harmonies, abridgements, expurgated editions? Who ever reads a stage-copy of a play when he can procure the original? Who ever cut open Mrs. Siddon's Milton? Who ever got trough ten pages of Mr. Gilpin's translation of John Bunyan's ,Pilgrim' in to modern English? Who would lose, in the confusion of a Diatessaron, the peculiar charm which belongs to the narrative of the disciple whom Jesus loved? The feeling of a reader who has become intimate with any great original work is that which Adam expressed towards his bride: ,Should God create another Eve, and I another rib afford, yet loss of thee would never from my heart.' No substitute, however exquisitely formed, will fill the void left by the original. The second beauty may be equal or superior to the first; but still it is not she.“

Die Ausbreitung des Buchgewerbes hatte den Verfasser bei der Drucklegung eines Werkes immer weiter von diesem entfernt; fremde Hände und Köpfe nahmen mit wachsendem Einfluß an der Buchverkörperung seines Werkes teil, traten zwischen ihn und den Leser. Die bibliographisch aufzuklärenden Verhältnisse zwischen Buchform und Werkinhalt wurden verwickelter. Wo früher ein Band die rechte und schlechte Wiedergabe der Druckvorlage eines Verfassers gewesen war, war er nach und nach zu einem auch durch mancherlei dem Werke fremde Rücksichten beeinflußt und bestimmt worden. Das alles kam zusammen, um die Bibliographie der Originaleditionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts auch für den Bibliophilen zu einem komplizierten Studium zu machen, in dem mancher Buchfreund und Büchersammler gleich Thomas B. Wise* vorbildliches leistete. Dabei mochten Kuriosität und Rarität wohl den Sammlerehrgeiz locken. Aber die eigentliche Absicht blieb es doch, durch solche angewandte Bücherkunde zu dem Original eines hervorragenden Schriftwerkes, das in einem Auflagen- und Ausgabengewirr verschwand, vorzudringen; zu der echten Form, zu dem reinsten Text einer Schriftwerküberlieferung.

Eine Absicht, die sich mit derjenigen begegnete, die William Morris [1834—1896]* als die Bewegung eines Revival of printing hervorrief und die sich keineswegs auf die Buchkunst einschränkte, mochte sie auch in der Erscheinung einer Erweckung der Kunst im Buchdruck hervortreten. Die Betrachtung des Buches als Kunstwerk, auf die die Buchverschlechterung führte, die das Maschinenzeitalter des neunzehnten Jahrhunderts herbeigeführt hatte, mußte notwendigerweise die Muster einer besten Gebrauchsform des Buches, die seine vollendete Zweckerfüllung wünschte, in der Vergangenheit wählen. Wenn William Morris bis in die mittelalterlichen Werkstätten zurückging, wenn derart der gotischen Mode in der englischen Bibliophilie um 1800 eine freilich andersartige gotische Mode um 1900 entsprach, so erklärte sich das aus dem Verlangen von Morris, die Buchherstellungsverfahren zu veredeln; ästhetisch und technisch zu veredeln und auch ethisch; das Maschinenprodukt, das das Buch geworden war, aus seiner Mechanisierung zu erlösen; es zu be-

 Abb. 318—320, 322, 324

seelen mit dem Geist einer Werkstattgemeinschaft, der es zum Erlebnis wurde. Dadurch sollte die äußere Buchform mit der inneren Werkform von neuem organisch verschmolzen; die Ausdrucksfähigkeit des Druckwerkes auf das höchste gesteigert; das vollendete Buch wieder eins mit der geistigen und künstlerisehen Schöpfung werden, die es über Raum und Zeit zu tragen hatte. Inwieweit das alles Morris und seinen Nachfolgern, die er im zwanzigsten Jahrhundert auch in den anderen Ländern fand, gelang, mag umstritten werden. Daß die Bibliophilie als die Liebe zum guten und schönen Buche durch diese Buchkunstgedanken äußerlich und innerlich gewonnen hat, ist unbestreitbar. Denn nun galt ihre Buchpflege nicht lediglich dem Aufbewahren der Überreste der Vergangenheit. Nun verwies sie sie wieder auch mit dem Buche ihrer Gegenwart auf die Zukunft; nun war sie wieder ein Bücherhort, der die besten und schönsten Bücher, den Gedankenschatz der Menschheit, gegen die Strömungen des Tages schützte und ihn weiterbildend in den großen Strom leitete, der durch die Jahrtausende flutend, sie mit seinem Segen befruchtet. –

Daß Amerika es besser habe als der alte Kontinent, ist auch für die Bücherliebhaberei und die Büchersammlungen in den Vereinigten Statten insofern ein wahres Wort gewesen, als dort die kurze nationale Tradition, ungeachtet ihrer Verbindung mit der englischen Zivilisation, immerhin den Vorteil hatte, die Auswahl der Büchermassen früherer Jahrhunderte erheblich zu erleichtern. Den ‚Ballast‘ beiseite zu lassen; das Beste der Sammelgebiete, ihre Spitzen, für sich zu erwerben, ist für den amerikanischen Bibliophilen Sammlungsverfahren und Sammlungsziel geworden. Da aber die begehrten Bücher vorerst allein in den Bücherländern Europas zu finden waren, mußten sie in diesen erworben werden. Die Sprachgemeinschaft bedingte es, daß der englische Klassiker auch zum amerikanischen wurde, für das ältere Schrifttum wenigstens, und daß man den bevorzugten englischen Sammlungsbereichen sich ebenfalls zuwendete; freilich ohne Berücksichtigung der älteren europäischen Bibliothekentradition. Dazu kamen, erklärt durch die bevorzugten Europareisen, die französischen alten und neuen Bibliophilenbücher sowie, erklärt durch Sprachbeziehungen, das ältere spanische Schrift-

tum. Schließlich gewann man eine eigene nationale Richtung, indem man die Americana suchte, die frühen Nachrichten über die amerikanische Entdeckungs- und Kolonisationsgeschichte sowie die Erstausgaben der amerikanischen Autoren. Und schließlich vernachlässigte man auch nicht die literarischen Antiquitäten, die Wiegendrucke. Die Beziehungen der amerikanischen Bibliophilie mit dem durch seine Technik ausgezeichneten öffentlichen Bibliothekswesen, das ebenfalls eine von der europäischen sich unterscheidende Sonderentwicklung nahm, weil es erst im neunzehnten Jahrhundert neue Sammlungen schuf, sind eng. Den Mangel an alten Büchern in ihrem Lande zu heben, ist der Ehrgeiz vieler amerikanischer Buchfreunde, die deshalb mit der Absicht ihren Büchereien schaffen, sie als ihres Namens Ruhmesträger nach ihrem Tode ein Gemeingut werden zu lassen. Die Bibliothekenstiftung und das Buchgeschenk sind in den Vereinigten Staaten von Amerika im zwanzigsten Jahrhundert fast ein ebenso starkes Bibliophilieelement wie im humanistischen Italien des fünfzehnten. Amerikanische Bibliophilie, sich zum Mäzenatentum der Bibliotheksstiftungen ausbildend, ist durch das Verlangen, öffentliche Sammlungen als anfängliche private Unternehmungen zu begründen und zu bereichern, häufig unpersönlicher, mehr von ‚praktischen Tendenzen' weitergeleitet als europäische. Denn sie verbindet sich solcherart mit dem modernen öffentlichen Bibliothekswesen. Ein Andrew Carnegie gab dem Betriebe seiner Bibliotheksgründungen den Rahmen, den auszufüllen er dem Bibliothekarstabe überließ. Er hatte freilich auch mit ganz anderen Bändezahlen zu rechnen als die Bücherfürsten Italiens im fünfzehnten Jahrhundert, die selbst die Bücher wählen wollten. So sehen wir auch hier, gleichsam die entgangenen Jahrhunderte durch einen erhöhten Aufwand der Kräfte und Mittel nachholend, die Bibliophilen im Büchersammelwesen die Grundlagen der staatlichen Anstalten schaffen, die die Büchertempel unserer Gegenwart sind und überall den Auf- und Ausbau der öffentlichen Bibliotheken fördern. Allerdings auch deren Gedanke brauchte in den amerikanischen Staaten Zeit, um zu reifen. Als der französische Schauspieler Alexandre Vattemare, der seine Bühnenlaufbahn aufgegeben hatte, um einen

internationalen Büchertauschverkehr einzurichten, der der Errichtung öffentlicher Sammlungen dienen sollte, 1841 nach Boston kam, um seine Ideen zu propagieren, fand er neben den Freunden seiner Vorschläge, die die Notwendigkeit und den Nutzen öffentlicher Bibliotheken für die Volkserziehung einsahen und sie als ein demokratisches Ideal vertraten, eine starke Gegnerschaft. Erst 1852 konnte, durch ein 50000 Dollargeschenk von Joshua Bates die Public Library of the City of Boston gesichert werden, die erste große nordamerikanische städtische Bibliothek und als solche ein Muster der glänzenden Entwicklung des öffentlichen Bibliothekswesens in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Außer den bedeutendsten Büchersammlungen der Hauptstädte, die sich etwa den deutschen Landesbibliotheken als lokale Mittelpunkte des Sammelwesens vergleichen lassen, außer der großen in der Bundeshauptstadt Washington 1830 entstandenen nationalen und wissenschaftlichen Zentralbibliothek, der mit dem Copyright Office und dem Smithonian Institution verbundenen Library of Congress, sind die wissenschaftlichen Anstalten, insbesondere auch die Universitäten, diejenigen Stellen, die die fördernde Unterstützung der Bibliophilen in den Vereinigten Staaten finden. Allerdings, die älteste Bibliothek dieser Art, die Harward University Library in New Cambridge, Mass., die der Rev. John Harvard 1638 durch das Vermächtnis von 300 Büchern und der Hälfte seiner Vermögens zu ihrer Ausgestaltung und Verwaltung stiftete, ist mit diesem ihrem Grundstocke, von dem sich ein einziges Buch erhalten hat, verschwunden. Dafür wuchs sie sonst empor. 1723 zählte ihr erster gedruckter Katalog, der älteste Bibliotheks-Katalogdruck in den Vereinigten Staaten von Amerika, schon 3000 Bände. Und im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert wuchsen ihr auch aus den Bibliophilenbibliotheken Vermehrungen zu. 1910 erhielt sie die vielleicht reichhaltigste Sammlung von Früh- und Urausgaben der Werke Popes, die Mr. Marshall C. Lefferts zusammengebracht hatte. Ähnlicher Spenden durften sich auch die jüngeren Universitäten erfreuen. Der Cornell University schenkte und vermachte Professor Willard Fiske, der über zwanzig Jahre an ihr die nord-

europäischen Sprachen gelehrt hatte, seine Dante- und Petrarcareihen, dazu seine im Fache der skandinavischen Literaturen besonders reiche Bibliothek. Und die Yale University, New Haven, wurde durch die Gabe eines Gönners in den Stand gesetzt, über eine Shakespearesammlung sondergleichen zu verfügen. Diese berühmte, dem an ihr bestehenden Elizabethan Club gehörende, Bücherei darf eines der bezeichnendsten Denkmale amerikanischer Bücherliebhaberei, die sich in Büchereistiftungen äußert, genannt werden. Eingebettet in einem Geldschrankbau modernster Präzisionstechnik liegt das kleine im Elizabethanischen Stil ausgestattete Bücherzimmer, das die kostbarsten Reihen der Folios und Quartos herbergt, die man hier ohne zu feilschen und zu sparen, zusammentrug. Eine begrenzte Sammlung, ein Bibliophilenkabinett, aber in seiner Art großzügig weit angelegt und unterschieden von dem Bric-à-brac der Kostbarkeiten und Seltenheiten in den Vitrinen französischer Amateure des neunzehnten Jahrhunderts. Denn es ist eine in festgefügten Rahmen ganz geschlossene Sammlung, in einer Zeit zielbewußt begründet und erweitert, in der ihre Sammlungsstücke noch an einer Stelle zu vereinen nahezu aussichtslos schien. Und doch ist sie in verhältnismäßig wenigen Jahren wenn nicht zum Abschluß so doch nahezu zur Abrundung gekommen; ein Beispiel beherrschter und von großen Mitteln unterstützter Buchpflege.

Als im Jahre 1847 das erste nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelangte Exemplar der zweiundvierzigzeiligen Bibel in England für £ 500 gekauft war, gerieten die amerikanischen und englischen Zeitungen über den unerhörten Buchpreis derart in Verwunderung, daß der Erwerber, James Lenox, lange Zeit den Band vom New Yorker Zollamt nicht abzuholen wagte. Seitdem hat sich dieser Buchpreis verhundertfacht und die amerikanischen Büchersammler sind es gewöhnt worden, die Antiquitäten der Typographie aus ihren Ursprungsländern in die Vereinigten Staaten zu bringen; einen Inkunabelnsport zu üben, der die Wiegendrucke den amerikanischen Büchersammlungen zuführen soll. Doch fehlen neben den Aufkäufern auch die Ausleser nicht, die Bibliophilen, die zu Forschern aus ihrer Liebe zum alten Buche wurden. Zu ihnen gehörte J. B. Tha-

cher [1847—1909], der neben seinen geschäftlichen Unternehmungen und seiner politischen Tätigkeit auch als wissenschaftlicher Schriftsteller sich auszeichnete. Er hatte als Bücher- und Handschriftensammler die amerikanische Entdeckungsgeschichte und die Columbusliteratur, die französische Revolution sowie die Wiegendruckzeit zu seinen Sondergebieten erwählt. Seine Inkunabelnkollektion, in der ein halbes tausend Druckorte vertreten waren, überwies seine Witwe 1910 der Library of Congress in Washington. Und weiterhin der General Rush C. Hawkins, in Providence, Rhode Island, der seit 1854 sammelnd sich in die Buchdruckgeschichte vertiefte, der nicht ihre glänzendsten Schaustücke suchte, sondern Stück auf Stück eine dokumentierende Privatbibliothek der Prototypographie zusammentrug. Dazu auch mancher andere Bücherkenner, der, wie etwa Theodor de Vinne,von den alten Meistern für die Kunst im Buchdruck der Gegenwart lernen wollte.

Die amerikanische Vorliebe für die hohe Zahl hat der ‚Extra-Illustration', den Buchriesen, die mit tausenden von Bildern ausgestattet werden, in der amerikanischen Bücherliebhaberei eine Sonderstellung gegeben. Hier wirkten ebenso die englischen Grangerising-Methoden ein wie die Ausstattungsgewohnheiten der französischen Bibliophiliemoden und es läßt sich nicht verkennen, daß auch die ernsthaften Sammler ihr allzustark gehuldigt haben — um die übertreibenden zu verschweigen, die, Buchkostspieligkeiten mit hohen Liebhaberwerten verwechselnd, einzigartige Prachtwerke sich ausdachten. Aber ebensowenig, wie die Rechnungen über die Edelsteine der jewelled bindings es ausschließen, daß die amerikanische Buchkunst sich eigenartig, auch sie die praktischen Tendenzen nicht verleugnend, entwickelte, daß Buchpflege und Einbandliebhaberei einander förderten; ebensowenig hat der Extra-Illustrationssport sich lediglich in einem Bücherprunk ohne rechten Sinn erschöpft. Er fand, nach französischen Mustern Autograpophilie und Bibliophilie vereinend, eine eigene Richtung in der Einschätzung der literarischen Manuskripte; in dem Zusammenfügen von Briefwechseln in Buchform; in der Zusammenstellung sonstiger Urkunden, die das Sammlungsgebiet der ‚modernen' Originaleditionen erweiterte. Auf

diesem sind, weit mehr noch als in ihrem Mutterlande, besonders die englischen Klassiker des neunzehnten Jahrhunderts geschätzt, deren Urausgaben in aller Frische und Vollständigkeit der ,Zustände' zu gewinnen ebenso den amerikanischen Büchersammler lockt, wie er sich müht, diese Reihen durch Autogramme zu vervollständigen. Wobei dann die Spezialisten keine Kosten und Mühen scheuen, jedes Blatt von der Hand ihres Autors, jede von ihm gebilligte gedruckte Zeile sich anzueignen. Daß unter solchen Umständen auch diese Liebhaberwerte ins Ungemessene sich vervielfachen, daß selbst John Pierpont Morgan vor einem begeisterten Thackeraysammler, Major W. H. Lambert, in den amerikanischen Bücherschlachten der Jahre 1905 und 1906 die Waffen streckte, ist nicht weiter wunderbar. Und wenn auch die Preise, die 1914 auf der Versteigerung dieser Bücher- und Handschriftensammlung gezahlt wurden, nicht die Höhe eines Morganschen Angebotes, das vergeblich einige Jahre vorher für die ganze Sammlung gemacht wurde, erreichten, so waren sie doch immerhin noch von solchen amerikanischen Dimensionen, daß sie einen europäischen Wettbewerb auszuschließen scheinen.

Mit einem erheblichen Aufwande, doch ohne den Ehrgeiz des Dollarsportes, hat Mr. James Carleton Young in Minneapolis [Minnesota] Autograpophilie und Bibliophilie in nutzbringender Sammelarbeit für das Buch seiner Zeit vereinen wollen. Er bemühte sich, das Beste aller Nationalliteraturen unter seinem Dache zusammenzubringen und zwar möglichst in den Originalausgaben sowie mit Eintragungen der Verfasser in jedem Bande ihrer Werke versehen, durch die sie deren Grundidee oder Zweck erläuterten. Um diese Autogramm-Selbstanzeigen zu erlangen, war eine ausgedehnte Organisation, eine praktische Sammeltätigkeit erforderlich, deren Unkosten den gegenwärtigen Liebhaberwert der meisten von Mr. Young derart erlangten Bücher weit überstiegen haben werden. Aber es ist dafür eine einzigartige Sammlung entstanden, die durch die Jahrhunderte fortgeführt [sie soll als Stadt- oder Staatsbibliothek erhalten bleiben] von unvergleichlichem Wert sein muß und die, schon in früheren Jahrhunderten begonnen — Mr. Young hat auch versucht, die Erstausgaben dichterischer und wissenschaftlicher

Meisterwerke der Vergangenheit, soweit sie mit handschriftlichen Eintragungen und Namensinschriften ihrer Verfasser ihm erreichbar wurden, zu erwerben — heute schon ein Büchertempel sondergleichen wäre. Beides, der originale Plan und seine praktische Verwirklichung, lassen erkennen, daß die amerikanische Bibliophilie keineswegs sich mit der Wiederholung europäischer Sammlergewohnheiten zufrieden gibt und daß sie durch die Ausbildung der Sammeltechnik gerade den Bibliophilenbibliotheken im Büchersammelwesen eine selbständige Stellung schafft, die am deutlichsten in den größten und kostbarsten amerikanischen Liebhaberbüchereien erkennbar wurde, den Hoe-, Morgan-, Huntington-Privatbibliotheken.

Der Beruf Robert Hoes [juniors],* des Besitzers einer Druckmaschinenfabrik von Weltrang, brachte ihn in nahe Beziehungen zum Buch als Druckwerk und ein halbes Jahrhundert hindurch konnte er sich mit einem großen Aufwande seiner Büchersammlung widmen; der bis dahin hervorragendsten amerikanischen Privatbibliothek. Aber diese äußeren günstigen Umstände waren es doch nicht allein, denen er seinen Bibliophilenruhm verdankte. Der Begründer des Grolier Clubs in Neuyork, der Vorkämpfer für die amerikanische Einbandkunst und Einbandliebhaerei, ist von Jugend auf ein Buchfreund gewesen und ist es, im Verkehr mit seinen Büchern wachsend und sich weiterbildend, bis zu seinem Tode geblieben. Mit den bibliographisch-literarhistorischen und den buchgewerblichen Einzelheiten der Buchgeschichte vertraut, ein fleißiger Leser, ein leidenschaftliches Sammlertemperament, hat der Schöpfer der Hoe Library sich mit ihr eine zum eigenen Gebrauche bestimmte Liebhaberbücherei errichten wollen; ebenso entfernt von dem patriotischen Ergeiz einer sozialen Tat, darauf berechnet, seinen Namen zu verewigen wie von dem leeren Luxus eines Millionärsvergnügens. Die Anfänge der Sammlung begann der Jüngling mit seinen Ersparnissen, als der Greis in seinem Testamente ihre Auflösung bestimmte, durfte er sich von seinem Katalogprachtwerk sagen lassen, daß ihm das Sammlerglück hold gewesen sei. Nicht allein die Kostbarkeiten und Seltenheiten des Altbüchermarktes zeichneten die Hoe Library aus. Die Buchpflege, die in ihr geübt wurde, wendete sich gleicher-

* Abb. 325, 326

weise den Bänden geringen Handelswertes zu. Einbände und Erhaltung ihres gesamten Bestandes werden wohl in keiner ähnlich umfangreichen Privatbibliothek auf einer derart gleichmäßigen Durchschnittshöhe gestanden haben wie in der Hoeschen Sammlung. Der Bibliothekskomfort, soweit er auf der Ausstattung des Buches ruht, erreichte in ihr eine ungewöhnliche Vollendung.

Weshalb Robert Hoe die Sammlung, die ihm in einem Halbjahrhundert so ans Herz gewachsen war, sich auflösen ließ, hat er selbst einmal Mr. Beverly Chew erläutert, der dem Versteigerungsverzeichnisse diese Erklärung vorangestellt hat. Weil Hoe bei seinen Bibliotheksstudien erfahren mußte, daß die alten Bücher häufig der liebevollen, sie erhaltenden Pflege in den großen Sammlungen entbehrten, kam er zu der Überzeugung, daß sie besser als ein Erbgut von Bibliophilengenerationen aufgehoben waren, statt Nummern zu sein, die von den Benutzern und sogar von den Bibliothekaren einer öffentlichen Bibliothek vernachlässigt würden. Es ist Übertreibung und ist Wahrheit in diesen Worten, die mehr sagen als Edmond de Goncourts Wunsch, seine Bücher möchten den Nachbesitzern die gleichen Freuden gewähren, die sie ihm geschenkt hätten. Wahrheit, weil die Cimelien-Kollektionen ohnehin sich dem Allgemeingebrauche auch in den öffentlichen Sammlungen verschließen müssen, wenn sie nicht der Zerstörung anheimfallen sollen; Wahrheit, weil die Benutzer der öffentlichen Bibliotheken das ihnen anvertraute Büchergut meist mißachten und fast häufiger es, als sie es gebrauchen, verbrauchen. Und deshalb klingt aus dem offenen Bekenntnis Hoes auch gegen die amerikanische Tendenz der Verstaatlichung des Bücherbesitzes eine leise Warnung hervor: diese, ihr eine solche Wendung zu geben, daß der Bibliophile nicht den Aufwand an Mitteln, Mühen und Zeit umsonst vertan sieht, wenn er seinen Büchernachlaß als ein Ganzes erhalten, aber auch gehütet sehen will.

Als John Pierpont Morgan 1913 starb, hinterließ er die kostbarste und reichhaltigste Privatsammlung der Welt. Schon sein Vater hatte gesammelt. Doch erst ihm blieb es vorbehalten, mit seinen Millionen die ‚amerikanische Gefahr' für alles, was in Europa gut und schön war, zum geflügelten Wort zu machen. Es

waren nicht allein die riesigen Summen, die er in dieses ‚Geschäft' steckte — man erzählte sich, daß er 200 Millionen für Bibliothek und Museum ausgegeben habe — die ihn zum unbestrittenen Herrscher des Sammelmarktes werden ließen. Es war das für das Sammeln von ihm befolgte System, das ihn unüberwindlich machte. Moehte er überall auch ein Kenner und Liebhaber der Sammlungen gewesen sein, die er erstehen ließ oder nicht. Er vertraute nicht auf die eigene Kennerschaft, sondern umgab sich mit Sachverständigen, die für ihn wählten, die ihm von überallher das erlesenste Sammlergut heranschaffen mußten, die die Pläne für den Ausbau dieser gewaltigen Sammlung zu entwerfen und auszuführen hatten. Die Geldmacht verband sich in Morgan mit dem wissenschaftlichen Betriebe einer einheitlichen und vielseitigen Bibliotheks- und Museumsleitung und mit kaufmännischer Klugheit und Zähigkeit. Morgan ist vielleicht der entschlußfreudigste Käufer gewesen, den es je gegeben hat. Er zahlte auch die höchsten Summen, die von ihm gefordert wurden, ohne sich allzuviel zu bedenken, Phantasiepreise. Und doch hat er sich fast niemals verrechnet. So stark ist in ihm die Fähigkeit gewesen, das Geschäft zu beurteilen, das er machen wollte; soweit reichte der Überblick über seine Sammlungen, um jederzeit zu wissen, wo er ihnen eine wichtige Vermehrung zuwenden könne. Und eben dadurch konnte er mehr als ein Aufkäufer, konnte er gleichzeitig ein Ausleser werden. Denn die Angebote, die man einem Morgan unterbreitete, mußten auch für ihn lohnend sein, das wußten alle, die sich mit solchen an ihn wendeten. Einen kleinen Marmorpalast hat Morgan seiner Privatbibliothek in Neuyork erbaut. Hier wurden die Druckwerke und Handschriften aufgestellt, die er in seinen Besitz gebracht hatte; eine Büchersammlung, die verhältnismäßig sehr viel wertvoller als zahlreich war. In ihrem Heiligtum, dem Stahlzimmer, reihten sich die erlesensten Stücke aneinander; Stücke, die man vielleicht noch in europäischem Familien- oder Sammlerbesitz wähnte, während sie längst in Morgans Privatbibliothek standen. Allzuviel hat sich Morgan nicht aus dem Sammlerruhm gemacht, ihm genügte es, selbst zu wissen, daß der Spinne in ihrem goldenen Netz die Beute nicht entgangen sei. Er verhinderte sogar die Be-

schreibungen seiner Bibliothek, bis er in der Folge seiner Katalogprachtwerke auch deren Verzeichnisse veröffentlichen ließ, die mit einem Male auch den Einblick in seine Bücherschatzkammer vergönnten. Unnütz wäre es, Einzelheiten nach ihrem Preis und Wert zu schätzen. Doch auch die Büchersammlung als ein Ganzes läßt sich nicht kennzeichnen, wenigstens mit kurzen Schlagworten nicht. Denn das Einzelstück hat in ihr eine viel weitere Geltung, als es bis dahin in den meisten Büchersammlungen gewinnen konnte. Und dennoch fügen sich diese Einzelstücke zu vollständig werdenden Reihen zusammen; entsteht aus ihnen eine festwerdende Sammlung, von deren Umgrenzung es sich kaum sagen läßt, ob sie da oder dort zu eng oder zu weit wurde. Eine Auswahlsammlung ist Morgans Privatbibliothek geblieben, eine Auswahlsammlung höchster Reichhaltigkeit und höchsten Reichtums. Sie ist die Essenz der Bibliophilenbibliotheken zweier Jahrtausende, auf den schönsten Wohlgeschmack amerikanisch-englischer Bücherliebhaberei gebracht. Morgan hat manche Bibliophilenbibliothek gekauft, die von Bennet, Geo. B. de Forest, Toowey; er hat indessen auch aus ihnen nur eine Auslese getroffen, wie er vor und während der Auflösung vieler Liebhaberbüchereien deren Schätze sich sicherte, die Amherst Caxtons, die Foulcschen Ornamentwerke usw. Dieses Sammlungsverfahren war weder neu noch amerikanisch. Neu war nur die großzügige Weise, in der es gehandhabt wurde; die Art, in der es sich nicht in den Dublettenkalkulationen verlor, sondern kurzerhand ideelle Gewinnrechnungen mit materiellen Verlustrechnungen ausglich, wobei dann letzten Endes doch auch der Einkauf lohnend wurde. Die zehn Millionen Dollars, die die Morgan-Privatbibliothek gekostet haben soll, sind sicher in ihr angelegt worden: die Rechnung stimmte.

Der Hauptkäufer der Hoe-Auktion war Henry E. Huntington, der das amerikanische Sammelverfahren in seiner schärfsten Ausprägung verkörpert. Nachdem er in reifen Jahren den Entschluß gefaßt hatte, eine Bücherei zu gründen, in der die Hauptwerke des Weltschrifttums in ihren besten Ausgaben und in deren besten erreichbaren Exemplaren zusammenkommen sollten, gab er ihr die Grundlage, indem er sich einen Apparat bibliographischer

und bibliothekarischer Technik schuf — die geschäftlichen Erfahrungen fehlten dem mächtigen Kaufherren ebensowenig wie die erforderlichen Mittel — der ihren wissenschaftlichen Ausbau gewährleistete und ihr gewissermaßen die Einrichtungen eines Buchforschungs-Instituts gab, das gleicherweise den Ausgabenuntersuchungen wie der Beschaffung der Bücher dienstbar gemacht werden konnte. Welche Bücher zu gewinnen waren und wo sie zu gewinnen waren in planmäßiger Arbeit, das war die Frage, deren Lösung nun versucht wurde. Anders als das Sammeln und Sichten früherer Tage mit ihrem Vertrauen auf Glück und Zufall erscheint diese neue Art, in die Gelegenheiten Ordnung und Regelmäßigkeit zu bringen. Das war freilich nur möglich durch ein systematisches Aufkaufen und Auswählen. Einzelstücke und ganze Sammlungen wurden dem Bestande der Huntington Library zugeführt, die in ständiger Erneuerung sich verbessernd emporwuchs. Schlechteres wurde durch Besseres ersetzt; die Doppelstücke, das nicht Geeignete, häufig von hohem Wert, nutzbringend oder doch ohne allzu große Verluste weitergeleitet. Derart verband sich auch eine nicht geringe kaufmännische mit der Sammeltätigkeit, die rückwirkend sogar einen Einfluß auf Altbüchermarkt und Preise übte. Denn wenn hier der Sammler die größten Kostbarkeiten und Seltenheiten in mehreren Exemplaren in seiner Hand vereinte, mußte er es ebenso vermeiden, sie auf einmal wieder dem Büchermarkt zuzuführen, wie er ihn bis zu einem gewissen Grade zu monopolisieren und zu regulieren, etwa durch Tauschgeschäfte, in der Lage war. Mit anderen Worten: der Büchersammler mußte auch zum Altbuchhändler werden, nicht in der Art des amateur-marchand, der mehr oder minder durch seine bibliographischen Spekulationen Geld gewinnen will; sondern in der Art eines Sammlers, der nicht verschwenderisch, sondern wirtschaftlich sein Büchergut mehrt. Altbuchhandel, Bücherkunde und Bücherliebhaberei zu einer neuen Form des Büchersammelwesens verbunden ist für die bedeutendste amerikanische Bibliophilenbibliothek des zwanzigsten Jahrhunderts kennzeichnend. Ob damit den Bibliophilenbibliotheken überhaupt neue wirtschaftliche und wissenschaftliche Entwicklungsformen vorgezeichnet werden?

Wie in den Tagen, da die Buchdruckerfindung von dem Buche als dem Hüter einer Schrifttumsüberlieferung die Druckerzeugnisse der Presse trennte, verweisen mancherlei Anzeichen des geistigen Gefüges der Kultur unserer Gegenwart, mancherlei Entdeckungen, die die Übermittlung von Bild und Wort erweiterten und die gleichzeitig eine Umgestaltung der Aufbewahrung des Gedankengutes der Menschheit zu verkünden schienen, auf mögliche Veränderungen im Buchwesen. Die Bibliotechnik in allen ihren Zweigen, die der Buchgestaltung und der Buchnutzung dient, ist, von der Bücherherstellung und dem Büchervertriebe bis zur Bücherverwertung in den Büchereien in einem Halbjahrtausend auf einen Höhepunkt gelangt. Ob er den Abschluß einer alten, den Anfang einer neuen Entwicklung bezeichnet, läßt sich noch nicht erkennen. Wir wissen noch nicht, wie das Buch der Zukunft aussehen, welche Wege es die Bücherliebhaberei und das Büchersammelwesen führen wird. Aber wenn wir uns mit den modernen Problemen beschäftigen, für die ein Begriff des Buches nicht mehr hinzureichen scheint, ahnen wir eine Bücherdämmerung.

VIII. AUTOGRAMMKOLLEKTIONEN

Allmählich begannen, seit dem sechzehnten Jahrhundert, in den Büchersammlungen sich die Druckschriften von den Handschriften zu trennen. Diese Unterscheidung vollzog sich zunächst äußerlich, bibliothekstechnisch, da die Dokumente und Manuskripte ihrer Art und Bestimmung nach bibliographisch von den Druckwerken abzusondern waren; bis sie dann überhaupt ihrem Wert und ihrer Zahl nach in den Beständen der Privatbibliotheken zu Ausnahmen wurden. Andererseits bekamen die Archivalien, mochten sie nun Familien- oder Gelehrtenpapiere sein, die Bedeutung eines sich immer mehr der Büchersammlung entfremdenden Zubehörs; bis sie dann ganz und gar als besondere Sammlungen betrachtet wurden. Derart entwickelten sich die Autogrammsammlungen aus den Briefsammlungen [Briefwechsel der Gelehrten, geschriebene Zeitungen] und den Urkundensammlungen [Familien- und Geschäftsschriften], indem an die Stelle der bisher vorwiegenden Familien- und Personalinteressen weiterreichende vorwiegend wissenschaftliche Zwecke auf die neuen Formen des Handschriftensammelns führten. Das alles läßt sich an der Entstehung der Handschriftenabteilungen der Bibliothèque Nationale und der British Museum Library genauer verfolgen. Während jedoch die alten und die älteren großen öffentlichen Bibliotheken mehr durch eine Neuordnung und Neuwertung ihrer frühen Bestände auch zu Handschriftensammlungen größten Umfanges wurden als durch spätere Erwerbungen und Fortführungen, die sich gelegentlich und zufällig gestalteten, konnte die Einschränkung des Marktes eine allgemein angelegte Manuskriptbibliothek für den Büchersammler überhaupt kaum noch möglich werden lassen. Denn einerseits verringerte sich das Angebot der guten Stücke immer weiter, andererseits wurde deren Liebhaberpreis immer höher; so daß der Aufbau einer Buchhandschriftensammlung heute lediglich zu einer Auswahl von buchgeschichtlichen und buchkunstgeschichtlichen Probestücken werden kann. Das bibliographisch-literarhistorische Moment tritt dabei für die früheren Jahrhunderte weit zurück und gewinnt erst für die literarischen

Manuskripte der neueren Zeit [etwa seit dem siebzehnten Jahrhundert] in Verbindung mit den Autogrammkollektionen eine erheblichere Geltung. Andrerseits hat die Ausbreitung der Buchkunst die kalligraphischen Meisterleistungen richtiger schätzen gelehrt, und in der Form des Liebhaberstückes, der Buchhandschrift neue Freunde gewonnen, die die nie ganz und gar vergessen gewesene Tradition des Bibliophilen-Manuskriptes weiterführen.

Daß am Ende der Handschriftenzeit für den Sammler der Seltenheiten der Vergangenheit noch einmal die Erscheinung einer Bücherei möglich war, die die umfangreichste Manuskriptprivatbibliothek wurde, die es seit dem Altertum gegeben hat, erklärt sich einmal daraus, daß in ihre hunderttausend Nummern auch die Autogramme und Dokumente einbegriffen waren, daß die Manuskripte nicht ausschließlich mitzählten. Sodann daraus, daß die Auflösung den vielen alten Archive und Bibliotheken um 1800 damals den Markt überreich versorgt hatte.

Thomas Carlyle hat den deutschen Professor Diogenes Teufelschröckh zum Mittelpunkt des „Sartor Resartus" gemacht, jenen seltsamen, in seiner Bücherkammer verkommenen, weltentfremdeten Mann; dieses als Gegenstück zum Begriff des englischen gentleman um 1830 von einer geistreichen Feder aufgescheuchte Gespenst. Des Absonderlichen Lebensart und Lebensgewohnheiten hätte Carlyle auch in England finden können. Auch hier erlustigten sich mit ihren Dingen allerlei Figuren, die zu den menschlichen Merkwürdigkeiten gehörten. Nur daß bei ihnen der erstaunliche Wesenszug sich viel weiter ausdehnte; ihre bewußte Einseitigkeit und unbewußte Grillenhaftigkeit beinahe zu einer gigantischen Groteske wurde.

Damals, als Diogenes Teufelschröckh im Buche Carlyles zu seinem langen Leben erwachte, lebte in England der Handschriftensammler Sir Thomas Phillips, Bart. [1792—1872], die, ihn wenigstens, vollkommen beglückenden ersten Jahrzehnte seines langen Lebens, das er ausschließlich dazu benutzt hat, alte Handschriften aufzukaufen. Unter den Büchersammlern nicht nur seines Landes hat er einen hohen Rang gewonnen und an Nachrichten über seinen Besitz und ihn selbst fehlt es nicht. Aber ein

Bild, das ein unbefangener, weil von keiner Sammelleidenschaft angekränkelter, Mann von ihm in seinem Reisetagebuche entwarf, ist trotz der lebenswahren Züge, die es trug, fast unerkannt vergessen worden, obschon es in der Abschilderung des einzelnen auch die Gattungsmerkmale geschickt hervorzuheben verstand.

Auch über die „Sammlungen und Sammler in England“ hat der deutsche Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl [1808–1878] bemerkenswerte Beobachtungen gemacht und veröffentlicht. Der vielgewanderte Mann bekannte sich nicht nur als einen Bewunderer des Reichtums von literarischen, Natur- und Kunstschätzen, die die Engländer an allen Ecken und Winkeln ihrer schönen Insel aufgehäuft haben, sondern erklärte auch die Ursache dieser Erscheinung kurz und richtig. „Wer von irgendeiner Gattung oder Klasse, von in irgendeiner Beziehung interessanten Gegenständen das Vollkommenste und Vollständigste sehen will, der muß nach England reisen. Denn die Engländer sind jetzt, wie es einst die Römer waren, in der vorteilhaftesten Lage, um die gesamte Natur und Menschheit auszubeuten. Ihre Konnexionen gehen über den ganzen Globus und Geld haben sie in Fülle. Auch besitzen sie sonst alle Sammlern nötigen Eigenschaften und Anlagen. Durch Ausdauer sind sie in so eminentem Grade ausgezeichnet, daß meistens, wenn sie einmal ihren Sinn auf etwas gesetzt haben, sich ihrer eine ganz fixe Idee dafür zu bemächtigen pflegt. Dabei üben sie auch die gehörige Beschränkung, um erfolgreich zu sein. Häufiger als bei irgendeinem anderen Volke werfen sich ihre Liebhabereien auf etwas ganz Spezielles, auf diese oder jene kleine Gattung oder Klasse der zahlreichen sammelbaren Dinge des Globus.

Ein englischer Büchersammler widmet sich daher selten dem ganzen weiten Felde der Literatur, vielmehr hat er gewöhnlich nur eine gewisse Sorte von Büchern aufs Korn genommen, zum Beispiel die Bibeln. Für alles, was Bibel ist, schwärmt er, für jede Bibel in irgendeinem Formate, in irgendeiner Sprache, von irgendeinem Datum zahlt er die größten Preise. Für alle andern Bücher, die nicht Bibel sind, ist dann ein solcher kalt und unempfindlich. Und der englische Sammler von Naturprodukten macht nicht den Versuch,

das ganze weite Naturreich auf einmal zu erstürmen, er faßt die Schöpfung vorerst bei einem kleinen Zipfel an, dessen er sich bemächtigt und den er mit alles andere [und alle anderen, ist hinzuzufügen] ausschließender Leidenschaft für den Raum des Sportsmanns ausbeutet. So kennt man in England den Mann, der die unvergleichlichsten Kolibris besitzt, ebenso wie den Eigentümer des größten Palmenhauses, wie den in römischen oder sächsischen Münzen von niemand übertroffenen. Ob Lord Elgin die Akropolis von Athen nach Hause mitnimmt oder Lord Harrington aus der Familie der Stanhope sich eine ganz unvergleichliche Sammlung von zweihundert in ebenso viel kostbaren Porzellangefäßen untergebrachten Schnupftabaksorten anlegt, bleibt im Grunde gleich; das englische Raritätenkabinett, mag es nun ein Museum sein oder in eine kleine Schublade hineingehen, ist eine allgemein anerkannte Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens, selbst dann, wenn es seinen Besitzer den anderen Äußerungen dieses Lebens entfremdet und entzieht.“

So hat Kohl eine damals in England berühmte Manuskriptensammlung mit einem gelehrten Freunde besichtigt, um an dieser und an einer anderen Sammlung noch sich das Beispiel englischen Sammelsports zu verdeutlichen. Die Schilderung der Expedition zum Heiligtum jenes Herrn, den er Sir Charles nannte und der kein anderer als Sir Thomas Phillipps gewesen sein kann, übertreibt keineswegs allzusehr die Gewohnheiten dieses Aufraffers und Aufstöberers sondergleichen, der aber auch ein Handschriftenretter sondergleichen gewesen ist.

„Sir Charles, der Manuskriptensammler, lebte in einem alten Landhause in einer Grafschaft der westlichen Gegenden von England [Thirlestaine House, Cheltenham] . . . Zu ihm waren die Zugänge sehr schwer, wie denn in England alle Wege und Stege, die zu interessanten Dingen führen, überall mit Schlagbäumen besetzt sind. Wie ihre schönen Parks und Schlösser und Gärten mit allerlei Hecken und eisernen Gittern und Toren, so umgeben die eifersüchtigen Sammler des Landes auch ihre Museen mit Hindernissen mancherlei Art. Wie die Engländer überhaupt recht häufig,

so sind denn auch namentlich die englischen Kuriositätensammler von Haus aus in gewissem Grade Sonderlinge und Originale, und gewöhnlich aus irgendeinem Grunde mit der Welt zerfallen und der Gesellschaft und den zudringlichen Besuchern gram.

Sir Charles hatte sich, so sagt man, sogar mit seiner Familie überworfen. Eine oder ich glaube gar zwei seiner Töchter hatten sich gegen seinen Willen und ohne seine Zustimmung verheiratet. Sie mußten sein Haus deshalb meiden, und da er keine andern Kinder mehr besaß, so überließ er sich daher seiner Leidenschaft für alte seltene Bücher in ganz unbegrenzter Weise, dachte nicht daran, was er seinen Erben hinterlassen möchte, und steckte sein ganzes Vermögen, man sagte über 150000 Pfund Sterling, in alte, seltene Papiere.

Mit diesem seinem papiernen Schatze lebte er einsam und zurückgezogen wie ein Ritter mit seiner entführten Geliebten, auf einem entlegenen Schlosse, eifersüchtig auf seinen Besitz und ohne den Wunsch, seinen Genuß mit anderen zu teilen. Nur Bücherhändler, Antiquare und Raritätenkrämer, mit denen er handeln und tauschen konnte, fanden leichten Zutritt bei ihm. Müßigen Beschauern und bloß wißbegierigen und neugierigen Gelehrten oder Literaturfreunden öffnete er nicht gern sein Haus.

Ich glaube, er hatte dafür noch einen andern Grund. Obwohl er wirklich viele der allerseltensten Sachen besaß, rare Drucke, Unika, Inkunabeln, Urhandschriften, um die ihn selbst das Britische Museum beneiden konnte, so war er doch im Grunde mehr Laie und Liebhaber als Kenner und Gelehrter. Er hatte daher eine gewisse, allen Autodidakten eigene Scheu vor Männern vom Fache und ließ sich nicht gern in die Karten gucken. Man mußte auf allerlei Quer- und Kreuzwegen zu ihm gelangen. Mein besagter Freund, der die Sammlung zu benutzen wünschte, mußte sich erst bei dem Lord H. vorstellen lassen. Dieser Lord H., ein Iintimus von Sir Charles, mußte ihn und meinen Freund und auch mich erst zu einer Soirée einladen. Da mußten wir uns alle treffen und da mußte unter der Ägide hoher Protektion der Pakt geschlossen werden, der uns die Erlaubnis zur Besichtigung der Sammlungen gab. —

Wir durchflogen halb England per Eisenbahn, bis in die Grafschaft, in der unser einsiedlerischer Manuskriptenmann hauste. Dann gab es eine leidliche Chaussee bis zu einem gewissen Städtchen dieser Grafschaft. Von da an wurden die Wege immer schlechter und zuletzt konnten wir nur noch mit einem einspännigen sogenannten ‚Dog-Car' [Jagdwagen] aus der Stelle kommen und zum Ziele gelangen.

Es war offenbar, daß Sir Charles den Zugang zu seinem Wohnsitze und zu seiner Sammlung nicht erleichtern wollte. Es gehörte Beharrlichkeit dazu, zu ihm durchzudringen. Endlich verlor sich der Weg ohne besonders markierten Übergang aus dem Felde und aus der Wildnis in ein bißchen gartenhaftes Gebücsh, und da präsentierte sich ohne alle weitere Vorrede — für die Ordnung und Ausschmückung seines Parks und Blumengartens hatte Sir Charles nie einige Zeit und Neigung gefunden — das Haus, von oben bis unten vollgepfropft mit Manuskripten und Büchern. Rouleaux und Gardinen gab es nicht. Dagegen glotzten uns die im Innern aufgetempelten Bücherkasten schon von weitem mit ihren Enden aus jedem Fenster entgegen. Und diese sonderbare Erscheinung war gleich eines der ersten Dinge, welche Sir Charles, nachdem wir eingetreten waren und er uns bewillkommnet hatte, erklärte. Er sagte uns, er lebe in beständiger Furcht vor einer Feuersbrunst und er habe daher diejenige Erfindung gemacht und die Vorrichtung getroffen, die wir da vor den Fenstern sähen. Es waren lauter kleine längliche Kasten, etwa so groß, als sie ein Mann leicht handhaben und bewegen konnte. In jedem derselben waren einige derjenigen Werke enthalten, welche Sir Charles für Hauptpretiosen hielt. Sie waren alle verschlossen und zu jedem hatte der Besitzer einen Schlüssel. Viele solcher Kasten standen in anderen Räumen des Hauses herum, so daß sie im Falle eines ausbrechenden Feuers von Sir Charles selbst oder von einem seiner Leute schnell aufgenommen und zum Hause hinausgeschleppt werden konnten. Denjenigen, welche vor den Fenstern selbst standen, brauchte man nur von hinten einen Stoß zu geben, um sie sogleich aus dem brennenden Hause ins Freie zu stürzen. Man kann sich denken, daß bei einem solchen, bloß auf die Möglichkeit einer Feuersbrunst berechneten Aufstellungs-

systeme die organische und rationelle Ordnung in der Sammlung nicht groß sein konnte. Nur Sir Charles selbst, der ein ausgezeichnetes Gedächtnis für seine Schätze und einen großen Lokalsinn für sein Haus besaß, konnte sich darin zurechtfinden.

Übrigens war seine Furcht vor Feuer allerdings nur zu sehr begründet; denn die ganze Wohnung, nicht nur alle Zimmer, sondern auch der Hausraum, bis zur Küche hin, die Treppen, auch alle Schlafstuben waren mit Büchern und Dokumenten und Papieren bepackt, besteckt und vollgepfropft, so daß man in keinen Winkel mit einem Licht hineinleuchten konnte, ohne auf solche leicht entzündliche und dabei kostbare Stoffe zu stoßen.

Sir Charles hatte anfänglich, wie man es bei andern gewöhnlichen Literaturfreunden in England immer findet, bloß ein einziges Bibliothekzimmer zur Aufbewahrung seiner Schätze benutzt. Als seine Sammlung größer wurde und das Bibliothekzimmer endlich ganz angefüllt war, mußte sich auch der Speisesaal für die Bücher eröffnen.

Und da Sir Charles nicht nachließ, Manuskripte und Bücher aufzutreiben und zusammenzukaufen, da seine Leidenschaft dafür wie eine Krankheit wuchs, so griff auch in seinem Haushalte die wuchernde Sammlung wie ein Krebsschaden mehr und mehr um sich. Sie drang in alle Räume der Wohnung, in alle Gaststuben, Vorratskammern und Schlafgemächer ein; sie quartierte sich neben dem Bettzeuge in den Leinenschränken, neben den Bechern und Flaschen in den Glasschränken ein.

Auch in den Kellerräumen, in denen Sir Charles einmal [1822] eine Druckerpresse [die Middle Hill Press] errichtete, weil er den Gedanken gefaßt hatte, mit Hilfe seiner Leute einen Katalog seiner Sammlung zu entwerfen und drucken zu lassen, lagen Berge von Literatur aufgehäuft. Ein paar Bogen jenes Kataloges wurden allerdings auch im Laufe eines Jahres fertig gebracht. Aber dies Unternehmen war zu herkulisch. Sir Charles und seine Leute konnten nicht damit durchkommen und die Druckerpresse stand nun ruhig, arbeitslos, verstäubt im Keller neben den Kartoffeln und dem Waschtroge.

Zur Zeit unseres Besuches bei Sir Charles hatte dieser wie Goethes Zauberlehrling von einer durch ihn selbst heraufbeschworenen Flut bedrängte Mann — nur noch in einer einzigen Stube einen Winkel ganz frei von Büchern und Papieren. Es war in einem der vorderen Gemächer, das nun sowohl als Empfangs- und Gesellschaftssalon, wie auch als Speise- und Teezimmer für die Hausgenossenschaft dienen mußte.

In diesem Zimmer, dessen Wände übrigens ebenfalls noch etwas mit Büchern austapeziert waren, standen noch ein paar freie Stühle, ein leeres Sofa und ein bücherloser Tisch, und an diesem Tische — einer sehr kleinen bücherlosen Oase, einer bescheidenen trockenen Stelle in der allgemeinen Papierüberschwemmung — saßen und verkehrten wir den ganzen Tag. Es war unsere Frühstücks-, Tee- und Mittagstafel, zugleich auch unser Schreib- und Arbeitstisch, und in den Zwischenzeiten breitete Sir Charles auf ihm auch die Raritäten aus, die er uns zeigen wollte und die er aus seinen Kisten und Kasten und aus verschiedenen uns ganz unzugänglich, geheimnisvoll und verborgen gebliebenen Winkeln seines Hauses zusammenholte.

Auch die Schlafstuben der Gäste, sagte ich, waren mit raren Büchern angefüllt. Auf den Stufen der Treppen, die in die oberen Räume des Hauses führten, lagen sie überall an den Seiten hoch aufgetempelt und man hatte kaum soviel Spatium, um auf den Fußspitzen und mit aufgehobenen Rockstößen hindurch zu stelzen und zu klettern.

Bis weit über Mitternacht hinaus hatte ich dabei die schönste Beschäftigung und interessanteste Unterhaltung. Als ich mich endlich ins Bett gelegt hatte und zufällig unter dasselbe hinuntergriff, traf meine Hand auch hier auf ganze Haufen großer Kupferwerke und Atlanten, die daselbst, weil sie Sir Charles nirgendwo anders mehr hatte unterbringen können, deponiert waren.

Mit einem Worte also, das ganze Haus war für solche Literaten, wie wir beiden, mein Freund und ich, es waren, ein Paradies, ein wahrer Pfannkuchenberg. Auf Schritt und Tritt mußten wir uns durch Bücher und Büchertitel durchfressen. Ich brauchte eine Stunde zum Ankleiden; denn jeder Gang zum Spiegel oder zu einem Strumpfe

oder einem Stiefel lenkte meine hungrigen Blicke auf ein seltenes, zuvor nie gesehenes, vor 200 oder 300 Jahren in ‚Firenza' oder in ‚Roma' oder in ‚Argentoratum' gedrucktes Werk. Fast ebenso lange hatte ich nötig, um aus meinem hochgelegenen Dachstübchen zu jenem oben beschriebenen Tische und Sofa, dem allgemeinen Stelldichein der Hausgesellschaft, herabzukommen. Denn auf jeder Treppenstufe fesselte irgendein altes verblichenes und ehrwürdiges Papier oder Pergament für einige Augenblicke meine Aufmerksamkeit.

Gelangte ich endlich ganz gedanken- oder doch büchertitelvoll hinab — und hatte ich mich schmal genug gemacht, um meine Person zwischen den interessanten Werken, mit denen Sir Charles und seine übrigen Gäste den Frühstückstisch und das Sofa bereits belegt hatten, hindurchzwängen zu können, so war dann für den Rest des Tages kein Loskommen und kein Aufstehen mehr.

Unter den übrigen Gästen — es waren ihrer zwei — befand sich auch ein Grieche, dessen Name mir damals zwar noch nicht vorgekommen war, der sich aber in der literarischen Welt schon bekannt genug gemacht hatte. Es war ein großer Manuskripten- und Raritätenhändler aus dem Oriente, der unterschiedliche Pergamentrollen und schweinslederne Bände mitgebracht und dieselben wie ein Tabulettkrämer seine Waren auf Teppich, Tisch und Stühlen ausgekramt hatte, um sie unserem Sir Charles zum Verkaufe anzutragen.

Darunter befand sich namentlich eine schmale, dünne, eng beschriebene, dicht aufgewickelte, lange Pergamentrolle, von welcher der Grieche erklärte, daß sie das Kostbarste sei, was er jetzt eben zu bieten habe. Es sei nämlich, sagte er, eine homerische Rhapsodie, ein Gesang aus der Odyssee in einer Urschrift, welche der Zeit nach über alle bisher bekannten Aufzeichnungen homerischer Gesänge hinausginge. Er wollte uns beweisen, daß seine Piece noch aus der Zeit der alten heidnischen Hellenen selber, vielleicht aus Pisistratus' Zeiten stamme, obwohl, wie die Gelehrten glauben, bisher gar keine griechischen Handschriften an den Tag gekommen sind, die über das sechste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinausgehen.

Kurz, er war überzeugt, daß er die allerälteste Handschrift eines Stückes von Homer besäße, die es überhaupt in der Welt gäbe.

Ich glaube, er hatte es auf dem Berge Athos entdeckt, und er verlangte einen großen Preis, wenn ich mich recht erinnere, 50 Pfund Sterling für die kleine Rolle, die nicht mehr als allenfalls eine Westentaschenecke füllte.

Unsere Unterhaltung drehte sich fast den ganzen Tag um diesen merkwürdigen Gegenstand, und auch am Abend, als der Grieche, der sich ganz heiser gesprochen hatte, endlich zu Bette gegangen war und ich mit Sir Charles noch etwas länger an dem bewußten Tische sitzen blieb, griff dieser wieder zu der homerischen Pergamentrarität, entrollte sie, betrachtete sich die schadhaften Stellen und die gebräunten Flecken, die darauf waren, und untersuchte die Schriftzüge, die er selber besaß, und hielt sie sowohl vor als hinter das Licht, nahm auch Brille und Lupe zu Hilfe, um sie aufs genaueste zu inspizieren.

Die Sache regte ihn offenbar auf das äußerste auf, das Pergament reizte und bezauberte ihn, wie ein Juwel eine Dame, und er fragte dabei auch mich um meinen Rat und meine Meinung. Diese konnte ich ihm anfänglich nicht geben, weil ich wenig oder nichts von solchen alten griechischen Manuskripten verstand. Endlich fragte mich Sir Charles, ob ich denn seinen griechischen Gastfreund gar nicht kenne, und da ich gestehen mußte, daß ich nichts von ihm wisse, als was ich heute gesehen, so erzählte mir Sir Charles nun manches von ihm. Derselbe, sagte er, sei ein berühmter Mann, namens [Simonides],* nicht bloß ein großer Kenner griechischer Manuskripte, sondern auch der geschickteste Verfertiger von solchen, den es auf der Welt gäbe. Er verstehe das Pergament, das Seiden-, das Baumwoll- und das Leinenpapier, wie es jedem Zeitalter angehöre, unvergleichlich treu darzustellen und auch mit solchen naturgetreuen Flecken und Beschädigungen zu versehen, wie der Lauf der Zeiten sie hervorzubringen pflegte; dabei kenne er den Stil der Schriftzüge jedes Jahrhunderts, den anmutigen, gefälligen, gewandten der frühesten Zeiten und den steiferen und unschöneren der späteren so gut und wisse ihn so treffend nachzuahmen, daß kein Montfaucon imstande wäre, seine unechte Ware von echter zu unterscheiden. Es sei daher sehr riskant, sich mit diesem Menschen auf einen Handel einzulassen. Er habe in

* Abb. 327

der Tat oft sehr viel Wertvolles zu bieten, aber mitunter komme ein Manuskript vor, bei dem er nachgeholfen oder das er vielleicht gar von Anfang bis zu Ende selbst fabriziert habe.

Um dies alles, was er mir von seinem Gaste sagte, noch näher zu dokumentieren, ging Sir Charles zu einem Bureau, welches er aufschloß und aus dem er die Nummer einer deutschen Zeitung herausholte. In derselben, sagte er, sei von einer zuverlässigen Autorität die ganze Lebensgeschichte und Verfahrungsweise dieses talentvollen Griechen offen dargelegt. Er selbst, Sir Charles, verstehe kein Deutsch. Aber ich möchte es lesen und könnte mich dann selbst davon überzeugen, mit welchem gefährlichen Individuum wir zu tun hätten.

Nachdem ich den betreffenden Artikel gelesen hatte, konnte ich nun allerdings meinem Wirte den von ihm gewünschten Rat und meine bestimmte Meinung abgeben. Sie gingen natürlich dahin, ‚daß er lieber das homerische Manuskript durchaus ungekauft lassen sollte'. Und hiermit zog ich mich in meine Manuskripten-Schlafkammer zurück, während mein leidenschaftlicher Bücherfreund und Wirt noch lange gedankenvoll das ominöse Pergament betrachtend und dasselbe auf- und zurollend auf seinem Platze, bei seiner Studierlampe und mit seinen Brillen und Lupen sitzen blieb.

Weil wir damit weit über Mitternacht hinausgetrieben waren, so kam ich am andern Morgen eine Stunde später als gewöhnlich zum Frühstückstische herunter. Ich vermißte den Griechen und da er nicht erschien, so sagte mir Sir Charles endlich, derselbe sei schon seit einer Stunde wieder abgereist. — ‚Gut! Sir Charles', sagte ich, ‚daß Sie ihn gehen ließen und daß Sie meinen Rat, sich auf keinen Handel mit ihm einzulassen, befolgt haben.'

Wie groß war meine Verwunderung, als Sir Charles diese meine Gratulation mit etwas spöttischem Lächeln aufnahm, stillschweigend an ein verschlossenes Kästchen ging, es öffnete, daraus die besagte homerische Rhapsodie hervorholte, indem er dann mit fester Stimme und fast triumphierend ausrief: ‚Ich habe sie. Ich habe dem Griechen die 50 Pfund bezahlt und habe ihm auch noch dazu seine übrigen Seltenheiten abgekauft.' — Ich konnte nicht umhin, Sir Charles

bei dieser Gelegenheit meinen Beifall vorzuenthalten. Ich fragte ihn, wie es möglich sei, daß er nach dem, was er mir selbst über den Griechen mitgeteilt und schwarz auf weiß gedruckt gezeigt habe, sein schönes Geld auf eine so unsichere Nummer habe setzen können.

‚Mir ging die Sache gestern noch die ganze Nacht durch den Kopf,' erwiderte Sir Charles, ‚das älteste Manuskript von einer homerischen Rhapsodie — sollte ich mir das entschlüpfen lassen? Vielleicht zwar ist der Grieche auch diesmal ein Schelm und hat mir bloß ein bewundernswürdiges Fabrikat gebracht. Aber es ist doch auch möglich, daß das Dokument echt ist. Er drohte mir heute morgen, wenn ich nicht zuschlüge, damit wegzugehen und es beim Britischen Museum abzusetzen. Sollte ich das riskieren? Lieber riskierte ich meine 50 Pfund. Denn, wie gesagt, ich habe mitunter schon sehr gute und sehr echte Sachen von diesem Menschen gekauft und — ich wiederhole es — möglich ist es doch immer noch, daß die Schrift echt ist. Während der nächsten Monate werde ich mich damit beschäftigen, die Sache zu untersuchen und mir Licht darüber zu verschaffen trachten, ob ich in der Tat der Besitzer der ältesten homerischen Handschrift bin.'

Ob Sir Charles diesen Punkt ausgemacht hat oder nicht, das habe ich nie erfahren. Die Scheidestunde hatte endlich auch für mich und meinen Freund geschlagen und wir entfernten uns aus unserem Manuskripten-Pfannkuchenberge ebenso, wie wir gekommen waren, erst auf unergründlichen Schmutzwegen mit einem einspännigen Dog-Car, dann auf etwas besseren mit einer vierspännigen Diligence, mit der wir endlich das Tageslicht einer Eisenbahn erreichten."

Über die Kauflust des Sir Thomas Phillipps gab es allerlei Geschichten, die Kohl, hätte er sie gekannt, das Geschäft mit dem Griechen nicht ungewöhnlich hätten erscheinen lassen. Der „Vellumsüchtige", der in den Pergament verarbeitenden Werkstätten regelmäßige Rundgänge machte und dabei mancherlei rettete, liebte es nicht nur, ganze Sammlungen zu erwerben, wie den berühmten griechischen Handschriftenschatz Meermanns, er gab auch als Antwort auf ein ihm von Händlern übersandtes Handschriftenverzeichnis hin und wieder eine Bestellung auf alles, was im Katalog stände

und erwarb dieserart von dem Antiquar Thorpe einmal über 1400 Handschriften. Aber der absonderliche Herr, der ärger noch als Katholiken und Tabak den Mann seiner ältesten Tochter J. Orchard Halliwell-Phillipps, den Shakespeareforscher, gehaßt hat, blieb in seiner Leidenschaft für beschriebene Papiere und Pergamente Liebhaber. Zu einem gelehrten Kenner konnte er sich nicht ausbilden, obschon er keineswegs, wie Kohl meinte, ein gelehrter Autodidakt war, sondern Rugby und Oxford seine Gelehrtenbildung verdankte. Als Handschriftenkundiger, dem kein Blatt, gleichviel welchem Volke und welcher Zeit die Schriftzüge, die es trug, angehörten, unleserlich geblieben wäre, hätte er eine Akademie in seiner Person vereinigen müssen. Das Erbe, das er hinterließ, mußte vor dem Verkauf der Bändestapel erst entwirrt, bestimmt und geordnet werden. Die Auflösung der Bibliotheca Phillippica durch freihändigen Verkauf und seit 1886 auch durch Versteigerungen beanspruchte nahezu ein Halbjahrhundert. An 60000 Handschriften hat sie dem Altbüchermarkt zugeführt [wahrscheinlich bleibt diese Schätzung hinter einer höheren Zahl weit zurück] und damit erst das nutzbar werden lassen, was Sir Thomas Phillipps, dessen ganzes Leben Sammeln gewesen war, dieses Leben hindurch vor den anderen versteckt hatte. Seines Bienenfleißes im Zusammentragen wegen hätte er wohl die Biene in seinem Bücherwappen führen dürfen, von deren Kunstfertigkeit im Auslesen und Verarbeiten er nichts verstanden hat.

Buchhandschriftenreihen höchsten Wertes sind in fast allen großen englischen Liebhaberbüchereien vorhanden gewesen und auch andere umfangreiche, umfassende englische Manuskriptbibliotheken sind, wie die Asburnham-Collection, außer der Phillippsschen im neunzehnten Jahrhundert in England berühmt gewesen. Aber die Ausbreitung und die Eigenart dieses Sammelgebietes, die Erschöpfung der noch im freien Handel befindlichen Bestände, führt doch mehr und mehr dazu, daß das Einzelstück erlesener Art hier höchsten Rang gewinnt; daß deshalb die alten Handschriften ihrer Buchmalereien, ihres Kunstwertes wegen, gesammelt werden, soweit sie noch erreichbar sind. Die alte archivalische, die histo-

rische, die literarische Buchhandschrift ist ein Zufallsfund geworden und die Bemühungen um die neueren und neuesten Handschriften solcher Art erstrecken sich mehr oder minder auf das Autogramm. Dem Bewunderer des alten beschriebenen Papiers, als welcher Sir Thomas Phillipps um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal den englischen Buchhandschriftenfreund einer vergangenen Zeit karikierend repräsentierte, tritt am Ausgange dieses Jahrhunderts, an dem William Morris die Bild- und Schriftschönheit der alten Buchhandschriften neu sehen lehrte, der Buchkunstfreund entgegen, der, ohne deshalb auf den historischen, auf den textlichen Wert verzichten zu wollen, über die Auslese des Besten, die er treffen kann, vor allen den Geschmack entscheiden lassen möchte. In diesem Sinne ist der nach Sir Thomas erfolgreichste Handschriftensammler, der Eigentümer und Herausgeber der Pall Mall-Gazette, Henry Yates Thompson gewesen, der sich endgültig von seinem erlesenen Handschriftenschatze 1914 trennte. Als gelegentlicher Sammlungsgegenstand erscheinen Autogramm und Dokument neben den Griffelkunstblättern, die als Kunstdruckproben geschichtlicher Bedeutung ebenfalls Aufnahme fanden, häufig in den Sonderabteilungen weitangelegter moderner Privatbibliotheken, doch bleiben sie hier in der Regel eher eine Folge von Kostbarkeiten ohne eigentlichen Zusammenhang, als daß sie eine Sammlung in selbständigem systematischen Aufbau bildeten. Andererseits sind bei der Verschiedenartigkeit der Autogrammwertung die kleineren und mittleren Sammlungen so vielgestaltig; dazu durch ihre ständige Auflösung und Erneuerung in ihrem Bestande so rasch wechselnd, daß ihre Geschichte sich in den Handschriftennachweisungen, in dem Katalogrepertorium kondensiert. Denn weil das Autogramm ein Unikum bleibt, bleibt auch die Erinnerung an seinen zeitweiligen Aufenthalt in einer berühmten Sammlung eine andere als die an das Provenienzexemplar. Der Druckwerksammler kann hoffen, ein ähnliches, anderes Stück wiederzufinden; der Autogrammsammler muß sich bescheiden, wenn er die ersehnte Schrift nicht erreichen konnte.

Neben der Bibliotheca Phillippica, der umfangreichsten und um-

fassendsten Handschriftensammlung und der ausgewähltesten Buchmalerei-Manuskriptkollektion, derjenigen von Henry Yates Thompson, die im neunzehnten Jahrhundert von Privaten zusammengetragen wurden, entstand in England auch der bis dahin größte und kostbarste Autogrammschatz, den ein einzelner erworben hat. Indessen ist deren 1897 gestorbener Besitzer Alfred Morrisson kaum noch Sammler in jenem höheren Sinne gewesen, den die eigene Sammeltätigkeit voraussetzt. Er beschränkte sich darauf, die Rechnungen zu bezahlen, die ihm sein Vertrauensmann, der Händler Thibaudeau, vorlegte. Ein in 200 Abzügen hergestelltes, in sechs Foliobänden und sieben Quartbänden ausgegebenes Verzeichnis beschrieb die um 1910 wieder aufgelöste Autogrammserie, die für einige Jahre die kostspielige Laune eines Mannes war, dessen eigentliches Verhältnis zu dem Gegenstande seiner ihn berühmt machenden Neigung ein Geschichtchen enthüllt, das ein Handschriftenhändler erzählte. Als dieser noch einmal in das Arbeitszimmer Morrissons zurückkehrte, dem er eben ein Blatt höchsten Wertes übergeben hatte, sah er zu seinem Schrecken es mit anderen erledigten Papieren vor dem Kamine liegen. Der ganz und gar durch ihn mehr interessierende Dinge in Anspruch genommene Autogrammfreund hatte es bereits vergessen gehabt und es in der Zerstreuung fortgeworfen. Auch im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts, wo zuerst vom Altbuchhandel der Autogrammhandel als ein eigener Geschäftszweig sich löste, ist die Handschriftenliebhaberei zur Mode und zur ernsthafteren Sammeltätigkeit geworden. Große Autogrammkollektionen, so früher die von Benjamin Fillon und jetzt die des Marquis de l'Aigle entstanden; der Westschweizer Alfred Bovet begründete 1868 in Valentigney seine 1883 verkaufte bekannte Sammlung, in dem gleichen Jahre, in dem der ‚Fall Chasles' mit seinen Autogrammfalsifikationen an einem grotesken Beispiel die Gefahren einer Liebhaberei zeigte, die in ihren Sammlungsverfahren nicht die notwendige wissenschaftliche Strenge übte. Von ihm ging zweifelsohne eine Stärkung der wissenschaftlichen Richtung in der Autograpophilie aus, die auch in den anderen Ländern bemerkbar wurde. —

Die deutschen Autogrammsammler des sechzehnten Jahrhunderts waren mit ihren Stammbüchern die Studenten und wandernden Gelehrten gewesen. Dann brachte man den Reformatoren-Selbstschriften eine ebenso aus den Rücksichten der Forschung wie aus denen der Verehrung gewonnene Teilnahme entgegen. In der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin wird ein Lutherbrief aufbewahrt, in dem der Reformator an einen Hirsfelder schrieb: „Manum meam petiisti, ecce manum habes"; in der Dresdener befindet sich die Lutherbibel von 1545 mit den eigenhändigen, ihren Bildnissen angefügten, Inschriften der Reformatoren. Das alles stand noch in Verbindung mit dem Buche und die Autogrammkollektionen bewahrten selbst noch die Buchform, wie das Lucas Cranach-Stammbuch der Berliner Staatsbibliothek. Aber in den Reformationsliteraturbibliotheken wuchsen doch auch aus den Brief- und Urkundenreihen schon die einen Autogrammwert betonenden hervor. [Sammlungen des Flaccius Illyricus in der alten Bibliothek zu Helmstedt; des brandenburgischen Kammer- und Konsistorialrats Seidel in Nürnberg; des Generalsuperintendenten Polycarp Leyser in Zelle.] Und die antiquarisch orientierten Literatoren, die Schelhorn in Memmingen und v. Murr in Nürnberg, waren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bereits zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise des Autogramms gekommen, als sich, ungefähr gleichzeitig, dessen gefühlsmäßige Schätzung gewandelt hatte.

Damals hatten in Deutschland Aufklärung und Schwärmerei auch zu einer Erfahrungsseelenkunde geführt, dazu, die Lebensurkunden in der verschiedenartigsten Weise zu verwerten. Man bemühte sich nicht allein, die historischen Betrachtungsweisen der Memoirenliteratur durch psychologische zu ergänzen oder gar zu ersetzen. Man verfolgte die Persönlichkeitsspuren noch weiter, bis dahin, wo sie zu anschaulichen, greifbaren Überresten der Vergangenheit wurden. Vor allem war es die Handschrift der entschwundenen Schatten, die ihr Leben wachzurufen schien, und ihrer Betrachtung wendete man sich nun in der Ausübung einer Handschriftendeutungskunde zu, deren Unterbau von überallher sich befestigte. Die Bedeutung des gelehrten Briefwechsels als einer Nach-

richtenvermittelung hatte langsam aufgehört und auch diese Reste der geschriebenen Zeitungen verschwanden allmählich mit der Neuordnung des Zeitungswesens. Dafür war zwischen Befreundeten der Briefverkehr zu einem Dialog geworden, den die auf die Mitteilung berechneten Monologe der Tagebuchaufzeichnungen ergänzten, die alltäglichsten Ereignisse in die Gefühls-, in die Gemütssphäre erhebend. Eine Stimmung, der, sich selbst von ihr befreiend, Goethe in seinem ‚Werther' einen europäischen Ausdruck verlieh und die in ihren Verkümmerungen noch in den biedermeierischen Stammbuchsentimentalitäten weiterlebte. Aber nicht allein die Handschrift als ein seelisches Unterpfand, wie es etwa Cramers Klopstockenthusiasmus liebte, oder wie es freundschaftlich geschäftsmäßig die Gleim und Lavater spendeten, verehrte man. Man begann auch die Schriftzüge auf ihren Wesensinhalt hin zu betrachten, sie als Charakterdokumente zu erforschen. Goethe, der einstige Mitarbeiter einer in ihrer Art epochemachenden Physiognomie, wendete als Sammler sich späterhin auch dem Autogramm und mit ihm der Graphologie zu, Darin beispielgebend, daß er Plan und Ordnung für seinen Handschriftenbesitz wünschte; die Persönlichkeitswerte, die in diesem Besitz aufgespeichert waren, wissenschaftlich sich zu begründen mühte. Benützte er doch nicht allein seinen Briefaustausch zur methodischen und systematischen Ergänzung seiner Bestände, sondern ließ auch die erste gedruckte Autogrammdesiderataliste ausgehen. So war allmählich zu dem alten archivalischen Interesse an der Handschrift, das zwischen Apograph und Autogramm erhebliche Unterschiede nicht zu machen verstand, weil es ihm hauptsächlich auf den Inhalt, den Stoffgehalt eines Schriftstückes ankam, und zu dem sich eben entwickelnden Interesse der auf das neuere Schrifttum sich ausdehnendend kritischen Philologie, die im Autogramm das literarhistorische Dokument sah, das psychologische Interesse wachgerufen worden, aus dem sich die Handschriftendeutungskunde zu einer Wissenschaft zuerst in Deutschland herausbilden sollte; zu einer Wissenschaft, die sich von der Diplomatik und Paläographie trennte, zugleich dem Autogrammsammeln eine Erweiterung und Vertiefung seiner Zwecke gebend.

Einstweilen freilich trat das anekdotische, das Kuriositätselement stärker hervor. Der ängstlich gehütete Schatz, der die Inedita und die — Indiskretionen barg, wurde den Autograpophilen zur mehr oder minder stillvergnügten Handschriftenlust. Allerdings, die Empfindsamkeit der Liebhaber des achtzehnten Jahrhunderts hatten die des neunzehnten Jahrhunderts kaum noch; sie lernten mit Liebhaberwerten rechnen und sie registrieren. Der Abschluß der klassischen deutschen Literaturepoche ließ mit dem Beispiel der großen Briefsammlungen — das Goethe mit seinem Schillerwerk auf die literaturpsychologische Ausbeutung von in einem inneren Zusammenhang stehenden Autogrammreihen gelenkt hatte — ein Arbeitsgebiet der Forschung erschließen, das bisher in diesem neuen Sinne kaum beachtet gewesen war. Denn die antiken Briefsammlungen und nach ihrem Muster die der Renaissance waren als Literaturwerke angelegt und ausgeführt gewesen; die Gelehrtenbriefwechsel des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren Materialsammlungen; die schöngeistigen, die im achtzehnten Jahrhundert im Druck Verbreitung suchten, vorwiegend Memoiren gewesen. Nun kam zu alledem das Autogramm als document humain hinzu, dessen sich die Sammler, je nachdem sie es auffaßten, zu bemächtigen suchten. Die Sammlungsverfahren verfeinerten sich, der Überblick über die Handschriftenmasse und ihren Wert für den jeweiligen Sammlungszweck wurde deutlicher. Aber keineswegs beschränkte man sich auf das literarhistorische; auf den Reliquienkult, den man den Schrifturkunden der Vergangenheit zuwendete. Die Autogrammsammler verachteten auch die Gegenwart, die berühmten Zeitgenossen, nicht; und dabei entstanden dann neben den literarhistorischen politische Privatarchive, die, ähnlich wie schon einige Sammlungen des siebzehnten Jahrhunderts, Akten aus Sammelmappen bildeten, und die bisweilen den Geheimfächern alter Diplomatenschreibtische vergleichbar wurden.

Der geschäftige K. A. Varnhagen von Ense [1785—1858] darf gerade deshalb unter den älteren deutschen Autogramsammlern des neunzehnten Jahrhunderts nicht vergessen werden, weil er klug derartig verschiedene Sammelrichtungen vielseitig auf die eigene

Persönlichkeit zu beziehen wußte; hierbei ebenso darauf bedacht, den Ausbau der Sammlung durch eine geschickte Sammeltechnik zu fördern wie seine Sammlung für die mannigfachsten Zwecke auszubeuten.

Julius Rodenberg, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau", hat als junger Student bei Varnhagen verkehrt. Den berühmten Bewohner jenes Hauses in der Mauerstraße 35 — es wurde 1913 niedergerissen, um einem Neubau der ‚Deutschen Bank' Platz zu machen — das die französische Straße hinuntersah, zeichnete er später in seinen „Bildern aus dem Berliner Leben", die auch die nächste Umwelt eines von der Vergangenheit zehrenden, fast schon Verstorbenen, schilderten: „Wie gut kenne ich noch das Eckfenster im ersten Stock und welch eine glänzende Reihe von Berühmtheiten ging dort an den Blicken des jungen Studenten vorüber. Berühmtheiten der Literatur, Berühmtheiten der Gesellschaft; denn alle, von den Tagen der Romantik bis zu denen des „Atta Troll", waren einmal durch diesen Salon gewandelt und hatten ihm einen Parfüm der Vergangenheit zurückgelassen, Etwas, das nach Staub und welken Blumen roch, wie ein altes Buch, das man aufschlägt. Aber wie berauschend war dieser Duft für uns, die heraufkommende Generation, und wie schwer wird es uns jetzt noch, in einer unterdeß so realistisch gewordenen Welt, anders als mit Pietät an diese Letzten einer Periode zu denken, in welcher die Romantik noch nicht tot war, was man auch sagen mochte, sondern dem Throne selber, der Politik, den Angreifern wie den Angegriffenen, der liberalen Opposition und sogar den radikalen Freiheitsbestrebungen ihren schillernden Mantel umwarf. Klug und praktisch sind wir erst viel später geworden, unser äußeres Leben reicher, unser inneres ärmer; jene Zeit aber war durchaus künstlerisch, durchaus literarisch oder belletristisch gestimmt; und ein Abschiedsglanz derselben fiel auf diesen altmodischen, an den Anfang des Jahrhunderts erinnernden Salon, in welchem ich noch einige von den Alten sah — ihn vor allen anderen, den schönen Greis mit dem Silberhaar, dem eisernen Kreuz auf der Brust und „demselben feinen Lächeln", welches Heine schon bezaubert hatte, hinter welchem sich aber etwas Scharfes und Ironi-

sches verbarg. Tages über hielt er sich in seinem, an den Salon stoßenden, hohen und geräumigen Kabinett, zu welchem nur Wenige Zutritt hatten. Hier, an seinem Arbeitstisch, in der Mitte des Zimmers, saß er, jahrelang, horchend auf das Geräusch der Welt, die vertraulichen Worte seiner Freunde aufzeichnend, ihre kleinsten Billetts registrierend und über Personen und Zustände harte Dinge niederschreibend in einer zierlichen Handschrift und dem Geheimratsstil Goethes. Die Wände waren ganz mit Büchern bedeckt, darunter zahlreiche Schachteln und Schächtelchen, sorgfältig etikettiert und nach dem Alphabet geordnet. Aus ihnen sind, nach seinem Tode, jene „Impietäten" ans Licht gekommen, welche vorübergehend einen Schatten auf die große Gestalt Alexanders von Humboldt warfen und den Ruhm Varnhagens so sehr getrübt haben, daß man immer noch seinen Namen nur mit einer gewissen Reserve nennt. Aber wenn wir gerecht sein wollen und die damaligen Verhältnisse bedenken, die politischen allgemeinen und seine besonderen, persönlichen, so werden wir sagen: dieser Mann hat, zur Zeit von Preußens tiefster Erniedrigung, zu der Zahl derer gehört, welche den Umschwung und Aufschwung vorbereiten halfen; er hat als Soldat in den Befreiungskriegen und als Diplomat in den Staatsgeschäften seine Dienste geleistet — und wie hat man ihm gedankt? Mag Gereiztheit ihm die Feder geführt und Bitterkeit sie getränkt haben — er hat niemals ein Wort geschrieben, in welchem seine Liebe zu Vaterland und Freiheit, oder seine Hoffnung auf die Zukunft sich verleugnet; und in meinem Herzen wird die Erinnerung daran leben, wie freundlich, teilnahmsvoll und hilfreich er gegen die Jugend war. — In den Salon kam er nur zu den berühmten Cafés seiner Nichte, Ludmilla Assing, welche dem Onkel das Haus führte, und bei großen Empfängen."

Goethe und Varnhagen, die deutsche Handschriftenliebhaberei der Klassik und Romantik vertretend, waren auf diesem ihrem Sammelgebiete noch im Bereiche der persönlichen Beziehungen geblieben oder doch von ihnen ausgegangen. Diese mußten zurücktreten, je weiter über Raum und Zeit sich die Autogrammkollektionen erstreckten, deren Einrichtung nach biographisch-chronologischen

Prinzipien zu einer Einfügung des lebensgeschichtlichen in das weltpolitische wurde; zu einer historischen Systematik. Und damit wiederum, obschon jetzt die kultur- und literarhistorischen und nicht die politischen Gesichtspunkte vorwiegend wurden, die die archivalischen Formen des Sammelns zurückbrachten; die es äußerlich von den bibliothekarischen trennten. Was trotzdem Autograpophilie und Bibliophilie einte, war die Gemeinsamkeit ihres Strebens, erhaltenswertes zu erhalten; ihr Empfinden für die Werte der Pietät und Tradition. Das Goethe in einem Verschen verteidigte, mit dem er die Rückgabe eines von ihm ausgebesserten Handschreibens Friedrichs des Großen begleitete:

Das Blatt, wo seine Hand geruht,
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Preis ihm, dem großen Toten!

IX. BIBLIOMANEN

Bibliomanie ist die Kehrseite der Bibliophilie. In den allmählichen Abstufungen einer Bibliofolie wird der Bibliomane aus dem Bibliophilen. Wer will entscheiden, wo der gute Buchfreund aufhört, sich in den schlechten verwandelnd. Das ist eine Frage der Moral. Und wer will die genauen Grenzlinien ziehen zwischen dem dummen und dem klugen Sammler; zwischen Wahnwitz und Weisheit; zwischen der Büchertollheit ungestümer Sammler und der Bücherwut krankhafter Veranlagung; zwischen Leidenschaft und Liebe. Mit einiger Bestimmtheit läßt sich nicht einmal das Bücherraubkapitel umgrenzen, wenn die Kriegsbeutezüge und Wiedergutmachungen ebenfalls in ihm erörtert werden sollen.

Die „Büchlinge" hat man sich gewöhnt als Bibliophilen, die ihre Bücher nur nach deren inneren Wert schätzen, und als Bibliomanen, die mehr die glänzende äußere Hülle wie den inneren Gehalt der Bücher lieben, zu unterscheiden. Das mag, vielleicht, ein Werturteil sein; die Grenzlinie zwischen Manie und Passion läßt es nicht auffinden. Man muß schon der heiteren Selbstironie Charles Nodiers zustimmen: Der Bibliophile wählt seine Bücher aus, der Bibliomane häuft sie an.* Der Bibliophile fügt sorgsam bedächtig einen Band zu dem anderen, nachdem er ihn mit allen Sinnen und ganzem Verstande durchforscht hat; der Bibliomane packt Bände auf Bände, ohne ihnen auch nur einen Blick zu gönnen. Der Bibliophile wertet das Buch, der Bibliomane wägt und mißt es. — Der Bibliophile rechnet nach Millimetern und der Bibliomane nach Metern . . . vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. — Mancher nach der Art seiner Bücherliebhabereien und Sammlerseltsamkeiten als Büchernarr auszudeutender Mann ist ein erfolgreicher Forscher und geistreicher Gelehrter gewesen; mancher anscheinend bedachte Buchfreund ein Büchernarr, der sich spielerisch vergnügte. Da wird es schwer, den Bibliomanen- und den Bibliophilencharakter auszudeuten; den Buchgenießer vom Buchnutzer zu trennen; den Bibliophilen, als den Leser von dem Biblioskopen, der seine Bücher nur durchsieht; den Bibliothekar und seine Buchpflege von dem book-

* Abb. 328

hunter, der Sammelsport treibt. Das alles sind fein auf den Gegensatz hin ausgedachte Unterscheidungen. Mehr nicht. Denn Bibliomanen und Bibliophilen müßten sehr naive Wesen sein, um sich auf so einfache Formeln bringen zu lassen und sie sind das in Wirklichkeit ganz und gar nicht.

Das Begehren des Besitzes eines bestimmten Buches kann Bücherliebe sein, Begehren eines geschätzten Stückes. Aber es kann auch der ruhigsten Überlegung entspringen, ganz unpersönlich wissenschaftlich bleiben, wofern es lediglich zur Lösung eines Sammlungszweckes wird. Es läßt sich nicht einmal sagen, daß da, wo das Büchersammeln ein Selbstzweck wurde, die Büchernarrheit augenscheinlich wird. Es sei denn, daß man überall, wo die Sammlung nur als Vorstufe, Ziel einer anderen, höheren Aufgabe dient, diese ihre Selbstverständlichkeit verkennen will. Das Bücherverlangen ist aber gewiß dann eine Ausartung in die Bücherwut, wenn es zu einem Aufhäufen ohne Ordnung und Plan, zu einem Aufraffen ohne Sinn und Ziel wird. Aus einer derartigen Sammelsucht, aus einer solchen Entartung des Sammeltriebes können Bibliomanen aus Bibliophilen werden, wofern diese Bibliomanen überhaupt jemals Bibliophilen waren. Für sie ist das meistgenannte Beispiel jener Antoine Marie Henri Boulard [1754—1825], ein Pariser, der 1782 seinem Vater im Notariatsamte gefolgt war, der später Maire und 1803 in den Corps législatif berufen wurde, ein auch sonst durch Ehrenämter ausgezeichneter und seines Gemeinsinnes wegen geschätzter Mann, dazu ein ausgezeichneter Gelehrter, ein hervorragender Sprachkenner. Aber als er 1808 sein Amt seinem Sohn überließ, verwandelte er sich in einen Bibliomanen, dessen ausschließliche Beschäftigung das Bücherkaufen wurde. Der Einfachheit wegen kaufte der Pére Boulard, wie ihn die dankbaren Büchertrödler nannten, die Bändereihen nach dem Maßstabe; überall, wohin er kam, erwarb er Bücher, deren unausgepackte Ballen schließlich fünf Häuser in Paris füllten. Die 600000 bis 800000 Bände, die er hinterließ, sind teilweise als altes Papier, teilweise durch die Boulardauktionen der Jahre 1828 bis 1833 wieder zerstreut worden, die eine empfindliche Störung des Pariser Altbüchermarktes hervorriefen und deshalb

in der Geschichte der Bücherliebhaberei unvergessen blieben. Aber Boulard war harmlos, ehrlich erwarb er seine Bücher. Wenn wir von der Bibliomanie reden, verstehen wir lieber darunter jene mißgeleiteten Äußerungen aus dem Bereiche der Bibliophilie, die ihren ethischen Vorzug, die der Allgemeinheit nützende Buchpflege, in sein Gegenteil kehrt. Der Biblioklast, der Bücher, um irgendeinem Sammlervergüngen zu fröhnen, zerstört; der Bibliotaph, der seinen Bücherschatz, der ihm selbst nichts nützt, verheimlicht, sind Buchfeinde aus der Gesinnung des Buchfreundes. Fast immer jedoch fehlt diese Gesinnung den zumeist angeführten Bibliomanen, den Bücherdieben.

Angefangen mit den Buchentleihern, die die Bücher unterschlagen, weil sie das Zurückgeben vergessen [„Es ist eigentümlich, daß die Menschen lieber die geliehenen Bücher behalten als ihren Inhalt," vermerkte K. J. Weber] und den Buchentleihern, die ihre Sammlung solcherart systematisch bereichern [„Bücherstehlen ist kein Diebstahl, sofern man sie nur nachher nicht weiter verkauft," verkündete Tallemant des Réaux], bis zu den Bücherdieben aus Bücherleidenschaft und den Bücherdieben aus Gewinnsucht, die das erbeutete so rasch und gut als möglich verkaufen, ließen sich lange Unehrenlisten aufstellen, die weit in das Altertum und die Buchhandschriftenzeit zurückreichen. Früher war es die mangelhafte Aufsicht und schlechte Verwaltung der allgemeinerem Gebrauche geöffneten Sammlungen, die das Stehlen erleichterten; aber auch heute noch sind die Gelegenheiten mitunter günstig und die hohen Liebhaberwerte reizen, sie auszunutzen. Indessen mit der Bibliomanie haben heute und hatten in vergangenen Zeiten alle diese mehr oder minder bekannt gewordenen Raubzüge nichts zu tun. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von ähnlichen Delikten, nur daß Bücher ihre Gegenstände sind. Wie ja auch die Betrüger und Fälscher, die ihre Buchware an den Dummen zu bringen wissen, nicht als Bibliomanen angesehen zu werden pflegen. In der Art der Bücherdiebstähle hat sich manches in den Jahrhunderten geändert. Die flacianischen Messer, so genannt nach dem 1575 in Frankfurt a. M. gestorbenen lutherischen Polemiker Matthias Flacius, versuchen

nicht mehr, aus den Initialen kostbarer Kodizes den Gewinn des Goldes zu ziehen. Immerhin auch früher ist oft die Ehr- und nicht die Habsucht die Veranlassung der Übeltaten gewesen, die in den gelehrten Streitschriften mit Recht oder Unrecht zu einem Vorwurf erhoben wurden. Der eine fälschte oder unterschlug oder verschaffte sich sonst auf unredliche Weise Urkunden, um damit geldwerte Vorteile zu gewinnen; der andere, um literarischen Ehrgeiz sich zu erfüllen; der dritte, selbstlos für sich, um einem politischen oder sonstigen Ideal Anerkennung zu verschaffen, Bild und Schrift als Dienerin des Vertrauens und der Wahrheit mißbrauchend.

Etwas anderes ist es schon, wenn die Bibliophilenmaske dergleichen Untaten verhüllt, wenn Buchgelehrsamkeit und Bücherliebhaberei dem Pseudobibliophilen zum Schutz und Vorwand dienen sollen, wenn die Büchersammlung ihm zur Raubritterburg wird. Da tauchen dann in der Geschichte des Büchersammelwesens die abenteuernden Buchfreunde auf; die seltsamen Bibliophiliespekulanten in ihren sonderbarsten Verkleidungen.

Für die Unternehmungen des Gaunertums in der Gelehrsamkeit gaben von jeher Büchereien den selbstverständlichen Rahmen. Sei es, daß man bei der Ergänzung seines literarischen Apparates mit Hilfe eines ausgedehnten Briefwechsels sich wertvolles Material zu verschaffen wußte, um dann den Empfang abzuleugnen und es unter seinem Namen zu veröffentlichen, sei es, daß man in den zum Verkauf gestellten Büchereien sorgfältig den literarischen Nachlaß des Vorbesitzers zu gleichem Zwecke durchsah und an sich brachte. Das alles fällt mit den in früheren Jahrhunderten unsicheren urheberrechtlichen Verhältnissen zusammen. Daneben gab es dann die Gruppe der literarischen Fälscher, die bald eigene Werke unter fremden Namen herausgaben, bald sich damit begnügten, Bücherzitate anzubringen, die sich auf nicht vorhandene Werke bezogen. In allen solchen Schlichen wohlbewandert waren die reisenden gelehrten Gauner, die bisweilen weltberüchtigt wurden. Sie betrieben als Nebengewerbe den Diebstahl wertvoller Bücher, mit denen sie einen weitreichenden Handel hatten, den mancher Büchersammler gern duldete, und die sogar, von ihrer Gelehrsamkeit unter-

stützt, ausgedehnte planvolle Raubzüge in den ihnen geöffneten Büchereien unternahmen, um ihnen zuteil gewordene literarische Kommissionen zu erledigen. Gegen diese Art von Bibliophilie war die Bibliotaphie das wirksamste Schutzmittel, das sich entschuldigen ließ als die einzige Waffe, die gegen die Buchfeinde wirkte.

Daß in der großen Zeit des Abenteurertums, das mit der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts unterging, um im modernen Glücksritter- und Hochstaplertum eine weniger glanzvolle Fortsetzung zu finden, gelegentlich auch bibliophile Requisiten in den kraft genialischen Tragikomödien Verwendung fanden, dafür gibt es mannigfache Beispiele, z. B. in Casanovas Lebenserinnerungen, von denen eins hier seinen Platz finden mag. Der 1810 gestorbene Chevalier d'Eon — durch den Willen des Königs chevalière — war 1791 in London, ohne Amt und Mittel, zu dem heroischen Entschluß gelangt, seiner Bücherei, die er sich zur Erholung von den vielfachen Aufregungen, die ihm seine Wechselrolle als Mann und Weib verursachte, gesammelt hatte, zu entsagen. Er beauftragte deshalb seinen Freund Christie mit ihrem Verkauf, der mit ihm dies Verzeichnis der zur Versteigerung kommenden Schätze herausgab: Katalog der seltenen Bücher und kostbaren Handschriften der Chevalière d'Eon, ehemals bevollmächtigter französischer Gesandter in England . . ., der England verläßt, um nach Frankreich zurückzukehren, enthaltend eine große Anzahl alter sowie neuer Handschriften, eine wertvolle Sammlung von Wörterbüchern und von französischen, griechischen, lateinischen, englischen Druckwerken, auch von orientalischen Schriften, die sie selbst auf ihren Reisen gesammelt hat. Öffentlicher Verkauf . . . zu gleicher Zeit ihrer Büchereimöbel in Acajouholz, ihrer Griffelkunstblätter, ihrer Degen, ihres Mobiliars, ihrer Kunstobjekte, Edelsteine, wie überhaupt ihrer ganzen Garderobe als Dragonerkapitän und französische Modedame. NB. Herr Christie macht bekannt, daß der Name der Chevalière d'Eon mit eigener Hand auf der ersten Seite eines jeden ihrer Bücher eingetragen ist, und daß die Vorrede des Kataloges eine interessante Schilderung der sehr eigenartigen Position der Mlle. d'Eon enthält... Dieses verlockende, für einen Schilling verkaufte Verzeichnis hatte

den gewünschten Erfolg: die Bücherei wurde nicht verkauft, aber eine bei dem Bankier Hammersley eingeleitete öffentliche Sammlung brachte dem Chevalier 465 Pfund Sterling ein, der sich beeilte, den größten Teil der Summe der Bibliophilie dankend zu opfern: 1792 kaufte er die von Mead und Douglas zusammengebrachte Kollektion von 500 Ausgaben des Horaz, deren Verzeichnis er redigiert hatte, bei Christie für 100 Pfund. Indessen zwang den Chevalier seine mißliche Lage, einen Teil seiner Bücherei am 24. Mai 1793 wirklich durch Christie versteigern zu lassen, während der Rest mit den 500 Ausgaben des Horaz erst am 19. Februar 1813 unter den Hammer kam und 313 Pfund löste. Die Bücherliebhaberei des Chevalier war echt; er gehörte mehr zu jenen Buchfreunden, deren Büchersammlungen in ihren merkwürdigen Lebensschicksalen derentwegen auch merkwürdig wurden, als daß sie schon an und für sich dazu angelegt gewesen sind, als Hebel einer abenteuerlichen Lebensgestaltung zu wirken.

Der abenteuernde Büchersammler hat ein Mittel für seine Zwecke in der Büchersammlung selbst gefunden, die er für die Ausführung seiner Pläne sich einrichtete. Achtung, Angst, Bewunderung nötigte schon vordem die große Büchersammlung Ungebildeten und Ungelehrten ab. Im achtzehnten Jahrhundert hatte sie ihren Platz in dem Zauberapparat, den die Cagliostro und Saint-Germain und alle die andern brauchten, um als Geheimordenmeister und Magier sich zu zeigen. Da wurde der Eintritt in den geheiligten Raum für den Eingeweihten eine Gunst. Immerhin, diese Bibliothekdekoration blieb auch weiterhin ein Mitel zum Zweck, sie konnte im Zimmer eines Arztes oder eines Notars stehen, um einen Beweis der Gelehrsamkeit ihres Besitzers zu geben. Deshalb war denn doch ein griechischer Schwindler, Herr Demeter Rhodocanakis [1840—1902] in der Benutzung der Bibliophilen-Maske sehr viel geschickter. Sie deckte seinen Fürstentitel. In dem Viertelhunder seiner Pracht- und Privatdrucke, die er zur Grundlegung seiner Familiengeschichte herausgab und in denen er nirgends vorhandene Werke zitierte, gab er sich das Ansehen eines emsigen Bücherforschers, der in alten Drucken und Handschriften seiner historischen Studien wegen herumstöberte.

Auf den Prachtbänden seiner Bibliothek, über die er zu verbreiten verstand, daß sie Zehntausende Bände berge, obschon ihre Londoner Versteigerung nur 1877 Lose aufzählte, erglänzte das kaiserliche Wappen. Und er wußte die Bücher, die er sich zusammenholte, klug auszuwählen; nach dem geschichtlichen Wert, den sie für ihn hatten, alte echte Provenienzexemplare an eine solche Stelle zu rücken, an der sie seines Namens Ruhm zu preisen schienen. Ein Bibliophilenzug ist in dem Bildnisse des nicht gerade verehrungswürdigen Mannes trotzdem unverkennbar und einen Bibliophilenzug weist auch das Porträt des berühmtesten aller Bücherdiebe auf, von dem man nicht sagen kann, ob ihn die Bücherliebhaberei zu seinen Untaten verführte oder ob er ihren Deckmantel lediglich umlegte, um unter ihm seine ‚Geschäfte' zu verhüllen; ob er die Gelegenheit gesucht hat, in einer ersten Bibliothekarstelle Bücher zu stehlen oder ob ihn diese Gelegenheit erst verführte. Jedenfalls, er war, soweit die Begeisterung für das Buch, die Geschicklichkeiten und Kenntnisse des Sammlers etwas gelten, ein Büchersammler hohen Ranges und wenn er die Büchersammlung, die er sich schuf, nicht zu Geld gemacht hätte, müßte er als Bücherdieb aus Bücherleidenschaft gelten. Guglielmo Bruto Icilio Timoleone, conte Libri Carrucci della Sommaia, der, einem alten Adelsgeschlechte entstammend, 1803 zu Florenz geboren war, wurde schon mit siebzehn Jahren Lizentiat der Rechte und Doktor der Naturwissenschaften, mit zwanzig Jahren Professor der Mathematik in Pisa, nachdem eine Anzahl frühreifer wissenschatflicher Abhandlungen ihm rasch einen angesehenen Namen unter den Gelehrten seiner Heimat gesichert hatten. Aus politischen Gründen diese verlassend und nach Paris übersiedelnd, war er hier seit 1832 Professor der Mathematik am Collège de France, wurde Mitglied des Instituts, Ritter der Ehrenlegion, Herausgeber des Journal des Savants, Inspektor des öffentlichen Unterrichtswesens. Bei den Altbuch- und Handschriftenhändlern, auf den Versteigerungen war er einer der angesehensten, bestzahlendsten Käufer. Gelegentlich der Studien zu seinem wissenschaftlichen Hauptwerke, der Geschichte der mathematischen Wissenschaften in Italien, ein ausgezeichneter Bibliotheken-, Bücher- und

Handschriftenkenner geworden, verdankte er seine 1841 erfolgte Berufung zum Schriftführer der amtlichen Kommission für die Inventarisierung der in den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs vorhandenen Handschriften seinen unverkennbaren bibliographischen Verdiensten. Diese amtliche Stellung machte es nun Libri möglich, alle von ihm gewünschten Handschriften und Druckwerke in seinen Besitz zu bringen, ohne daß hinsichtlich der Rückgabe eine besondere Kontrolle ausgeübt werden konnte. Dazu kamen die damaligen verwirrten politischen Verhältnisse, denen es Libri verdankte, daß die sich mehr und mehr gegen ihn anhäufenden Anschuldigungen der Bibliotheksbeamten und anderer keinen Erfolg hatten. So läßt sich heute schwer feststellen, wann Libri seine systematischen Bücherdiebstähle in den Pariser und vor allem in den französischen Provinzbibliotheken anfing und wieviel kostbare Handschriften und Druckwerke er einzeln oder in kleinen Sammlungen unter der Hand verkauft hat. Die Sicherheit, mit der Libri bis dahin die Rolle eines besonders erfolgreichen Sammlers gespielt hatte, verführte ihn dazu, ein größeres Geschäft zu wagen; der angeblich Sammelmüde verhandelte 1847 über den Verkauf seiner großen Handschriftensammlung mit dem British Museum in London und der Bibliothek in Turin, bis sie schließlich Lord Asburnham erwarb. Im gleichen Jahre ließ Libri auch in Paris Teile seiner Büchersammlung versteigern. Da in vielen der verkauften Bände aber die Stempel der französischen öffentlichen Bibliotheken nur nachlässig entfernt waren, konnten auch die französischen Behörden nicht mehr an den Ergebnissen der amtlichen Tätigkeit Libris zweifeln. Am 4. Februar 1848 wurde gegen den nach England Geflüchteten die Anklage erhoben. Von London aus, wohin Libri einen großen Teil seines Bücherschatzes mitgenommen hatte, begann er nun jene Polemik, die die Affäre Libri verwirrte und viele seiner alten Freunde weiter an ihn glauben ließ. Er konnte ja beweisen, daß er viele Bücher gekauft habe und unter diesen auch solche, die aus öffentlichen Bibliotheken während der Revolutionsjahre in den Handel gekommen waren. Aber er hatte bei seiner eiligen Flucht große Teile der ihm zur Prüfung abgeforderten Bestände in Paris zurücklassen

müssen und einen Teil dieser Handschriften und Drucke bereits in seiner Werkstatt, in der ein italienischer Buchbinder die alten französischen Bände zu alten italienischen umarbeiten und ein Handschriftenfälscher, Folk, mißleitende Ursprungsvermerke anbringen mußte, verarbeitet und für den Verkauf fertig gemacht. Freilich ließ sich, da ein Teil der Bibliotheken des Katalogsmangels wegen gar nicht nachweisen konnte, was zu ihrem Besitze gehörte, schwer feststellen, wie umfangreich Libris Diebstähle gewesen waren. Das Seinegericht verurteilte ihn 1850 in contumaciam zu zehn Jahren Zwangsarbeit. Selbstverständlich verlor Libri mit diesem Urteile auch alle seine amtlichen Stellungen und Würden. Indessen nahm der inzwischen in England naturalisierte Libri das Urteil nicht ruhig hin; erst 1861 lehnte das Gericht das von Libri beantragte Wiederaufnahmeverfahren endgültig ab und erledigte damit einen Fall, der über ein Jahrzehnt heiß umstritten gewesen war. Libri ging in seine Heimat zurück, er starb 1869 in Fiesole. Während seines Aufenthaltes in London [1850—68] ließ er noch 16 oder 17 anonyme Auktionen [durch Puttick & Simpson] und einige größere benannte [durch Sotheby] veranstalten; Wagenladungen von Büchern, „Libri Carrucci", auf den Markt bringend, deren Provenienz ein geheimnisvolles Dunkel umgab. Viele Werke aus diesen berühmten Libriauktionen haben später ihre Besitzer zu hohen Preisen gewechselt, obwohl Libri im Interesse des Geschäftes vielfach die Verfälschung von Büchern zu einer Spezialität ausgebildet, zahlreiche „unbekannte Ausgaben" aus mehreren Ausgaben eines Werkes zusammengestellt und sogar manche neue Provenienz geschaffen hatte. Neben der Gestalt Libris, die zur Inkarnation des Diebes und Fälschers wurde, den die Bücherliebhaberei führte oder verführte, erscheinen die beiden Mörder und Räuber aus Bücherwut, die seine Zeitgenossen waren, armselig; obschon man den deutschen Pfarrer Tinius und den spanischen Mönch Don Vincente als die Bibliomanenungeheuer anzusehen sich gewöhnt hat.

Johann Georg Tinius, 1764 im Flecken Stanko in der Niederlausitz auf einer preußischen Domäne als der Sohn eines armen Schäfers geboren, aber dank seiner ungewöhnlichen Begabung von

vielen gefördert, besuchte wie es seine Autobiographie schildert, die Universität Wittenberg und wurde 1798 Pfarrer zu Heinrichs in Thüringen, 1809 in Poserna bei Weißenfels. Über den menschenscheuen Mann, der zweimal verheiratet war, vier Kinder hatte und ein musterhaftes Familienleben führte, waren bis zum 4. März 1813 nur günstige Urteile zu hören gewesen: als er an diesem Tage mit Genehmigung des Konsistoriums verhaftet wurde, war er durch einen Magister St. in B. schon am 17. Februar 1813 von den gegen ihn erhobenen Anschuldigungen und den Maßnahmen der Gerichtsbehörden in Kenntnis gesetzt worden, ohne daß er die Beweisstücke, die ihn später eines Raubmordes und Raubmordversuches überführten, beseitigt hätte. Am 28. Januar 1812 um 10 Uhr vormittags war ein wohlhabender Leipziger Kaufmann Schmidt, der in der Grimmaischen Gasse wohnte, von einem Fremden, der den alten Herrn zu einer geschätflichen Unterredung aufgesucht hatte, durch eine ihm angebotene Prise betäubt und dann so schwer am Kopfe verletzt worden, daß er am 6. April starb. Der Mörder hatte 3000 Taler in Obligationen erbeutet, die er noch am selben Vormittage in einem Bankgeschäfte umwechselte, wobei er ruhig über eine halbe Stunde im Kontor blieb; ja sogar noch einmal zurückkehrte, um sich über den Verkauf eine Quittung ausstellen zu lassen. Die Nachforschungen nach dem Verbrecher blieben damals vergeblich. Am 8. Februar 1813 wurde Leipzig wieder durch die Kunde eines gleichen Verbrechens erschreckt: die Witwe Kunhardt war bei Überreichung eines Bittbriefes überfallen worden, sie erlag schon am 10. Februar ihren schweren Verletzungen, die denen Schmidts glichen. Die Absicht der Raubes hatte diesmal Tinius nicht verwirklichen können: er war während der Tat gestört worden und hatte flüchtend auf der Treppe die Magd seines Opfers, die er von früher kannte, angesprochen. Die Untersuchung führte im März 1814 zur Eröffnung des Kriminalprozesses, aber erst 1823 kam es zur entscheidenden Verurteilung, da viele formale Schwierigkeiten — Poserna war damals gerade preußisch geworden, und Verdunkelungsversuche durch Tinius, der Zeugen brieflich zum Meineide verleiten wollte, und immer neue gegen ihn erhobene Beschuldigungen — wie diese, daß

er verschiedene Male in Postkutschen ähnliche Überfälle durch Anbieten seines betäubenden Schnupftabaks eingeleitet habe — die Untersuchung erschwerten. Auf die Beziehung des Pfarrers von Poserna zum Morde des Kaufmanns Schmidt war das Gericht erst durch Briefe des Mörders aufmerksam geworden; daneben hatte sich ergeben, daß er auch Kirchengelder unterschlagen hatte. Das endgültige Urteil lautete auf zwölf Jahre Zuchthaus, eine milde Erkenntnis, die wohl lediglich durch das stete Leugnen des Tinius und manche Lücken im Indizienbeweis veranlaßt war. Schon am 31. März 1814 war Tinius öffentlich in der Nikolaikirche zu Leipzig durch den Superintendenten Rosenmüller feierlich seines Amtes entkleidet worden. Die Rede bei der Amtsentsetzung erwähnte ausdrücklich, daß Tinius durch seine Büchersucht zu Ausgaben veranlaßt worden wäre, die seine Einnahmen bei weitem überstiegen hätten. [Die Bücherei des Verbrechers, rund 17000 Bände, kam am 5. November 1821 in Leipzig zur gerichtlichen Versteigerung.] Tinius selbst hat seine Verbrechen niemals eingestanden, ruhig und ohne Reue hat er seine Strafe verbüßt, in seinen Mußestunden eine Untersuchung über die Offenbarung Johannis schreibend. [Seine stupende Gelehrsamkeit, die vielfach bezeugt wird, gab Anlaß zu der Legende, daß er im Gefängnis aus dem Gedächtnis ein hebräisches Lexikon verfaßt hätte.] Als er 1835, als angehender Siebziger, die Freiheit wieder erlangte, sah er sich von allen gemieden. Seine Familie hatte sich von ihm losgesagt, seine frühere Gemeinde setzte zu seinem Lebensunterhalt nur 25 Taler jährlich aus. So fristete er bis zu seinem Tode ein ruheloses Wanderleben. 1846 starb er in dem Kirchdorfe Graebensdorf bei Königswusterhausen, wo er seit 1840 lebte. Oft und viel bedauerte er den Verlust seiner Bücherei, wie er auch unbefangen von seinem Prozesse redete. Jedenfalls sind manche Widersprüche dieses Prozesses noch nicht gelöst, die vielleicht mehr Klarheit über den Charakter des Mannes geben könnten, der nicht als Bibliophile sondern als Märtyrer sich verteidigte; wie er denn in einem Briefe aus Zeitz vom 2. Januar 1841 schrieb: „Welche Wege der Prüfung ich gemacht habe, wird die in diesem Jahre noch erscheinende Ge-

schichte meines Krimialprozesses offenbaren. Seit sechs Jahren lebe ich hier in Zeitz kümmerlich von der Schriftstellerei, wobei die Buchhändler die Körner und ich die Spreu bekomme; denn die mir im hiesigen Landarmenhause angewiesene Versorgung kann ich, ohne bald jenseits versorgt zu werden, nicht annehmen." Eine Briefstelle, die insofern interessiert, als sie auch auf die noch nicht hinreichend bekannte spätere schriftstellerische Tätigkeit des Tinius verweist, den einen Bibliomanen zu nennen in jedem Falle seiner Schuld oder Unschuld kein Anlaß vorliegt. Denn er beging seine Verbrechen nicht der Bücher, sondern des Geldes wegen, um sich aus seinen Zahlungsschwierigkeiten zu befreien.

Der Bibliomane, der der Bücher wegen mordete, war ein Wahnsinniger, ihn mag man als das Schreckbild der Bücherwut zeichnen: Don Vincente, Padre im Kloster Poblet bei Tarragona. Als die reiche Klosterbücherei, das Geschenk eines der letzten Könige von Aragonien, während der Regentschaft der Königin Christine von Bourbon geplündert wurde, hatte Don Vincente die Gelegenheit benutzt, für sich zahlreiche Bücher zu gewinnen, indem er den Plündernden andere Schätze verriet, die mehr nach ihrem Sinne waren. Mit seinem Raube wurde er Buchhändler in Barcelona, freilich ein Antiquar eigener Art. Niemals Bücher lesend, fand sein bibliomanischer Geist den Inhalt seines Lebens darin, auf der Außenseite der Bände umherzuirren. Während er geringe Ausgaben verkaufte, um kümmerlich sein Leben zu fristen, trennte er sich niemals von seinen Bücherkostbarkeiten. Ein paarmal zwang ihn die Not dazu. Um wieder in den Besitz des notgedrungen verkauften Exemplars zu gelangen, schreckte er vor keinem Gewaltmittel zurück; auch einige Morde aus diesem Motive gestand er in der Gerichtsverhandlung ein, die ihn wegen seiner letzten Schreckenstat unschädlich machte. Man hatte um die Mitte des Jahres 1836 die hinterlassene Büchersammlung eines Advokaten versteigert, die auch den als Unikum angesehenen Druck des Lamberto Palmart: Furs e ordinacions fetes par los gloriosos reys de Aragon als regnicols del regne de Valencia. Valencia: 1482, enthielt. Und dieses Buch hatte, Don Vincente, dessen Mittel nicht ausreichten, überbietend, ein alter Buch-

händler und Straßengenosse des Bibliomanen, Augustino Patxot, ersteigert. Nach dem für ihn katastrophalen Ereignisse zeigte Don Vincente bereits im Auktionslokale Symptome des Wahnsinns, die aber damals wohl kaum beachtet wurden. Erst nach einer Woche, in der neun angesehene Männer ermordet, aber nicht beraubt worden waren, die, wie man später feststellte, in dieser Woche den Laden Patxots aufgesucht hatten, und nachdem Patxot selbst schon vorher bei einem nächtlichen Brande seines Hauses umgekommen war, erinnerte man sich wieder an Don Vincente. Eine Haussuchung bei ihm, in der er mit großem Stolz dem Corregidor die Ordnung seiner Bibliothek erläuterte, ließ den Untersuchungsrichter durch einen Zufall das listig versteckte, unglückselige Buch entdecken, das die Ursache des Todes von zehn Menschen geworden war. Don Vincente wurde verhaftet und gestand, nachdem eine genauere Untersuchung seiner Bibliothek Beweise für seine früheren Mordtaten geliefert hatte; aber erst, nachdem er die formelle Versicherung erhalten hatte, daß seine Bibliothek nicht zerstreut werden würde. Er erklärte, daß er in der guten Absicht gehandelt habe, unersetzliche Schätze der Wissenschaft zu erhalten und wiederholte mehrmals, daß man mit ihm machen möge, was man wolle; nur dürfe man nicht die Wut über seine Missetaten an den unschuldigen Büchern auslassen. Auch hob er hervor, daß er seinen Opfern, soweit es noch möglich war, die Absolution erteilt hätte, bevor er ihnen die Beute, das von ihm verkaufte wertvolle Buch, entriß. Die Menschen müssen alle früher oder später sterben, meinte er, das sei gleich, aber die guten Bücher müsse man erhalten, denn sie seien der Ruhm Gottes. Der Verteidiger Don Vincentes suchte ihn mit dem Einwande zu retten, daß man einen augenscheinlich Wahnsinnigen nicht zum Tode verurteilen dürfe, da die Indizien nicht ausreichend seien; es gäbe von allen vorgefundenen Büchern mehrere Exemplare, auch von dem angeblichen Unicum befände sich ein zweites Exemplar in einer großen Pariser Bibliothek, wie einer der Zeugen nachweisen könnte. Als diese bibliographische Feststellung unzweifelhaft geworden war, packte Don Vincente die Verzweiflung, der bis dahin Ruhige beklagte bis zu seiner Hinrichtung, er wurde noch

1836 garottiert, laut sein Unglück, indem er wieder und wieder die Worte wiederholte: Mein Exemplar ist kein Unicum, mein Exemplar ist kein Unicum.

Mit dem Bekenntnis der Bibliophilie, die guten Bücher müßten erhalten werden, hat sich der unglückselige Bibliomane loben, nicht verteidigen wollen. Da tritt dann die Grenzlinie zwischen der Bibliophilie und der Bibliomanie am deutlichsten hervor, die sich auf das einfachste erkennen läßt, wenn die Meinung recht hat, der Bibliophile sei der Herr, der Bibliomane der Knecht seiner Bücher. Sie läßt die Buchfreunde und Büchersammler nach Verdienst und Würden messen.

INHALT

